Kritischer Bocksprung

von

Dresden nach Prag;

Ein neues Capriccio

als Gegenstück

des

Katersprunges

Von

Adolf v. Schaden.

Schneeberg 1811

im Verlag bei Chr. Friedr. Müller.

Vorwort.

Berühmte Kunstkenner und sinnige Laien haben mir über die eigenthümliche Form, in welcher der Katersprung von Berlin über Leipzig nach Dresden erschien, viel Verbindliches gesagt.

Ich glaube selbst, daß dieser modus dem einmal herrschenden Zeitgeiste vorzugsweise entsprechen muß, und so habe ich denselben denn auch für gegenwärtigen Bocksprung beibehalten, obwohl die

Form allein keineswegs für die Sache selbst zu sprechen vermag, und sehr richtig billigt einer der größten jetzt lebenden deutschen Dichter jeden beliebigen medium, nur den langweiligen mahnt er zu meiden, und solchen zu wählen, mag der muntere Jokus mich bewahren.

Prag am ersten Tage des Jahres 1822.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Seite

I. Die Leipziger Michaelimesse, eine Schwarzkreide-Skizze. 5

a) Herr R — . — Die Messe — hölzerne ephemere Vorstadt — Panoramas, Guckkasten und Metamorphosen — Wunderbare [illegible] im Freien — Der Grimmaer Ramin — Musikalische Taschenspiele aus Böhmen — [illegible] — Hirschberg und sein Automat — Ypsilantimanie.

b) Herr von Houwald und sein Leuchtthurm — Tereus, König in Thracien — Die Hrn. Genast, Thieme und von Zieten — Die [illegible] und Herr Schmidt — Der Oberon, [illegible] nach Seite — Die Damen Genast und Schirmer — Die Herren Stein, Hellwig und Unzelmann — Herr Riedel, [illegible] Turner Schwenhauptmann im [illegible] und der [illegible] Demagoge, Professor Jahn, zwei Charakterzeichnungen.

Seite

II. Ueber die Sensation, welche der Katerinarma von Berlin über Leipzig nach Dresden in Deutschland erregte, nebst Paragraphen zu demselben. 29

III. Rückblicke nach Dresden, unternommen auf dem alten gothischen Thurme der Metropolitankirche des Hradschins zu Prag. 39

Musik. 51

Theater in der Stadt. 54

Carrikaturen. 58

Ein komisches Schauspieler-Anekdötchen der neuesten Zeit, als Lückenbüßer . . . 62

Fremde und Abentheurer — Interessante Beiträge zu Lord Byrons mystischer Biographie. 66

Gregor Ypsilanti, im October 1821 zu Dresden. 55

Der ästhetische Wiener Hofsenbändler Johannes Langer auf Reisen, oder Wurst wieder Wurst. 57

Die Mörderin aus Schwärmerei, eine Scene aus Dresdens neuester Tagsgeschichte, nebst einem ernsten Worte über die Art der Todesstrafen. . . 61

Straßenpflaster. 66

Nachtwächter. 67

IV. Die bretterne Saloye, alte Dresdner Volkssage, Gegenstück zum Mordgrund. 70

V. Mein Vaterland — der Bocksprung. . 92

Seite

Zweite Abtheilung.

Das k. k. Grenz-Einbruchsamt Peterswald — eine bestätigte Behauptung des Herrn v. Cölln — seltsame aber wahre Anekdote von einem .....schen Major — das Erzgebirg — Töplitz — der unglückliche Stieglitz — Laun — der Herr Doktor Witte 99
Einleitung. 108
Ueber den Böhmen überhaupt. . . . 115
Das königl. Schloß — Prospectus. . . 116
Polizei 120
Kurzgefaßte historische, statistische, topographische und andere Notizen . . . 125
Die Herren Grafen von Kolowrath — Liebsteinski. 133
Der böhmische hohe Adel. 134
Reindeutsch, Kauderwelsch, Böhmisch. . . 135
Böhmische Dörfer. 141
Garnison. 142
Porta et platea scropharum. . . . 146
Lotteriewuth. 148
Straßenbettelei 150
Taback. 151
Frauen und Mädchen 155
Briefporto. 157
Aerzte — Homäopathie — Feldstabsarzt Dr. Marenzeller. 158
Die Prager Sidonia. 161
Kirchen — Klerisei — Metropolitankirche. . 166
Jesuiten — Redempteren. 168
Toleranz. 171

Seite

Albrecht von Waldstein, Herzog zu Friedland Pallast. . . . . . [illegible]
Moldauer Brücke 177
Juden. 179
[illegible]eden. 181
E[illegible]. . . . . [illegible]
Sprachlehrer — Tonkünstler — Gärten — [illegible]. [illegible]
Be[illegible]ungen und Buchdruckereien. . . [illegible]
Zeitungen. 193
Jagd — [illegible]. 195
Gasthöfe — Das schwarze Roß — Kaffeehäuser — Punschläden . . . . . 1[illegible]7
Straßenpflaster — Straßenbeleuchtung — Straßenwanderung — Baugefangene. . 198
Prinz Friedrich von Homburg. . . . 20[illegible]
Die Schlacht bei Fehrbellin. 207
Theater. . . . . 2[illegible]
Ueber Herrn Wallbachs Gastspiel. . . 2[illegible]6
Musik. 279
Die Handschuhe an der Erde. . . . . [illegible]
Charade. . . . . [illegible]
Ziskaberg. . . . . [illegible]
Abschied von Prag. . . . . . [illegible]
Letzter Plan des berüchtigten verwünschten Kaisers. . . . . . . [illegible]

Bocksſprung

von

Dresden nach Prag

von

Adolf von Schaden.

Erſte Abtheilung.

I.

Die Leipziger Michaelimeſſe.

Eine Schwarzkreide-Skizze.

a.

Erſter Brief nach * * * gb * *.

Auch du Brutus!? — auch du alſo beſeufzeſt aus freundſchaftlicher Aengſtlichkeit das Erſcheinen meines Katerſprunges, meinſt alſo, tollkühn Thorheiten zu entſchleiern, bringe verwegener Hand Unheil? guter K * * *, was gehen deine ängſtlichen, engherzigen Rückſichten mich denn an — mich, der in der ganzen weiten Welt nur allein nach Wahrheit ſtrebt, der des Neides

und der Bosheit schändlichste Kabalen verachtet und nimmermehr sie fürchte.? — —

Längst bin ich von A — o Intriguen unterrichtet, ja es befindet sich ein Originalbrief dieses Menschen in meinen Händen, und wenn ich dem Bilde, welches A. in diesem Briefe von mir entwirft, auch im entfernten Sinne nur gliche, ich wäre eines der entsetzlichsten Scheusale, welches dieser träge Planet trägt; ein Thor, der kraht, wenn er nicht Juden spürt!

Bleibe mir mit deinen Injurienklagen vom Halse! — soll ich meine kostliche Zeit durch Gerichtstermine und Klatschereien vergeuden, und wenn mir das Glück recht günstig, selbst diesmal die Nase der Gerechtigkeit eine eiserne wäre, endlich das Vergnügen erleben, den A. 25 Rthlr. zahlen zu sehen?

Ins Zuchthaus wird der arme Teufel in der ganzen Welt gesperrt, wenn er ein Goldstücklein mauset, doch dem Nebenmenschen Ehre und guten Namen stehlen — solch Schelmstück ist nicht so schwer verpönt; wohlfeilern Kaufes tönnt der verfluchte, verlaumder sche Bube stets los, als der Gelddieb — und darum, sage

ich dir: ein rechter deutscher Mann läßt die giftigen kleinen Schlangen, welche ihm entgegenzischen, unbeachtet, und kann er einmal durchaus nicht anders, fertigt er sie mit einem derben Fußtritte ab. Punktum, Streusand drauf! und kein Wort weiter von jener Misere.

* * *

Die Michaelimesse stellte sich diesesmal ungemein dürftig dar, und leider bleibt die diessfallsige allgemeine Stimme mehr als ein merkantilischer Kniff, denn — wenn der überhauptigen allgemeinen Angabe zu trauen, waren in dieser Messe gegen dreitausend Käufer und Einkäufer weniger vorhanden, als im vorigen Jahre, und die Börsen der Kauflustigen zeigten sich nicht minder eingeschrumpft, als der neue Meßkatalog, auch soll der allgemeine Kredit in gleichem Maaße mit jenem der neuesten Literatur verlohren haben.

Nun mich zieht am vorzüglichsten die kleine Bretterstadt an, welche in jeder

Messe zwischen dem Grimmaischen und Petersthore sich erhebt, und bei deren Anblick ich jedesmal an unsern unsterblichen Schiller und seine herrliche Beschreibung der Straßen von Leinen gedenken muß. In der That, die hölzerne Budenkolonie vor jenen Thoren theilt mit einem Feldlager bedeutsame Aehnlichkeit. In einer kurzen Nacht erstehen beide; reges Leben hat sich eingestellt, Becher-Tremmeten und Paukenklang und munterer Sang sind vernehmbar, und am nächsten Morgen waltet Grabesstille auf derselben Stelle.

Wenig Erhebliches konnte für diesmal gereinten Geschmack reizen; die Panoramas und Guckkasten gefielen einige Zeit, allein nun mahnen sie an toujours perdrix; diese elenden Metamorphosen aber und vollends der schmutzige Bursche, die hier im Freien mit einer wunderlichen Elektrisirmaschine allen Krankheiten vorzubeugen, und dem Blute regere Thätigkeit zu verschaffen verspricht, vermögen ausschließlich John Bull nur zu fesseln.

Nichts destoweniger habe ich in Gesellschaft einiger munterer Freunde einen vergnügten Abend

in der ephemeren hölzernen Vorstadt, und zwar desselben größten Theil in der Rolle des Juden Ramin zugebracht, der sich mimischer Künstler, Grimassirer und Sänger nennt, und auf dem Ankündigzettel ungemein bescheiden versichert: daß seine Vorstellungen gewiß alles übertreffen würden, was von den Zuschauern bisher Komisches gesehen worden — welche kühne Behauptung der Mann auf Müchlers Museum des Witzes, der Laune u. s. w. gründet.

Klappern gehört zum Handwerke, und wohnt den Rammischen Darstellungen schon allerwärts der Typus der Charlatanerie bei, so ist doch nicht zu läugnen, des Israeliten groteske Mimik bleibt für den Kenner bewunderungswürdig, und für den Nichtkenner im höchsten Grade ergötzlich. In diesem Augenblicke stellt sich Herr R. lang und hager, wie eine Heringsseele mit eingefallenen Wangen, hervorstehenden Augen u. dgl., mit einem Worte, als personificirter Neidhammel dar, und im andern Momente steht de runde, behagliche, mit sich selbst hoch zufrie-

dene kleine Gestalt des egoistischen Lebemanns mit ihren aufgedunsenen Wangen und der karakteristischen Mopsphysiognomie, öfters wie ein Elbslachs auf dem Sande nach Luft schnappend — vor dir. Also umwandelt sich dieser grimassirende jüdische Künstler in einer Viertelstunde wohl zwanzigmal, und jede neue Physiognomie trägt das Gepräge der Originalität.

Die Parthie des malade imaginaire, des Schneiders aus den Schwestern von Prag u. dgl. sind Ramins Triumpfe, und mir wohnt die feste Ueberzeugung bei, mancher nahmhafte Künstler könnte von diesem, freilich etwas derb auftragenden, Charletane vieles lernen, auch engagirte ich als Theaterdirektor selbst einer sublimen Bühne, ohne allen Skrupel, den Juden auf — ein halbes Jahr. Zögen die Bestalin und die krächzende Gazza ladra (derbside Elsler von Rossini) einmal nicht mehr so recht, gleich müßte Ramin Fratzen schneiden, und mein Kassirer würde ihn als

einen köstlichen Lückenbüsser zärtlich umarmen.

Stets war des jüdischen Minen Bade gedrängt voll, besonders konnte man viele fremde und einheimische Elegants bemerken, denn noch ein zweites Interesse ließ geduldig die unreine Atmosphäre ertragen. Des Grimmassiers Orchester bildet ein alter Böhme aus dem Erzgebirge mit zwei Töchtern, von denen die eine 15, die andere 17 Lebensjahre erst zählt. Eine feurige Schwarzbrünette mit rein hellenischer Physiognomie stellte sich das jüngere Mädchen dar, und in der andern erkannte der sinnige Schauer — Correggios anmuthige Magdalena *), wallend im Erdenleben. Die Illusion war auffallend genug, denn sie umfing Jedermann und quod bene notandum —

*) Auf der diesjährigen Dresdner Kunstausstellung, wo nach dem gedruckten Verzeichnisse auch Studien von Esels zu finden waren, konnte man einige Serien jener Magdalena erspähen — allein was waren die, gegen die böhmische Bajadere?

das Kostüme der Jungfrauen war unbildlich im höchsten Grade; in antikem Gewande hätte ich diese graziösen Gestalten schauen mögen, doch ein Pfund venetianischer Seife und einige Flaschen eau de cologne hätten nothwendig ersetzt vorerst an dieselben verwendet werden müssen.

Der Jude Hirschberg mit seiner Automate befindet sich auch hier; stelle dir vor, guter K*** der Mensch hat meinen scherzhaften Rath, seinen eisernen Spanier in einen Griechen zu umwandeln, den ich ihm im literarischen Merkur ertheilte, richtig befolgt und erfreut sich zahlreichen Zuspruches *); nichts destoweniger hat der junge Hellene bis jetzt hier noch keine Parthie im Schachbrete verlohren, nur Schade, daß der Herr Doktor Hensinger aus Dresden nicht hier ist, der würde dem Automate schon mores lehren, denn der

*) Bekanntermaßen wurde in der Folge entdeckt, daß Hirschbergs Frau in dem Kabinet, welches vor dem Automate stand, verborgen, die Bewegungen des Eisernen leitete.

Herr Doktor glaubt einer der geschicktesten jetzt im irrdischen Jammerthale lebenden Schachspieler zu seyn.

Die Ypsilantimanie hat hier den Grad der Unausstehlichkeit erreicht; Allerwärts schallt uns der sogenannte Hellenenwalzer entgegen, man trinkt Ypsilantischnaps, raucht Ypsilantitabaker, die Handlungsbeflissenen tragen Halsbinden und moderne Bajaderen Drapperien à la Ypsilanti.

Der Abend naht; Neuwalds Leuchtthurm und der Oberst nach Scribe sind angekündiget, beide Piecen werden heute zum Erstenmale hier aufgeführt und ich muß nach dem Schauspielhause eilen, denn die genialen Mäusenehne pflegen gar zeitig mit Mützen und Ziegenhainern die Plätze zu belegen.

b.

Zweiter Brief nach * * * d. *.

Ich habe ihn gesehen, diesen Leuchtthurm, gestehe aber aufrichtig, daß er mir nicht so recht hat — einleuchten wollen.

Unverkennbar bleibt Herr v. Houwalds Talent für die Tragödie; er weiß immer einige ergreifende Momente herbei- und durchzuführen, allein ehe diese Momente nahen, fehlt es auch nicht an langweilenden Longeurs und des Dichters Erfindung gestaltet sich zu graß, nicht selten widerlich.

Eines Umstandes halber gewann dieser Leuchtthurm für mich ein ganz eigenthümliches Interesse; vor ungefähr sechs Jahren schrieb ich ein Melodrama — das Manuskript ist das Eigenthum eines Berliner Buchhändlers — betitelt: Ternus, König in Thracien. Der Stoff wurde aus Ovids Metamorphosen entlehnt, allein Kunstkenner meinten, zu gräßlich stelle diese Idee in der Ausführung sich dar. Wie aber vermöchte ich mein Erstaunen zu verbergen, da ich meine ganze thracische Idee, bis ins kleinste Detail ausgeführt, in diesem Leuchtthurme wieder fand. Ein seltsamer Zufall verdient die Thatsache genannt zu werden und — les beaus esprits se rencontrent — allein, wenn gewisse Herren den Hr. von Houwald einen

zweiten vollendeten Schiller nennen, kann ich mich eines Lächelns nicht erwehren; dazu fehlt noch viel und diese jugendliche, wilde Phantasie, dieser bizarre Geschmack werden noch gar sehr sich regeln müssen, bis ihre Producte auf klassische Korrektheit und entschiedenen Werth gegründeten Anspruch zu machen vermögen werden; daß es aber dahin kommen wird, will ich keineswegs bezweifeln.

Wenn doch unsere neuen talentvollen dramatischen Dichter mehr Shakespeares Geist studiren möchten! — es ist doch so natürlich, daß alles darauf ankömmt, mächtiglich gleich im ersten Augenblick des Schauers Aufmerksamkeit zu spannen und ihn in Mitte der Handlung verständig und kunstsinnig zu versetzen, allein der heutige artistische Modeton hebt immer mit beweglichen und ermüdenden Zweigesprächen an, die das Ganze im Voraus schon verleiden.

Lustig in der That stellt es sich übrigens dar, daß Herr v. Houwald in das Gleditsche Taschenbuch auf das Jahr 1822 eine derbe Satyre auf die Schicksalstra-

gödien einrücken läßt, während sein Leuchtthurm, so wie die Heimkehr doch selbst Schicksalstragödien der höchsten Potenz sind. Wann endlich werden Teutonicus Liederschmeine einmal anheben, das gar schöne und erbauliche Evangelium vom Balken und vom Splitter zu beherzigen? —

Was nun die bei der Aufführung des Leuchtthurmes thatig gewesenen Leipziger Mimen betrifft, so verdienen Hr. Genast, als Kaspar Hort, Hr. Thieme als Graf Holm, und ganz vorzüglich Hr. v. Zieten als wahnsinniger Ulrich Hort, großes Lob, diese drei Herren bewährten sich als fleißige und denkende Künstler.

Delle. Hanff (Dorothea), eine jugendliche anmuthige Gestalt, verrath, obwohl Anfangerin, echten Beruf zur Kunst; Herr Schmidt (Walther aber) dürfte wohl Zeitlebens ein — etwas hölzerner Liebhaber bleiben.

Hinsichtlich der Darstellung konnte ich mit dem humoristischen Lustspiele der Scribe, der Oberst betitelt, weniger zufrieden, denn mit je-

ner des Leuchtthurmes seyn; ich hatte der Aufführung dieser Piece erst einige Wochen früher zu Dresden beigewohnt und ein gar mächtiger Kontrast drang sich mir auf. Mad. Genast, der verkleidete Leipziger Oberst, vermag in dieser Rolle der sinnigen Schirmer zu Dresden kaum das Wasser zu reichen, auch hatte Mad. G. ihr Kostüm lächerlich gewählt, sie trug nämlich einen seltsamen idealen langen Officiersoberrock, und ihr Spiel war sehr geziert und unnatürlich. Wenn eine Künstlerin Sichelbeine hat, — ob dieses bei Mad. G. der Fall ist, kann ich nicht beurtheilen, denn der ennieße lange Rock ließ mich zu keiner klaren Beschauung gelangen, doch dieser Rock eben leitet zu der Vermuthung — muß sie keine männliche Rolle übernehmen.

Herr Stein (Husarenoffizier Bontems), der Liebling des Leipziger Publikums, vermag auch noch lange nicht mit dem Dresdner Hellwig, und nicht einmal mit Unzelmann in die Schranken zu treten.

Eine mir interessante Bekanntschaft machte ich im Laufe dieser Messe noch in der Person

eines Tyrolers, Riedel genannt, der in dem sogenannten deutschen Befreiungskriege in preußischen Dienst eine kleine nach Tyrolerart uniformirte und eingeübte Schützenabtheilung befehligte, welche der Lützow'schen Freischaar untergeordnet war.

Nach geschlossenem Frieden nahm Herr Riedel, mit dem Orden des eisernen Kreuzes und des heil. Wladimir geziert, seine Dimissien und treibt nun Handlungsgeschäfte. Obwohl dieser Mann, — eine hohe, kraftvolle Gestalt, — in Berlin längst sein Domicilium erwählt, auch eine seine Berlinerin geheirathet hat, so ist er doch von der Sprache, der Treuherzigkeit und den einfachen Sitten seiner Landsleute noch kein Haarbreit abgewichen, und sein Beispiel beweißt, daß die Bestimmungen des tapfern Kriegers und jene des klug spekulirenden Kaufmannes keineswegs eine entschiedene Heterogeneität trennt, wie man zuweilen sich vorstellte.

Uebrigens theilte mir Herr Riedel viele charakteristische Züge von dem bekannten Demagogen, dem Herrn Professor Jahn mit,

der sich jetzt unter Surveillance des Festungs-Commandanten zu Cüstrin befindet.

Hr. Jahn war in der Eigenschaft eines Kompagnieführers in der Lützow'schen Freischaar angestellt und offenbarte schon dazumal einen mächtigen Hang — zu reformiren; immer und allerwärts wollte J. befehlen und meistern, nimmermehr aber selbst gehorchen, durch welche Eigenschaft er sich bei Vorgesetzten und Kameraden um so mehr verhaßt machte, da der gute Mann anderwärts nicht den kühnen flammenden Muth zeigte, der echte Reformatoren zu allen Zeiten auszuzeichnen pflegte.

Einst marschirte die Freischaar an einem schwülen Tage durch ein Meklenburgisches Dorf; die gemeinen Söhne der Rache stürmten in die Gärten der Bauern und schüttelten die reifen Pflaumen von den Bäumen. Hr. Jahn kam an Riedel hergesprengt, und rief ihm sehr pathetisch zu: Bringen Sie doch ihre Leute zur Ordnung, wir sind hier, das große Vaterland von Knechten

der Tyrannei zu säubern, aber nicht, dem Landmann sein Obst zu stehlen.

Der Tyroler antwortete ganz lakonisch: „Schau, du hast halt ganz Recht, aber wie i sieh', sind deine Leut' halt eben so gut auf der Zwetschgenjagd als meine, und i denk halt, s' soll n' Jeder vor der eignen Thür zuerst kehren."

So natürlich die Replik auch war, nahm sie Hr. Jahn doch gewaltig übel, es entspann sich zwischen den Offizieren ein Wortwechsel, der immer heftiger wurde, bis endlich der Tyroler den Streit zu einer Ehrensache machen wollte.

Doch diese Ansicht theilte der Berliner Professor nicht, nur mit Worten gedachte er sich zu schlagen und der ehrliche Riedel wurde über diese Erbärmlichkeit so ergrimmt, daß er sein Pfiefel zog und dem Reformator zurief:

„Schau, wenn du dich halt itzt nit gleich ziehst, so brenn i dich halt auf dein Pfesse (Katze) wie n' wüthigen (tollen) Pudel.

Schweigend und erschrocken zog sich Hr. Jahn nun zurück und — verklagte den Tyroler beim Chef des Korps.

So voll der Reformator den Mund übrigens stets zu nehmen pflegte, eben so kleinlaut zeigte er sich, wenn man dem Feinde in die Augen sehen konnte und auch nicht einem einzigen Gefechte wohnte der Turnmeister bei, denn er wußte sich, wenn es erst so weit gekommen war, immer Anderwärts — weit davon, ist gut vor'm Schuß — dringende Geschäfte zu machen.

Ich habe die letztere Thatsache im Brandenburgischen früher häufig von ehemaligen Söhnen der schwarzen Legion bestätigen hören, sonst würde ich Anstand genommen haben, dieses Kapitel zu berühren.

Lebe wohl, mein theuerster K * * *! in wenigen Tagen schon umarme ich dich wieder in Florenz.

II.

Ueber die Senſation, welche der Katerſprung in Deutſchland erregte, nebſt Marginalien zu demſelben.

Mancher deutſche Schriftner quält ſich wohl eine Lebenszeit damit ab, durch eine Legion fauſtdicker Bücher Senſation zu erregen und erreicht nimmermehr ſeinen Zweck.

Nun ich treffe mit weniger Mühe ein ſolches Ziel; denn daß mein Katerſprung Senſation erregte, leugnen ſelbſt meine zahlreichen Todfeinde nicht ab.

Von Hamburg bis Wien zerſchrieben ſich die Journaliſten und Recenſenten ihre Federn über das heilloſe Werklein, und die meiſten lobten, gerade, weil ich den Tadel herausforderte. Herr Auguſt von Kotzebue, bekanntlich noch lebend mein geſchwornester Feind, ließ ſich herab, dem Redakteur

des literariſchen Merkurs zu Dresden über dieſes Büchlein zwei weitläufige Briefe aus Tenarn zu ſchreiben *), die ich mir ſchon gefallen laſſen konnte; nach dieſen Berichten ließ ſich Napoleon den Katerſprung vorleſen und ſchenkte ihm ſeine ganze Aufmerkſamkeit, dem armen Moreau aber jagte das Büchlein vollends das Blut ins Geſicht, und mehr als alle dieſe Thatſachen, hinſichtlich der angeregten Senſation, beweißt der jeden Augenblick zu belegende Umſtand, daß die ungemein ſtarke Auflage des Werkleins wenige Wochen nach ſeinem Erſcheinen ſchon vergriffen war, und das gute deutſche Publikum zeigt ſich doch ſonſt in unſern Zeiten nicht ſehr kaufluſtig, wenn von neuen Flugſchriften die Rede iſt, denn gebrannte Kinder fürchten das Feuer.

Vorzugsweiſe mußte natürlicherweiſe das

---

*) Für denjenigen kleinen Theil meiner Leſer, die es nicht ſchon wiſſen, muß ich bemerken, daß der bekannte Hofrath Dr. Müllner zu Weißenfels der eigentliche Verfaſſer jener Briefe aus Tenarn iſt.

Büchlein die Dresdner anregen; eine dortige Zeitschrift hob ihre Kritik mit den Worten an: „der Katersprung von Berlin nach Dresden macht hier ein ganz ungewöhnliches Aufsehen ꝛc.“ und jene Zeitschrift sagte in der That keine Unwahrheit; denn eine einzelne Leihbibliothek, jene des Herrn Sommers in der Augustusstraße, schaffte allein achtzehn Exemplare vom Katersprunge an und vermochte dennoch nicht den Anforderungen ihrer Kunden zu begegnen, indeß behauptete schon vor mehr als zwanzig Jahren der jüngere Rabiosus: „es liege in dem Charakter der Sachsen, so wie einst in jenem der Franzosen, Freude über derb hingedruckte Wahrheiten nicht laut, sondern lieber durch heimliches Achselzucken zu äußern“ und diese Behauptung paßt auch heutigen Tages noch.

Ob dieses Lärmen, den mein kühnes Kindlein anrichtete, mir Freude gemacht habe? — Könnte es nicht sagen; im Gegentheile würde mir der Katersprung vielen Verdruß bereitet

haben, wenn mich anders in dieſer Welt noch etwas verdrießen könnte.

Claus Narr hat recht: Es iſt kein ſchlimmer Kräutlein, denn die Wahrheit „und Shakespeare läßt in dem Schauſpiele, die beiden Gaſtmale betitelt, ſeinen Menſchenfeind zum dichter Strenley ſagen:" Wahrheit ſchreibt, was iſt, dagegen feile Schmeichlei — was Jeder wünſcht.

Ja — aber die ſchmeichlenden Schmierer, zumal die feilen politiſchen, inkonſequenten, alte Weiber erſchreiben ſich güldene Doſen, Penſionen, Anſtellungen u. drgl. indeß der Getroffene den Wahrheitsverkünder als Pasquillanten oder Böſewicht Allerwärts verſchrei? Thut Nichts, ich ſpreche — magis amica veritas und ſo würde ich noch lächelnd ſprechen, wenn es bereits an Kopf und Kragen ginge.

Wenn mich übrigens Etwas auf das öfter angeregte literariſche Produkt ſtolz machen könnte, ſo wäre es der lächerliche und ſeichte Tadel, der allein d-Selbe traf.

So schrieb ich unter Andern: Die Elbbrücke ist ein wahres Meisterstück der Hydraulik des vorigen Jahrhunderts" und in dieser Behauptung wollten nun gewisse Leute die grösseste Ignoranz des Autors unverkennbar aufgefunden haben. Sie entgegneten: Im Jahre 1744 wurde ja bereits die gegenwärtige steinerne Elbbrücke, anstatt der ältesten, durch Eisarth zerstörten, erbaut? — Ganz Recht; allein man nehme nur die nächste beste, oder schlechteste Topographie von Dresden vor, so wird man in derselben folgendes lesen:

„August II. gab der Elbbrücke von 1727 — 31 durch den Landbaumeister Pöpelmann ihre jetzige Gestalt. Der Grund wurde tiefer gelegt und gepflastert; durch Gegenbögen unter dem Wasser und grössere Spannung dem ganzen Bau mehr Festigkeit gegeben; der Fahrweg erhöht und breiter gemacht; auf beiden Seiten ein mit Quadersteinen belegter Weg für Fußgänger gebaut und durch ein zierliches Eisengeländer das Ganze verschönert und auf den Pfeilern wurden

halbkreisförmige Austritte mit steinernen Bänken angebracht u. s. w.“

Diese erwiesenen historischen Thatsachen nur bestimmten mich, die Dresdner Elbbrücke als ein unter August II. erstandenes Meisterwerk zu würdigen und unbefangenes Urtheil mag entscheiden, ob ich von einem falschen Gesichtspunkte hier ausgegangen? —

Einige profane Kritiker zu Dresden behaupteten: eine Brücke sey kein Werk der Hydraulik.

Diese Elbfische ersuche ich blos, sich von einem fähigen Kreuzschüler den Ursprung und die Zusammensetzung des Wortes Hydraulik erläutern zu lassen.

Es ärgerte die Dresdner, daß ich ihre neu erstandene Fiacres-Anstalt eine erbärmliche genannt hatte. Nun ich erhielt vor wenigen Wochen noch einen recht klaren Beweis a posteriori, daß ich auch hierin Wahrheit nur gesprochen. Ich befand mich im Plauenschen Grunde bei einem kleinen Gesellschaftsballe im Hause des dortigen Hegereuters. Nach Mitternacht wollte ich mich

in Gesellschaft des geheimen Finanzregistrators B***l*w nach Hause fahren lassen. Sterne funkelten hell am Himmel, doch hatten wir zur Vorsicht auch noch Laternen mit brennenden Lichtern mitgenommen; nichtsdestoweniger schmiß uns der Fiacre kaum 50 Schritte vom Hause des Hegereiters nebst Wagen und Pferden von der breiten Straße in die Tiefe hinab. Der Sturz war gräulich, ich ging glücklich und geborgen — wie kühne lose Vögel gar oft — aus der dräuenden Gefahr hervor, der arme geheime Registrator aber brach das Brustbein und liegt in diesem Augenblicke noch elend darnieder.

Gewiße Leute bedauerten an allen öffentlichen Orten aufrichtig Herrn B—s Unfall und fügten den christlichen Wunsch bei: Hätte doch lieber der andere G—d den Hals gebrochen.

Schreit nur, gemeine Krähen! fällt doch keinem schlechten Sperlinge ein Federlein aus dem Schwanze ohne des Herren Willen, der auch die Wahrheit schüzt und die Bosheit straft.

Am Allerwenigsten konnten mir Deutschlands Florenzer die Worte verzeihen:

„Entſchieden neigen die Dresdner ſich zur Krähwinkelei zuweilen hin.“

Wie konnte ich aber nur zu dieſer Ideenaſſociation kommen? Man leſe — und ich könnte ſolcher Vorfallenheiten noch tauſende anführen — jetzt nur, was folgt:

Vor ungefähr zwei Monden heirathete die Tochter des Badeinhaber Linke, einen penſionirten Quartiermeiſter. Nun wurde vier Wochen, bevor die Verbindung vollzogen, an keinem Orte von einem andern als dieſem wichtigen Ereigniße geſprochen; der Bräutigam, hieß es, iſt dreißig älter, als die Braut, ſie iſt ein Kind, das wird ſchön ausfallen, und der Schwiegervater richtet gar eine fürſtliche Hochzeit aus — die Damen zerbrachen ſich den Kopf, auf welche Weiſe die Braut wohl gekleidet ſeyn würde und hielten bei allen Marchandes des modes Nachfrage — acht Tage vor der Trauung waren in der Kirche alle Plätze beſetzt, und die halbe Stadt ſtrömte zu, der Feierlichkeit beizuwohnen.

Nun frage ich: möchte sich wohl in einer Stadt, wo grosartiger Ton herrscht, möchte sich wohl zu Berlin, Wien, Paris, München u. s. w. eine Seele darum kümmern, ob eines Gastwirthstochter einen Quartiermeister heyrathet, oder nicht; nur in Krähwinkel fällt dergleichen vor.

Man hat mir häufig den Vorwurf gemacht, daß ich in meinem Katersprunge über noch viele in Dresden bemerkenswerthe Dinge kein Wort geschrieben — einmal kann vielen Leuten als merkwürdig erscheinen, was ich keines Blickes werth achte, und dann entwerfe ich ja nur lauter flüchtige Capriccios, die ich nicht Statistikern, Geographen, Politikern, Alterthumsforschern, Kunst- und Naturalienliebhabern empfehle, da ich der Ueberzeugung lebe, es werden sich ohnehin Narren genug finden, die meine Machwerke verschlingen.

Uebrigens habe ich die eigentliche Quintessenz des Katersprunges bisher immer noch in petto behalten, da man sie aber verlangt, so empfange man hiermit:

III.

Rückblicke auf Dresden

entworfen

auf dem gothiſchen Thurme

der

Metropolitankirche zu Prag.

Musik.

Gerechte Vorwürfe mußte ich hören, weil ich in meinem Katzensprunge von Berlin nach Dresden nicht über die Musik der deutschen Florenzer im Allgemeinen gesprochen hatte.

Die hiesige königl. Kapelle, an deren Spitze einst Naumann, Schuster und Seydelmann standen, behauptet heutiges Tages noch denselben Ruhm, wie zu Hasses, Homilius und Paers Zeiten; sie ist die Wiege der Kunst; Morlachi und K. M. v. Weber heißen ihre Pfleger. Beynahe jedes Instrument befindet sich in den Händen eines Virtuosen, aber die seltene Uebereinstimmung des Ganzen ist es eigentlich, welche die große und hoch überraschende Wirkung erzeugt.

In frühern Zeiten wurde behauptet, daß man außer Rom und Neapel nir-

gends vollendete Kirchenmusik höre, als hier, und diese Behauptung könnte vielleicht heutigen Tages noch eine wahre gelten.

Der Fremde versäume ja nicht, Sonntags dem hohen Amte in der katholischen Kirche beizuwohnen. Hier bilden der Orgel ernster Ton, Sassarolis und der Diskantisten silberne Stimmen, der reinsten Flöte Klagen und die Virtuosität aller Instrumente ein Ensemble, eine Feenharmonie, die man kaum in einzelne Theile aufzulesen im Stande seyn dürfte. Schade nur, daß viele, Geräusch und Störung verursachende, Maulaffen und Zierpuppen den Tempel minder der Musik und Andacht, als der Mode halber besuchen. Es gehört nun einmal zum bon Ton, wenn man den Kanzelvortrag eines Ammon oder Schmalz beigewohnt, in die katholische Kirche zu gehen. Nicht zu tadeln ist es, daß Aufseher vorhanden sind, um die ungezogene schöne Welt an Ordnung zu mahnen, wenn jene sich zuweilen vergißt.

Der Genius der Kunst scheint in Dresden de extremo ad minimum zu wir-

ken; denn selbst die sogenannten Konzerte an öffentlichen Orten, zu welchen ein Groschen Entree bezahlt wird, sind von ganz anderer Art, als ähnliche an andern Orten. Man wird durch Harmonie und sorgfältige Ausführung der neuesten Kompositionen der vorzüglichsten Meister überrascht; es wird hier hundertmal mehr geleistet, als man billigerweise für — einen Groschen verlangen kann.

K. M. von Weber ist als einer der genialsten jetzt lebenden deutschen Tonsetzer der ganzen gebildeten Welt hinlänglich bekannt; ein neuer unwidersprechlicher Beweiß seines Meisterthumes kann der Freischütz gelten; allein was die Kompositionen des Hrn. Morlachi betrifft, so vermöchten dieselben mich weiter noch, denn von Dresden nach Prag zu treiben.

Herr Morlachi mag ein ganz vortrefflicher Direktor des Orchesters seyn, allein als Tonsetzer — dürfte er sich in diesem Fache auch der höchsten Gönnerschaft erfreuen, das Gefilde der Kunst ist eine Republick und jedem steht darinn ein unbefangenes Urtheil frei —

ist er mir unausstehlich, und daß gar viele Dresdner in diesem Falle gleiches Gefühl mit meiner Wenigkeit theilen, davon wurden mir lebhafte und überzeugende Beweise.

Eine Morlachische Komposition kömmt mir als wie ein aus allen Winkeln zusammengelesenes, aus ächten Porzellan-Steingutstücken und schlechter Töpferarbeit, durch Schusterpech ungeschickt zusammen geleimtes Monstrum vor, welches man uns als eine etruriſche Vase aufdringen will.

Theater in der Stadt.

Als ich nach der Michaeli-Messe von Leipzig wieder nach Dresden zurückgekehrt war, fand ich das Sommertheater am Linkeschen Bade bereits verschlossen; im kleinen Opernhaus des italienischen Dörfchens hatte auch die Muse ihren Sitz aufgeschlagen.

Das der Götter-Tochter geweihte erbärmliche Tempelchen war in des Sommers Lauf, so gut es gehen wollte, neu heraus geputzt

worden, und die nunmehrige Beleuchtungsart wenigstens verdient Alles Lob.

Die Oper der Welschen strahlt in diesem Hause wahrlich in erhöhtem Glanze, durch bessere Dekorationen, Garderobe u. dgl. ohnehin wesentlich unterstützt. Die Leutchen scheinen sich in des kunstverständigen, wackern königl. Augusts Gegenwart größere Mühe zu geben; auch war indessen der berühmte Kastrate Sassaroli von einer Kunstreise zurückgekehrt; dagegen kann man die Fortschritte des Schauspieles und der deutschen Oper zumal eben nicht rühmen. Don Juan wurde unter aller Kritik beinahe gegeben, Dalayracs Gulistan oder der Hulla von Samarcanda und andere Piecen gelangen nicht viel besser. Hr. Unzelmann ist ein braver Komiker, aber kein Sänger und dieser Hr. Wilhelmi kann ein singendes affektirtes Ungethüm gelten.

Es wollte mir in jenem Hause überhaupt durchaus nicht behagen; gnädig und freundlich bezeigen sich der hochherzige König und seine Familie stets gegen das Publikum, allein in den Logen des ersten Ranges ist es Sitte, ganz

laut ein schlechtes Französisch radezubrechen, und die übrigen Zuhörer zu stören. Dem Dresdner Publikum fällt diese Unart gar nicht mehr auf, und ich glaube, jener Fremde hatte Recht, der einst behauptete: kein deutscher Florenzer würde sich darüber auflehnen, wenn es den gestrengen Herren mit ihren funkelnden Cometen am Rocke und den Damen mit ihrem rothangestrichenen Leder einst einfallen sollte, nach ehemaliger venetianischer Mode den Plebejern auf die Köpfe zu spucken.

Möchte das noch seyn, aber die Theatercensur ist toller, als nur irgendwo. Böse Fürsten, spitzbübische Minister, Mistcovrathen, Priester, selbst gewisse Namen und hundert andere derlei Dinge bleiben in der Regel immer noch streng verpönt, der Censor findet heutigen Tages hier Anstöße und Indezenzen, wo es keinem andern glückt, dergleichen zu finden. Wenn nur noch diese Stücke ganz wegblieben; so käme man damit hin, einige gute Stücke nicht zu sehen: allein nun gibt es an ein Cassiren, Verbessern und heuleyes Ein

ſchalten; wenn Leſſing ſehen könnte, wie verhunzt hier ſein weiſer Nathan über die Bretter geleitet wird, im Grabe noch drehte ſich der wackere deutſche Dichter um.

Das erſte Stück, welches dieſen Winter zu Dresden in die Scene geſetzt wurde, hieß: „Das Feuer im Walde. Schauſp. in einem Akt von Fr. v. Heiden.

Dieſe Leiſtung kann ein förmliches Muſter gelten, wie ein gutes Schauſpiel nicht beſchaffen ſeyn müſſe; es iſt das erbärmlichſte aller erbärmlichen dramatiſchen Machwerke, welche ich kenne, und ein ſolches zu ſchreiben, nenne ich — ein Verdienſt ganz eigenthümlicher Art.

Die Handlung beginnt in einer alter Ruine, unter Sturm und Regen, welche nimmermehr enden; in der erſten Scene, welche gerade eine halbe Stunde dauert, ſprechen zwei alte Pilger allerlei ungewaſchen Zeug von Mord, Todtſchlag, Buße und dem heil. Vater zu Rom; man weiß gar nicht, was dieſes Alles zu bedeuten; dann folgt Schlag auf Schlag, ja es ſchlägt ſelbſt der Donner drein, um den

Schlupfwinkel eines liebenden Pärchens zu entdecken; nicht ein glücklicher Gedanke, keine einzige natürliche Wendung sprechen an; das Gelächter des Publikums wurde immer lauter und allgemeiner, man konnte gar nicht mehr verstehen, und als endlich die Gardine sank, wurde das Stück trotz der Anwesenheit des Hofes — ein ganz ungewöhnlicher Fall — förmlich ausgetrommelt, und zwar mit vollem Rechte.

Die böse Welt zu Dresden nannte eine vornehme, eine sehr vornehme Dame des Hofes, als Verfasserin und Anbläserin des Feuers im Walde; man that dieser Dame in der That Unrecht: Herr Fr. von Heiden lebt, er lebt wirklich — dieser große hölzerne Dichter und das glückliche Meklenburg nennt ihn sein Kind.

Karrikaturen.

Vor ungefähr dreißig Jahren versicherten nahmhafte reisende Gelehrte, daß zwey Drittel aller Hausthiere Deutschlands in Dresden

getragen würden. Wer nur irgend eine Bedienung bekleidete, mußte sich in diesem Ornate zeigen und sollte der Rock auch geflickt, die Strümpfe durchlöchert, zusammengeschrumpft der Magen seyn. Ja es ging so weit, daß man Leute in Kneipen und Dorfschenken mit dem Chapeaubas unterm Arm und dem porcellaneuen Degen an der Seite, Kegel schieben sehen konnte.

Nur die Chapeaubas und Porcellan-Degen wurden längst zu Grabe getragen, aber leider nicht der Unsinn mit ihnen; es giebt der Karrikaturen zu Dresden, wie allerwärts noch in Hülle und Fülle, difficile est satyram non scribere — dürfte man nur bedeutsamerer zeichnen, allein die Censur ist streng, auch schreien die Leute gleich: „ein Pasquill!" wenn man zu nackt ihre Gegenstände zeigt, wie sie sind, darum will man nur en passant einige unbedeutende Zerrbilder beschauen.

Im deutschen Florenz lebt ein Mann — er möge hier Midas heißen — dessen Geistesbefangenheit allen Glauben übersteigt und von dem

man Anekdoten erzählt, ganz geeignet, das Zwerchfell zu erschuttern.

Midas thut sich viel darauf zu gut, ein wackerer Rechner zu seyn; ein jetzten Spaßvögel einen Preis auf die Lösung des folgenden Exempel:

„Wenn ein ungebohrnes Judenkind in zwei Jahren zwanzig Centner Speck verzehrt, wie viel sind im siebenjahrigen Kriege Türken im Erzgebirge geblieben?“

Midas rechnete und rechnete und brachte als Facit glücklich die Zahl 779 heraus.

Ein Kunstler hatte das Innere der katholischen Kirche dargestellt und sein Gemalde nach der Kunstausstellung gebracht; im Vordergrunde des Tableaus bemerkte man deutlich den bekannten Midas mit seinem Mopse. Man machte den Dummkopf darauf aufmerksam, sprechend: „du weißt, daß es streng verbothen, Hunde mit in die katholische Kirche zu nehmen, schön wirst du ankommen, wenn deinen Hund der König erblickt.“

Zur Stelle ließ nun Midas zum Künstler, weinend und flehend, ihn doch nicht unglücklich

n machen und das Gemählde aus dem Saale
egzunehmen.

Ein anderer Thor, wir nennen ihn Signor
Golconda, fröhnt der Sucht zu glänzen, indem
r stets über und über mit falschen Steinen
edeckt erscheint. Der Mann ahndet im Ge-
ingsten nicht, es setze Jemand Zweifel in die
echtheit seiner Kostbarkeiten und versichert sehr
rnst, er habe diesen Stockknopf für 5000,
nen Ring für 2000 Thlr. u. s. w. erstanden.
inst machte man sich an einem öffentlichen
rte den Spaß, den Narren all' seinen Trö-
el taxiren zu lassen, hinter Signors Rücken
urden die angegebenen Preise notirt und am
nde stellte sich eine runde Summe von
00,000 Thlr. dar; in der Wirklichkeit besitzt
er arme Teufel aber nicht so viel, die drin-
endsten Bedürfnisse zu befriedigen.

Dem Signor stellen wir Monsieur Vo-
age zur Seite. Dieser ist in seinem Leben nie
eiter als nach Meißen gekommen; allein er
zählt weitläufig von den Merkwürdigkeiten
ller Städte Europa's, die er besucht und in
der einige Jahre verweilt haben will; addirt

man die Zeit des Aufenthaltes, so ergiebt sich, daß der viel Gereiste bereits sein Sooples Lebensjahr zurückgelegt hat.

Dem alten Herrn von Hundebar habe ich selbst öfters auf der Straße begegnet. Der Mann hatte einst das Unglück, mit seinem Regenschirme ein altes Weib zu beschädigen, nun hat er in denselben Glasfenster mit Jalousien setzen lassen; ihn begleiten fünf Hunde, jeder folgt dem Schalle einer eigenen Pfeife und die fünf Pfeifen alle hängen auf der Brust des Herrn v. Hundebar. Genug! ähnliche korrupte Genies findet man allerwärts; es sind unschädliche Narren, wären es jene einer sublimeren Potenz doch auch!! —

Ein komisches Schauspielerankedötchen, als Lückenbüßer.

Ein dramatischer Künstler prügelte ohnlängst seine Gattin und zwar — sehr derb. Die arme Frau schrie kläglich um Hülfe, worauf die Nachbarn einen sich in der Nähe befindenden Polizeioffizianten herbei riefen, der

dem Mimen, seiner Rohheit halber, Vorstellungen machte, doch dieser noch in voller Wuth entgegnete:

„Wenn ich mein Weib prügeln will, hat sich die Polizey nicht darein zu mengen.“

Schweigend entfernte sich der besonnene Sicherheitsbeamte, allein nach Verlauf mehrerer Stunden nahte sich der Schauspieler, dessen Blut sich indessen abgekühlt haben mochte, sehr höflich demselben mit den Worten:

„Bester Herr Inspektor! Sie werden hoffentlich nicht glauben, daß ich mein gutes Weibchen im Ernste geschlagen, sehen Sie — ich studirte eine neue Rolle, jene eines eifersüchtigen Ehegemahls, welche mir gerade zu Theil geworden, ein, und da hielten wir ein bischen Probe.

Die Entschuldigung war gut, sie kam nur — zu spät.

Fremde und Abentheurer — Beiträge zu Lord Byrons mystischer Biographie.

Keine Stadt im ganzen großen deutschen Vaterlande sieht verhältnißmäßig so viele Fremde, denn das teutonische Florenz; die Naturreize Klein-Italiens, — so pflegte man jetzt das herrliche Meißnerthal zu nennen — diese bedeutsame Häufung der merkwürdigsten Kunstschätze, Dresdens Lage in Deutschlands Mittelpunkte und endlich Töplitz und Karlsbads Nähe machen die Thatsache leicht begreiflich.

Daß aber unter jenen Fremden viele, gar viele Abentheurer jeder Art sich befinden müssen, leuchtet ein. Wer in Nord- oder Süddeutschland Schiffbruch erlitten, sieht Dresden als den nächstgelegenen Hafen an, in dem er vorerst zu verschnaufen, frisches Wasser einzunehmen und neue Plane fürs künftige Leben zu entwerfen gedenkt.

Kein Sommer, beinahe kein Monat vergeht, in dem dieſe Abentheurer zu Dresden nicht Streiche ſeltſamer Art vollführten, und es bleibt daher nichts natürlicher, als daß die dortige Polizey gegen gänzlich unbekannte Fremde große Vorſicht übt; die Vorfallenheiten des Tages rechtfertigen die ſtrengen Maaßregeln dieſer Behörde, und der Rechtliche leidet darunter keinesweges.

Der Frühling und das Spätjahr ziehen am meiſten Fremde und Abentheurer nach Dresden; denn im Lenze beginnt man nach den nahen Bädern zu wandeln und im Herbſte endet das muntere Treiben dort.

Wohlhabende, oder ſpekulirende, Kosmopoliten ſchlagen auch wohl gar ihre Winterquartiere zu Dresden auf und der unbefangene Beobachter, der Pſycholog verzugsweiſe, findet Ausbeuten genug, wenn er nach Lebenserfahrungen und Menſchenkenntniß Jagd machen will.

Man lernt in den erwähnten Abentheurern oft Leute von hohem Intereſſe und vielen Geiſtesreſſourcen; mitunter aber auch lächerliche

Bramarbasse und ungemein dumme Teufels kennen; Britten und Polen finden besonders den längern Aufenthalt zu Dresden angenehm.

Die Angaben, welche solche Zugvögel hinsichtlich ihrer Verhältniße machen, lauten häufig abentheuerlich und lächerlich genug; auch sah ich hier selbst manche Fremde Orden tragen, die sie allein sich zugeeignet, daher der Handel mit Ehrenvollen ausländischen Dekorationen ein guter Erwerbszweig für Bijoutiers bleibt.

Ein Zug, der mir von einem Avantürier erzählt wurde, machte mich in der That recht herzlich lachen.

Ein junger Fremder, welcher viel Geld verschwendete, trug Obersten-Uniform und den großen Ordensstern eines kleinen weit entfernten europäischen Staates. Einst fragte man ihn bei einem muntern Zechgelage, wie er trotz seiner Jugend zu der hoch bedeutsamen Dekoration gelangt? und der Herr Oberst ließen sich folgendermaßen vernehmen.

Sehen Sie, meine Herren! mir ging es amit wahrhaft ganz sonderbar. Ich befand mich zu meinem Vergnügen als Fremder in *******; einst an einem schwülen Sommerabende badete ich im Strome; eine Landstraße führte am Ufer lang, da brausen auf derselben plötzlich vier Apfelschimmel mit einem kostbaren Batard daher. Die Pferde waren durchgegangen, der Kutscher bereits vom Bocke gefallen. — Im Wagen aber befanden sich vier alte und eine junge Dame, welche jämmerlich nach Hülfe schrieen. Schnell gefaßt, sprang ich aus dem Wasser, und warf mich den Pferden in die Zügel, wohl eine Viertelmeile schleiften sie mich mit fort, dann aber gelang es mir, die Thiere zum Stehen zu bringen. Die junge Dame war indeß in Ohnmacht gefallen, und die Alte schrie nach Wasser, Wein, Essig und der Himmel weiß noch, was noch sonst. Ich gewahrte in der Nähe einen Bauer, der ein volles Faß Wein führte; ich renne auf den Bauer los, fodere einen Becher, ein Glas — doch von Allem dem und Aehnlichem ist nichts vorhanden, und

ſchnell beſonnen, ziehe ich jetzt den Zapfen aus dem Spundloche, fülle meinen Mund mit Wein, und kehre zu dem Batard zurück. Noch lag die junge reizende Dame in Antagonie, ich beuge mich über ſie hin, lege meinen Mund an ihre roſigen Lippen und flöße ihr ſo glücklich einen Schluck Wein ein. Endlich ſchlägt die Prinzeſſin — die junge Dame war nähmlich die einzige Tochter des Landesfürſten — das große blaue Auge auf, ein holdes Schamroth überzog der edlen Jungfrau zarte Wange, als ſie einen jungen faſelnackten Mann vor ſich ſtehen ſah, doch ihre Verlegenheit zu enden, machte ich eine tiefe Verbeugung und ſtürzte zurück in die Fluthen des nahen Stromes.

Am andern Tage, als ich noch im Bette lag — ſo endete der Ritter ſeine Erzählung — pocht es an meiner Stubenthüre, ich rufe herrein und ein Kammerherr trat ins Zimmer; der mich zur fürſtlichen Tafel lud, und mir zugleich das Großkreuz dieſes Ordens nebſt dem Oberſtenpatente einhändigte."

Das nenne ich mir doch lebhafte Phantasie; dem Herrn Obersten wohnte eine Erfindungsgabe bei, deren sich der unsinnigste deutsche moderne Romanschreiber zu schämen nicht nöthig hätte.

Unter Andern lernte ich an einer öffentlichen Wirthstafel einen höchst interessanten, aus Rom gebürtigen jungen Mann kennen, der sechs lebendige Sprachen mit gleicher Fertigkeit und Grazie sprach, die feinste und verschiedenartigste Geistesbildung offenbarte, und das Talent, angenehm zu unterhalten, in einem hohen Grade besaß.

Der Römer versicherte, mehrere Jahre als Privatsekretär in Diensten des bekannten Lord Byron gestanden, und mit Brittaniens größtem jetzt lebenden Dichter den ganzen Peloponnes bereist, auch mit ihm in seiner Villa auf einer der Inseln des Archipelagus lange gelebt zu haben.

Der Herr Doktor Adrian zu Frankfurt am Main und mehrere Andere haben Fragmente zu Byrons Biographie geliefert; die Nachrichten, welche mir des Lords ehemali-

ger Sekretär von demselben mittheilte, sind von denen jener Herren sehr wesentlich verschieden, und der brittische Sänger interessirt die ganze gebildete Welt zu sehr, als daß ich fürchten müßte, meine Leser zu langweilen, wenn ich über ihn neue Notizen hier mittheile. Ich würde dieses nicht wagen, wäre mir mein Gewährsmann nicht als ein zuverläßiger erschienen; doch man vernehme des jungen Römers eigene Worte; ich übergehe übrigens, was von Lord Byrons Verhältnissen bereits allgemein bekannt, und hasche nur nach Zügen, die, nirgens gedruckt, auf des merkwürdigen Dichters Charakter ein eignes Licht werfen.

„Lord Byron ist ein großer, schlanker Mann, der ungefähr dreißig Jahre zählt; die Haltung seines Körpers ist stolz und imponirt, sein Gesicht stellt sich einnehmend, aber ungemein blaß dar, und heftige Leidenschaften haben auf demselben bedeutsame Spuren hinterlassen; die Augen des Britten sind von blaulicht-grauer Farbe, und der Stern dieser Augen selbst befindet sich in einer steten Bewegung, wie etwa das den Hauptimpuls angebende Rädchen einer

Taſchenuhr, und dieſer ſeltſame Blick gerade iſt es, welcher der Phyſiognomie Byrons etwas Unheimliches und Abſchreckendes verleiht. Die ſchönſte Parthie dieſes Geſichtes, welche wilde Züge mildert, bleibt ein friſcher, kleiner Mund, der anmuthig und wohlwollend lächelt, und den unverkennbar ein ſchwärmeriſcher Anflug umſchwebt.

Byron iſt bekanntlich einer der reichſten Privatleute Brittaniens, und ohne gerade ein entſchiedener Verſchwender zu ſeyn, achtet und ſchont er das Geld wenig, ſein jährlicher Haushalt koſtet wenigſtens 400,000 Rthlr. ſächſiſch (!), er kennt und liebt die feinſten Genüße des Lebens, genießt ſie aber alle in einer ganz ungewöhnlichen Weiſe.

Des Lords Lebensweiſe iſt in der That höchſt ſonderbar; er ſchläft bis 10 Uhr Morgens, erwacht in der heterogenſten Laune, ſpringt jedesmal aus dem Bette in ein lauwarmes Bad, bringt dann mehr als eine Stunde an der Toilette zu, frühſtückt und reitet ſpazieren.

Ungemein eitel iſt Albions Sohn; ſehr feine, krauſe und aſchfarbige Haare bedecken

sein Haupt; allein der Umstand, daß diese an hinterm Theile des Schädels dünner und immer dünner werden, macht dem Lord viel Kummer; er wendet ausgezeichnete Sorgfalt auf seine Chevelure, und bedient sich dabei häufig des berühmten Oeles von Madagascar.

Dem schönen Geschlechte ist der Lord bekanntlich in einem hohen Grade zugethan, allein nur die edelsten Formen, ausgezeichnete Schönheit verbunden mit Geist, vermögen ihn zu fesseln, ist aber seine Leidenschaft einmal erregt, dann charakterisirt sie eine heftige Wildheit, die sich nicht beschreiben läßt:

Er wirbt nicht lange, er zeiget nicht Gold,
Im Sturm erringt er den Minnesold.

Unbegreiflich, aber wahr ist es, kein Weib noch Mädchen vermag diesem schrecklichen Wüstlinge zu widerstehen, so unbeständig er auch ist; wehe dem, der des Lords Leidenschaft hindernd entgegen zu streben wagt: ein vornehmer venetianischer Nobili bezahlte den Versuch mit seinem Leben, um nur einen von vielen ähnlichen Frevels zu berühren.

Sein Ansehn, sein Reichthum, Feinheit, Unverschämtheit und tolldreister Muth vermochten bisher den Britten noch immer glücklich der Nemesis zu entziehen.

Bis nach Mitternacht lebt der Lord gewöhnlich seinen Abentheuern und Lüsten, allein dann umfängt ihn oft ein Geist der Verzweiflung und der düstersten Melancholie. In solcher Stimmung pflegt er sich einzuschließen, man hört ihn stöhnen, öfters laut heulen und wüthend sich an der Erde wälzen. Der Paroxism dauert über eine Stunde, dann wird Byron ruhiger, restaurirt sich durch eine Flasche feurigen Weins, und am Schreibtische findet ihn Aurora.

In diesen Momenten haucht des brittischen Dichters wild aufgeregte Phantasie jene gräulichen Gemälde aufs Papier, welche die Welt anstaunt. — Wenn der Morgen graut, wirft er sich erschöpft erst aufs Lager, welches lediglich aus einer sehr langen und breiten, an der Erde liegenden Matratze und einer zottigen Bärenhaut besteht.

Des Lords junge Gemahlin war ein Inbegriff zarter weiblicher Schöne und jeder denkbaren Vollkommenheit; der Sänger liebte sie, wie früher kein Weib, allein er vermochte nicht, Treue zu halten, und voll Abscheu wandte sich die reine Seele nach einer Verbindung sehr kurzer Dauer von dem furchtbaren Wüstlinge, dessen Zustand seit jener Zeit momentan an förmliche Raserei grenzt, und von Tag zu Tag sich drohender gestaltet.

Wollte man des originellen Menschen physische Individualität mit physiognomischen Zügen bis ins Detail beleuchten, man könnte einen dicken Band allein füllen, nur so viel bleibt gewiß: Byron ist ein mit sich selbst und der ganzen Welt zerfallener Unglücklicher, [illegible] ein Räthsel — und es läßt sich [illegible] voraus bestimmen, daß dieser [illegible] und außerordentliche Genius bald [illegible] unter der Schwere seines eigenen Charakters erliegen wird.

Gregor Ypsilanti zu Dresden.

Ich wohnte mit diesem nahen Blutsverwandten der berühmten hellenischen Freiheitshelden, als er auf seiner Reise nach Paris kurze Zeit zu Dresden verweilte, in einem und demselben Hause, aß mit ihm am Tische, und hatte mehreremal Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten.

G. Ypsilanti ist ein Jüngling von ungefähr achtzehn Jahren, mit schwarzen Haaren, großen dunkeln Augen und vortheilhafter Physiognomie ausgestattet, allein von sehr schwächlichem Körperbau und passivem Charakter. Nicht der glühende Feuergeist eines Demetrius oder Alexanders wohnt diesem jungen Fürstensohne bei; er scheint mehr zum Papa *), als zum Krieger geschaffen.

Weder durch Genialität noch durch sorgfältige Geistesbildung, wohl aber durch angeborne, unverkennbare Gutmüthigkeit zeichnet dieser Gregor sich aus; er wurde in Petersburg

*) So werden die griechischen Priester genannt.

erzogen, und deſſen zufolge muß man ſich darüber wundern, daß der Prinz kaum einige Worte deutſch und ſelbſt gebrochen franzöſiſch nur ſpricht. Ich ſuchte mehreremale das Geſpräch auf die Sache der Neugriechen zu leiten, allein ſogleich verfinſterte ſich das Geſicht des fürſtlichen Hellenen, und er ließ ſich — politiſch genug — nicht im Geringſten auf eine ſolche Unterhaltung ein. Weniger wortkarg zeigte ſich Herr Gregor anderwärts, allein nie verrieth eines ſeiner Urtheile gewöhnlichen Scharfſinn nur.

Der Prinz reiſte in Geſellſchaft dreier andern vornehmen Griechen und eines angeblichen öſterreichiſchen Rittmeiſters, der Civilkleidung trug, und den Dollmetſcher und Reiſefallmeiſter machte.

Die Hellenen ſtellten ſich insgeſammt als bornirte Herren dar; aus dem Herrn Rittmeiſter wußte man nicht recht, was man zu machen hatte; doch war es ein falſches Gerücht, welches von eine von der öſterreichiſchen Regierung mitgeſandte Surveillance nannte.

Nach öffentlichen Blättern wird Gregor Ypsilanti in Paris jährlich 60,000 Franken zu verzehren haben; zu Dresden lebte er mit den Begleitern sehr beschränkt, ja dürftig beinahe, und die Garderobe der edlen Griechen war auch nichts weniger als brillant.

Der unbefangene Beobachter hätte die Reisenden eher für Kandidaten des Ordens a la trappe als für Söhne der alten Hellas gehalten.

Der ästhetische Wiener Hopfenhändler Johannes Langer auf Reisen.

Man stelle sich ein kleines, krummbeinigtes, in einen schmutzigen grauen Kittel gehülltes Kerlchen mit einem gemeinen, nichtssagenden Gesichte vor, einen Menschen ohne höhere wissenschaftliche Bildung, ohne Kenntniß der feinern gesellschaftlichen Sitten, aufgeblasen, arrogant, anmaßend bald, und dann wieder sklavisch kriechend — Alles nach Umständen — obendrein seine lingua rustica mit widerlichem Organe schnarrend, und man hat ein

treffendes Bild von dem literarischen Hopfenbauns, wie diesen Langer scherzweise seine eigenen Landsleute nennen.

Leicht wird man begreifen, was ein also gearteter Mann, welcher ohnlängst Norddeutschland bereiste, auch auf dieser Tour aphoristische Bemerkungen schrieb, und der allgemeinen Wiener Theaterzeitung dieselben einsandte, zu leisten im Stande war. Mit Recht erstaunt man darüber, daß die Redaktion jener Zeitschrift den durch viele Nummern fortlaufenden unsinnigen Gallimathias des Hopfenbauns aufnehmen mochte.

Auch mir that Langer die Ehre an, mich zugleich mit den Herren L. Tieck, C. M. von Weber und Philippi dem Lesegezwungenen Publikum aufzuführen und so schätzbar der Cyclus, in den der Wiener Wanderer meine Wenigkeit einflicht, auch ist, so kann ich ihm diese Auszeichnung doch keineswegs danken.

Hopfenbauns läßt sich vernehmen: „Er habe dem Drange nicht widerstehen können, die persönliche Bekanntschaft des Verfassers der parodirten Ayrsran und Sappho

zu machen, der gerade in Dresden sich aufhalte, da sey er dann nach dem bezeichneten Gasthofe gestolpert, habe sich eine Stube zeigen lassen, und sofort an die Thüre derselben geklopft, worauf eine mächtige Stimme: Herein! geschrieen habe. Ferner berichtet dieser Hopfenhanns, ich sey ein großer noch ziemlich junger Mann, der Morgens ein Petznegligé trage, seine Muse in Tabacksqualm hülle, und einen grimmigen Hund besitze, der in seine (Langers) Stiefel eine Bresche habe beissen wollen. Hätte dieses mein Cedro doch gethan, ich wollte ihn heute noch zum Lohn mit Bratwürsten regaliren. Der Schaden, meint Hopfenhanns, habe allerdings Talent für die Satyre, es würden seine Schriften auch viel gelesen, dann aber wieder vergessen, nichts destoweniger aber könne er die im Hilscherschen Verlage erschienene Schadensche Topographie von Dresden jedem Fremden als zweckmäßig, ungemein empfehlen.

Jeder Schriftner, dessen Produkte einiges Aufsehen erregen, wird sich schon daran gewöhnen müssen, seine Werke von einfältigen oder

übelwollenden Nichtproducenten auch bekrit'elt zu ſehen; es möchte darum ſeyn! allein wenn man in ſeiner eigenen Stube nicht mehr ſicher iſt vor ſolchen kritiſchen Sudelköchen, wenn man jeden Augenblick befürchten muß, in dem nächſten beſten öffentlichen Blatte das Detail ſeines Privatlebens, wie man räuſpert und ſpuckt, beſchrieben zu finden, ſo nenne ich dieſes in der That zu arg.

Aehnliches begegnete mir ſchon einigemal, allein mein Entſchluß ſteht feſt: Dringt künftig wieder ein ſolch' literariſcher Hopfenhanns in mein ſchreibendes Hauptquartier, weiſe ich ihm sans façon die Thüre und zieht der Spürhund nicht zur Stelle ſich zurück, werde ich meine grimmige Dogge hetzen.

Die Mörderin aus Schwärmerei, eine Scene aus Dresdens neueſter Tagsgeſchichte, nebſt einem ernſten Worte über die Art der Todesſtrafen.

Kaum hatte des Profeſſors Kügelchen berüchtigter Mörder, jener Kaltofen nämlich, auf dem Rabenſteine verblutet, als eine andere entſetzliche That Dresdens Einwohner mit Grauen erfüllte.

Eine ſeit geraumer Zeit, angeblich von weiblicher Arbeit, für ſich ſelbſt lebende ledige Weibsperſon meldete ſich in Mitte der Nacht bei der Wache des Rathhauſes und verlangte als Mörderin verhaftet zu werden.

Die Unglückliche ſchien ſehr erhitzt und wurde für Geiſtesverwirrt gehalten, allein ihrer Ausſage zufolge mußte ſie ſofort arretirt und ihre Wohnung unterſucht werden. In derſelben fand man in der That, unter dem Strohſacke der Verhafteten, die Leiche eines ungefähr zwanzigjährigen Mädchens, welches dem Anſchein nach, vor wenigen Stunden

erst, durch mehrere Messerstiche ermordet worden war.

Es wurde sogleich des andern Tages in aller Frühe zum ersten Verhore geschritten und der Inkulpatin summarische Aussagen, welche sie bis jetzt nicht widerrufen hat, lauteten im Wesentlichen folgendermaßen:

„Ich war noch kaum neun Jahre alt, als ich in Gesellschaft meiner verstorbenen Mutter der Hinrichtung einer Mörderin beiwohnte. Schon dazumal entstand in meinem Innern der unerklärbare, aber heiße Wunsch, auf gleiche Art zu enden; dieser Wunsch schlummerte stets in meiner Brust, flammte aber, als ich vor wenigen Wochen den Kaltofen zur Richtstätte führen sah, so mächtig auf, daß ich von jenem Augenblicke an keine Ruhe und Rast mehr hatte, bis ich endlich den festen Vorsatz faßte, den nächsten Besten zu morden, um auch feierlich hingerichtet zu werden.

Gestern — es war Sonntags — lud ich ein junges Dienstmädchen von meiner Bekanntschaft auf den Nachmittag zum Caffee

ein; die Geladene erschien, ich mengte ihr eine starke Portion Rum unter den Caffee, worauf dem Mädchen übel wurde. Ich ließ sie auf mein Bett legen, worauf sie bald in einen tiefen Schlaf versank und ich, meiner nicht langer mächtig, ergriff ein Messer und ermordete die Schlafende sicher und mit leichter Mühe.

Als jenes Mädchen, so schloß Inkulpatin ihr Bekenntniß, bereits erstarrt lag, brachte ich die Leiche unter mein Bett, auf welches ich selbst mich legte, allein es ließ mir keine Ruhe, ich mußte fort, um dem Gerichten und der Strafe mich zu überliefern, welche zu beschleunigen allein nur flehe."

So weit die Aussage der Verbrecherin. — Uebrigens war ich selbst Zeuge von der Art, in welcher jener Kaltofen z. n wohlverdienten Tode gebracht wurde.

Der arme Sünder war in ein weißes, mit schwarzen Schleifen verziertes fantastisches Gewand gekleidet. Zu Fuße, langsam und feierlich, begleitet von zwei würdigen Priestern in Amtskleidung wurde Kalt-

sen Morgens gegen zehn Uhr nach der ziemlich weit vom Thore entfernten Richtstatte geführt, auf welcher die eigentliche Hinrichtung noch einigermaßen verzögert und dem Verurtheilten zu beten und an das Volk zu sprechen verstattet blieb.

Solche feierliche Hinrichtungen scheinen mir mit gewissen sogenannten Schicksalstragödien viel Analoges zu haben. Der Held der Stunde wird bei beyden Gelegenheiten, je näher er seinem Untergange entgegen schreitet, mehr und mehr das Interesse charakterloser und schwacher Zuschauer gewinnen; man vergißt dabei des Sünders grause Schuld, man wird gerührt, vom Mitleid übermannt und erblickt endlich in dem verabscheuungswürdigsten Verbrecher nur noch einen Unglücklichen, ja wohl gar einen Martyrer, der dem nicht zu besiegenden Verhängnisse erlag, und leider nur zu gewiß ist es, daß eine ohnehin überspannte oder krankhafte Phantasie auf solche Art angeregt, sich gänzlich verwirren und zu entsetzlichen Extremen hingeleitet werden kann.

Man durchwühle nur die Kriminalakten der Vorzeit, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Fälle, wie der so eben erzählte, häufig schon sich darstellten. Denn ewig bleibt wahr, daß gleiche Motive dieselben Wirkungen ins Daseyn rufen.

Besser gefiel mir die Henkermethode im Preußischen; noch in seinem Kerker wird der Verurtheilte vom Priester zum Tode vorbereitet, der ihn nunmehr zum Rabensteine begleitet. In seiner gewöhnlichen Kleidung, ohne anderweitige Ceremonien und Umstände, setzt man den armen Sünder mit Tages Anbruch auf den Karren, ein Kavalleriedetaschement umgiebt ihn, im Trotte geht es zur Richtstatte, schnell fliegt der Kopf, alles — Schlag auf Schlag.

Wäre ich ein Machthaber, kein Verbrecher würde öffentlich, sondern in einem unterirdischen Kerker hingerichtet; dumpfe, einzelne, nach längern Pausen auf einanderfolgende Glockenschläge möchten dem Publikum die Vollziehung des Aktes verkünden.

Schauer, Entsetzen und Furcht — nicht Mitleid — sollen Todesstrafen hervorbringen und daß durch die vorgeschlagene Art der Zweck am sichersten erreicht werden dürfte, welcher echte Psychologe getraut sich, dieses in Abrede zu stellen? — —

Straßenpflaster.

Schumachers eigene Stiefel sind nicht selten durchlöchert und die schlechtesten gerade, wie denn überhaupt der Mensch häufig Genüsse und Bequemlichkeiten verschmaht, zu welchen er mit geringen Kosten und weniger Mühe gelangen könnte. Eine ähnliche ungefähr mag die Ursache seyn, daß man zu Dresden ein in solch' hohem Grade erbärmliches Steinpflaster findet, wie in keiner andern deutschen Hauptstadt.

Die herrlichsten Steine werden im Sachsenlande selbst gebrochen und, auf der Elbe, den Dresdner zugeführt; nur ausladen und einsetzen dürfte man diese Steine, allein — es geschieht nicht

Man bemerkt hier ungemein viele schief getretene Absätze, daran ist das schlechte Pflaster Schuld; die Zahl der Schumacher zu Dresden heißt Legion und ihren Wohlstand verdanken diese Leute lediglich dem Straßenpflaster der Stadt.

Fremder Reisender! der du in meine Worte vielleicht Zweifel setzest, wandle einmal in Dresden zur Zeit der Nacht vom Demolirungsplatze nach dem Falkenschlage und von Glück wirst du zu sagen wissen, wenn du unter Weges nicht die Beine brichst, oder ein Paarmal wenigstens auf die Nase fällst.

Nachtwächter.

In Berlin pfeifen, in Leipzig knarren sie — und in Dresden endlich popen diese nächtlichen Ungethüme in ein jammerbar tönendes Horn; sie sind in ganz Norddeutschland eine wahre Pein für den Kranken und leise Schlafenden, im südlichen Deutschland dagegen kann man con amore ruhen; keine Pfeife, keine Schnarren und

kein Horn, nur das böse Gewissen allein, wie Allerwärts, stört des Ermüderen sanften Schlummer.

Der Nachtwächter (die Benennung schon bezeichnet seine Bestimmung) soll für die öffentliche Sicherheit bürgen und er macht dabei einen Mordspektakel, damit von weitem schon alle auf unrechten Wegen wandelnde sein Nahen zeitig genug vernehmen und davon laufen können; bleibt größerer Unsinn wohl erhört?

Wenn ich in Dresden diese Bemerkung wagte, erwiederte man:

„Ja, Sie haben schon recht, allein die liebe Bürgerschaft muß zur Erhaltung der Nachtwächter ihren Groschen beitragen, und da will sie doch für ihr Geld auch hören, daß der Nachtwächter wirklich seine Pflicht verrichtet."

So! o du liebe Bürgerschaft!

Laßt der Nachtwächter Funktion durch Polizeiofficianten kontrolliren und Jene zu stets wechselnder und unbestimmter Zeit, nicht wenn die Thurmuhr schlägt, patrouilliren — dann

vielleicht wird dem beabsichtigten Zwecke eher Genüge geleistet; allein also organisirt, wie dermalen, gehören die nächtlichen norddeutschen Ungethüme zur Legion jener Geschöpfe, von denen da geschrieben steht: — fruges consumere nati!

IV.

Die bretterne Salope.

Eine alte Dresdner Volkssage, als Gegenstück zum Mordgrunde.

Zwischen dem Linkeschen Bade und der Lord Fintleaterschen Anlage, ebenfalls auf dem rechten Ufer der Elbe, kaum eine halbe Meile von Dresden, entfernt, befindet sich ein Weinberg, auf dessen bedeutsamen Vorsprunge ein altergraues schmuziges von Brettern blos aufgeführtes Häuslein zu erschauen ist und dieser unscheinbare Pavillon nun, — von welchem aus man sich übrigens einer entzückenden Aussicht zu erfreuen hat — wird von den Bewohnern der Hauptstadt heutigen Tages noch die bretterne Salope genannt.

Fremde lächeln ob dieſer gar ſeltſamen Benennung, erkundigen ſich aber ſtets vergebens nach dem Urſprunge derſelben.

Schon in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts war jenes oben berührte hölzerne Häuslein — oft genug mag es während jener Zeit verfallen und ſtets in ſeiner eigenthümlichen Geſtalt wieder aufgebaut worden ſeyn — den Dresdnern unter dem Namen: die bretterne Salope bekannt.

Ich habe bereits, als ich neulich in meinem Katerſprunge von Berlin nach Dresden eine alte Dresdner Volksſage: der Mordgrund überſchrieben, lieferte, die Quelle genannt, aus der ich ſchöpfte und dieſe Quelle war keine andere, als eine bisher unbenutzt gebliebene, nichts deſtoweniger aber ungemein zuverläßige alte Hauschronik, aus der ich auch den Stoff zu der nun folgenden Erzählung entlehnte.

Es war im Jahre 1278, als der damalige Markgraf Heinrich, genannt: der Erlauchte, in Dresden ein Landgericht ausſchrieb, zu dem alle Edle, Ritter und Freie des Meißner-

landes als Beisitzer berufen wurden, unter denen sich auch [illegible] von Scharfenberg — längst ist sein Geschlecht ausgestorben — besan.

Der Markgraf hatte dieser Art Landesstände für die Dauer des Gerichtes, welches ihre Gegenwart in der Hauptstadt erheischte, gewissermaßen einen Indult bewilliget, das heißt, es war festgesetzt worden, daß kein Beysitzer des Gerichtes vorerst wegen auf seinen Grundstücken haftenden und verfallenen Schulden oder Zinsen belangt werden konnte, indem ja bedeutsamere Verrichtungen die Schuldner hinderten, der Heimzahlung halber die nöthiden Anstalten zu treffen, wie sich eine noch jetzt vorhandene, von Heinrich in dieser Sache ausgestellte, Urkunde vernehmen läßt.

Wenn dem Ausspruche gleichzeitiger Schriftner zu trauen ist, hob diese weise Verfügung manchem damaligen vornehmen Meißnischen Ritter einen schweren Stein von der Brust, den allerschwersten aber bließ sie, wie der Sturmwind ein Federlein, vom hart bedräng-

ten Busen das ungemein verschwenderischen und leichtsinnigen Scharfenberger.

Fust war ein solch genialer Kavalier, daß er würdig gewesen wäre im neunzehnten Jahrhunderte selbst sein Wesen zu treiben. Sein Vater hatte dem Ritter im Meißnerlande drei herrliche Burgen, zu denen bedeutsame, feste und schuldenfreie Ländereien gehörten, hinterlassen; ein Fräulein Agatha von Birkrose, welches der Ehrenfeste Scharfenberger in der Folge geheiratet, hatte ihm baare zwanzigtausend Rothische Gulden — für jene Zeiten gewiß ein großes Kapital — als Brautschatz zugebracht; zwölftausend Gulden waren diesem Helden der grauen Vorzeit durch eine Erbschaft zugefallen; allein diese Glücksgüter alle waren für unsern Herrn Fust nicht mehr, denn eine Bettelmannsseele für die Hölle, wie der geniale Ritter selbst sich sehr energisch und originell zugleich auszudrücken pflegte.

Der Scharfenberger und die Birkrose führten ein Leben vel quasi — Hund und Katze; allein die Katze unterlag, oder

um die Sage prosaischer noch zu geben, unser Held quälte das Ehegemahl mit solch' studirter Bosheit, daß Frau Agatha bereits im dritten Jahre ihrer unglücklichen Verbindung das Zeitliche segnete, indeß ihre eingebrachten zwölftausend Gülden längst schon den Scharfenberger gesegnet hatten und nach allen vier Winden hin zerstreut waren.

Es blieben unzarte Worte, welche Herr Just der verblichenen Dulderin in die Grube nachsendete, dann aber ging er, um wie er sagte, sich zu trösten und zu zerstreuen, auf Reisen. Schade, daß der Held nicht Sinn für Schriftstellerei hatte, wie viele edle Burgherren unserer Zeit, er hätte in diesem Falle in der Fremde interessante Beobachtungen zu Papier und, wenn das Glück gut gewesen wäre, dieselben auf die spate Nachwelt bringen können. Da aber der Ritter vom Scharfenberg eben so wenig den berühmten Namen seiner hochberuhmten Altvordern, als den eigenen zeichnen konnte, sieht man sich genöthiget, selbst die großen Thaten zu verkünden, welche er das erstaunte Ausland sehen ließ.

Herr Juſt zog in verſchiedener Herren Länder von einem Bankete und von einem Ringelrennen zum andern umher, wurde häufig aus dem Sattel gehoben und in den Sand geworfen, leerte viele tauſend Humpen köſtlichen Rebenſaftes und verſpielte nicht viel weniger Goldgülden im Brette und am Würfeltiſche.

Nach einigen Jahren vermochten die Burgvögte des Scharfenbergers dem ſtrengen Gebieter weder Gülden noch Pfennige in die Fremde zu ſenden, worauf unſer edler Ritter ſich als ein guter Wirth entſchloß, nun einmal wieder nach den Beſitzungen in der Heimath zu ſehen.

Es gab dort eigentlich nicht mehr viel zu ſehen, denn die Burgen waren von allem Geräthe beinahe gänzlich entblößt, in den Dörfern ſchlichen nur wenige dürre, ausgehungerte Geſtalten, gleich Geiſterbleichen Schatten, umher und die Felder lagen größtentheils unbebaut, weil die rüſtigern Vaſallen und Leibeignen des Scharfenbergers alle, müde des unerträglichen Druckes ſeiner Vögte, entlaufen waren.

Diese Aspekten blieben mißlich genug, allein Herr Kuno wußte, wie alle Genies, gute Miene zum bösen Spiel. Seiner angebohrenen verwegenen Gnade glückte es, hier und dort noch Geld aufzubergen, davon wurde vorerst der Haushalt bestritten, nebenbei in den Forsten das Wild niedergeschossen und die schönsten Stämme gefällt; als aber endlich jedes Mittel erschöpft nun war, Niemand mehr borgen und Jedermann bezahlt seyn wollte, schwur der Scharfenberger bei Muttertreu und Ehre, allen seinen Gläubigern bis zum letzten Pfennige gerecht zu werden.

Des Helden Schuldentilgungsplan war genial genug, wenn für jene Zeiten schon keineswegs originell. Fusis Haupt- und Stammburg lag auf einem steilen Felsen, dicht an einer viel befahrenen Landstraße; nun raisonnirte der Ritter: Nehme ich ein paar Dutzend kühne Jungen, die des Kriegshandwerks kundig, in meine Dienste, so steht es ja blos bei mir, die vorbeiziehenden Hundsfötter, die Krämer und Kaufleute auszuplündern; dabei können wir, die Reisigen sammt mir, bestehen,

ch bezahle meine Gläubiger und bleibe ein
hrlicher Mann; so relativ stellten die
Begriffe von Ehrlichkeit schon einmal zu allen
Seiten mehr oder minder sich dar.

Bevor der wackere Just noch zur Ausfüh-
ung seiner edlen Pläne gelangen konnte, sah
r sich zum Landesgericht nach Dresden be-
ufen. Auch gut, dachte der Ritter, jetzt
üssen die unverschämten Gläubiger vorerst sich
ohl oder übel wollend gedulden und — Zeit
ewonnen, Alles gewonnen.

Als Landstand fand der Scharfenber-
er in der Hauptstadt leicht neuen Credit, den
r umsichtig genug benutzte, indem er einen
ufwand schaffen ließ, der Nichtunterrichtete
uschte und bewirkte, daß man den Herrn Just
ohl gar für einen der reichsten und großmü-
igsten Herren im ganzen Meißnerlande
elt.

Allein wie Alles in der Welt, so nahm
un auch endlich das damalige sogenannte Lan-
esgericht ein Ende und ungemein mißlicher,
un zuvor, stellte unserm Helden seine Lage
ar sich dar.

Fuſts Schuldenregiſter war anſehnlich vermehrt und der Plan, hinſichtlich der Weglagerei, zerfiel in ein nicht auszuführendes Hirngeſpinſt, indem gerade bei jenem Landesgerichte alle Edle und Ritter des Meißnerlandes in des erlauchten Heinrichs Hande feierlich hatten ſchwören müſſen, den Landfrieden zu achten und mit allen ihren Kräften zu ſuchen ihn aufrecht zu erhalten.

Der Scharfenberger war ein großer Geiſt und als ein ſolcher hatte er ſich am Ende wohl nicht viel daraus gemacht, ſein Wort und die heiligſten Schwüre zu brechen; allein zu ſeinem nicht geringen Leidweſen gab es unter den übrigen Rittern und Edlen des Meißnerlandes nur gar wenige ſolche große und erhabene Geiſter, welche ſeine Anſichten theilten und Herr Fuſt konnte, wollte er dennoch Weglagerei treiben, es ſich leicht an Fingern abzählen, wie Alles kommen dürfte; ſämtliche Nachbarn hätten ſich in dieſem Falle wahrſcheinlich gegen ihn vereiniget; ſeine Burgen konnten zerſtört, über ihn ſelbſt aber die Acht verhängt werden.

Des fernern Reisens müde, war unser Scharfenberger überhaupt viel zu feig und zu klug, sich solchem Schicksale aussetzen zu mögen, allein anderwärts grübelte er nur auch Tag und Nacht vergebens, sich zu retten vor den Zudringlichkeiten der Legion Gläubiger älterer und neuerer Zeiten.

Unser ritterlicher Held hatte einen vertrauten Freund, den Benno von Fluren, der eigentlich um kein Haar besser, als der Scharfenberger, wohl aber bedeutsam klüger und Menschenkundiger als dieser war.

Seinem Benno nun klagte Fust die arge Noth, von ihm Rath und Hülfe erheischend. Nach einigem Sinnen sprach der Freund:

„Hm — bist doch ein rüstiger, nicht gar zu alter Ritter, wir haben der heirathslustigen, edlen Dirnen aber genug im Meißnerlande, die im Gold und Silber sieben, wirb' um einer solchen Dirne Hand und bezahle mit dem Brautschatze deine Schulden."

„„Ich hatte den Gedanken auch schon, erwiederte der Scharfenberger, indem er mit einer sauern Miene hinter den Ohren kratz-

te, allerwärts pochte ich schon, aber nirgend wurde aufgethan.“ “

Ja, das ist freilich schlimm, rief jetzt Benno lachend aus, und ich weiß dir keinen andern Rath zu geben mehr, als um die Schmutzurschel zu freien, was die Goldgulden betrifft, steht sie keiner edlen Dirne im ganzen Gaue nach und einen Ritter will das Madel haben, darauf ist die Urschel ganz erpicht.

Unserm Scharfenberger war die Schmutzurschel eben so wenig, als dem geneigten Leser bekannt und wir halten es daher erst für Pflicht, die Dame in dieser Geschichte einzuführen.

Aus dem nahen Baierlande war bereits im Jahre 1251 ein junger Mann, Namens Simon Kalberla nach Dresden gekommen, der ein Bier zu brauen verstand, welches die Dresdner bisher nicht gekannt hatten, das ihnen aber ungemein lieblich mundete.

Simon war ein sparsamer Bursche, der sich wohl auf seinen Vortheil verstand; er brau-

te und braute, häufte Gülden auf Gülden, heyrathete eine wohlhabende Dresdner Bürgertochter, wurde reich und endlich — steinreich.

Eine einzige Frucht, nämlich ein Töchterlein, Ursula genannt, segnete des glücklichen baierischen Bierbrauers mehrjährige Ehe. Bald nach des Mägdleins Geburt war ihm die Mutter gestorben und Urselchen blieb des nun schon alternden Simons Augapfel und einzige Freude.

Ungemein feindselig hatte Natur unser Urselchen mit einem schwächlichen, verwachsenen Körper, mit einer höchst widerlichen Physiognomie, kleinen grünlichen Augen, breiter Nase, großem Munde und Ohren, einer Menge Sommersprossen, eingedrückter Brust und allen jenen unglücklichen Eigenschaften bedacht, welche am andern Geschlechte auffallender und zurückstoßender sich darstellen.

Starkes und gutes Bier verstand Vater Simon zwar zu brauen, allein in allen übrigen Dingen war der Alte ein großer Ignorant und einer wahren Affenliebe gleich gestaltete

ſich ſeine Neigung zu dem häßlichen Töchterlein.

Urſelchen zeigte Hang zum Hochmuthe, zur Heftigkeit, Müßiggang, Verläumdung und allen Laſtern, welche den ſchlechtern Theil ihres Geſchlechtes karakteriſiren und da Niemand ihren Fehlern entgegenwirkte, keiner ihrer Wünſche unverſagt blieb, wuchſen dieſe tadelnswerthen Eigenſchaften mit den Jahren zur rieſigten Größe heran.

Durch eine auffallende Unreinlichkeit zeichnete die Jungfrau Bierbrauerin vorzugsweiſe ſich aus; wie die meiſten ſchönen und häßlichen Mägdleins, war Urſelchen eitel in einem hohen Grade, allein ihr erging es, wie gewöhnlich den Kindern Iſraels — mochte die reiche Dirne immerhin in Gold und koſtbare neue Stoffe ſich gehüllt haben, einen Uebelſtand zeigte Urſula im heidnen Staate ſelbſt: häufig waren Geſicht und Hände nicht gewaſchen und die Nägel der letztern nicht beſchnitten; ein andermal die Schuhe niedergetreten, die Strumpfe nicht rein u. ſ. w. Gemeiner Witz, wie Neid, lieben gar ſehr, ſich am

Reichthume zu reiben und sie schöpften der Bierbrauerstochter einen sogenannten, tief demüthigenden Spitznamen: Schmutzurschel wurde die Jungfrau allgemein und in der ganzen Stadt genannt.

Doch Analogitäten bedeutsamer Art stellen das dreizehnte und das neunzehnte Jahrhundert allerwärts dar, in jenem, wie in diesem vermochte Gold moralische und physische Fehler zu verdecken und so wenig lockend Schmutzurschels Aeußeres und Inneres waren, ihr fehlte es nicht an Freiern: die ansehnlichsten Bürgersöhne, nach des alten nun schon immer krämelnden Simons schweren Geldkasten lüsiern, warben um seiner Tochter Hand. Allein die thörichte Ursula theilte Körbe in Hülle und Fülle aus, denn es hatte sich die hochmüthige Dirne in den Kopf gesetzt, eine gestrenge Rittersfrau werden zu wollen und den Gedanken durfte die Bierbrauers Tochter schon hegen, denn es gehörte schon dazumal nicht zu den außerordentlichen Seltenheiten, daß vornehme, aber gänzlich verarmte, Ritter reiche Bürgerstöchter heyratheten.

Nun kennt der Leſer das holde Mägdlein, welches Ritter Benno ſeinem Freunde dem Scharfenberger zu freien vorſchlug.

Eines Bierbrauers Tochter zu eheligen verſpürte der ſtolze Herr Fuſt freilich wenig Luſt, allein des Mägdleins viele Goldgulden waren für den herabgekommenen Verſchwender ein zu mächtiger Magnet, und Jungfrau Urſula vorerſt zu ſehen, blieb beſchloſſen.

Der erſte Verſuch ſchlug keineswegs zu des Rathgebenden Bennos Zufriedenheit aus, denn der Scharfenberger verſicherte, nachdem er Schmutzurſelchen aus der Ferne nur erſt erblickt hatte, in der ihm eigenthümlichen Kernſprache: Lieber um des Teufels Großmutter, als dieſen häßlichen Wechſelbalg freien zu wollen; Freund Benno erwiederte: Nun, nach Belieben, wem nicht zu rathen, dem iſt nicht zu helfen.

Indeſſen wurde Herrn Fuſts Lage mit jedem Tage mißlicher; hart drängten ihn die Gläubiger und jede Quelle des Kredits war verſtopft. Nichts weniger als Philoſoph hub unſer Held nun an, ungemein ſinnige Reflexio-

nen anzuſtellen, er dachte ſo bei ſich: „Stellt jene Urſchel ſich ſchon häßlicher dar, als der Satan ſelbſt, hat ſie doch mehr Gold als vielleicht das anmuthigſte Fräulein im Meißnerlande und Geld thut mir hochnoth, iſt die Achſe, um die ſich einmal Alles dreht; zwar erhebt Vorurtheil ſeine Stimme gegen Mißheyrathen, doch Gaſtereien, bei denen der köſtlichſte Rebenſaft fleußt, bringen dieſes Vorurtheil zum Schweigen; häßlich zwar, wie die Nacht bleibt deshalb immer noch die Dirne, doch am Ende wird man auch der höchſten Schönheit gewohnt, großen Geiſtern gilt Alles gleichviel.

Noth heißt die Mutter der Reſignation; der Scharfenberger ſuchte in des Vierbrauers Hauſe Eintritt, was keineswegs ſchwer hielt, denn gar mächtig fühlte in jenen Zeiten der Bürger ſich geehrt, mochte ein vornehmer Ehrenveſter Ritter ſeines Hauſes Schwelle überſchreiten nur.

Bald fing Herr Fuſt an um Schmutzurſchels Gunſt und Hand zu werben, und leicht genug wurde das Unternehmen ihm gemacht, denn die verblendete Dirne kam auf

halbem Wege ſchon ihm entgegen, ſollten doch jetzt ihrer überſpannten Phantaſie kühnſte Wünſche in Erfüllung gehen.

So einfältig der alte Simon war, ihm ſtellte ſich eine Verbindung der Tochter mit dem Rittermann keineswegs erſprießlich dar; allein Jungfrau Urſula hatte den ſchwachen greiſen Vater längſt gewöhnt, keinem ihrer Wünſche zu widerſtreben, und ſo ungerne der Bierbrauer es auch that, er mußte ſich am Ende dennoch des Mägdleins Willen fügen: Urſula wurde Ritter Fuſts von Scharfenberg ehelicher Gemahl.

Bald nach vollzogenem Beilager ſegnete der alte Simon das Zeitliche, doch einigermaßen hatte Herr Fuſt dennoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht; Urſula war keineswegs auf den Kopf gefallen, mit genauer Noth war ſie zu bewegen geweſen: ein Drittheil ihres bedeutſamen Vermögens nur dem ritterlichen Gemahl zu verſchreiben, den größern Theil reſervirte die Dame ſich ſelbſt.

Nur der Scharfenberger wußte bei allen Vorfallen des Lebens ſich zu tröſten, er

dachte: Kömmt Zeit, kömmt Rath, und hoffte sein Schmutzurselchen schon so kurze zu machen, daß stets ihre Kasse ihm offen stehen möchte.

Indeß hatte des edlen Ritters auffallende Mesalliance beim Dresdner Hofe großes Aufsehen erregt; als aber der erlauchte Heinrich von allen Verhältnissen genau unterrichtet, einmal sprach:

„Ich vergebe dem Scharfenberger, denn nicht anders vermochte er sich zu retten"

fand unser Held auch Verzeihung und Gnade vor den Schranzen, und die Sache wurde, von neuen Ereignissen verdrängt, bald genug vergessen.

Bei Hofe freilich durfte die neugebackene gestrenge Rittersfrau nicht erscheinen, allein in den Zirkeln des dürftigern Adels duldete man sie.

Stets mit Schmuck und Putz bis zur Lächerlichkeit zeigte sich unsere Dame überladen, allein Urselchens Fehler erbten auf Ursula hinüber, und die reich geschmückte ritterliche

Frau blieb nachwie vor — ein unreinliches Schweinlein auch.

Die Manier, galliſch zu ſprechen, kam im dreizehnten Jahrhundert ſchon nach Teutonia. Schmutzurſelchen wurde die bürgerliche Heldin einſt genannt, als Rittersfrau hieß ſie unter dem Adel: Madame salope und unter dieſem Namen blieb ſie bald der ganzen Hauptſtadt bekannt.

Des Scharfenbergers zweite Ehe geſtaltete ſich nicht glücklicher, denn einſt die erſte. Der Ritter hatte viele alte Schulden zu berichtigen, und bald waren daher die Summen vergeudet, welche des reichen Bierbrauers Tochter ihm zugebracht hatte; Herr Fuſt foderte von der Gattin neuerdings Geld, allein Madame salope war geizig und konſequent; der verſchwenderiſche Gemahl mochte ſie bitten oder mißhandeln, nicht einen Goldgulden gab Urſula heraus.

Unter ſolchen Umſtänden war dem edlen Ritter mit einer häßlichen und widerlichen Gattin nicht länger gedient; Sprößlinge waren aus dem zärtlichen Bündniſſe nicht hervorge-

gangen, mächtige Freunde lebten dem Scharfenberger, und um so eher gelang es ihm, eine Trennung von Urſula ab thoro et mensa zu bewirken; der ſalopen Dame Einſprüche wurden nicht beachtet, ſie mußte ſich in das Unabänderliche fügen, und wurde noch obendrein von Jedermannniglich verlacht.

Schmutzurſelchen ſah zu ſpät ein, daß ſie eine Thörin geweſen; bitter beweinte die Geizige einen Theil ihres Vermögens, den ſie einem Undankbaren und dem eigenen Hochmuth geopfert hatte; gänzlich zerfiel die Unglückliche mit der Welt.

Alchymie war die herrſchende Thorheit jener Zeit. Fielen ſelbſt Fürſten und Grafen in die Schlingen betrügeriſcher Goldmacher, darf man ſich um ſo weniger wundern, wenn auch eine abergläubiſche Bierbrauerstochter vom Teufel der Habſucht verblendet wurde.

Urſula wollte um jeden Preiß die verlorne Habe wieder erſetzt ſehen; ſie nahm Unterricht bei einem berühmten Alchymiſten, und als ſie ſich der erhabenen Kunſt gewachſen glaubte, kaufte ſie ſich einen Weinberg auf dem rechten

Elbufer, und zog ſich, der falſchen Welt gänzlich Valet ſagend, in dieſes Aſyl zurück.

Ein hübſches maſſives Luſthäuschen zierte den Gipfel des erſtandenen Rebenhügels, allein Madame Salope fand es nicht genehm, in demſelben zu reſidiren, ſondern zog vor, in einer kleinen ſchmutzigen, von alten Brettern errichteten Hütte zu wohnen, welche ſie unfern des Luſthauſes hatte erbauen laſſen.

Hier lebte Urſula einſam und allein in Geſellſchaft einer Menge häßlicher Katzen nur; ein dichter ſchwarzer Qualm ſtieg ſtets aus dem engen Rauchfange der kleinen hölzernen Hütte, denn die mit ſich ſelbſt und der ganzen Welt zerfallene Unglückliche laborirte Tag und Nacht.

So trieb des Bierbrauers Tochter, vergeſſen bald von Jedermann, ihr Weſen Jahrelang; da hörte plötzlich der Rauchfang auf zu dampfen, und die Katzen erhoben ein lautes gräuliches Geſchrei.

Man eilte herbei, erbrach die Thüre, und fand die unglückliche Dame Salope in Rauch und Schmutz erſtickt; eine grenzenloſe Unordnung und ein abſcheulicher Geſtank herrſchten im

Innern der hölzernen Hütte, den Reſt ihres Goldes aber hatte Urſula gröſtentheils durch den Schornſtein gejagt; denn der kindliche Redner des Mittelalters Pater Abraham à Santa Clara hatte wohl Recht, wenn er ſchrieb:

Goldmachen wär' die beſte Kunſt,
Wenn nur nicht alle Müh umſonſt;
Denn wer ſein Glück im Rauch probirt,
Das Geld, es wird verlaborirt u. ſ. w.

Der von jener unreinlichen Goldmacherin hinterlaſſene Weinberg fiel an ihre entfernten Verwandte im Auslande, und hatte im Verlaufe von fünf Jahrhunderten der Eigenthümer natürlicherweiſe ſo manchen, ſeinen Namen die bretterne Salope aber, hat er von ſeiner erſten Eigenthümerin bis auf dieſe Stunde beibehalten.

Der bösartige und verſchwenderiſche Juſt von Scharfenberg ſtarb mehrere Jahre ſchon vor der betrogenen Urſula in tiefem Elende, und wie unſere alte Chronika berichtet, auf eine ſchreckliche Art, an der Läuſekrankheit.

V.

Mein Vaterland. — Der Bocksſprung.

Das Laub war längſt gefallen; ein kalter Wind wehte aus Nord — unruhig bewegten ſich die trüben Wellen der Elbe.

In den Mantel gehüllt, die dampfende Pfeife im Munde, ſaß ich vor der bretternen Salope auf meinem Lieblingsplätzchen, das Haupt in die Hand geſtützt und gedankenvoll hinabſchauend in das weite, ſeiner Reize und des anmuthigen Schmuckes beraubte Elbthal bei Dresden.

Ein Schlag auf die Schulter rüttelte mich aus meinen Träumereien auf, K*** ſtand neben mir.

„Was ſoll das nun wieder — hub der theure, redliche Freund an — warum ſprengſt du mich an dieſem ſtürmiſchen Herbſttage her-

aus, vom traulichen Kamin weg, nach der nun so unfreundlichen Höhe? — hätteſt du in deinem Billet nicht mit ſo eigenthümlicher, dringender Seltſamkeit gebeten, nimmermehr wäre ich erſchienen, doch was willſt du denn?"

Abſchied nehmen von dir, guter Menſch! erwiederte ich lächelnd; denn in dieſer Stunde noch reiſe ich ab.

„Was, rief der Freund, und das ſagſt du mir jetzt erſt im letzten Augenblick? — es ſchien dir hier ſo wohl zu behagen, doch — Menſch! ſeit ſechs Jahren irrſt du in der Fremde umher, wann wirſt du dir endlich ein Vaterland, wann ein Plätzchen wählen, auf welchem dein wilder Sinn ausruhen wird — magſt du nimmermehr nach dem höchſten Glücke des irdiſchen Lebens, nach eigenem Heerde, nach dem Beſitze eines liebenden Weibes ſtreben?"

Mein Vaterland? fragte ich etwas laut und bitter lachend, indem ich nieſend ein Blättchen aus dem Porteſeuille nahm, und es dem Glücklichen reichte, deſſen Bruſt nimmermehr wilde Stürme bewegten, ſein Leben — um mit Schiller zu ſprechen —

sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück,
Und unglückbringend pocht ihm keine Stunde.

K*** nahm und las:

Mein Vaterland.

Gegenstück zu der bekannten Dichtung von Th. Körner.

Wo ist dein eigen Vaterland?
Wie könnt Ihr mich in solchen Tagen
Nach solchem Dinge also fragen?
So muß ich Euch denn traurig klagen:
Das Weite blieb mir unbekannt;
Ich such ein Vaterland!

Was forderst du vom Vaterland?
Ein Wen'ges nur: Ganz gleiche Rechte,
Nicht Herrenstolz und keine Knechte,
Doch echte Kriege für's Gerechte —
Statt eitlem Spiel und Kindertand,
Sucht' ich im Vaterland!

Ist's also nicht — im deutschen Land?
Es waltet dort — ein durft'ger Frieden,
Der von dem Uebel ausgeschieden,
Es blüht kein glücklich Reich hienieden —
Nur einer Gottes mächt'ge Hand
Schafft solch ein Vaterland!

Verzweifelst du am Vaterland?
Ihr dort, nicht bleibet zu erreichen
Das hohe Bildniß ohne Gleichen,
Es fällt der Mensch oft jenen Streichen,
Den blinden seiner eignen Hand
Im lieben Vaterland!

Womit schlägt sich ein eignes Land?
Mit selbst geschnitzten derben Stöcken,
Mit bunten bald mit schwarzen Röcken,
Und mit erkauften fremden Volken —
Verkennend seine Scheidewand
Es fiel manch armes Land!

So giebts demnach kein Vaterland?
Man findet es nur einzgem Müden,
Ja selbst man muß es so erziehen,
Ins eigne Innre muthig fliehen,
Nur mit dem Aeußern unbekannt —
Ersteht das eigne Land!

Du bist nun einmal ein mit dir selbst Zerfallener, ein Fantast, ein Narr — sprach mein K*** in wohlgemeintem Eifer, aber ärgerlich, indem er das Blatt zurückgab, und, fügte er fragend bei, wohin soll denn, wenn es kein Geheimniß ist, schon wieder die Reise gehen?

Meinen Paß trage ich ausgefertiget hier, entgegnete ich ruhig, das Bischen Gepäcke ist

bereits unterweges, und von dieſem Fleckchen aus ſpringe ich nun über die Elbe und das Erzgebirge, direkte nach des alten einäugigen Ziskas Höhe bei Prag.

Wenns nur kein Bocksſprung wird! „brummte der Freund in den Bart — ich aber rief lachend aus: Ja zu einem Bocksſprunge gerade und zu einem kritiſchen obendrein mag ſich dieſe Reiſe geſtalten!“

Hier ſtieß mich der kritiſche Bock unſanft mahnend in die Seite, ſchnell umarmte ich noch einmal meinen lieben murrköpfiſchen K***, der Reiſegefährte ſchrie, in Ermangelung eines Poſthornes ſein gewöhnliches höhniſches: Meck, meck! ich klammerte mich an des zottigen Bockes Schwanz feſt, und — haſt du ihn nicht geſehen! — vorwärts hoch durch die Luft ging die kritiſche Fahrt, luſtig aber ſang ich:

Leb' wohl du kritiſches Otterngezücht — Ade!
Es lacht dir mein Böcklein ganz frech ins Geſicht:
— o weh! u. ſ. w.

Prag;

des kritiſchen Bocksprunges

zweite Abtheilung.

— Es ſcheint mir ſchlecht,
Daß kritiſch man verdreht, was gut und recht.

Ulrich v. Hutten,
in ſeiner Beklagung der Freiſtätte
deutſcher Nation.

Das k. k. Grenz-Einbruchsamt Peterswald — eine beſtätigte Behauptung des Hr. v. Cölln — ſeltſame aber wahre Anekdote von einem ******ſchen Major — das Erzgebirge — Töpliz — der unglückliche Stiegliz — Laun — der Hr. Doktor Witte.

Wenn man unmittelbar nach Tages Anbruch mit nur einigermaßen raſchen Pferden aus Dresdens Thoren fährt, ſich und die Thiere in Pirna ein bischen reſtaurirt, erreicht man bereits bald nach Mittag das k. k. öſterreichiſche ſogenannte Grenz-Einbruchsamt Peterswald — ſchon die Benennung lautet halsbrechend — der ſchwarz und gelb angeſtrichene Schlagbaum iſt niedergelaſſen, und man

ersucht uns vor demselben, aus dem Wagen zu steigen.

Oft hatte ich von der großen Arroganz und Flegelei dieser Grenz-Zollbeamten erzählen hören, diesen Gerüchten aber nie vollen Glauben beimessen mögen; nun ich sollte mit eigenen Augen jetzt prüfen.

Wir wurden in eine niedrige Stube geführt, in der vier Herren mit höchst widerlichen Physiognomien und wichtigen Amtsmienen schreibend am Tische saßen.

Man rathet jedem Reisenden, der sich nicht ärgern will, schweigend in diese Grenz-Kanzlei zu treten, denn der freundlichste Gruß wird nur mit finstern Gesichtern, selbst nicht mit einem trockenen: Danke! beantwortet. Eine einzige Eigenschaft haben die östreichischen Grenzzollbeamten mit Gott gemein: vor ihren Augen gilt jeder gleich, wenigstens wurde das höfliche Eintrittskompliment eines alten Herren, der einen flammenden Kometen an der Brust trug, eben so wenig, denn jenes der Plebejer beachtet, und dieses allem gefiel mir an den Leuten.

Vorerſt werden die Päſſe der Reiſenden mit groſſer Strenge unterſucht; wenn dieſelben nicht ganz und gar den beſtehenden Vorſchriften entſprechen, kann ſich der Inhaber nur ſogleich anſchicken, wieder hinzugehen, wo er hergekommen, und da hilft kein Flehen noch Fluchen.

Nun was dieſe Maaßregel betrifft, man kann ſie keinesweges tadeln. Mein verſtorbener Freund, der viel verkannte und bekannte preußiſche Kriegsrath von Cölln ſagt in ſeiner Parallele zwiſchen Wien und Berlin unter Andern:

„Was die öſtreichiſche Aengſtlichkeit in Rückſicht der Fremden anbetrifft, finde ich ſie lobenswerth, denn es iſt ja nur zu bekannt, daß das Syſtem der Auskundſchaftung fremder Staaten u. dgl. die neueſte Mode geworden iſt.“

Im Jahre 1807 ſchrieb Cölln dieſe Worte, und — ſo ſeltſam die Behauptung manchen Ohren auch klingen mag — ſeine angeregte Aengſtlichkeit rechtfertiget ſich ſelbſt heutiges Tages noch; ein Beiſpiel nur:

Vor wenigen Wochen erſt traf ein in aktiven Dienſten ſtehender Staabsoffizier einer ſehr be-

deutſamen auswärtigen Macht zu Prag ein. Der Mann reiſte in Uniform, ließ ſich dem kommandirenden Generale verſtellen, erſchien auf der Parade, und wurde allerwärts mit zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen; allein bald genug erhielt man genügenden Aufſchluß, welche Zwecke den fremden Herrn Major nach Böheims Hauptſtadt geführt hatten. Er ſuchte nämlich die fähigſten Subjekte der Hauboiſtenkorps jener in Prag garniſonirenden Regimenter für den Dienſt ſeines Landesherrn zu gewinnen; und war es unter ſolchen Umſtänden wohl der oberſten Polizeibehörde zu verdenken, daß ſie dem fremden Herrn Major ſeine Päſſe zuſandte und ihn erſuchen ließ, unverzüglich abzureiſen? —

Doch wir kehren wieder in unſer Grenz-Einbruchsamt zurück. Nachdem die Päſſe gehörig unterſucht und viſirt worden waren, ging es ans Beſchnüffeln der Reiſewagen; Koffers, Felleiſen, Pakete, kurz alles bewegliche Gut wurde nach der Stube geſchleppt. Ich führte außer einem Felleiſen zwei in Wachstuch eingenähte Pakete bei mir, und es wäre natür-

licherweiſe ein unangenehmer Vorfall für mich geweſen, hätte man dieſe Pakete gänzlich auseinandergeriſſen, obſchon ich nichts weniger denn verbotene Waare bei mir führte. Einem ſolchen Aufreißen, wo möglich, zuvor zu kommen, drückte ich demjenigen der Beamten, der mir der bedeutſamſte erſchien, zwei Silberzwanziger in die Hand, denn ich war avertirt, man dürfte dieſes kühn wagen, ohne ſich der geringſten Unannehmlichkeit auszuſetzen.

So war es denn auch; der Herr Einbruchsoffiziant behandelte die Sache, wie eine, die von ſelber ſich verſteht, ſteckte das Geld ſchweigend, aber keineswegs ſchüchtern, in die Taſche und mein ſämmtliches Gepäcke wurde nun ungemein nachſichtig viſitirt.

Mein Reiſegefährte dagegen, auf ſeine gute Sache pochend, wollte ſich durchaus zu keinem Douceur verſtehen, dafür wurde denn aber auch mit großer Weitläufigkeit in ſeinem Felleiſen das Unterſte zu Oberſt gekehrt, ſelbſt ſeine gewaſchenen Hemden wurden auseinandergeriſſen, der eigenſinnige Reiſende mußte neuerdings packen und wir ſa-

hen und auf diese Art länger als eine Stunde aufgehalten. Ich sprach ein herzliches Dankgebeth, als wir das rigoröse Grenz-Einbruchsamt im Rücken hatten.

Ich gelangte in der Folge zu der festen Ueberzeugung, daß der Unfug, den sich die östreichischen Grenz-Einbruchsbeamten erlauben, von Seite der Regierung keineswegs gebilliget und vorkommenden Falles streng genug geahndet wird; allein der anständige Fremde vergißt die Misere, wenn er das Grenzhaus verlassen und mag, in der Hauptstadt angelangt, sich durch Beschwerdeführen nicht Verdrießlichkeiten und andern derlei Weitläufigkeiten aussetzen, die Klage des minder anständigen Ausländers wird freilich wenig beachtet, und so bleibt eben Alles, wie es ist.

Interessant ist stets die Reise über das Erzgebirg: diese tiefen Thäler, die wild romantische Gestaltung der Bergkuppen, die mit jedem Augenblicke abwechselnde Gegend regen heiße Phantasien mächtiglich auf; ruhigern Sinn mögen diese Naturschönheiten im Lenze mehr noch entzücken, heute brauste ein furcht-

barer Sturm, der die dicht fallenden Schneeflocken wild durcheinander trieb, düſtere Wolken, ſchnelle Segler der Lüfte, ſtreiften tief darnieder, eben ſo ſchnell nahend, dann verſchwindend, ein dumpfes wie unterirdiſches Brauſen tönte aus den Tiefen; eine Chaiſe vor uns hatte der Sturm auf der Höhe umgeworfen, die Straße war lebhaft, die Reiſenden hatten alle aus Furcht den Wagen verlaſſen; auf den andern Tag — es war am 6ten Dezember 1821 — hatte man allerwärts den Untergang der Erde prophezeit und deutlich genug blieben Entſetzen und Furcht auf den Geſichtern der abergläubiſchen böhmiſchen Fuhrleute leſbar. Mir wird in Mitte dieſes wilden Aufruhres der Natur immer unbeſchreiblich wohl, laut möchte ich hineinjauchzen in das Toſen des Sturmes, wohl möchte ich das große Schauſpiel — das fürchterliche Zuſammenſtürzen ſolcher rieſiger Erdkoloſſe, das Auflodern unterirdiſchen Feuers in lichten Flammen einmal ſchauen; das macht — meine ehrliche ſeelige Großmutter erzählte es mir oft mit Grauen — ich bin ein Kind der

Nacht und zwar obendrein einer Sturmbewegten Walpurgisnacht, es war ein düsterer Stern, der mit dem bleichen, Bleyfarbenen Schein ins Leben mir geleuchtet.

Abends 7 Uhr erreichten wir erst Töplitz. Der Wirth lud zu einem Konzerte ein, welches heute im Saale seines Hauses, wie er versicherte, von einem berühmten prager Virtuosen und dessen Tochter aufgeführt werden sollte, der Eintrittspreiß war, mäßig genug, auf 5 Kreuzer gesetzt.

Ich nahm die Einladung an, und trat in den bezeichneten Saal. Ein zerlumpter Greiß stand mit einer schlechten Violine hinter zwei dünnen Talglichter, neben ihm das Töchterlein, eine verwachsene, häßliche Gestalt mit rothen Haaren und grünen Augen, welches so eben eine Bravourarie sang, deren sinniger Text also lautete:

„Stiegelbitz! Stiegelbitz! s' Zeiserl ist krank,
Rupf ihm a Federl aus,
Mach ihn a Nestel draus,
Stiegelbitz! Stiegelbitz! s' Zeiserl ist krank."

Nachdem die Prima — Donna geendet hatte, hub der sogenannte prager Virtuos an, den unglücklichen Stiegelitz auf der Geige zu variiren. Ohrzerreissendere Dissonanzen habe ich nimmermehr vernommen, ich lief, was ich laufen konnte.

Die Teplitzer Gastwirthe scheinen die doppelte Kreide, deren sie sich im Sommer, während der Badezeit, bedienen, auch zur Winterszeit beizubehalten; wenigstens mußte ich für ein dürftiges Abendessen und Nachtlager dasselbe bezahlen, wofür ich hier in Prag im ersten Gasthofe der Stadt drei volle Tage lebe. C'est bien fort! —

In Laun trifft man die erste östreichische Garnison — Uhlanen —, der Reisende wird in diesem Städtchen sowohl, als auf der ganzen Route recht honorig geprellt, und man wird von der angerühmten Wohlfeilheit, welche man in Böhmen zu treffen hofft, bis hieher nicht das Geringste gewahr.

Endlich winken die Zinnen des gothaischen altergrauen Thurmes der Hradschiner Metropolitan-Kirche aus der Ferne.

Der berühmte Herr Dr. Witte versicherte neulich das Publikum sehr ernst, wie er gar deutlich schon von Weitem erblickt habe, daß Bigotterie und Intoleranz die Spitzen der Prager Thürme umschweben. So sehr ich auch die Augen aufsperrte, ich konnte die Wittische Naturseltsamkeit nicht erschauen; der Herr Doktor sind eben ein literarisches neues Sonntagskind und beliebten öfters schon den Mond für eine Heugabel zu halten.

Einleitung.

Einem bedeutsamen Theile der selbst am meisten gebildeten Europäer ist Böheim noch immer — terra incognita, und die Norddeutschen sprechen von diesem schönen, interessanten und durch seine Geschichte so merkwürdigen Lande, wie die Alten von ihrem Boetien.

Die Böhmen wissen das recht wohl, allein sie lächeln, im Bewußtseyn ihres Werthes, über eine Zurücksetzung, welche sie wahrlich nicht verdienen.

Der Geiſtreiche Graf v. * * * * * ſagte mir:

„Die Vorurtheile, welche der Ausländer gegen uns hegt und daß er uns auf der niedrigſten Stufe geiſtiger Bildung glaubt, verdanken wir unter anderm urſprünglich dem Umſtande, daß das Wort: Bohémien in der franzöſiſchen Sprache nicht nur den Böhmen, ſondern auch den Zigeuner bezeichnet.“

Die Behauptung ſcheint ein bischen weit her geholt, und dennoch möchte ich ſie nicht ganz grundlos nennen.

In neuern Zeiten haben reiſende Schriftſteller ſelbſt wenig gethan, die Urtheile über Böhmen zu berichtigen, ja einige literariſche Sudelköche, welche zwei oder drei Mittagsmale in Prag eingenommen hatten, verbreiteten hinſichtlich dieſer Hauptſtadt die gröbſten Unrichtigkeiten und abgeſchmackteſten Lügen. Es läßt ſich erklären, daß dieſe kopfloſen Alltagsmenſchen, um Etwas doch zu ſagen, unwiſſenden Lohnlakeien, die ſie noch überdieß mißverſtehen, nachbeten. Was aber

muß man denken, wenn man einen mit hohem Rechte geschätzten Dichter, wie Hr. Oehlenschläger zu Kopenhagen ist, in denselben Fehler verfallen sieht?

Herr Oehlenschläger schreibt von einem Berge, von dem Prag ihm ganz passabel gefallen hat, allein er weiß den Berg leider nicht zu nennen, indeß jeder Handwerksbursche, der durch Prag gewandert und dort übernachtet hat, recht gut den Schloßberg kennt.

Ferner fabelt der reisende Däne von einer hölzernen Brücke zu Prag, die gar nicht existirt und erlaubt sich, über die dortige Bühne absprechende und entscheidende Urtheile zu fällen, obwohl er zwei Vorstellungen nur beigewohnt.

Mein Katèrsprung machte die Reise über den Belt, und ich habe Hoffnung, daß ihm gegenwärtiger Bocksprung folgen und wahrscheinlich dem Herrn Oehlenschläger zu Gesicht kommen wird, den ich hiermit versichern kann, daß seine Notizen über Prag, an Ort und Stelle, nicht minder als jene

des Herrn Dr. Witte, recht herzlich verlacht wurden.

Armer Vater des Coreggio, welch' fürchtbar Loos für dich, mit einem Witte in eine und dieſelbe Klaſſe verſetzt zu werden!

Nun ich weiß, über meinen Bocksſprung werden die Herrn Prager nicht lachen. Wie ich es mache, wenn ich über einen merkwürdigen Ort ſchreiben will?

Vorerſt ſammle ich alle opera, welche über den Ort vorhanden, ich ſtudire die Machwerke fleißig und zwar aus keiner andern Abſicht durch, als um durchaus nichts zu ſagen, was vor mir Andere ſchon geſagt haben.

Dann lebe ich Monate lang an dem Orte, über den ich zu ſchreiben gedenke, ohne eine Feder angeſetzt zu haben, ich traue keiner Celebrität und keiner Autorität, traue den Aufſchlüſſen der vornehmſten und geiſtreichſten Leute eben ſo wenig, als jenen der Lohnbedienten.

Nur die eigenen Augen und Ohren ſind mir zuverläßige Gewährsleute, und was dies

ſe ſelbſt nur ſehen und hören, ſpricht der Schnabel, ſo wie er gewachſen, aber kühn genug dann aus; allem dieſem Verfahren verdanke ich auch, daß Niemand auftreten und beweiſen kann, es habe der Herr von Schadenfroh, wie mich der Herr Hofrath Müllner zu Weißenfels zu nennen beliebt, ein Blinder von der Farbe geſprochen.

Die allgemeinen Bemerkungen über den Böhmen überhaupt, mit welchen ich nun des Bocksſprunges zweiten Theil beginnen werde, gehören nicht mir, ſondern einem ſinnigen, und berühmten deutſchen Manne an, der ſeit vielen Jahren in Prag ſich aufhält.

Stets verſchmähe ich, mit fremden Federn mich zu ſchmücken, und ich würde daher auch den Namen des Verfaſſers jenes Aufſatzes nennen, wenn er nicht, allzubeſcheiden, es verbeten hätte. Die Anſichten des Mannes wurden, nach genauer Prüfung, von mir ſelbſt alle ſehr richtig und wahr befunden, daher ich ihnen auch gerne hier eine Stelle einräume.

Ueber den Böhmen überhaupt. *)

Ich konnte während meines Aufenthaltes in Prag von mehreren Beschuldigungen, die sich Fremde gegen den Nationalböhmen so oft schon erlaubt haben, die Wahrheit nicht auffinden.

Sey es, daß ich durch keine mißfarbige Brillen sah, oder mir Mühe gab, der Sache auf den Grund zu kommen.

Etwas verschlossen ist der Böhme wohl und er hat hierin bei der ersten Beschauung einige Aehnlichkeit mit dem Britten; allein des Böhmen Verschlossenheit ist größtentheils — objectiv und stammt wohl nur von der befangenen Beurtheilung, die er von dem Fremden beinahe immer zu erwarten hat. Einmal warm gemacht ist der Böhme überaus gesellig und fröhlich und weiß seine gute Laune vorzüglich in einer Menge von Liedern auszuströmen.

---

*) Es wurden an diesem mitgetheilten Aufsatze durchaus keine Veränderungen vorgenommen.

Dieſer Hang zur Muſik überhaupt und zum Geſang insbeſondere iſt ein hervorſtechender Zug in dem Charakter des Nationalböhmen ſowohl, als auch in jenem des ſogenannten Deutſchböhmen. Auch wird vielleicht, außer Prag, keine Stadt in der Welt ſo oft von einem wahren Heere von Muſikanten aller Art überſchwemmt, das größtentheils aus den Kreiſen rekrutirt iſt.

Gaſtfrey, in dem Sinne des zudringlichen Einladens, Nöthigen u. dgl. iſt der Böhme eben nicht. Allein für Jemanden, dem er einmal geneigt, ſteht eine Schüſſel Gerne geſehen jeden Tag auf dem Tiſche.

Ferner ißt und trinkt der Böhme gerne gut, und in der Regel nicht wenig, doch in dieſem Punkte gleicht er ſich mit den übrigen Süddeutſchen aus. Er iſt fleißig und arbeitſam, weiß ein Tüchtiges zu erwerben, könnte aber, wenigſtens in der Hauptſtadt, ſparſamer ſeyn.

Des Böhmen Nationalſtolz, die Vorliebe für ſeine Sprache und Heimat, werden durch die Spottſucht der fremden Gäſte nur noch

mehr geſchärft und gereizt. Dieſe Spottſucht entſpringt beinahe immer aus Unkenntniß und Vorurtheilen, und oft auch aus einem hartnäckigen Nichtbeachtenwollen; denn die böhmiſche Sprache iſt reich, wohlklingend und auf einer hohen Stufe innerer Ausbildung; das Land ergiebig und fruchtbar, die Menſchen gut und zufrieden.

An ſeiner vaterländiſchen Geſchichte hängt beſonders der Nationalböhme mit ganzer Seele und kaum wird ein böhmiſches Dorf ohne mehrere böhmiſche Chroniken gefunden, die an Sonn- und Feiertagen verarbeitet werden.

In einem ähnlichen Sinne verfährt man mit der Bibel — dieſer Umſtand verdient in der That eigene Beachtung, da bekanntlich die römiſch-katholiſche in Böhmen die herrſchende Religion iſt — welche von Generation auf Generation fortgeerbt wird.

Der Böhme iſt fromm ohne Heuchelei, dabei aber duldſam gegen Brüder anderer Glaubensmeinung in einem ſolch' hohen Grade, daß derſelbe in einem erzkatholi-

ſchen Lande in der That Verwunderung erre-gen muß.

In keinem Lande der Welt wird vielleicht weniger **gekannengießert**, als hier; da-her iſt auch von gewiſſen Dingen, welche an andern Orten, den Leuten die Köpfe verwirrten, nimmermehr die Rede geweſen; und es wür-den die modernen Sektirer nirgend mit mehr Schwierigkeit zu kämpfen haben, als hier, wollten ſie ihren Grundſätzen Aufnahme ver-ſchaffen, denn man iſt mit dem **Alten** und **Gewohnten** ungemein wohl zufrieden.

Das königliche Schloß — Pro-spectus.

Der Wagen reißt durch das **Reichsthor**, und der erſte Gegenſtand, welcher unſere Auf-merkſamkeit in einem bedeutſamen Grade in Anſpruch nimmt, bleibt die königl. Burg.

Das eiſerne Gitter, welches ſich vor dem erſten Schloßhofe befindet, iſt mit drei Thoren verſehen, über welchem man koloſſale Statuen erblickt — hier, wenn der ſinnige Reiſende

unſerm Rathe folgen will, verlaſſe er auf ein halbes Stündchen den Wagen, er wird nicht bereuen, uns nach einer Stelle gefolgt zu ſeyn, von welcher der neue Ankömmling eine höchſt intereſſante allgemeine Ueberſicht gewinnt, die einen unverlöſchbaren Eindruck auf ihn hervorbringen muß.

Das königliche Schloß iſt ein uraltes Gebäude, welches aber durch Feuersbrünſte verſchiedentlich bedeutend verheert wurde; ihre jetzige Geſtaltung verdankt dieſe große imponirende Burg der unſterblichen Maria Thereſia.

Gegenwärtig bildet dieſes berühmte Schloß ein unregelmäßiges Viereck mit drei Höfen; die Beſchaffenheit des natürlichen Terrains und der Umſtand, daß in gar verſchiedenen Zeiten an dieſem ungeheuren Gebäude die berühmteſten Architekten ihre Kunſt und ihre Launen erprobten, hatten zur Folge, daß man das Ganze nur Theilweiſe und nicht mit einem Blicke überſchauen kann.

Im dritten Schloßhofe finden wir eine Bildſäule des zu Pferde mit einem Drachen

kämpfenden St. Georg. Sie beſteht aus Bronze, hält ungefähr 7 Fuß und iſt aus einem Guſſe 1373 von Martin v. Kluſſenbach gefertiget. Prags Topographen nennen dieſe Statue — merkwürdig und berühmt, in der That aber findet ſie gewiß jeder Kenner erbärmlich; alle Verhältniſſe ſind unrichtig und der Hr. Georg, ein ſteifes Figürchen, erſcheint gegen das elende Pferd, als ein Kind.

Einen Blick der Bewunderung ſchenken wir der alten — grauen, in gothiſchem Geſchmacke erbauten ehrwürdigen Metropolitankirche, der wir einen eigenen Beſuch vorbehalten, vor jetzt aber treten wir durch das Thor des Thereſianiſchen Damenſtiftes ins Freie.

Wir befinden uns nun auf dem Schloßberge und dem verſprochenen Standpunkte.

Der breite, durch die große vor uns ſich ausbreitende Stadt, ſich hinſchlängelnde Moldaufluß, verſchönert durch zwei Inſeln, die ſeine ruhigen Wellen umſpühlen, reizt zuerſt unſere Aufmerkſamkeit. An beiden Seiten ſeines Ufers ſchließen ſich in amphitheatraliſcher

Gestaltung Prags Häuser, Kirchen und Paläste an; ein leichter Nebel umhüllt sie gerade, der die Aussicht einigermaßen begrenzt und eine eigene Illusion hervorbringt; eine unermeßliche Stadt, ein anderes London, glauben wir vor uns zu schauen.

Blicken wir vom Thale auf nach dem diesem entgegenstehenden Lorenzberge, so fesseln unwiderstehlich das Auge verschiedenartige Reize, die über jene Höhe hingegossen sind; keimende Wintersaaten, herrliche Gartenpartien, Lauben, Alleen und anmuthige Lust- und Sommerhäuser bedecken sie; in ein kleines Arkadien hat Kunst das von Natur günstige Terrain umwandelt.

Trunken von diesen Schönheiten allen, suchen wir den Reisewagen wieder; er rollt den jähen Abhange hernieder, und wir eilen dem Gasthofe zu, wo die dampfenden Schüsseln der schmackhaften Prager Kochkunst uns erwarten.

Polizei.

Ihr Chef — interimistisch begleitet der Herr Gubernialrath v. P. diese Stelle heißt Stadthauptmann und seine Geschäftskompetenz ist bedeutend.

Die Polizeywache besteht aus: 1 Hauptmann, 1 Lieutenant, 3 Feldwebeln, 1 Fourier, 1 Profosen, 25 Korporalen und 250 mit Ober- und Untergewehren bewaffneten Gemeinen; Polizey-Patrouillen durchstreifen zur Nachtszeit stets, wie am Tage, die Straßen der Stadt.

Die Prager Polizey ist streng, wie jedes gute Institut dieser Art; allein was von ihrer übertriebenen Aengstlichkeit im Auslande allerwarts erzählt wird, ist durchaus Lüge; der wirklich unbescholtene und unverdächtige Fremde kann nirgend mit grösserer Höflichkeit und Liberalität behandelt werden, als von dieser Polizeybehörde, die gar manchen andren in diesem Punkte ein Muster gelten könnte.

Nur wenn der Fremde längere Zeit in Prag zu verweilen gedenkt, meldet er sich bei

dem Wachthabenden Offizianten im Polizey-Bureau, von dem er, in der Regel, ohne Schwierigkeit seine Aufenthaltskarte erhält.

Eine Ausnahme wurde mit mir gemacht; ich wurde vor den Chef der Behörde selbst gestellt. Um aber dem Leser einen recht deutlichen Begriff zu machen, in welcher Art man behandelt wird, nehme ich einen Theil meiner Unterhaltung mit dem Herrn Gubernialrath v. P. hier auf.

Der Gubernialrath. Verzeihen Sie, mein Herr! daß ich Sie zu mir bemühe. Sind Sie ein Verwandter von dem bekannten Norddeutschen Schriftsteller gleichen Namens?

Ich. Dieser Schriftsteller, mein Herr Gubernialrath, bin ich selbst; ich gehöre als solcher zwar der norddeutschen Schule an, bin aber ein gebohrener Süddeutscher und stamme von jenem Völklein ab, von dessen Söhnen man behauptet, sie würden im vierzigsten Jahre erst klug. Ich bin ein Schwabe. Was aber meine Schriftstellerei betrifft, so ist sie von höchst unschuldiger Art — das Zeugniß kann mir das ganze leselustige deutsche Pu-

blikum ertheilen — ich trete nie der Religion, noch einer Staatsgewalt zu nahe und befasse mich auch mit der Politik nicht.

Gubernialrath (lächelnd). Daran thun Sie sehr wohl; mehrere Ihrer Produkte sind mir in Wien bekannt geworden. Werden Sie hier verweilen, wie lange und wohin gedenken Sie von hier zu reisen?

Ich. Mehrere Wochen möchte ich in Prag bleiben und sofort nach Wien reisen. Ich bin erbötig über meine Verhältnisse durch legale Papiere befriedigende Auskunft zu geben, habe auch viele Empfehlungsschreiben an bekannte und geachtete Männer, welche hier und in Wien wohnen, bei mir.

Univ.-Bibl. München

Gubernialrath. Nur Ihre persönliche Bekanntschaft wollte ich machen; Ihnen steht nicht das geringste Hinderniß im Wege. Mögen Sie hier verweilen, so lange es Ihnen gefällt, nach Wien können Sie abreisen, wann Sie wollen. Sie werden sich dort gewiß gefallen, man achtet und zeichnet witzige Gelehrte, besonders solche, die zum allgemeinen

Vergnügen beitragen, wie z. B. Theaterdichter in der Kaiserstadt aus.

Nun lenkte sich das Gespräch auf andere Gegenstände, namentlich auf die Verhältnisse deutscher Literatur und der Herr Gubernialrath zeigte sich mir durchaus als ein scharfsinniger, fein gebildeter Mann, vertraut mit Künsten und Wissenschaften; alle seine Urtheile lauteten gesund und tolerant, ich wurde höchst freundlich von ihm entlassen und meine Aufenthaltskarte wurde mir auf längere Zeit ausgestellt, als ich verlangt hatte.

Für solche Aufenthaltskarten hat der Fremde in allen übrigen deutschen Staaten Geld zu erlegen, man fordert hier oder dort noch Beiträge zu der Armenkasse von ihm, oder ladet wenigstens mit unwiderstehlicher Freundlichkeit zu diesen oder ähnlichen Beiträgen ein, in Prag hat der Reisende auch nicht einen Heller an die Polizey abzugeben, denn er erhält selbst die Aufenthaltskarte gratis.

Seiner Zunge einen Kappzaum anzulegen, muß ich nichtsdestoweniger Jedem, der in den kaiserlichen Staaten reist, wohlmeinend

rathen; denn die geheime Polizey — auch eines der nothwendig gewordenen Uebel neuerer Zeiten — vertheilt ihre Aufhorcher mit Umsicht, und in gar vielen Individuen ahndet man nicht ihre Diener; die Wände haben Ohren.

Namentlich nehme man sich wohl in Acht, nicht das Wort Konstitution auszusprechen. Man erinnere sich, was ich neulich über diesen Gegenstand in meinem Katersprung von Berlin nach Dresden sagte, ich fand hier meine diesfalsige Ansicht neuerdings als richtig bewährt.

Konstitutionen gleichen wollenen Jacken, nach denen Gichtkranke nur greifen; der östreichische Staatskörper und das Volk sind ungemein gesunde Subjekte und der gesundere und natürliche Mensch mag weder von wollenen Jacken noch wattirten Hosen hören.

Kurzgefaßte historische, statistische, topographische und andere Notizen über Prag.

Diese Notizen erscheinen gewissen Leutchen gewöhnlich trocken und diese Leutchen sind gerade dieselben, welche meines Lesepublikums größten Theil bilden. Allein ich kann mir diesesmal, selbst auf die Gefahr, daß ein paar Blättchen von Vielen überschlagen werden dürften, schon nicht helfen von Dingen zu sprechen, über welche ich selbst in den neuern und bessern Encyclopädien, Geographien u. dgl., zu meinem nicht geringen Erstaunen, sehr unrichtige Angaben finden mußte.

Die Geschichte des Ursprunges der Stadt Prag verliert sich, wie jene aller alten großen Städte, in dem unsichern Dunkel der grauen Vorzeit.

Ziemlich gewiß bleibt übrigens, daß sich bereits im fünften Jahr nach Christi Geburt die Markomanen, auf dem rechten Ufer der Molda, in der Gegend der heutigen Ju-

denſtadt angeſiedelt haben und ihrer neuen Niederlaſſung den Namen Marobud gaben.

Die Markomanen wurden von den Longobarden und Thüringern und dieſe wieder von den Czechen, einem ſlaviſchen Völkerſtamme vertrieben, welche wahrſcheinlich um das Jahr 611 nach Chr. Geburt, den Grund zu Prags Größe am Fuße des heutigen Schloßberges legten.

Böheims Sibylla, die bekannte Fürſtin Libuſſa — welcher gebildete Leſer kennte ſie nicht und wenn auch nur aus den Volksmährchen des ſinnigen Muſäus? — vergrößerte i. J. 725 die Stadt bedeutend, indem ſie unter Andern die heutige ſogenannte Kleinſeite anlegte.

Nezamiſl, Libuſſa's Sohn, ſetzte der Mutter Werk mit Thätigkeit fort und umgab die Stadt zuerſt mit einer Mauer, ſein Nachfolger Mnata aber ſchlug die erſte Brücke, eine hölzerne, über die Moldau.

Im Jahre 1155 gewann das ehemalige Marobud, unter Sabislawas Regierung, durch welſche Baumeiſter eine ganze neue Ge-

ſtalt; König Johann aber ließ, ſtatt der hölzernen, ſteinerne Gebäude aufführen und die Straßen pflaſtern.

Kaiſer Karl IV. (für Böhmen König Karl II.) legte endlich die jetzige Neuſtadt an und befeſtigte das Ganze durch hohe Mauern.

In dieſem Zuſtande ungefähr erhielt ſich Prag bis nach dem dreißigjährigen Kriege, um welche Zeit Ferdinand III. die Stadt nach den Regeln der damaligen neueſten Fortifications-Schule befeſtigen ließ.

Der folgende Friede und ſein ſteter Gefährte, blühender Wohlſtand ließen Böheims Hauptſtadt ſofort zu jenem Grade der Größe und des Glanzes gedeihen, wie es heutigen Tages noch ſich darſtellt; die Feſtungswerke werden zwar noch immer unterhalten; allein von dominirenden Anhöhen allerwärts umgeben, möchte dieſe große Hauptſtadt wohl nie an einen allzuernſten und langen Widerſtand denken dürfen.

Die Benennung Präg ſtammt von dem böhmiſchen Worte Prach (Schwelle) ab, und

eine uralte Volkssage behauptet: Fürstin Libussa hatte einst auf einem hohen Felsen geruht, von dem sie die Krümmungen der Moldau überschauen konnte. Hier dachte sie an die Vergrößerung der alten Markomannischen Ansiedelung, oder vielmehr an die Gründung einer ganzen neuen großen Stadt. Nicht mit sich einig über des zu gebährenden Kindes Namen, sandte sie einige Diener mit den Worten aus:

„Geht durch diese Wälder an die Stelle, wo das Bächlein Bruska von der Moldau verschlungen wird und fragt die Holzhauer, welche ihr dort treffen werdet, nach ihrem Beginnen, mit der Antwort aber kehrt hieher zu mir zurück."

Die Diener gingen und trafen glücklich auf die Holzhauer, welche gerade im Begriffe waren, eine Thürschwelle zu zimmern. Nachdem dieser Umstand der Fürstin berichtet worden war, rief sie freudig:

„Eine Schwelle bedeutet Glück, drum soll meine neue Stadt Prach (Prag) heißen. Meistens pflegen diejenigen, die bei dem Ein-

tritte in ein Haus das Haupt neigen, an der Schwelle anzustoßen. Sollte also einst Jemand, anstatt sie als Freund zu ehren, sich dieser unserer Stadt als Feind nähern wollen, wird er es zu seinem eignen Nachtheil wagen."

* * *

Prag, Böheims Haupt- und vormalige Residenzstadt liegt auf beiden Ufern der Moldau, und zwar der bei weitem größere Theil auf dem rechten, der kleinere Theil auf dem linker, daher dieser auch sehr richtig: Kleinseite genannt wird. In Deutschland befindet sich außer Wien und Berlin keine größere und schönere Stadt, denn Prag.

Die Lage der Stadt bleibt in der That herrlich. Theils an sanften Anhöhen, dann in einem anmuthigen Thale nach großartigen Planen erbaut, umgeben von Weinbergen und idyllischen Landschaften, durchströmt von einem bedeutenden Strome, geziert durch unzählige hohe Thürme und prachtvolle Paläste, gewährt Prag von vielen günstigen Gesichts-

punkten einen immer wechselnden und entzückenden Anblick, wie oben bereits auch der günstigste Standpunkt näher schon bezeichnet wurde.

Prag zählt im Ganzen gegen 3300 Häuser, hat neun Thore und mehrere große freie Plätze und Märkte; vier Stunden sind erforderlich, die Stadt ganz zu umgehen, ihre Länge beträgt eine starke Stunde.

Ehemals bestand Prag aus vier besondern Städten, von denen jede ihren eignen Magistrat hatte; nun sind sie aber alle unter einem einzigen vereint und heißen Hauptviertel. Die Altstadt ist das erste, die Neustadt das zweite, die Kleinseite das dritte, und der Hradschin das vierte derselben.

Der sogenannte Wissehrad liegt zwar auch innerhalb den Mauern Prags, ist aber eigentlich dem Kaurimer Kreise einverleibt und steht unter dessen Gerichtsbarkeit.

Der Einwohner größter Theil — besonders Deutsche und Welsche — ist zu Zeiten Kaiser Karl IV., welcher die Neustadt anlegte, nach Prag gekommen.

Durch die unſeligen Religionsſtreitigkeiten der Nachzeit verlohr Prag an ſeiner Bevölkerung ſo ſehr, daß es beinahe zwei Jahrhunderte nöthig hatte, ſich in dieſer Hinſicht wieder einigermaßen zu erholen.

Gegenwärtig wird die Einwohnerzahl, mit Einſchluß der Garniſon und Fremden, mit groſſer Wahrſcheinlichkeit auf 84,000 Köpfe angegeben.

Es ſtammen Prags dermalige Einwohner von den ältern Eingebohrnen, Böhmen, ſlawiſcher Abkunft, die ſich aber ſehr frühzeitig mit Einwanderern vermiſchten, von deutſchen Koloniſten, welſchen Koloniſten und Juden ab, auch haben ſich in ſpätern Zeiten einige griechiſche Kaufleute mit ihren Familien hier häußlich niedergelaſſen.

Der Handel, ſo wie das Fabrik- und Manufakturweſen in Prag, iſt nicht unbedeutend zu nennen, eine Wahrheit, welche am beſten durch die groſſe Einwohnerzahl, die dieſen Geſchäften eine anſtändige Exiſtenz verdankt, beſtättigt wird, und gewiß bleibt, daß der in-

ländische Waarenabsatz allein mehrere Millionen beträgt.

Uebrigens kömmt Prag auch noch sehr zu Statten, daß sämmtliche hohe Landeskollegien und andere Dikasterien des Königreiches in dieser Hauptstadt ihren Sitz haben, deren Beamte, so wie die starke Garnison, und reiche inländische Edelleute, welche an der Universität studiren, viel Geld in Umlauf bringen.

Es giebt mehrere und nicht ganz kleine wirkliche Residenzstädte in Deutschland, wo bei weitem nicht jener lebhafte Verkehr wahrgenommen werden dürfte, als in Prag.

Die Regierung hört nie auf, ein besonderes Augenmerk auf die Hauptstadt des böhmischen Königreiches zu erhalten und nichts wird unterlassen, was dazu beitragen kann, ihren ursprünglichen Wohlstand und Glanz zu konserviren, ja ihn selbst noch stets zu heben. Für Gelehrte, welche Prags Geschichte und Topographie systematisch studiren möchten, fügen wir die bessern verhandenen Hülfsquellen hiermit bei:

Das ſehenswürdige Prag, v. Redel. 8. Frankf. und Leipz. 710.

Prodromus gloriae Pragenae. Autore Hammerschmidt. Fol. Pragae 729.

Beſchreibung der k. Hauptſtadt Prag. 8. Prag, b. Schönfeld 774.

Schallers J. Beſchreib. v. Prag. gr. 8. Prag 794.

Schießler S. W. Prag und ſeine Umgebungen. Prag, b. Enders 1812. 2 B. mit Kupf. u. Grundriß.

Die Herren Grafen von Kolowrath — Liebſteinski.

Sind die erſten Sterne, welche an Böheims Horizonte leuchten.

Herr Franz Anton Graf v. Kolowrath, iſt Civilgouverneur und die erſte Perſon im Königreiche; er führt den Titel: Oberburggraf und Präſident des k. k. Landesgubernii ums ꝛc. ꝛc. Der Herr Graf Vinzenz von Kolowrath aber iſt kommandirender Gene-

ral en chef aller in Böhmen ſtehenden kaiſerlichen Truppen.

Die Kolowraths ſind ungemein ergebene Diener des Hauſes Oeſtreich; ſie halten viel auf alte ſchlichte Sitte und hergebrachte Weiſe, lieben Neuerungen wenig und üben vorſätzlich gewiß nicht Böſes.

Der böhmiſche hohe Adel.

Iſt zahlreich und in der Regel ſehr reich, noch jetzt, wie vor Jahrhunderten karakteriſiren ihn Nationals- und Ahnenſtolz; unter ſich im häuslichen Zirkel macht dieſe Kaſte wenig Aufwand, lebt ſogar frugal, doch gilt es einmal die Ehre des Hauſes, werden fürſtliche Pracht und rückſichtloſe Verſchwendung offenbar.

Dieſe wenigen Striche bezeichnen zwar, erſchöpfend genug, — das Ganze, doch muß noch beigefügt werden, daß der hohe böhmiſche Adel achte Kunſt und Wiſſenſchaft achtet und unterſtützt und ſich ſtets ungemein wohlthätig gegen die Armuth bezeigt.

Reindeutsch — kauderwelsch — Böhmisch.

In Hannover, in Kur-Est und Liefland wird reindeutsch, von vorzüglich Gebildeten allerwärts dasselbe, von dem großen Haufen aber in Berlin, Dresden, München sogut, als in Prag, kauderwelsch nur gesprochen.

An allen Wirthstafeln, in Gesellschaften u. s. w. vernimmt man zu Prag dieses deutsche Kauderwelsch, das Volk spricht Böhmisch; wohl gegen acht tausend Einwohner verstehen weder hohes noch kauderwelsches Deutsch.

Was schon oben in dem Artikel: „der Böhme überhaupt," von der böhmischen Sprache gesagt wurde, ist reine Wahrheit. Ungemein reich und wohlklingend stellt die böhmische Schriftsprache sich dar, doch der gemeine Mann spricht ein schlechtes, kauderwelsches Böhmisches; Vornehmere sprechen zuweilen nur unter sich, gleichsam des Spaßes halber, etliche böhmische Worte, so

wie die Hamburger bei ähnlichen Gelegenheiten — platt.

Wenn man sich in einer großen Stadt recht schnell orientiren will, muß man damit beginnen, von dem Orte eine Topographie zu schreiben und wer eine fremde Sprache erlernen will, entwerfe gleich selbst, ihren Geist kennen zu lernen, für dieselbe eine Gramatik.

So sagte ich mir bis jetzt und erst habe ich meinen Grundsatz erprobt gefunden; doch das letztere paßt nicht auf die böhmische Sprache: sie zu erlernen ist für den gebohrnen Deutschen, der vielen vorkommenden Consonanten halber, sehr schwer, und will der Deutsche sie grammatikalisch erlernen, hat er Jahre nöthig, ehe er seinen Zweck erreicht.

So viel man ins Haus braucht, wie man zu sagen pflegt, erlernt man von der böhmischen Sprache, jedoch auch nicht ohne große Anstrengung, ziemlich bald und es bleiben zu Erreichung dieses Zweckes z.B. J. Thams böhmische und deutsche Gespräche, oder gründliche Anweisung in der möglichsten Geschwin-

digkeit Böhmisch zu lernen, Prag 1811. bei E. W. Enders u. Comp. sehr empfehlenswerth.

Um dem deutschen Leser einen oberflächlichen Begriff von der Schwürigkeit der Aussprache beizubringen, schalte ich hier einen böhmischen Satz ein, weil dieses vielleicht Manchem Spaß machen dürfte:

Widel's gegj welike, modré a mřiwé oči, gegj roztomila' mala' vsta, gegj krásné zaubky a gegj cerwené pysky? wssak cemu se gesste wjce na nj diwjm, gestsswarny a sstjhly zrust, ty měké ruce, ta malá zpanila noha, a zwlá'sst gegi co snjh bjlá ňadra. Gaká milastnost w gegj zpňsobjch! gak zpanily a herdychod! Gest to neypéknugssj stworenj, co gsem w swém žiwobyti widěl. Ano, ge anděl'ské krásy.

Diese Worte heißen deutsch:

„Hast du meines Mädchens große, blaue, schmachtende Augen gesehen, ihren herrlichen kleinen Mund, die schönen Zähnchen und ihre

Parpulippen? Allein was ich noch mehr an ihr bewundere, iſt der ſchlanke und nette Wuchs, die weichen Hände, der kleine niedliche Fuß und ganz vorzüglich den — ſchneeweißen Busen. Welche Grazie in ihrem Anſtande! welch edler und ſtolzer Gang! es iſt das ſchönſte Weſen, das ich je in meinem Leben ſah — ſie iſt ein Engel.“

Ich habe dem Leſer mit diplomatiſcher Genauigkeit die Geſtalt meiner Lehrmeiſterin in der böhmiſchen Sprache, einer reizenden jungen Pragerin, beſchrieben.

Mir wohnt eine wahre Manie bei, böhmiſch zu lernen, und jedem, der eine fremde ſchwere Sprache lernen will, rathe ich von einem hübſchen, jungen Mädchen ſich Unterricht ertheilen zu laſſen; die Weiber, ich meine, geiſtreiche und liebenswürdige Weiber haben ein angebornes Talent Trockenheit zu verbannen, die Lehrſtunden verfliegen wie Augenblicke, man macht große Fortſchritte, ohne zu wiſſen — wie.

Das ř (rzi) wird in der böhmiſchen Sprache viel weicher als das deutſche ſch ausge-

sprochen, und muß selbst weicher noch als das französische j, in jamais, joli etc. oder das G, in génie, argent etc. tönen, das will mir nun gar nicht gelingen. Meine reizende, achtzehnjährige Blondine wird ungeduldig, jetzt nimmt sie, im Eifer des Lehrens sich vergessend, die kleinen runden Fingerchen zur Hülfe, meinen ungelehrigen Lippen die rechte Form zu geben, ich beiße sanft in diese lieben Fingerchen, ich bedecke die kleine Hand mit glühenden Küssen, die Blonde zürnt, — wir versöhnen uns wieder, wir schäckern und kosen, das verdammte böhmische Žet ist vergessen und das ist allerliebst.

Auch zur Poesie eignet sich die böhmische Sprache ganz vorzüglich, und den gelehrten Leser berücksichtigend, füge ich zur Unterstüzzung dieser Behauptung eine metrische böhmische Uebersetzung des bekannten:

„Quadrupetante putrem sonitu quatit ungula campum."

bei. Sie heißt:

„Ětwěrmnohrin pobrichem, zwuhem Jreachtepe sodkowa pudu."

Gestern deklamirte mir meine Blondi
Bürgers:

„Lenore fuhr ums Morgenroth u. s. w.“
böhmisch, ich war entzückt; — aus schönen
Munde umwandeln sich diese harten Töne i
anmuthige italische Rundung.

Ich wohnte neulich, über dem Grabmal
des großen, bekannten Astronomen Tych
de Brahe, in der Hauptpfarrkirch
im Thein einer böhmischen Predigt bei. De
Kanzelredner war ein alter, silbergrauer Prie=
ster, der voll Würde und Ruhe sprach; ein
bekannter König der Vorzeit nannte die spa=
nische — der Götter Sprache, traun! die
böhmische könnte ihr diesen Vorzug strei=
tig machen.

Im Ständischen Theater zu Prag wer=
den von einer Liebhabergesellschaft, zum
Besten der Armen, zuweilen Schauspiele
in böhmischer Sprache aufgeführt.

Die böhmische Schriftsprache wird von inn=
ländischen Gelehrten in neuern Zeiten wieder
mit mehr Eifer und Liebe cultivirt, denn vor
einigen Jahren.

Im dreißigjährigen Kriege ſollen die Schweden ſchätzbare altböhmiſche Manuſkripte mit nach Stockholm geſchleppt haben, von denen in Böhmen ſelbſt keine Abſchriften zurückgeblieben. In neuerer Zeit reiſte ein verdienſtvoller böhmiſcher Gelehrter eigens nach Stockholm, um von jenen Manuſkripten Kopien zu erhalten; allein der Erfolg der Reiſe ſoll dem urſprünglichen Zwecke wenig entſprochen haben.

Böhmiſche Dörfer.

Das ſind mir böhmiſche Dörfer! pflegt man in vielen Gegenden Deutſchlands zu ſprechen, will man durchaus Unverſtändliches andeuten, und der Urſprung dieſer Redensart wurde mir jetzt klar. Denn man findet im Königreiche Böhmen in der That Dörfer, in welchen Niemand — ſelbſt den Pfarrer und Schulzen nicht ausgenommen — ein Wort deutſch ſpricht, oder auch nur verſteht.

Uebrigens giebt es in Böhmen sehr große, schöne und reinliche Dörfer, dann aber auch wieder welche, in denen man lebhaft an die Schweinerei der polnischen Kolonien erinnert wird.

Garnison.

Sie ist in Friedenszeiten stets bedeutend und besteht im Wesentlichen gegenwärtig:

a) aus drei Bataillonen Grenadieren,

b) aus zwei Bataillonen vom Linienregimente, Erz-Herzog Rainer,

c) aus zwei Bataillonen vom Linienregiment Kutschara,

d) aus drei Bataillonen Artillerie,

e) aus drei Divisionen Fahrwesen u. s. w.

Außer einem einzelnen Zuge, welcher das Feuerpiquet bildet, befindet sich in Prag selbst keine Kavallerie, sie ist in andern Städten des Königreichs vertheilt.

Der gemeine östereichische Soldat hatte in ganz Europa stets eine gute Nennung vor sich und er rechtfertigte sie vielleicht nie mehr

denn in diesem Augenblicke. Das sogenannte Ausländersystem ist gänzlich abgeschafft, nur Inländer kommen in der Regel unter das Gewehr und die Infanteristen stellen sich sämmtlich als junge, kraftvolle, gut montirte und eingeübte Leute dar.

Man prügelt hier das Rene sorgfältig und mit Nahe, wird es aber gut befunden, denkt man auch an dessen Einführung, doch immer unter Modifikationen, welche sich hinsichtlich der Eigenthümlichkeit des gesammten Staatsverhältnißes als zweckmäßig rechtfertigen.

Gegen die östreichischen Infanterieoffiziere herrscht noch allerwärts im Auslande — eine Vorurtheil. Man spricht ihnen im Allgemeinen nothwendige Geistesbildung, feineres Ehrgefühl und andere Eigenschaften ab, welche dem Offiziere, wie er seyn soll, durchaus nicht fehlen dürfen. Ich habe sehr viele der hier garnisonirenden Offiziere kennen und in dem größten Theile derselben wohlgebildete, mit ihrem Fache eng vertraute und dabei höfliche und bescheidene Männer schätzen lernen; zuweilen freilich stieß mir auch ein roher,

unwiſſender und grober Hans Klachel auf allem in welchem deutſchen Heere fände man nicht ſolche einzelne Klachels?

Hinſichtlich des Tones ſowohl, als auch der Ajuſtirung ſchien mir Kutſchera vor Erzherzog Rainer einen bedeutenden Vorzug zu behaupten; im letztern Regimente dient ein Sohn des verſtorbenen Feldmarſchalls Fürſt v. Schwarzenberg, ein junger, ſehr vortheilhaft gebildeter und Anſpruchloſer Mann, als Oberlieutenant.

Die Grenadire bilden den Kern der öſterreichiſchen Armee, nur die ſchönſten, tapferſten Leute von der beſten Conduite werden in dieſes Corps aufgenommen.

Die Artillerie iſt eine der vorzüglichſten in ganz Europa und die in das Fach einſchlagenden Wiſſenſchaften, Mathmatik vorzugsweiſe, werden von den hieſigen Jüngern der Geſchützkunde mit einem wahren Feuereifer und dem beſten Erfolge getrieben; der größte Theil der Kanoniere beſteht aus gebohrenen Böhmen und dieſer Umſtand gereicht der böhmiſchen Nation zur wahren Ehre.

Indeſſen ſtellen ſich dieſe Artilleriſten hinſichtlich des Aeußeren auch mehr als cyniſche Gelehrte, denn als Soldaten dar. Man bemerkt unter ihnen ſelten eine bildliche Geſtalt, deſto mehr dicke, unförmliche oder gar verwachſene Knirbſe, die ſich nachläßig anklleiden und eben nicht groſſer Reinlichkeit befleißigen. Ihre Uniform iſt die geſchmackloſeſte, welche es in der ganzen Welt geben kann. Ein weiter, kothfarbiger Ueberrock mit langer Taille und rothem Aufſchlage, der den ganzen Körper verhüllt, dann ein ſchlechter, kleiner Dreimaſter ohne hebende Dekoration, ja ein ſolches Koſtüme vermöchte ſelbſt den ſchönſten Jüngling in eine Carrikatur umzuwandeln und dieſen Kouſtablern von altergrauem Zuſchnitte dürften ſelbſt manche Stadtſoldaten noch als militäriſche Elegants gegenüber ſtehen; dieſes iſt viel geſagt und dennoch nicht Uebertreibung.

Indeſſen iſt dem Vernehmen zufolge in dieſem Augenblicke der Hofkriegsrath zu Wien damit beſchäftigt, für die Artillerie eine ganz neue und andere Uniform auszumitteln; dieſes

thut in der That Noth, denn wäre das Sprichwort: omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci ein dummes wahres, wurden die österreichischen Konstabler das Ziel immer fehlen; das utile (nützliche Wissenschaft) wird von ihnen beachtet, allein vom dulci (hier Anmuth und militärischer Anstand) sind sie weit noch entfernt.

Porta et platea scropharum.

Wie in Berlin die benützigte Königsmauer, so gab es es einst zu Prag eine Strasse — platea scropharum — in der Bordelle allein sich an einander reihten. Den Hetären blieb strenge verboten, diese von ihnen ausschließlich nur bewohnte Gasse zu verlassen, welche durch ein Thor — porta scropharum — verschlossen wurde und dieses Thor nannte man sonst, nach einer etwas freien, aber nichtsdestoweniger ungemein passenden Uebersetzung — die Schweinspforte.

Langst sind die schmutzigen Tempel der paphischen Nichtgottin grösstentheils in Wohnungen ehrbarer Leute umgewandelt, jene be-

vorrechteten Buhlerinnen sind seit Jahrhunderten — Staub; die Schweinspforte wird jetzt — die blinde genannt; allein die Zahl der feilen Dirnen heißt zu Prag nichtsdestoweniger auch heutiges Tages noch — Legio, und es wird mit diesen Syrenen genau, wie zu Dresden gehalten; sie erfreuen sich keiner Privilegien, allein die hohe Polizey beachtet ihr Thun und Treiben durch die Finger nur.

Die Prager Huren stellen sich gemeiner und verworfener noch dar, als jene in Norddeutschlands bedeutsamesten Hauptstädten. Möge der junge und leichtsinnige Fremde sich nicht durch das frische und oft blühende Aeußere der verworfenen Geschöpfe blenden laßen; sie gleichen künstlich nachgebildeten Blumen, deren Schoß — Gift birgt.

Dilettantinnen in der einmal berühmten, unreinen Sphäre findet man, wie überhaupt in allen großen Stadten, auch zu Prag eine Menge.

Einem schönen Tuche, Kleide, oder gar einem Ringlein vermögen jene schwachen Gra-

zen nicht leicht zu widerſtehen; ſie opfern dem Tande, unbeſonnen genug, gewöhnlich Ehre und Lebensglück und taumeln auf der einmal betretenen Straße leichtſinnig dahin, bis ſie in des unwiederbringlichen Abgrunds Tiefe ſtürzen.

Lotteriewuth.

Das Zahlenlotto, dieſe verderbliche moraliſche Peſt, graſſirt in ſämmtlichen öſtreichiſchen Staaten und richtet auch in Prag unzähliges Unglück an; um eine Terne zu beſetzen, verkauft der hieſige Pöbel — Strümpf' und Schuh' und läuft baarfuß dem Teufel zu.

Eine lächerliche, allein ungemein karakteriſtiſche Anekdote wurde nur mitgetheilt.

Ein hieſiger Capuciner predigte auf öffentlicher Kanzel gegen die Lottowuth und ließ ſich, in der ſeinem Orden eigenthümlichen Weiſe, unter Anderm alſo vernehmen:

„Nimmermehr denken eure verſtockten Gemüther an die heilige Dreieinigkeit, an die ſieben Sakramente und an die zehen Gebothe des Herrn; an die 3, 7 und 10 ja,

daran denkt ihr leider nur zu oft, um sie auf eine Terne bei'm Kollekteur zu setzen, dann habt ihr Geld und solltet ihr es aus der Hölle holen, das Armuth aber spricht ihr mit einem: Helf Gott! ab, aber Gott hilft nur seinen frommen Auserwählten und nicht den Spielern, Säufern, Harem- Ehebrechern u. dgl. wie in der heiligen Schrift zu lesen."

Kaum aber hatte der ehrliche Bettelmönch die Kanzel verlassen, da meldeten sich bei ihm mehrere Zuhörer aus des Volkes Hefe, mit der höflichen Bitte: ihnen doch noch einmal die vorher von der Kanzel geworfenen Nummern zu setzen, indem sie, frommen Zutrauens voll, dieselben zur nächsten Ziehung zu setzen gedächten.

Die häufigen Güterverloosungen in Oestreiches Staaten verdienen auch ein Uebelstand grosser Art genannt zu werden; da giebt Mancher den letzten Rock für die leidige Hoffnung hin, ein Gutbesitzer und gnädiger Herr vielleicht zu werden.

An den Wirthstafeln werden uns beinahe täglich noch besondere andere Loose zum Kauf

angebothen: Alles wird hier ausgespielt, Uhren, Stöcke, und vierfüßige Thiere und stets finden sich Spiellustige zweifüßige Schöpse in Menge. Dem Verschleißen solcher Lose habe ich gesehen sich Leute unterziehen, für welche ein solches Geschäft in der That keineswegs paßte.

Straßenbettelei.

Trotz der guten und aufmerksamen Polizei ist die Straßenbettelei zu Prag beinahe unerträglich, nicht zwanzig Schritte kann der Fremde, vorzüglich auf den Straßen, gehen, ohne entweder in böhmischer, deutscher oder französischer Sprache angebettelt zu werden und die Bettler sind ungemein zudringlich und unverschämt obendrein.

In solcher Potenz stellt sich dieser Unfug dennoch in keiner norddeutschen Hauptstadt dar, obwohl in Prag keineswegs Gelegenheit zum Verdienste fehlen soll. Man sucht die Ursache des angeregten Uebelstandes in der That nicht mit Unrecht in der herrschenden Religion,

denn in allen katholiſchen Ländern iſt die Bettelei dieſer Art ſo recht eigentlich zu Hauſe, weil die Bettelmönche ſelbſt dem Volke Hartherzigkeit gegen das Armuth, als furchtbare Sünde darſtellen, der unmittelbar die Strafe der Hölle folgen ſoll.

Seid barmherzig ja! aber nur gegen Alte und Schwache; rüſtige Faullenzer im Müßiggange dagegen unterſtützen, dieſes nenne ich eine ſchwere Sünde — gegen die menſchliche Geſellſchaft und deren allgemeines Wohl, und der wahrhaft Arme muß in einem durchaus gut eingerichteten Staate durchaus nicht nöthig haben auf der Straße ſein Brod zu ſuchen; in ſämmtlichen Nordamerikaniſchen Freiſtaaten giebt es nicht einen einzigen Straßenbettler.

Taback.

In Tabacksqualm pflege ich meine Muſe zu hüllen, das kann ich nicht verheimlichen, da die Wiener Theaterzeitung ohnehin neulich die wichtige und intereſſante Thatſa-

che dem Publikum verrathen hat, und indem ich diese Worte schreibe, hauche ich sogleich eine dunkle Wolke über das Papier. Darum reizende Leserin! ersuche ich Sie — mein Herz würde brechen, sähe ich Sie ohnmächtig zurück in den Divan sinken — nur schnell das Blatt zu wenden; die mir beiwohnende Galanterie wird das folgende mit lieblichem Ambra parfümiren.

Doch zu Euch nun ein Wort, tüchtige Burschen, alte Kriegskameraden! ein Wort zu Euch alten würdigen, echten Brüdern des löblichen Schmauchordens, die da aus vollem Herzen singen:

Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht,
Und der Rauch von Blättern
Lieblich um die Nas. zieht,
Tauch ich nicht — mit Göttern ꝛc. ꝛc.

In Teutoniens Nord, wollt Ihr nach Pohmen und Oeſtreich ziehen, sagt man Euch: „Ach mein Beſter! wie bedaure ich Sie, gerne schmauchen Sie Taback, ach jenseits finden Sie Lausewenzel und die ersten halbdutzend Züge reichen hin, Ihnen schlimm zu machen.“

Mit Permiſſion — das iſt eine impertinente Lüge. Stark, aber unverfalſcht iſt der öſterreichiſche Taback; der echte Schmaucher gewöhnt ſich, ohne Beſchwerde, ſchnell genug an ihn und raucht ihn dann gerne und con amore.

Man findet hier herrlichen Knaſter, aus ausländiſchem Blatte geſponnen, doch der iſt zu theuer: das Pfund koſtet 7 bis 9 Fl. Kraweutiensgeld; ihm zunächſt ſteht ungariſches Produkt, Sonne und Mond genannt, deſſen ſich zu bedienen, wenigſtens Anfangs, ich nicht rathen mag, er iſt warlich — zu ſtark. Man fodere ſchwarzen oder rothen Dreikönig, — das Pfund koſtet ungefähr einen Gulden Silbergeld — und er wird genügen.

Frauen und Mädchen.

Die mir dienenden Kater und Böcke ſind ganz des Teufels, wenn ſie auf ſolches Kapitel ſtoßen, die Feder zittert in ihren Pfo-

ten, ſie verdrehen die Augen, und ſeufzen wollüſtig.

Der ehrliche alte Kampe erhob in ſeiner Reiſebeſchreibung von Braunſchweig nach Karlsbad und Böhmen die Gutmüthigkeit, Sanftmuth, Treuherzigkeit und Redlichkeit der Pragerinnen bis zu den Sternen und nicht zu hoch hat der gute Mann ſie geſtellt; gar viele bedeutſame reiſende Künſtler wählten den Kopf einer Pragerin zu einem weiblichen Schönheitsideale, traun! — die Leutchen hatten Geſchmack und helle Augen in den Köpfen.

Ungemein viel ſeltene und regelmäßige Schönheiten treten in Böheims Hauptſtadt uns entgegen; Blondinen mit ſchmachtenden Veilchenaugen ſieht man wenig; dieſe lieblich ernſten Phyſiognomien, das Feurige dunkle Auge, die fein gebildete Adlernaſe, die üppige Fülle der kaſtanienbraunen Locken, Anſtand und edle Haltung mahnen an der alten Roma reizende Bürgerinnen.

Ich weiß wohl, der Kotzebue wird, wenn er den Bocksſprung geleſen, wieder aus Tenarn ſchreiben, und wohl gar ſagen: Allerwärts, in

Berlin, Leipzig, Dresden und Prag fand der Herr von Schadenfroh jenes und dieses zu tadeln; nur die Weiber und Mädchen gefallen ihm überall, wie kömmt es?

Concedo — schöne Weiber und Mädchen gefallen mir, wo ich sie finde — und wie das kömmt? Ei, ei, mein Hochachtbarer Herr Etatsrath, Sie waren doch, als sie auf Eroen wandelten, in dem Punkte ein viel erfahrener Praktikus, wie können Sie nur so einfältig fragen? — Nichts steht näher dem hehren Ideale der Schönheit hienieden, als des Weibes regelmäßige, zarte, gediegene Formen, und wer möchte sie nicht anstaunen und lieben, diese nächste Verwandschaft mit dem Ideal, ob welcher Eingeweihte dieses Geschlecht über Alles setzen.

Eine Eigenthümlichkeit bedeutender Art bezeichnet den Bau der böhmischen Weiber und Mägdlein aus dem niedrigen und Mittelstand, welche sich sogleich jedem Reisenden aufdringen wird.

Jene Böhminnen nämlich stellen sich in den Hüften bedeutsam gerundeter und

breiter dar, als das andere Geschlecht im ganzen grossen Deutschland. Man vermag dieser Eigenthümlichkeit, wenn sie spitzbübische hübsche Koketten schon zu cachiren streben, nicht zu tadeln, denn sie bezeichnet scharf den weiblichen Typus, läßt den Rücken schmaler noch, aber ist, erscheinen, verleiht der ganzen Gestalt üppigere Rundung und dieser eigenthümliche Wuchs gerade mag dem denkenden Arzte leicht Böhmens so ungemein zunehmende — Population erklären.

Seltener findet man die angeregte Abweichung der weiblichen Formen von jenen anderer Länder bei den Damen des böhmischen Adels; jene zierlichen Püppchen sind viel feiner gedrechselt und hier kömmt man in der That auf die Vermuthung, zu glauben, daß die beschadeten Weibchen aus anderem Stoffe gemacht, als die beidseitige Canaille, ein Glaube, der in der deutschen Literatur so oft verspottet und hier nach langer Zeit zum Erstenmale wieder hinsichtlich Böhmens in vollem Ernste protegirt wird.

Brief-Porto.

Unter die nachläßigſten Briefſchreiber in Gottes weiter Welt gehört unſtreitig — meine Wenigkeit.

Mir leben in der fernen Heimath geliebte Geſchwiſter, Freunde und Freundinnen, doch ſie alle bleiben von meinem Daſeyn gewöhnlich nur durch meine Kater- und Bocksſprünge unterrichtet.

Hier in Prag wurde mir die lebhafte Ueberzeugung, wie zuweilen gerade dem Menſchen ſeine Fehler und Nachläßigkeiten frommen.

Ich gab einen nach Leipzig beſtimmten Brief mit Einlage zur Poſt; das Päckchen mochte drei Loth ungefähr wiegen, nach den beſtehenden Geſetzen mußte es bis zur Grenze — dieſe iſt 15 Meilen entfernt — frei gemacht werden und ich hatte 1 fl. 20. kr. Konventionsgeld, — beinahe 1 Thlr. Preuß. Courant — zu entrichten. Das iſt denn doch ſtark!

In der That, ich bedaure verliebte in Oeſtreich reiſende Ritter, deren Treuliebchen in

weiter Ferne leer. Solch' Volk kann nun einmal schon nicht anders, es versendet mit jeder Post eine Ladung Seufzer; allein solche papierne Seufzer kosten hier mehr, viel mehr, als sie werth sind und dem, der sie nicht unterdrücken kann, räth man, nur gleich eine eigene Seufzerkasse zu etabliren.

Aerzte — Homöopathie — Feldstabsarzt Dr. Marenzeller.

(Beitrag eines zuverlässigen literarischen Freundes)

Unter den Prager Aerzten und Wundärzten finden sich einige brave und denkende, aber leider auch nur gar zu viele Charletane und eigensinnige Köpfe, die von der Kunst systematisch zu morden nicht abgehen wollen. Die Homoepathie *), dieser Schrecken der

*) Die Homoepathie ist ein von Dr. S. Hahnemann seit ungefähr 20 Jahren begründetes System der Heilungslehre, welche von allen bisher vorhandenen bedeutend und entscheidend abweicht.

Aerzte, wie sie nicht seyn sollten, und der Apotheker, wie sie nun einmal sind, hat bei unsern praktizirenden Heilkünstlern noch wenigen Eingang gefunden. Hie und da blitzt (?) sie wohl durch eine bedeutende Vereinfachung der vorstehenden Materia medica durch; indessen dürfte es noch lange dauern, ehe ihr die übermächtige Oppositionspartei ein nur weltbürgerliches Recht einräumen möchte. —

Nichtsdestoweniger fährt der einzige Homöopathe unserer Stadt (auf dem Lande haben sich bereits mehrere gezeigt, wie z. B.

Sie hat ihren Namen von ὁμοῖον πάθος (homoios pathos, ähnliches Leiden) similis morbus, similis morbosa affectatio für ähnliche Krankheit, ähnliche krankhafte Verstimmung, da nach ihr durch Anwendung einer solchen Arznei, welche einen ähnlichen Krankheitszustand im gesunden Menschen erregen kann, der jedesmalige (natürliche) Krankheitsfall aus ähnlichen Symptomen bestehend, am gewissesten, leichtesten und dauerhaftesten geheilt wird.

(Das ist Alles recht gut, wenn nur die medicinische Stylistik besser und verständlicher wäre!)

R . . . . in S . . .) der k. k. Feldſtabs-arzt Dr. Marenzeller unermüdet fort, die Wohlthat (?) einer Methode zu verbreiten, die einmal häufig bezweifelt, noch häufiger angegriffen, doch aber ſtets vergeblich ihren Ueberwindern entgegen ſieht.

Wenn man, von allen Aerzten verlaſſene Krankheiten Wunderkuren verrichten heißt (nicht kürzlich H**h******ſche, von denen jedoch auch ſchon einige, wenigſtens brieflich zu uns gelangt ſind,) ſo darf ſich unſer Marenzeller kühn rühmen, ein Wunderdoktor zu ſeyn.

Ref. hatte unzähligemal Gelegenheit, ein Augenzeuge des rührendſten Dankes zu ſeyn, welchen arme, von der anderweitigen medicinischen Fakultät bereits verlohren gegebene Menſchen, ihrem Retter, ihrem Erhalter zollten. Arme, ſage ich, bei welchen mithin weder auf Belohnung noch Publicität zu rechnen war. Doch auch die höhern Stände nennen manches geliebte Mitglied ihrer Familie, im ſchönſten Sinne des Wortes, ein Geſchenk der Marenzellerſchen Kunſtmethode, da

es ihm allein nur gelingen konnte, den durch frühe e unrichtige Behandlung herbei geführten Todesengel von dem Lager der schwer Bedrängten zu entfernen.

Nur übrigens ein Bewußtseyn, wie Marenzeller im Busen trägt, braucht sich um das Rechts und Links nicht zu kümmern.

(Diese moralische Nutzanwendung klingt mir und wahrscheinlich auch dem Leser dennoch — zu sublim).

Die Prager Sidonia.

Ein Pröbchen aus der skandalösen Chronik dieser Stadt.

Weil es allerwärts Narren, Fantasten, Romanprinzen und Prinzessinnen, natürlicherweise aber mehr in großen, denn an kleinen Orten solche Subjekte giebt, darum bewahrt jede Hauptstadt ihre Lästerchronik, und das fleißige Studium ihrer Annalen dürfte vielleicht für reisende Psychologen von hohem Interesse seyn, da gerade diese Annalen bedeutende Fingerzeige auf die Neigungen und Sitten der

Einwohner gewähren könnten, wenn es schon etwas paradox klänge, wollte man die Verständigen nach den Narren beurtheilen.

In den neuesten Zeiten machten die Abentheuer einer Dame zu Prag viel Sensation, und sie sind auch in der That, wenn schon buchstäblich wahr, dennoch so seltsam und bizarr, daß aus ihnen ein Stoffbedürftiger deutscher Romanenschreiber abermals füglich die Materialien zu einem neuen unsinnigen Opus entlehnen könnte.

Sidonia, eine junge reizende und keineswegs ungebildete Pragerin, ist die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns und Hauseigenthümers. Das Mägdlein bewahrte ihre Sitten bis zum zwanzigsten Jahre ziemlich rein, allein zur vollendeten Jungfrau herangereift, ließ sich Sidonia von einem angeblichen russischen Major entführen, der sie aber sitzen ließ und Sidonia wurde nun von auswärtigen Polizeybehörden nach ihrer Vaterstadt in's Haus der Eltern zurückspedirt.

Ja, ja, Lessing hat Recht: Ergieb dich nur dem Teufel mit einem Haare und sein bist

du auf ewig. Nach diverſen kleinern Liebeshändeln in der Vaterſtadt wurde unſere Heldin die erklärte Maitreſſe eines ſehr vornehmen Militärs, der ihrer bald genug überdrüßig wurde und dem Herrn v. St ****, einem überſpannten Infanterielieutenant, der in Mamſell Sidonia geſchoſſen war, eine Oberförſterſtelle auf ſeinen Gütern verſprach, wenn er in der That das Mägdlein ehelichen wolle.

Hr. v. St **** quittirte ſeine Dienſte und heyrathete die abgeſetzte Maitreſſe, aber die Oberförſterſtelle — blieb aus, und Sidonias Vater ſah ſich genöthiget, das junge Pärchen in ſein Haus zu nehmen und daſſelbe zu ernähren.

Unſere Heldin wurde, wie ſich dieſes vorherſehen ließ, eine ſchlechte Gattin und ſetzte als ſolche *) ihre Liebsintriguen fort, allein Hr. v. St **** war eiferſüchtig und vergaß

*) So eben läuft in Prag die Nachricht ein, daß ſich der Unglückliche zu Wien durch einen Piſtolenſchuß ſelbſt entleibt hat.

ſich, von dieſer Leidenſchaft übermannt, einſt auf einem öffentlichen Balle ſo ſehr, daß er der jungen reizenden Gemahlin ins Geſicht ſpuckte und dieſelbe — zum allgemeinen Skandal — mit einem Paar derben Ohrfeigen regalirte.

Laut heulend verließ Sidonia den Ball und eilte nach Hauſe, wo ſie dem Vater ihres Gatten Ungezogenheit klagte und innige Theilnahme fand. Nach einigen Stunden wollte auch Hr. v. St***, nachdem er ſich vorher aus Desperation tüchtig betrunken, der mißhandelten Gemahlin in's väterliche Haus folgen, deſſen Pforten ſich aber von nun an nie mehr öffneten: er wurde mit einem Sümmchen zufrieden geſtellt und eine Eheſcheidung kam zu Stande.

Bald nach dieſer traurigen Kataſtrophe erſcheint Herr Tourniaire mit ſeiner Kunſtreutergeſellſchaft zu Prag —, die gefühlvolle Sidonia verliebt ſich in den — Bajazo der Geſellſchaft, verläßt neuerdings das väterliche Haus und, wie Kleiſt's Käthchen von Heilbron an den Ritter Wetter v. Strahl,

hängt ſie ſich an den kunſtreiterlichen Hanswurſt, der ſich denn die Neigung der kindlichen Natur, gutmüthig genug, gefallen ließ und die moderne Käthe bei ſich behielt.

Jetzt erſcheint Sidonia zum großen Aergerniß des Publikums jeden Abend im Cirque olympique, trocknet dem geliebten Bajazo, wenn er von ſeinen Bocksſprüngen ermüdet, den Schweiß von der Stirne und umarmt ihn zärtlich vor der ganzen Verſammlung Augen. Nebenher giebt ſich die erhabene Heldin alle erdenkliche Mühe, die edle Kunſtreuterei zu erlernen und ſie ſoll in derſelben — was wäre der Liebe unmöglich? — in der That ſchon bedeutſame Fortſchritte gemacht haben, in einigen Tagen aber wird die Dame dem glücklichen Bajazo in die weite Welt folgen.

Wer möchte nach Leſung dieſer wahren Geſchichte noch daran zweifeln, daß die tollſten Romane gerade in der wirklichen Welt ſpielen — was muß ein väterlich Herz bei ſolchen Verirrungen einer Tochter fühlen — was für ein Vater aber mag jener ſeyn, der eine Sidonia erzog? —

Kirchen, Klerisei, Metropolitankirche.

Vor des erleuchteten zweiten Josephs Zeiten hatte Prag nicht minder denn 93 Kirchen, doch kaum 40 sind nun den Gläubigen der böhmischen Hauptstadt eröffnet.

Die Legionen der geistlichen Schwarz- Braun- und Weißröcke haben sich in gleichem Verhältnisse zwar verringert, doch giebt es deren noch eine genügende Zahl, und unter ihnen mehrere, welche nichts anders verrichten, ausser ein bischen beten und viel trinken und essen.

Unter den Kirchen befinden sich viele sehr schöne in architectischer Hinsicht merkwürdige Gebäude, wie z. B. die St. Niklaskirche, der Tempel der Kreuzherren u. s. w. Einer besondern Erwähnung verdient die auf dem Schloßberge sich befindende sogenannte Metropolitankirche zu St. Veit, ein großes imposirendes, in gothischem Geschmacke aufgeführtes Gebäude.

Die Decke dieser Kirche ist von Außen nicht sichtbar und wenn man sie von Innen betrach-

tet, ſo ſcheint ſie auf keinen Stützpunkten zu ruhen, ſondern im Freien gleichſam zu ſchweben.

Die künſtliche und wohl erhaltene Moſaik, welche durchgehends die Wände dieſes herrlichen Tempels bekleidet, darf nicht unerwähnt bleiben.

Prächtig und ſehenswerth bleibt in der Metropolitankirche das Grabmal des heiligen Johann v. Nepomuk. Es iſt nach Art eines Altares ganz von Silber verfertiget und beſteht aus einem Sarge, in welchem ſich die Gebeine des Heiligen befinden ſollen. Der Sarg wird von großen ſilbernen Engeln getragen, von denen aber einige, zur Zeit der Noth, nach der Münze geflogen ſeyn ſollen, um in Thaler und Zwanzigkreuzerſtücke umwandelt zu werden und alſo metamorphoſirt durch alle Welt zu fleugen. Die Umfaſſung iſt von Marmor, worauf Vaſen und ſymboliſche Figuren ſtehen, des Ganzen Werth aber ſehr bedeutſam.

Außerdem findet man in jenem Tempel viele herrliche Gemälde von berühmten Meiſtern, eine große prachtvolle Orgel mit 40

Registern, und 2619 Pfeifen, von denen die größten 16 Fuß hoch, viele Grabmale und andere Merkwürdigkeiten.

Jesuiten — Redemptoren.*)

Nicht ein einzelner Theil, kein Körper verzage — wenn er dahin sinkt in Staub; was einmal vorhanden war, kehrt zurück, Schlummes, so sicher denn Gutes und Wiedergeburt gerade heißt der Talismann, der Menschenthum nimmermehr den höchsten Gipfel erreichen und nie es in gänzliche Tiefe sinken lassen wird.

Wer hätte vor wenigen Jahren es sich träumen lassen mögen, es würde gar bald Jesuitism im ehemaligen Glanze — wieder zu schauen seyn, und dennoch ist der Fall in Oestreichs Staaten vorhanden nun: Schon sind die Jesuiten — sie nennen sich, passend genug, jetzt Redemptoren, doch was thut der Name zur Sache? — bereits zu

*) Hier gewöhnlich Redemptoristen genannt.

Wien in ihre alten Rechte eingesetzt, schnell werden sie sich in sämmtlichen Provinzen verbreiten und man denkt in Prag daran, ihnen ein nicht anständiges, nein ein prachtvolles Lokal einzurichten.

Genau kennt der Autor die Veranlassung, welche Redemptoren in's Leben rief, doch hält er es nicht für rathsam, über diesen Punkt sich näher zu erklären — ob diese Wiedergeburt ersprießlich oder traurig zu nennen? —— Hm! es giebt Dinge, welche von Schriftners Seite durchaus keiner Würdigung bedürfen, und diese sind nämlich Dinge, über welche die allgemeine Stimme längst entschieden hat.

Nicht bezweifeln läßt es sich, das ganze Educationswesen in dieser großen Monarchie wird den Redemptoren anvertraut werden; Ausländer, welche in dem Fache arbeiteten, haben bereits das consilium abeundi erhalten; doch muß man zur Rechtfertigung der Maaßregel beifügen, daß unwiderlegliche Beweise vorhanden sind, nach welchen gerade fremde Pädagogen es waren, die hier gewissen Ideen Eingang zu verschaffen suchten,

für welche einmal diese Nation vorerst durchaus nicht empfänglich sich zeigt und die einer unumschränkten monarchischen Gewalt durchaus gehäßig und sträflich sich darstellen müssen. Man sage, was man wolle, allein: Konsequenz wohnt der östreichischen Regierung bei und sie bleibt unter allen Umständen eine hochachtbare Eigenthümlichkeit.

Auf einen gänzlich unbekannten, aber auf einen gar wichtigen Umstand macht man den Leser noch aufmerksam; man weiß, was man wagt, doch verstehen wir einmal ausgesprochene Behauptungen zu belegen und zu vertreten auch:

Der Würzburger Prophet, jener H***l*he ist nichts mehr und nichts weniger, denn ein geheimes Werkzeug des Alt-neuen Ordens; es bleibt des jungen fürstlichen Priesters Bestimmung, Ignaz von Loyolas Rolle wiederzugeben, und bald vielleicht wird man H. als General

der Redemptoren auftreten sehen. Dixi!

Toleranz.

Alle Religionen werden im Königreiche Böhmen, wie in sämmtlichen k. k. Staaten geduldet, die römisch-katholische ist bekanntlich die herrschende, allein diese Katholiken sind in der That ungemein tolerant, nirgend wird man gefragt: Wessen Geistes Kind bist du? und selbst die sogenannten Kontroverspredigten — jene schändliche Ausgeburt der Hierarchie und des Pfaffenthums eines Mittelalters — verstummten seit des großen zweiten Josephs hellen Zeiten in Oestreich.

Türken, Juden und Heiden ausgenommen; es sollen alle übrige Glaubensverwandten zu Staatsämtern gelangen können.

Gegen politische Meinungen einer gewissen Art ist man hier ungemein intolerant, weil man sich stets konsequent bleibt; dagegen wird die S** glocke ungescheut in den besten Gasthöfen und nicht selten in bessern Gesellschaften,

ja selbst in Gegenwart zarter Fräulein geläutet wie ich zu meinem nicht geringen Staunen hab bemerken müssen. „Diese Glocke mußte in der That stark tönen, wenn es dem Herrn A v. Schaden auffallen konnte!“ wird die kenf sche Vespertine in Dresden seufzen, der ich schon manchen Seufzer entlockte.

Albrechts von Waldstein, Herzogs zu Friedland Pallast.

Prag ist ungemein reich an herrlichen, in einem grossartigen Style erbauten Pallasten und einen solchen besitzt hier fast jede Familie des hohen und reichen böhmischen Adels.

Zu beklagen bleibt, daß die meisten dieser Prachtgebäude nicht in ihrem Hauptumfange übersehen werden können, da sie gewöhnlich verbaut und versteckt nur sich darstellen, denn die ehemalige, beynahe unglaublich starke Verweiterung der Hauptstadt verstattete Baulustigen um beschränkten Raum und öfters sehr ungünstige Lage.

Von dieser angeregten bedeutsamen Ve-

völkerung dem Leſer einen oberflächlichen Begriff nur beizubringen, führt man folgende hiſtoriſche Thatſache an.

Unter der Regierung des Königs Wenzel (dem Sohne Kaiſer Karls IV.) wußte es der bekannte M. Huß dahin zu bringen, daß alle ausländiſche Profeſſoren der damaligen Prager Hochſchule plötzlich entlaſſen und ihre Stellen durch einheimiſche Gelehrte beſetzt wurden.

Die Studirenden hingen ihren Lehrern an und innerhalb acht Tagen verließen nicht minder denn 56,000 dieſer Jünglinge Prag, deren Beyſpiele in der Folge noch mehrere folgten.

Es mag Prags Topographen vorbehalten bleiben, ſämmtliche merkwürdige Pallaſte der Hauptſtadt ſyſtematiſch und weitläufig aufzuführen, denn einem topographiſchen Schmetterlinge iſt dergleichen nicht füglich zuzumuthen; von dem Wallenſteiniſchen Pallaſte zu ſprechen, kann ich indeß nicht unterlaſſen.

Dieſes weitläufige, herrliche und mit Recht königlich genannte Prachtgebäude befindet ſich auf Prags ſogenannten Kleinſeite

und wurde von Albrecht von Waldstein genau nach dem Plane erbaut, der von des hochsinnigen römischen Dictators berühmten Burg auf die späte Nachwelt kam.

Ueberhaupt war Julius Cäsar das Vorbild, welches sich Wallenstein, dieser große und kühne Emporkömmling, gleich furchtbar dem Freunde, wie dem Feinde, erwählt hatte. Schiller, dem die Vorstudien zu seinem unsterblichen Meisterstücke, eine Jahrenreihe geraubt hatten, und dem es in einem so hohen Grade gelang, den Karakter jenes kaiserlichen Feldherrn treu aufzufassen, wußte dieses recht gut, und darum legte er dem kühnen Albrecht auch, dessen Eigenthümlichkeit in einem glücklichen Zuge trefflich bezeichnend, die Worte in den Mund:

— „Was thu' ich Schlimmres,
Als jener Cäsar that, des Name noch
Wie heut' das Höchste in der Welt benennet?
Er führte gegen Rom die Legionen,
Die Rom ihm zur Beschützung anvertraut.
Warf er das Schwert von sich, er war verloren,
Wie ich es wär', wenn ich entwaffnete.
Ich spüre was in mir von seinem Geist;
Gebt mir sein Glück, das Andre will ich tragen."

Dieſer Prager Pallaſt gehörte mit unter des Friedländers — Steckenpferde, und die Kleinſeite der Hauptſtadt wurde von ihm ſtets nach Vermögen protegirt, darum läßt der ſuevische Barde, Schwedens freien Unterhändler den Wrangel beſänftigend, ſagen:

„Prag ſoll uns nicht entzweyen. Mein Herr Kanzler
Begnügt ſich mit der Altſtadt, Euer Gnaden
Läßt er den Ratſchin und die kleine Seite."

Tauſende mögen den Wallenſtein geleſen und eſt, auf der Bühne dargeſtellt, ihn geſehen haben, ohne die tiefe Bedeutſamkeit dieſer und ähnlicher Stellen zu ahnden und es hat daher der hochſinnige Neſtor deutſcher Literatur, Göthe nämlich, gar Recht, wenn er nach Leſern ſeufzet, welche zu faſſen, richtig zu faſſen vermögen.

Der waldſteiniſche Pallaſt iſt von außerordentlicher Größe und nicht wie andere ähnliche Gebäude verbaut; ein ungeheurer Saal befindet ſich in der Vorderſeite, die Hintergebäude aber ſind heutigen Tages noch nicht

ausgebaut. Ein sehr schöner, großer — dem Besuche des Publikums offener Garten gehört zu demselben.

Ungemein imponiren der großartige Styl und die außergewöhnliche Architektur dieser königlichen Burg; ein geheimer Schauer erfaßte mich, als ich ihre Hallen betrat. Hier diese hohen Bögen wurden auf des außerordentlichen Menschen Wink gesprengt, hier in diesem Fenster lehnte er vielleicht oft Stundenlang, zu nachtlicher Weile, aufwärts zu seinen Sternen schauend, der kühne Heros, welcher nicht zu gering sich fühlte, die Hand nach einer Königskrone zu erheben; es sollte nicht seyn — doch er dachte königlich.

In den Gemächern selbst fand ich keine alterthümlichen, überhaupt keine Geräthschaften, welche einer besondern Auszeichnung verdienten; Albrechts wohlgetroffenes Originalbildniß wird in Eger aufbewahrt.

Bekanntlich endete der kaiserliche Generalissimus im dreißigjährigen Kriege, ohne Leibeserben hinterlassen zu haben. Seine Habe

ging auf Verwandte gleichen Namens über *) und noch in dieſem Augenblicke iſt ein Graf von Waldſtein Beſitzer des erwähnten Prager Pallaſtes.

Schillers dramatiſches Gedicht geht hier äußerſt ſelten nur über die Bühne. Der hohe Adel liebt die Darſtellung nicht, und beſucht ſie, wie man mir ſagte, nie. Ich finde es ganz natürlich, daß geachtete ſpäte Nachkommen nicht an den Hochverrath des Altvordern erinnert wiſſen wollen.

Moldauer Brücke.

Man pflegte ſonſt insgemein die Dresdner Elbbrücke die ſchönſte, jene über die Donau bei Regensburg die längſte,

*) Die Behauptung iſt nicht ganz richtig, denn im erſten Augenblicke betrachtete Ferdinand II. Wallenſteins Güter als verfallen und ſchenkte derſelben großen Theil dem berühmten General Gallas; der Graf Klemm daher, mit einer ſpäten Nachkommin des Gallas vermählt, befindet ſich im Beſitze mehrerer ehemaliger Wallenſteiniſcher Güter.

und endlich die Prager Moldau-Brücke die ſchwerfälligſte zu nennen.

Ich habe alle dieſe drei Brücken geſehen und muß geſtehen, daß mir die eben angeregte Bezeichnung als eine ſehr richtige ſich darſtellt.

Zu der maſſiven, ſteinernen Brücke über die Moldau in Prag, ließ bereits Kaiſer Karl IV. 1358 den Grundſtein legen, allein erſt 1507 wurde das Werk gänzlich vollendet.

Sie iſt ſo, wie die beiden an ihren Enden errichteten Thürme, die ihren Widerhalt bilden, lediglich aus Quaderſteinen aufgeführt, hat 16 doppelte Bogen, iſt 1790 Fuß lang, nur 35 breit und bei der mittlern Waſſerhöhe 40 Fuß über dieſe erhoben.

Auf den Pfeilern ſtehen lebensgroße Bildſäulen von Heiligen, 28 an der Zahl, die auf ausgezeichneten Kunſtwerth nicht Anſpruch machen können, und dieſen Statuen ſowohl, als ihrer Schmalheit, hat die Brücke ihr überladenes und ſchwerfälliges Anſehen vorzüglich zu verdanken.

Wie auf der Dresdner Elbbrücke findet man auch hier auf einem Pfeiler ein hohes kupfernes, sehr stark vergoldetes Bildniß des Gekreuzigten, welches im J. 1629 die Juden zur Strafe verfertigen und aufstellen lassen mußten, weil einer aus ihrer Mitte das vorerst hier gestandene Kruzifix gelastiert und an demselben sich vergriffen hatte.

Noch finden wir auf dieser Brücke eine schöne Statue des heil. Johann von Nepomuck, — Böheims hochverehrter Schutzpatron — welche ganz aus Erz gegossen ist.

Die Trottoirs auf beiden Seiten der Brücke zur Bequemlichkeit der Fußgänger sind ziemlich schmal; die Ab- und Zugehenden beobachten dieselbe Ordnung, wie sie bei der Dresdner Brücke eingeführt, d. i. man betritt stets jenes Trottoir, welches uns zur rechten Hand liegt.

Juden.

Diese Vampyre, die das Mark so mancher Staaten verzehren, haben in Prag eine

eigene Stadt inne und ihre Anzahl soll sich auf 10,000 Köpfe belaufen.

Auf der Prager Judenstadt findet man die dem Volke Israel angebohrene Unreinlichkeit in ihrer höchsten Potenz, übrigens gefällt mir von der Regierung sehr, daß man hier den Juden den Bredtkorb ziemlich hoch gehängt und ihrer Erbsünde, dem Wucher, einen Kappzaum angelegt hat.

Die grause That, welche die Ahnen im grauen Alterthume übten, möchte den spätern Nachkommen immerhin verziehen bleiben, wenn sie nur zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft sich eignen wollten; aber wozu der verworfenen Schaar noch Privilegien ertheilen, die den Wucher aufrecht halten? — Der ehrlichste Mann im Königreiche Preußen, ist er nicht Grundbesitzer höherer Potenz, nicht Börsenfähiger Kaufmann, kann keine Wechsel ausstellen, doch der Israelit wird dort jayen — wechselfähig im Mutterleibe.

Nenne man es immerhin Vorurtheil, allein mir bleibt das Volk verhaßt; in Brandenburgs Geschichte kommt ein Herrscher

vor, der jagte eines Tages alle Juden aus dem Lande und behielt ihres Fettes größten Theil zurück. Uebte der Fürſt mehr als ſtrenge Juſtiz? — er nahm geſtohlen Gut Dieben nur ab.

Moden.

Prag erhält ſeine Moden nicht direkte aus London oder Paris, ſondern aus Frankfurt a. M. und vorzüglich aus Wien.

Dieſe Thatſache verleitete neulich einen Schriftner, Prag in jener Hinſicht mit Strasburg zu vergleichen; der Mann ſchoß gewaltig fehl.

Der Strasburger bleibt in der Mode hinter dem Pariſer nicht ſelten ein Jahr zurück, dagegen ſind alle neue Wienermoden bereits nach Verlauf von vierzehn Tagen in Prag gäng und gebe, und der Kleiderluxus iſt hier bedeutſam genug.

Die Damen kleiden ſich hier fein und geſchmackvoll, nur wenden jene der mittleren Stände leider wenig Aufmerkſamkeit auf die

Ausstattung der Füßchen, ein Uebelstand, der Jedem, welcher aus Norddeutschland hieher kömmt, bald genug auffallen muß.

Wie in Sachsen die Ypsolanti- so grassirt hier die Carbonarimanie. Man schmaucht aus Carbonaripfeifen, trägt Carbonarimäntel — solche Mäntel sind sehr kostbar mit Sammt und Seide gefüttert, das Stück kostet an 200 Gl. — und carbonarisirt sich noch anderwärts auf mannigfaltige Weise.

Censur.

Alle Beschreibungen beinahe, welche mir im Auslande über die in den östreichischen Staaten obwaltenden Verhältnisse und oft von anderwärts ganz klugen und zuverlässigen Leuten gemacht wurden, fand ich an Ort und Stelle, wie man zu sagen pflegt, — erstunken und erlogen.

Nur zu zwei Gemählden hatten jene partheiischen Maler die Farben keineswegs zu grell gemischt und die Originale zu diesen Bildnissen

waren — die Grobheit und Bestechlichkeit der Grenzzollbeamten und die übertriebene Rigorosität einiger Büchercensoren.

Daß in Oestreichs Staaten streng über der Presse Wache gehalten und keinem Satze, der im entferntesten Sinne den einmal fest stehenden Grundsätzen der obersten Gewalt entgegentritt, das Imprimatur ertheilt wird, will man nicht tadeln; allein die Censoren verfahren auch außerdessen so willkührlich und oft unsinnig, wie es nimmermehr und unmöglich der ausdrückliche Wille der Regierung gebieten kann; oft stellt sich der Ausspruch der strengen Federrichter als Eigensinn einer usurpirten Macht klar genug dar.

Ich pflege meine Behauptungen, wo möglich, gerne mit Thatsachen zu belegen; man höre: Ein Graf von Canal besitzt unfern Prag einen botanischen Garten, in dem er einen geräumigen Hörsaal erbauen ließ, wo im Sommer Studirenden Vorlesungen gehalten werden. Am Namenstage des Grafen nun wollten die Jünglinge ihrem Kräuter-Mäcen eine Aufmerksamkeit erweisen, zu welchem

Ende die Ueberreichung eines gedruckten Gelegenheitsgedichtes beschlossen wurde.

Der Verfasser der Poesie ließ sich unter Andern vernehmen:

„Nicht Bacchus nur, auch Flora ist die hold", womit der Dichter darauf hindeutete, daß der Graf mit Glück den Weinbau fördere. Allein der Censor machte sogleich dem armen Bacchus mit einem dicken Federstriche den Garaus, indem er unwillig ausrief:

„Der Herr Graf von Canal belieben mit dem Bacchus nichts, gar nichts zu schaffen haben zu wollen, denn der Herr Graf sind ein solider Kavalier und kein Trunkenbold.

Ein junger Edelmann, der unsern Prag Güter besitzt, erzählte mir, er habe den Tod seines Vaters in einem öffentlichen Blatte bekannt machen wollen und die betreffende Anzeige, welche mit den Worten anhub: „Es hat dem Allerhöchsten gefallen u. s. w." wurde von dem Kavalier selbst dem Censor vorgelegt. Dieser las und las, sprach aber dann sehr gütig: Lieber Herr Baron! wir wollen statt gefallen lieber ein ander Wort wählen, denn

dieſes gefallen lautet hier gar zu freigeiſtiſch.“

Dieſe lächerliche Aengſtlichkeit, wo von Lappalien nur die Rede war, mag den Maaßſtab liefern, auf welche Weiſe eigentliche Verlagsartikel erſt, wenn ſie im Manuſkript vorgelegt ſind, behandelt werden müſſen.

Schöngeiſter — Schießler — Grieſel — Gerle.

In Dresden, Leipzig und den bedeutendern Städten des nördlichen Deutſchlands allen kann man keinen Italiener und keine Weinſtube beſuchen, ohne einem ſogenannten ſchönen Geiſte zu begegnen, deren Charakter aber oft genug nichts weniger als ſchön iſt und deren Unterhaltung ſich zuweilen nicht intereſſanter, als jene eines Schuhflickergeſellen darſtellt.

In böhmiſchen Boden will das Kräutlein Schöngeiſt benahmt — ein ſinniger Botaniker klaſſificirt es unter den wäſſerigen Schwämmen und giftigen Pilzen —

nicht recht gedeihen. Der Umstand kann, nachdem bereits über die Verhältnisse des Buchhandels und der Censur gesprochen wurde, keineswegs befremden; diese ist stets bemüht, jeden guten Gedanken zu streichen und die hiesigen Buchhändler streben keineswegs nach Original-Verlag, weil sie dabei ihren Vortheil nicht finden; wollte ein hiesiger Schöngeist aber Verpöntes unter seinem eigentlichen Namen im Auslande drucken lassen, müßte er vorerst sich einer bedeutsamen Geldstrafe unterwerfen, und in wieder vorkommendem Falle das consilium abeundi erwarten.

Nun dieses Alles hat zur Folge, daß es in dem großen und volkreichen Prag nur drei Männer giebt, welche als schöne Geister gelten können und die Namen der Herren zieren die Stirne dieses Aufsatzes, Sie sind auch alle drei dramatische Dichter, haben als solche aber bis jetzt wenig Glück gehabt und geringes Aufsehen nur erregt.

Die Thätigkeit und den eisernen Fleiß des Herrn Schießler wünsche ich mir und jedem bekundeten schönen Geiste. Hr. Sch. ist

k. k. Feldkriegskommiſſär und bringt den ganzen Tag mit den Andern dahin, um zu deliberiren, ob man möge Stiefel wichſen oder ſchmieren.

Fürwahr das iſt ein ermüdend-langweiliges Geſchäft, und iſt es beendiget, denken die Andern — es iſt ihnen nicht zu verübeln — daran, den Körper zu reſtauriren und zu ruhen, doch nicht ſo Freund Schießler — der eilt in ſein häusliches Muſeum, trinkt Kannenweis ſchwarzen Kaffee — dieſe Eigenthümlichkeit hat er mit Voltaire gemein — und opfert raſtlos den Muſen, oft bis der neue Tag anbricht.

Ein Homer iſt Hr. Schießler nicht, wird es auch nie werden, das habe ich ihm, ein plumper gerader Schwabenſohn, geradezu in's Geſicht geſagt, indeß verdient der Mann auch den Spott Uebelwollender nicht, der ihn hier zuweilen verfolgt, weil er ein bischen überſpannt wohl ſich darſtellen mag. Man wird von Sch. im Korreſpondenten von und für Deutſchland ſchon manches braves Epigramm geſunden haben, auch iſt ihm Dieſes und Jenes ſehr gelungen, nur für

die Bühne hat der Mann kein Talent, auch ſchreibt er vielleicht zuviel. Eine ſeltene Konſequenz wohnt übrigens dieſem poetiſchen Feldkriegskommiſſär in einem hohen Grade bei; ſeine Name zu ſchreiben zieht ihm häufigen Verdruß und Unglimpf zu, doch er ſetzt ſich über alles weg, ſchreibt und ſchreibt in alle Ewigkeit und dieſer durch nichts zu hemmende Drang läßt auf eigentlichen innern Beruf doch ſchließen.

Uebrigens iſt Herr Sch. ein höchſt gutmüthiger und dienſtfertiger Mann und ſchätzbar in jeder Hinſicht als Menſch und ſorglicher Vater einer ungemein zahlreichen Familie; verwunden werden ihn dieſe Zeilen nicht, weil er unter die ſeltenen Leute gehört, die eine tüchtige Portion Wahrheit vertragen können, ohne zu grollen; möge er über mich ſelbſt dagegen auch ein Urtheil fällen, wie es beliebt.

Hr. Grieſel iſt ein beſonnener und viel ruhigerer Mann, nicht ohne Talent und ſchätzbare Kenntniſſe; ſeine böhmiſchen Volksmährchen verrathen glückliche Darſtellungsgabe, auch hat er ein dramatiſches Gedicht: „Albrecht

Dürer“ geſchrieben, welches in der That einzelne große Schönheiten enthalten, aber ſich nur zur Darſtellung nicht eignen ſoll, wie kompetente Richter mir verſicherten; ich ſelbſt hatte noch nicht Muſe, dieſe Poeſie zu prüfen.

Auch den Herrn Gerle lernte ich perſönlich kennen; ich war mit ihm an einem dritten Orte zu Gaſte geladen. Des Mannes Unterhaltung verrathet einen gebildeten Geiſt und ſeine Urtheile, über Bühnenweſen und Muſik vorzüglich, lauteten ganz geſund, auch ſoll er eine gewandte Alltagsfeder führen. Uebrigens iſt Hr. G., wie ich höre, regelmäßiger Theaterkoreſpondent meiner Todtfeindin, der Veſpertine zu Dresden nämlich. Ein Rezenſent alſo von Profeſſion? — gefällt mir nicht von ihm; ich halte nicht viel von Leuten, die ſtets kritiſiren, weil ſie gewöhnlich ſchlecht produciren.

Schießler und Gerle ſind geſchworene Feinde, der klügere Grieſel ſcheint gar keine entſchiedene Parthie genommen zu haben, nun — c'est tout comme chez nous! Poetiſche Dilettanten giebt es hier im Civil und

Militair, wie allerwärts eine große Menge; sie pflegen bei Hochzeiten, Kindtaufen, Fahnenweihen u. dgl. zuweilen ihren lahmen Hypogryph zu satteln, führen an öffentlichen Orten über Theater, Kunst u. s. w. das unverschämte, unsinnige, sogenannte große Wort; allein auf sie paßt eben auch Schillers herrlicher Machtspruch. Weil ihnen einmal in einer Sprache, die für sie denkt, ein leidlicher Reim gelingt, glauben die Herren Dichter zu seyn.

Buchhandlungen und Buchdruckereien.

Es fehlt hier an solchen Instituten keinesweges, denn man zählt wohl ein Dutzend Buchhandlungen und neun Buchdruckereien, allein sie sind auch darnach.

Unter den Buchhandlungen zeichnet man die Calvesche, Endersche und Widtmannsche als die vorzüglicheren aus, allein wer den Wirkungskreis einer der bessern Leipziger oder Berliner Buchhandlungen je-

mals hat kennen lernen, ſtaunt ob der Erbärmlichkeit des hieſigen literariſchen Verkehrs.

Mit Originalſchöngeiſtigen oder rein poetiſchen Produkten mögen ſich die hieſigen Buchhändler, aus Furcht vor der Cenſoren ſtrenger Feder, ſelten befaſſen; ſie beſchränken ſich auf den Verlag frommer Andachts- und Erbauungsbüchlein, auf Anleitungen zum Brantweinbrennen und der Ochſenmaſt, auf den faulen Rechenknecht und vor Allem andern auf den Ehrenvollen — Nachdruck.

Welcher wackere Gelehrte möchte einem Prager Buchhändler ſelbſt ein rein-wiſſenſchaftliches Werk überlaſſen, wenn dieſe Herren, wie mir von einheimiſchen Weiſen verſichert wurde, für den Bogen zwanzig Papiergulden Honorar bieten?

Der Sortimentshandel iſt dem Verlagsgeſchäfte analog, man findet ſelbſt die neueſten und beſten, in den k. k. Staaten nicht verbotenen Werke ſelten vorräthig, und läßt man ſie aus Leipzig verſchreiben, kann man ſechs Wochen auf ihre Ankunft harren, ungeachtet

der deutſche literariſche Hauptſtapelplatz nur 14 Poſtſtationen von Prag entfernt iſt; übrigens werden die verbotenen Schriften, deren Zahl Legio heißt, nichtsdeſtoweniger auch auf indirekten Wegen in Hülle und Fülle eingeſchwärzt.

Unter den Buchdruckereien ſteht jene des Herrn Haas oben an, allein bis jetzt hat ſich noch keine Prager Typographiſche Anſtalt durch Eleganz ihrer Werke auch nur bemerkbar gemacht; die Herren benutzen alte elende Lettern, verbrauchen ſchlechtes Material überhaupt und ich glaube, ſtände der verſtorbene Syrakuſer Spatziergänger — der wackere Seume, einer der fleißigſten und vorzüglichſten Korrektoren in neuern Zeiten — ſelbſt aus dem Grabe auf, es würde ihm nicht gelingen, Korrektheit in ein zu Prag gedrucktes Buch zu bringen.

Zeitſchriften.

Der Hesperus, welcher während einer Reihe von Jahren in Prag erſchien, Mannigfaltigkeit zur Tendenz hatte und nicht verdienſtlos genannt werden darf, erſcheint nun im Cottaiſchen Verlag und Hr. Andre, der bekannte Herausgeber jener Zeitſchrift, hat Stuttgart als künftiges Domicilium erwählt und iſt bereits nach dieſer Stadt abgereißt.

Nun erſcheint in Böheims Hauptſtadt nur noch ein einzig ſchöngeiſtiges Blatt, der Erwähnung würdig, es heißt:

„Der Kranz, oder Erholungen für Geiſt und Herz. Eine Originalſchrift für gebildete Leſer, geleitet und herausgegeben von S. W. Schießler, Prag bei G. Haaſe.“ 4.

Im erſten Jahre (1821) wollte dieſer Kranz nicht recht duften und gedeihen, doch günſtiger für die junge Blüthe geſtaltet ſich das neue Jahr; Herausgeber und Verleger biethen Alles auf, dem Kinde durch geſchmackvolles Aeußeres, lithographirte Zeichnungen,

Muſikbeilagen und intereſſante Beiträge von, zum Theile, bedeutſamen Schriftnern und Schriftſtellerinnen des In- und Auslandes, auf die Beine zu helfen, und in der That ſcheint dieſes eifrige Streben endlich belohnt zu werden, denn die Anzahl der Pränumeranten und die allgemeine Theilnahme geſtalten ſich mit jedem Tage bedeutender. Die Namen, welche man im erſten Monatshefte d. J. findet, heißen:

Bayer, (Schauſpieler zu Prag) Juſtus, Langer, Marſano, Müller, Polt, Robert, Schießler, Stiber, Tachau, Waldenroth, Waller und Ida Freyin v. Weſtphalen.

Eine ſehr zarte Dichtung, Liebe überſchrieben, von Friederike Suſan hat der Herr Baron Mantey aus Regensburg, ein ſehr hoffnungsvoller junger Tonſetzer mit vielem Glücke komponirt.

Auch eine böhmiſche Zeitſchrift erſcheint zu Prag, deren Werth ich aber nicht zu beurtheilen verſtehe.

Die Prager politiſche Zeitung gleicht der Form nach dem Nürnberger Korreſpondenten v. und f. Deutſchland, hinſichtlich des innern Gehaltes aber bleibt ſie hinter ihrem Vorbilde gar weit zurück. Dieſer Nürnberger Korreſpondent, unbeſtreitbar das vorzüglichſte unter den deutſchen politiſchen Tagesblättern, iſt in Böhmen, der Himmel mag wiſſen warum, verboten, dagegen wird die Augsburger allgemeine Zeitung ſtark geleſen.

Ausländiſche belletriſtiſche Journale findet man in Prag ſparſam, häufiger die Wiener Theaterzeitung und den Sammler.

Jagd-Faſanen.

Für leidenſchaftliche Jagdliebhaber können die meiſten Gegenden in Böhmen ein wahres Eldorado gelten, es giebt ſchwarz und roth Wildbret, dann Haſen und Federwild in überſchwenglicher Menge.

„Wir haben heute eine ſchlechte Jagd gemacht," ſagte mir ein Gutsbeſitzer nach einem

sogenannten Klopfjagen und es waren allein 412 Hasen erlegt worden.

Berühmt sind die böhmischen Fasanen; alle reichere Gutsbesitzer beinahe unterhalten stattliche Fasanerien; sonst werden die Fasanen gewöhnlich in Schlingen gefangen, weil sie nur in der Brunstzeit den Jäger so nahe kommen lassen, daß er sie mit dem Feuergewehr erlegen kann, es geht den armen Fasanen eben wie den Menschen, es macht Liebe sie blind.

Herrlich und tendre schmeckt das Fleisch der böhmischen Fasanen, besonders derjenigen, welche unsern Melneck gefangen werden, indessen sind diese Fasanen im Lande selbst keineswegs so wohlfeil, als man vielleicht glauben möchte; und wie man in München oder Augsburg für eine Flasche Laubenheimer nicht viel mehr bezahlt, als am Rheine selbst, so stehen zu Dresden und Leipzig die Fasanen in nicht viel bedeutenderem verhältnißmäßigen Preise, denn in Prag.

Gasthöfe — das schwarze Roß — Kaffehäuser — Punschladen.

Unter den Gasthöfen nahm zu Prag sonst das rothe Haus die erste Stelle ein, allein es ist sehr in Verfall gerathen und wird von Fremden jetzt wenig in demselben eingesprochen.

Der frequenteste und anständigen Fremden einzig und allein zu empfehlende Gasthof bleibt das schwarze Roß. Des prachtvollen Hauses Lage ist angenehm, die Stuben reinlich und groß, die Bedienung prompt und an der table d' hôte findet man durchaus anständige Gesellschaft und zwar einheimische aus den ersten Ständen, dabei lebt man wenigstens um die Hälfte wohlfeiler, als in guten Gasthöfen grosser norddeutscher Städte.

Unter den Kaffeehäusern behaupten die Traube und jenes des Hr. Schweinitz den ersten Rang; im erstern darf nicht geraucht werden, doch stellt die Gesellschaft in sämmtlichen Kaffeehäusern sehr gemischt sich dar.

Schlechter Punsch wird zu Prag unmäßig

getrunken und die Zahl der Punſchladen heißt Legio, die aber in der Regel nur von der Heſe der Einwohner und Fremden beſucht werden.

Straßenpflaſter — Straßenbeleuchtung — Baugefangenen Straßenſäuberung.

Das Straßenpflaſter iſt in Prag keineswegs beſſer als zu Dresden und mithin ſehr ſchlecht; obwohl die Hauseigenthümer bedenſam zuſteuren, ſind viele, ſelbſt ſchöne und breite Straßen hier noch ungepflaſtert.

Die Straßenbeleuchtung ſtellt ſich noch erbärmlicher dar und in vielen, beſonders in den mehr abgelegenen Theilen der Stadt iſt gar keine vorhanden.

Die Form der Laternen iſt ſchön und zweckmäßig; allein ſie ſind Allerwärts zu ſparſam angebracht und es wird ſchlechtes Oel conſumirt.

Der Straßenſäuberung wird lobwürdige Sorgfalt gewidmet; Baugefangene müſſen auch hier dieſes Geſchäft vollbringen und dieſe Un-

glücklichen erſcheinen noch viel beklagenswerther als in Dresden. Sie tragen in Prag an jedem Beine eine Schelle, die durch ſchwere Ketten verbunden ſind, welche bis zum Unterleibe hinauf reichen, wo ſie durch ein Band befeſtiget werden. Man kann denken, welch' lautes und ſchauerliches Geraßel ein Zug dieſer Leute, wenn er durch die Straßen zieht, veranlaßt.

Uebrigens iſt dieſes die einzige geſchloſſene Geſellſchaft, welche in Prag vorhanden und mit Strenge wird gewacht, daß keine Verbindung ſich bilde, welche aus was immer für Zwecken unter ſich in eigenen Lokalen zuſammenkomme, ja ſelbſt die Naturforſcher, deren es in Prag mehrere und vorzügliche giebt, dürfen ſich nicht verſammeln, um gemeinſchaftliche Unterſuchungen in einem des Wiſſens ſo hoch erhabenen Zacheans zuſtellen.

Prinz Friedrich von Homburg.

Schauspiel in 5 Akten von H. von Kleist.

Der Gang des groſsen Weltdrama dort im Orient hebt an ungemein langweilig und schleppend sich darzustellen; allmählig erkaltet das lebhafte Interesse, welches man einige Zeitlang an der tief gebeugten Hellas Söhnen nahm, die Unterhaltung des Tages windet sich wieder in Sphären der Alltäglichkeit, das heiſst leider! in jenen der Litteratur und Kunst.

Heinrichs v. Kleists letztes und gediegenestes Schauspiel, Prinz Friedrich v. Homburg wurde in der neuesten Zeit der viel besprochenste Gegenstand des Tages; das Produkt ging und geht gerade über die Bretter der bedeutsamsten deutschen Bühnen und soll in Wien wenig Glück gemacht haben; in einigen Tagen wird es hier in Dresden gegeben.

Ich wollte selbst lesen, selbst prüfen — welchem Urtheile könnte man denn in dieser

Zeit literariſcher Anarchie noch vertrauen? —

Im Allgemeinen vorerſt will man würdigen, in Kürze dann einzelne Theile beleuchten.

Der Prinz von Homburg ſtellt als ein ungemein originelles Kunſtwerk ſich dar, welches — keine Regel beachtend — in einem eigenen Cyclus ſich bewegt, den ein kühner Geiſt ſich ſchuff, der nicht nur Natur, ſondern ihrer Sublimitäten eine treu auffaſſte und gab.

Echt Shakeſpeariſch eröffnet der Schauplatz ſich; in Mitte der Handlung ſind wir geſtellt, das Intereſſe bleibt hoch geſpannt, bis beinahe das letzte Ende naht; keine ſogenannten Längen ſtellen ſich ein, ſelbſt nimmermehr des blinden Schickſals Walten; freier Wille und Seelenſtimmung wirken folgerecht; — herrliche, nie überladene, die Sache mit der Spitze treffende Gleichniße, ſtets gleichblühender Dialog ſprechen lebhaft an — doch zur Ordnung!

Ein zart liebender, hochherziger, junger Held (Homburg) wirft ungeſtüm in der Felde

ſchlacht den Feind darnieder, eine Drifflamme leitete den Enthuſiaſten, er entzückt — wir bewundern. Doch der Heros hat die Form — dieſes dem Genius überhaupt ſo hoch gefährliche Fangeiſen — unbeachtet gelaſſen; ſeines Schickſals Lenker (Friedrich Wilhelm, Brandenburgs großer Kurfürſt) ſtellt den ſchwärmeriſchen Brauſekopf vor ein Kriegsgericht, ihm wird der Tod erkannt — da fällt der hehre junge Held à cieł, ihm wird das Leben der Güter höchſtes; er giebt, nachdem er in die eröffnete Gruft geſchaut, Geliebte und Ehre auf und bettelt im eigentlichſten Sinne des Wortes als ein Hundsfott: Im Verborgenen nur — vegetiren zu dürfen.

Welcher Genius des Alter- oder Neuerthums hat je ſolch' Wagniß unternommen!? — Man frägt!

L. Tieck, Hr. v. Kleiſts hinterlaſſener Schriften wackerer Herausgeber bezeichnet, herrlich treffend, jenen ſeltſamen außerordentlichen Moment; wenn er in der Einleitung des Werkes von demſelben ſagt: „Er wird

bei Vielen wegen seiner Kühnheit Erstaunen, wo nicht Unwillen erregen, Kleist als echter Dichter läßt hier die Sache für sich selber sprechen, es ist seine Absicht und muß es seyn, daß diese Scene erschrecken soll und deshalb nannte ich sie kühn."

Ja wohl kühn! — wir geben den Helden, wir geben diese dramatische Dichtungen selbst gänzlich auf, ein widerlich Gefühl ergreift uns, indem wir der Menschlichkeit Schwäche in ihrer nacktesten Blöße erschauen.

Welcher Künstler, wenn er tollkühn das eigne Werk zerschmettert, verzweifelte nicht? — welcher möchte hoffen, das Gefallene im nächsten Momente — den P[illegible]ir aus der Asche — erstehen zu lassen?

Kleist that es. Seiner reinen Seele schwebte das: „halb Thier, halb Engel" vor, die Stunde der Schwäche weicht, ein überraschender wohl durchdachter Impuls regt das Psychische auf, ein neuer Knoten schürzt sich — allein was gehörte dazu, einen solchen mit Natürlichkeit und sicherer Hand zu entwirren? Doch geschieht es; jetzt erst gestaltet sich ein

Held sonder Gleichen, festen Schrittes schreitet er hinan zum strahlenden Ideale; bestimmter klärt dieses Streben sich auf; alles Schwanken endet — die Glorie des Sieges umschwebt nun sein Haupt.

Doch ach! Vollkommnes gedeiht schon hienieden nimmermehr — Schattenseiten stellt selbst Gelungenes dar. Als Nachtwandler wird der Held im ersten Augenblicke eingeführt; fieberhaft bleibt sein Handeln immerdar, der Umstand entschuldiget — Feigheit und Fehlen, allein an dieser Klippe erbleicht auch des Helden Verdienst.

Den letzten Zug, der den Knoten entwirrt, vermag man auch um keinen Preiß zu loben. Wer schon des Orkus äußerste Grenze also überschritten, kann nimmermehr und in keinem Falle sich wieder zur Erde wenden — Aristoteles sagt; der kompetenteste von allen Richtern, das innere richtige Gefühl in jeder heißen Brust, machen die Anforderung und doch wird Homburg — begnadiget und erhält sogar der Geliebten Hand; doch er, dem Uebermenschliches vorerst gelungen, kann des Glük-

les Wechſel nicht ertragen — ohnmächtig fällt er zur Erde.

Nicht länger wollen wir rechten — jedes ſtrahlende Geſinn hat Flecken.

Die übrigen Charaktere ſind in dem Kunſtwerke treflich gezeichnet und treu gehalten, doch ſie alle überſtrahlt dieſer Wilhelm Friedrich.

Angeborene Majeſtät, Konſequenz, Seelenruhe, Hochſinn und die höchſte Menſchenkenntniß mit wenigen kräftigen Zügen glücklicher zu zeichnen — dazu fordere ich die Legionn der ſich ſelbſt vertrauenden Geſellen auf! —

Eines Zuges nur verſtatte man uns zu erwähnen. Ohne des Kurfürſten Wiſſen und Willen rücken in kriegeriſcher Zeit die Truppen aus ihren Quartieren in ſeine momentane Reſidenz und ſtellen ſich auf vor der Burg; kein meldender Offizier erſcheint; die Führer verſammeln ſich in drauender Stille auf ihre eigene Fauſt an einem dritten Orte; der Aufruhr ſcheint gewiß — ſchon ſieht der Zuſchauer die Krone auf des heroiſchen Fürſten Haupte

wanken, doch es kennt dieſer Weiſe die Seinen, gelaſſen ſpricht er zur Dienerſchaft: „Bringt mir meine Kleider.“

Jetzt ſtürzt der alte treue Feldmarſchall, außer ſich, mit den Worten in's Gemach: „Rebellion, mein Kurfürſt!“ Kalt verweiſend erwidert dieſer:

Ruhig, ruhig! —
Es iſt verbaut mir, wie dir wohlbekannt,
Zu mein Gemach zu treten, ungemeldet!
— Was willſt du?

Auf mehrern deutſchen Bühnen ſchon wurde das Schauſpiel: Prinz Friedrich von Homburg mit getheiltem Beyfall gegeben und derſelbe, übrigens leicht begreifliche, Fall kann ſich Anderwärts auch ereignen.

Gleichviel! — Nicht für den eitlen Gaffer, für den ſinnigen Schauer und noch mehr für den ruhig prüfenden Leſer wurden dieſe Andeutungen niedergeſchrieben.

Die Schlacht bei Fehrbellin.

Am Tage vor meiner Abreiſe von Dresden hatte ich die vorſtehende Kritik über Kleiſts Friedrich von Homburg niedergeſchrieben; im deutſchen Florenz konnte ich die Aufführung dieſes hiſtoriſchen Schauſpiels nicht abwarten, allein in Böheims Hauptſtadt eingetroffen, fand ich daſſelbe als Schlacht bei Fehrbellin gerade angekündiget.

Das Produkt wurde hier nach einer Umarbeitung des bekannten Herrn v. Holbein gegeben, und voll neugieriger Spannung betrat ich zum Erſtenmal den Tempel der Prager Muſe.

Hr. v. Holbein hatte die oben erwähnte Scene, in welcher der Held à ciel ſo ſchnell zu des Lebens allergemeinſter Proſa herniederſinkt, gänzlich geſtrichen, auch manch' andere, ſehr bedeutſame und freie Abänderungen vorgenommen, welche man keineswegs unzweckmäßig zu nennen wagt, denn es ſcheint der Hr. Direktor ſein Publikum zu kennen; allein mir ſagten dieſe Abänderungen

wenig zu, denn sie, so wie das leidige Streichen insbesondere, beeinträchtigen — ja zernichten zuweilen des Dichters eigenthümliches Genius ganz und gar und wer vermöchte sinnigen Schauern diesen Uebelstand vergeßen zu machen? —

Legte Hr. v. Hollberg schon einmal Hand an's Werk, hatte er immerhin auch die Parell'scene modificiren mögen, denn auch sie vermag, in der ursprünglichen Form, verdorbenen Geschmack nicht anzusprechen.

Uebrigens wurde Kleists dramatisches Gedicht hier mit Theilnahme aufgenommen, und was die Prager Mimen betrifft, so stellten sich mir dieselben — in so fern man nach einer Darstellung zu urtheilen vermag — nicht besser und schlechter vor, als man sie jetzt auf bedeutsamern Bühnen zu finden pflegt, nur muß man sich einmal über den Provinzialdialekt hinwegsetzen, der die Herren oft genug hinter die Ohren schlägt.

Ein Herr Bayer gab den großen Kurfürsten ziemlich, Hr. Blumenfeld den

Prinzen erträglich, Hr. Seydelmann aber — bleibt der brave Künstler in ihm schon unverkennbar — griff fehl; er würdigte den alten, wackern Reuterroversien Kottwitz, zu einer Art komischer Carrikatur herab, wahrscheinlich den Paradiesvögeln zu gefallen, die hier nicht allein in der Höhe zu weilen scheinen. Dieses war des Dichters Meinung zuverlässig nicht, doch genug — ich behalte mir vor, erst nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte, wenn mir diese musischen Leutchen näher bekannt geworden, ein erschöpfenderes und mehr kompetentes Urtheil über sie und ihre Talente zu fällen.

Theater.

Das hiesige Schauspielhaus ist im J. 1785 erst erbaut und stellt sich im Ganzen als ein solides, schönes und seinen Zwecken entsprechendes Gebäude dar; es faßt eine der Bevölkerung Prags angemessene Menge Zuschauer, hat eine dreifache Logenreihe und viele Ausgänge.

In akustischer Hinsicht wurden vom Baumeister bedeutsame Fehler begangen, auch führt

ein Kanal, oder beſſer geſagt, eine Kloake unter dem Hauſe weg, welcher Uebelſtand bewirkt, daß es zuweilen, vorzüglich im Parterre, ungemein ſtinkt.

Die Bühne iſt groß, mit hinreichenden Dekorationen und ziemlicher Garderobe verſehen.

Das Theater gehört den Ständen des Königreiches; der bekannte Herr v. Holbein iſt jetzt unumſchränkter Direktor der Bühne.

Dieſes Mannes Bekanntſchaft gemacht zu haben, bleibt mir in der That ſehr intereſſant. Hr. v. H. ſteht nicht mehr in des Lebens Blüthe, allein er iſt ein wohlgebauter, ein ſchöner, ja ein noch immer ſehr ſchöner Mann; ſein Kopf mahnt an die Antike der Hellenen, der Blick des ausdrucksvollen Auges hat etwas — ſchwärmeriſches. Im Umgange iſt Hr. von H. ſehr liebenswürdig; der Mann von ſorgſamer Erziehung, ſeiner Geiſtesbildung, ausgezeichnetem Talente und vielen Erfahrungen bleibt in ihm unverkennbar.

Wohl erklärbar, daß in ſolchen Mann ſich die nun verſtorbene bekannte Gräfin v. Lichtenau ſterblich verlieben konnte, denn ſie durfte

eine bewährte Kennerin gelten, allein das Bild, welches die Frau Gräfin in der gedruckten Apologie ihrer Verhältnisse von Holbein entwerfen ließ, scheint auf diesen Mann nur theilweise zu passen, er selbst spricht von jenen Verhältnissen nie, eine Diskretion, welche ihn Ehrenwerth macht.

Hinsichtlich seiner dramatischen Produkte sagte mir Hr. v. H. selbst:

„Sie machen auf keinen ausgezeichneten, vielweniger auf einen klassischen Werth Anspruch, Bühneneffekt dagegen bleibt ihre Tendenz," diese Selbstkritik lautet Anspruchslos, allein richtig ist sie. Man findet Hs. Stücke auf den Repertorien aller deutschen Bühnen, und volle Häuser machen sie, das ist wahr. Fridolin bleibt noch immer das vorzüglichste unter seinen Produkten.

Uebrigens ist Hr. v. H. in der That ein Modell aller Theaterdirektoren; er weiß mit jenem seltsamen Volkchen, dramatische Künstler genannt, sattsam umzuspringen, und in geschmackvoller Arrangirung des Scenarischen möchte es mit ihm nicht leicht ein

Anderer aufnehmen können, der Mann versteht Vieles mit Wenigem darzustellen.

Ordnung und Pünktlichkeit sind die Basis seines Gebäudes, auf sein Wort kann man Häuser bauen, und eine unerschütterliche Consequenz wohnt ihm auch bei.

Indessen hat Hr. v. H. nichts desteweniger mit so vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß Riesenmuth dazu gehört, ihnen zu stehen.

Ueberhaupt muß der Stand eines Theaterdirektors immer ein kritischer genannt werden, denn er hat es mit einem Ding von chamäleonischer Natur zu thun, mit einem Ding, das man nie ganz zufrieden stellen kann, dessen Launen jener einer eigensinnigen jungen, schönen Frau gleichen, und mit einem Worte — Publikum heißt das Ding, welches man meint.

Mein theurer, väterlicher Freund zu Berlin, Hr. Jul. v. Voß, schrieb einst ein Büchlein: Freuden und Leiden eines Theaterdirektors betitelt, und V. hatte gar sehr recht, als er die Leiden überwiegend darstellte.

Genug, ich gehe [illegible] Würdigung der bei der Bühne angestellten Künstler selbst über; das ist ein Feld, in welchem ich am liebsten mich tummle, mein Urtheil ist unbestechlich, und ich traue ihm auch Kompetenz zu, allein man strebt nach Originalität, darum will ich das hiesige Theatervölklein in einer Art würdigen, die nimmermehr vorgekommen, und diese Weise ist keine andere, als diejenige, deren sich kommandirende Obersie bedienen, wenn sie die sogenannten Conduitenlisten ihrer Offizierkorps entwerfen.

Ich weiß recht wohl, die deutschen Rezensenten werden schreiben: „die Arroganz des Herrn von Schaden kennt gar keine Grenzen mehr!“ Schreibt Bürschchen! was ihr wollt, eine einmal gefaßte Idee gebe ich nicht auf, nach Euch frage ich den Henker und so lange das Lesepublikum an meinen eigenthümlichen, wenn auch bizarren Methoden Gefallen findet, steht die Spielpartie stets zu meinem Vortheile.

Alphabetisches Verzeichniß

der bei dem Ständischen Theater zu Prag dermalen angestellten Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, nebst Angabe ihres Rollenfaches und Würdigung der natürlichen Fähigkeiten, des Fleißes u. s. w.

Nach vielwöchentlichem Aufenthalte zu Prag und täglichem Theaterbesuch, entworfen durch den Bocksprüngler

Damen.

Damen.	Rollenfach.	Talente, Fleiß u. s. w.
Allram, Mad.	Soubretten u. Lokalrollen: Franziska in Minna von Barnhelm. Zemira in Azars Zauberschloß.	Ist gegenwärtig krank, und trat während meiner Anwesenheit zu Prag nicht auf.
Brunetti, Mad.	Junge Frauen im Lust und Trauerspiel: Elise im Räth.	Durchaus brav. Es verdient in der That große Bewunderung, wie diese Dame sich konservirt hat; sie ist nicht mehr jung, gar

Namen.	Rollenfach.	Talente, Fleiß u. s. w.
	sel, Camilla, in, das Bild.	nicht mehr jung, und stellt sich auf und außer der Bühne dennoch wie ein liebreizendes Weib in üppigster Blüthe dar; so was kömmt selten vor!
Brunetti, Dem.	Emmeline in der Schweizerfamilie. Marie im Blaubart — Aschenbrödel.	Geringe Anlage — unbedeutend — oft heiser. Die Mutter wäre mir in jeder Hinsicht lieber als die Tochter.
Gleb, Dem.	Kammermädchen.	Anfängerin — Freskogesicht.
Holbein Dem.	Heitere u. naive Liebhaberinnen, Knabenrollen: Elise Valberg, Lasarilla, Leonhard, in, das Bild, Moritz, in, Fluch und Segen, Käthchen v. Heilbronn u. s. w.	Ein wunderholdes, reizendes, liebenswürdiges siebzehnjähriges Kind. Eine mächtig aufstrebende Zierde der Bühne — voll Natürlichkeit, Anmuth und Talent, eine würdige Schülerin ihrer Mutter, der Mad. Renner, jener vollendeten Meisterin des Mimenthums.

Namen.	Rollenfach.	Talente, Fleiß u. s. w.
Junghanns, Dem. d. ä.	Junge Liebhaberinnen, Rosamunde im Abällino und dgl.	Sehr mageres, aber dennoch gut gebautes junges Mädchen, nicht ohne natürliche Anlage, allein richtige Leitung thut ihr sehr noth, soll etwas aus ihr werden.
Junghanns, Dem. d. j.	Nebenpartien.	Tritt meistens im Chor auf; es läßt sich kein entscheidendes Urtheil noch fällen.
Liebich, Mad.	Zärtliche Mütter: Oberförsterin. Bertha, in, die Hussiten zc.	Ziemlich vollendete Künstlerin — viel Theaterroutine — vom Publikum wohl gelitten.
Pißer, Mad.	Komische Alte und chargirte Damen: Großmama, Wunschel.	Ueberladenes und manierirtes Spiel, sonst nicht ohne Anlage. Liebt auch überladenes Kostüm; im Schneider und sein Sohn gibt sie als Deborah an's Haar einem türkischen mit buntem Glase ausgelegten Pfeifenkopf, vom Publikum wenig gelitten.
Pißer, Dem.	Tragische Liebhaberinnen:	Erträglich, nur zu weinerlich. Ist jetzt auch krank.

Namen.	Rollenfach.	Talent, Fleiß u. ſ. w.
	Emilie Galotti, Bibiana, Toni ꝛc.	die Krankheiten geboren hier überhaupt zur Lokalverordnung.
Renner, Mad.	Heitere u. naive Charaktere.	Leider auch krank, was ich am meiſten bedaure, der Ruf dieſer Künſtlerin iſt in ganz Deutſchland zu feſt begründet, als daß es hier einer Würdigung noch bedurfte.
Sonntag, Mad.	Charakterrollen: Jungfrau von Orleans, Elvira. Orſina	Ebenfalls krank; ſoll ſehr brav ſeyn.
Sonntag, Dem.	Jugendliche Liebhaberinnen: in der Oper: Pamina, Reine, Phili, Adelhe im Freiſchützen ꝛc. ꝛc.	Siebzehnjähriges Mädchen - ausgezeichnete Schönheit, verwirrt allen jungen Herren die Köpfe, ihr Ruf iſt aber noch unbefleckt. Viele Anlage, reine Stimme, aber keine Manier, konnte vielleicht ein Stern erſter Größe einſt leuchten, kame ſie auf zwei Jahre ins muſikaliſche Conſervatorium nach Mailand, oder auch nur zur

Namen.	Rollenfach.	Talent, Fleiß u. s. w.
		Sandrini nach Dresden in die Schule. Eigendünkel u. Koketterie — die Eifersucht der Primadonnen hebt Dem. S. auch schon an zu entwickeln.
Schikaneder, Dem. d. j.	Komische Alte im Schauspiel und Oper, Soubrettenrollen.	Pièce de résistance — nicht sonderlich.
Schikaneder, Dem. d. j.	Kleinigkeiten.	Bis jetzt noch unbedeutend.
Schlager, Dem. d. ä.	Untergeordnete Partheien.	Ziemliche Altstimme, doch schon im Abnehmen — nicht ohne Methode.
Schlager, Dem. d. j.	do.	Wird größtentheils im Chor gebraucht — unbedeutend.
Tiller, Josephine.	Kinderrollen.	Erträglich.
Sonntag, Nanette.	do.	Ein allerliebstes Kind von seltenen Anlagen, mit Recht der kleine Liebling des Publikums.

Eine Dem. Wohlbrück wurde unlängst für erste Liebhaberinpartheien in der Oper engagirt. Es

ist ein zartes, schwaches Mädchen, ihre Stimme ziemlich rein, nicht unangenehm — und nicht ohne Methode, allein mit natürlichen Anlagen ist Dem. B. karg ausgestattet, sie entwickelt in ihrem Spiele viele Unarten, es fehlt an Theaterroutine.

Herren.

Namen.	Rollenfach.	Talent, Fleiß u. s. w.
Allram, Herr (Regisseur.)	Komische Alte, Juden.	Ein guter, thätiger, alter Mann, allein ein Zögling des sogenannten Lipperltheaters in München, und diese Schule werden ihm Zeitlebens die sämmtlichen Fluthen der Moldau nicht abwaschen. Er spricht den Volksdialekt, und ist der Liebling des Jahuhagels.
Bayer, Hr.	Helden- und Charakterrollen: Tell, Wallenstein, Churfürst im Prinzen von Homburg ꝛc.	Gute Anlage, und mag früherhin sehr fleißig gewesen seyn. Er ist der ausgezeichnetste Liebling des hiesigen Publikums, drum rathet man ihm wohlmeinend — Prag nie zu verlassen. Zuweilen stellt Herr B. einen verzoge-

Namen.	Rollenfach.	Talent, Fleiß u. s. w.
		nen Liebling dar, ein Fehler, in den alle Günstlinge gar zu leicht verfallen. Herr B. ist auch übrigens ein sehr talentvoller Mann — Dichter, Maler und Mime zugleich.
Blumenfeld Hr.	Liebhaber. Fridolin, Prinz v. Homburg ꝛc.	Ein veralteter, schwindsüchtiger, hagerer Jüngling, mit tief liegenden Augen, der an den reitenden Tod mahnt. Beschränktes Talent, doch viel Fleiß. Als zweiter Liebhaber mag Hr. B. mitlaufen, möchte er sich doch nie höher versteigen!
Brinke, Hr.	Komische Italiener, Franzosen, Juden u. Nebenrollen	Für sein Fach brauchbar, eigentlich ist Herr B. nur Souffleur.
Feistmantel, Hr.	Kom. Charaktere im höhern Lustsp. u. Lokalstücken: Plumper. Geist auf der Bastei, lustiger Fritz, Taroirel ꝛc.	Sehr brav, und viele natürliche Anlage, mit Recht ein Liebling des Publikums.

Namen.	Rollenfach.	Talent, Fleiß u. s. w.
Haas, Hr. d. ä Haas, Hr. d. j.	Väter und Nebenrollen. Bildnaßrollen jugendlicher Gattung.	Vater und Sohn; ihre Namen haben schalem Witze schon oft Stoff leiden müssen; man sprach unter Andern: es seyen zu Prag nicht nur d e s Aubri Hund, sondern auch ein paar Haasen fürs Schauspiel abgerichtet worden und dergl. mehr. Haas d. ä. spielt Aushulfsrollen — u schlecht, der Sohn hat Anlage, und dürfte vielleicht einst noch ein braver Künstler werden.
Haßloch, Hr.	Zweite u. dritte Tenorpartien.	Schlechte Gestalt — geringe Anlage — keine Stimme — wenig Fleiß — viel Dünkel.
Herold, Hr.	Nebenrollen.	Theatralisches Ungethüm.
Kanik, Hr.	Erste Baßpartien.	Mittelmäßig — gute Bühnenbassisten gehören in Deutschland jetzt immer mehr und mehr — zu der seltenen Waare.

Namen.	Rollenfach.	Talent, Fleiß u. s. w.
Küssel, Hr.	Nebenrollen.	Unbedeutend.
Polawsky, Hr.	Chevaliers u. seine Intrigants: Ricaut de Marliniere, Marinelli ꝛc.	In seinem eigentlichen Fache recht sehr brav, andere Parthien nimmt er zu süßlich.
Pistor, Hr.	Liebhaber- u. Charakterrollen: Fürst in Dienstpflicht, Ferdinand u. s. w.	Gestalt nicht übel — Anlage gering — Fleiß sehr groß. Manierirtes Spiel, an die französische Schule mahnend. Seine höchsten Anstrengungen vermochten bisher nicht, ihm des Publikums Gunst zu gewinnen.
Pohl, Hr.	Erste Tenorparthieen: Tamino, Almaviva, Johann v. Paris.	Hinlängliche Gestalt, schwaches Spiel, keineswegs ausgezeichnete Stimme, die er bald genug zu verlieren scheint.
Schikaneder, Hr.	Baßbouffons: Lepörello, Lur ꝛc. ꝛc.	Kolossale Fleischmasse — in einigen Parthieen brauchbar.

Namen.	Rollenfach.	Talent, Fleiß u. s. w.
Seidelmann, Hr.	Heitere Charaktere u. Intriguants, auch bisweilen Alte im Schauspiel u. der Oper: Landjunker, Herzog im Tagsbefehl, Wurm ꝛc.	Durchaus brauchbar und brav — ein denkender Künstler.
Seewald, Hr.	Zärtliche Väter: Oberförster, Musikant, Müller ꝛc.	Sehr brauchbar in seinem Fach, nur etwas zu monotones Spiel.
Steyer, Hr.	Von einer ehemaligen Direktion für erste Tenorpartbien engagirt, welche er zu singen aber längst renoncirt hat, wird, wenn sein Kontrakt erst zu Ende, entlassen.	
Wilhelmi, Hr.	Komische und intriguante Charaktere: Kummerspuff, Rooke, Rudolph, Franz Moor ꝛc.	Durchaus brav und eines der vorzüglichsten Glieder der hiesigen Bühne, welches Allerwärts gefallen würde. Gediegene Sprache — herrliches Mienenspiel.
Wilisch, Hr.	Untergeordnete Alte im Schauspiel u. d. Oper.	Unbedeutend.

Man wird nach dieſer detaillirten Würdigung der Künſtler keine Berichte über einzelne Darſtellungen, mehr erwarten.

Mit dem Wiener **Burgtheater** und mit den Bühnen zu **Berlin**, **München** und **Dresden** kann die **Prager** freilich noch nicht in die Schranken treten, nichts deſtoweniger aber behauptet ſie vor jenen der andern bedeutſamſten Provinzialſtädte einen entſchiedenen Vorrang.

Mit der reinen Ausſprache bleiben die mehreren Mitglieder des Prager Theaters ſtets breullirt, und alle Augenblicke werden Provinzialismen bemerkbar. Dieſe Mimen ſprechen z. B. das Wort: **Lob** — lang, **Spaß** — kurz, und ſo vieles anderes **unrichtig**, und dem beſtehenden Geſetze zuwider, aus, ſo wie ich ſtatt: **beide** öfter **beede**, ſtatt: **jetzt**, **itzt** vernehmen mußte.

Man gewöhnt ſich freilich auch daran, wie man ſich eben an Alles, an **Gutes** ſowohl als **Tadelhaftes** gewöhnt, allein recht auffallend ſtellt ſich der Uebelſtand dar, wenn ein richtig deutſch ſprechendes Subjekt auftritt.

Eine der vollendetſten Darſtellungen, welchen ich hier beywohnte, war Kleiſts Käthchen von Heilbronn; ein anmuthigeres liebreizenderes Käthchen als Dem. Holbein iſt mir nimmer vorgekommen; Herr Bayer dagegen nahm ſeinen Grafen Wetter von Strahl viel zu rüde und rauh, ein Mißgriff, in den er überhaupt oft verfällt.

Noch ganz erfüllt von dem herrlichen und kindlichen Spiele Käthchens dichtete ich nach beendigter Vorſtellung folgende Zeilen aus dem Stegreife:

An Dem. Holbein
als
Käthchen von Heilbronn.

Die holde Maid entflieht dem fahlen Leben,
Zum lichten Aether kühn ſich zu erheben,
Denn was in dieſer jungen Bruſt erſtanden,
Es reifet jenſeits nur in roſ'gen Landen.
Des Buſens Angſt, der zarten Glieder Beben —
Sie deuten uns der Unſchuld bang's Streben:
Zu löſen ſich aus dieſen Demantbanden,
Die Engel um den ſüßen Engel wanden.
Der Blume Hauch und Philomelens Klagen,
In anmuthsvollen Tonen hin zu tragen,
Man ſah den kühnſten aller Dichter wagen.

Nur Dir, der reinſten Seele, konnt' es glücken,
Zu faſſen ſolch' ein Bild in Hochentzücken,
Und Dich und uns — der Erde zu entrücken.

Ueber Herrn Wallbachs Gaſtſpiele.

Ein Herr Wallbach gaſtirte gerade während meiner Anweſenheit zu Prag bei der dortigen ſtändiſchen Bühne. Er iſt ein geborner Berliner, war zuletzt bei dem Breslauer Theater engagirt, und gaſtirte in der neueſten Zeit zu Dresden, Wien, und endlich in München.

Ein recht guter Künſtlerruf ging vor Herrn Wallbach her, und er rechtfertigte denſelben hier in einem ſehr hohen Grade.

Herr W. iſt ein junger ſehr wohlgebildeter Mann, erfreut ſich eines angenehmen, ſonoren Organs, ſein Spiel aber ſtellt ſich, wenn auch fein durchdacht, nichts deſtoweniger dennoch ungemein natürlich dar. Er gab als Gaſt in Prag den Grafen v. Burgund,

den Corregio, Jaromir in der Ahnfrau, und endlich den Abällino.

In allen vier Vorſtellungen zeichnete ſich der reiſende Mime aus, ungetheilter, rauſchender Beifall und ungeſtümes Vorrufen lohnten ſtets dieſen denkenden, jungen Künſtler, der für die Zukunft ganz Ungewöhnliches verſpricht.

Beſonders ſagte mir Wallbachs Corregio zu, ſo und nicht anders dachte ſich der Dichter ſeinen zarten Künſtlerhelden, deſſen Genius zu geläutert für hienieden erſcheint; Schade nur, daß Corregio hier nicht ſtirbt, die gutmüthigen Prager lieben den Tod des Theaterhelden nicht, beglückt und zufrieden wollen ſie ihn ſtets am Ende vor ſich ſtehen ſehen. Das iſt recht ſchön, allein echten und höhern Kunſtſinn beeinträchtiget dieſer ſeltſame Geſchmack.

Als Graf v. Burgund ließ Hr. Wallbach Kenner bemerken, daß ihm auch fürs

Naive und humoriſtiſch-Natürliche ein entſchiedenes Talent beiwohnt; auch erfreut ſich der junge Mann eines anmuthigen und metallreichen Baritons; er wird auch Spielparthien der Oper übernehmen, und nächſtens als Don Juan und Figaro debütiren, denn Hr. W. iſt zum Frommen der Bühne hier engagirt worden; ein erſter Liebhaber that auch ſehr Noth.

Als Herr W. nach Aufführung der Ahnfrau gerufen wurde, dankte er dem Publikum dieſe Gunſt im Charakter der vorerſt durchgeführten Rolle mit folgenden Worten:

Zerfallen mit mir ſelbſt war ich als Jaromir,
Verſöhnt mit dem Geſchick ſteh' ich vor Ihnen hier:
Erkannt ward heut' des Mimen ſchwaches Spiel,
Und unbegrenzt es bleibt — mein Dankgefühl.

Musik.

(Beitrag von einem sehr berühmten und geschätzten Prager Musiker.)

Neben den in der großen musikalischen (böhmischen) Welt rühmlichst bekannten Virtuosen Pixis, v. Bocklet und denen in dieser Zeit abwesenden Moscheles, Worzischek und Würfel befinden sich hier noch viele andere Künstler für jegliches Instrument von außerordentlicher Kunstfertigkeit, richtigem und schönem Vortrage.

Die Orchester im Theater so wie bei öffentlichen musikalischen Akademien liefern in dem herrlichen Zusammenspiel und ihrer Präzision den schönsten Beweis von der vorzüglichen, nicht so leicht in andern großen Städten (?) zu findenden Instrumentalmusik.

Ein bedeutsames Verdienst um die hiesige musikalische Ausbildung, besonders um das große Zusammenspiel hat das, hier, blos von reichen, kunstsinnigen Kavalieren gestifte-

te — musikalische Konservatorium, unter der Leitung des sehr geachteten Direktors Friedrich Dionys Weber. In diesem sind nicht nur mehrere allgemein anerkannte Virtuosen gebildet, sondern auch durchaus viele vortreffliche Mitglieder für das Theaterorchester gewonnen worden.

Von den hier lebenden und Böhmen angehörigen Tonsetzern verdient der am ständischen Theater angestellte Kapellmeister Triebensee der ersten Erwähnung. Seine auf der hiesigen Bühne mit vielem Beifalle gegebene Opern: die wilde Jagd, die argwöhnischen Eheleute ꝛc. ꝛc. so wie das von ihm neu instrumentirte Oratorium: der büßende David zeigen eben so sehr gründliche Kenntniß des Generalbasses, als Ideenreichthum und verbürgen ihm unter den Komponisten von Geschmack und reellem Werthe, einen bedeutsamen Rang. Zu wünschen wäre jedoch, daß er in den Besitz gelungenerer Operntexte käme, damit seinen Arbeiten allgemeineres Interesse zu Theil wurde.

Zunächſt demſelben ſteht Wittaſek (jetzt Kapellmeiſter am Dome) früherer Zeit durch ſeine ausgezeichnet ſchönen Tanz- und Lieder-Kompoſitionen, ſpäter durch ſein treffliches Melodrama: David, und andern großartigen Kompoſitionen den Pragern beſonders lieb und werth geworden.

Tomaſchek — wie er ſich nun ſchreibt — Tondichter (sic) bei dem Herrn Grafen Buquoy, genießt zwar eines größern Rufes im Auslande (weil ſeine Arbeiten in einigen auswärtigen, namentlich Leipziger Muſikhändlern, Verleger gefunden haben) doch will, dem Urtheil des größern hieſigen Publikums zu Folge, ſeine Muſe hier nicht recht zu Ehren kommen — ei, ei, mein Herr Ref., die Behauptung kömmt nicht aus ganz lauterer Quelle, wie es mir ſcheint?? —

Seine (Tomaſcheks) Oper: Seraphine, iſt ſchon ganz vergeſſen, nachdem ſie die Prager kaum kennen gelernt haben.

F. D. Weber ist, seitdem er dem Conservatorium vorsteht, minder fruchtbar, nur selten, und zwar in kleinern Arbeiten, offenbart sich sein Genius, der von den Pragern hochgeachtet auch im Auslande geschätzt ist, Schade, daß er ein gewisses Vorurtheil nicht fahren lassen will, das ihn hindert, seine, gewiß viel versprechenden Opern auf das Repertoir zu bringen.

Beachtungswerth bleibt auch noch der jugendliche Ausflug Kaliwodas, eines Zöglings des Konservatoriums, dessen vortreffliches Spiel auf der Violine eben so, als seine Schöpfungen zu großen Erwartungen berechtigen.

Uebrigens tummelt sich eine Legion untergeordneter Künstler umher, die sich in Kompositionsversuchen von Liedern, Variazionen, und Tänzen gefallen, doch schreiben Etliche von dieser Heerschaar sehr gefällig, unter denen Polt der erste Platz gebührt.

Nachschrift des Bocksprünglers zum vorstehenden Aufsatze.

Ich selbst bin ein leidenschaftlicher Musikfreund und habe auch Ohren — wenn schon keine große — am Kopfe.

Alle Urtheile meines musikalischen Referenten stellten sich mir, nach strenger Prüfung, als tief durchdacht und richtig dar, nur hinsichtlich Tomascheks scheinen Animosität und Partheilichkeit ihr Spiel ein wenig bunt getrieben zu haben. Dieser Herr Th. hat hier eben so viele Freunde als Feinde; jene erheben ihn über die Wolken, diese lassen kein gut Haar an ihm. Beide haben Unrecht, und die goldene Mittelstraße bleibt eben immer empfehlenswerth.

Thomasek ist einer der ersten vielleicht jetzt lebenden — Theoretiker, allein seine Kritik lautet streng, nicht selten beißend und dieser Umstand gerade hat ihm viele Gegner erzogen.

Was übrigens Ths Oper: Seraphine betrifft, so ist dieselbe ein Kunstprodukt bedeutsamer Art, dessen große Schönheiten nur gelehrte Contrapunktisten zu würdigen verstehen,

dieſes ſchon erkläret, daß jene Oper nicht allgemein gefallen konnte, denn unter Hundert Menſchen verſtehen gar vom Generalbaſſe nichts — durchaus nichts, daher kann es ſchon immer eine ſeltſame Idee gelten, für Contrapunktiſten dies eine Oper zu ſetzen.

Ich hörte hier und anderwärts von Thomaſelo Kompoſitionen gemeinnütziger Art exekutiren, die mir ungemein gefielen und in ihm mich den großen Meiſter erkennen ließen. Suum cuique! —

Der Handſchuh' an der Erde.

Es hat mich neulich ein deutſcher Rezenſent den literariſchen Abälino genannt, und der Mann hatte villeicht ſo ganz Unrecht nicht. Jener Venetianer, der aus Herrn Zſchokes damals etwas verwirrtem Hirnkaſten hervor ging, war ein verfluchter Kerl, oder ſollte es nach des Schweizer Dichters Meinung wenigſtens ſeyn, ein Kerl — der recht gut wußte, was er that, und der am rechten Orte den Muth hatte, nicht nur den Liebe-

jern, ſondern ſelbſt den ſogenannten Edlen und dem gnädigen Herrn Doge ſogar trok-ken die Wahrheit in's Geſicht zu ſagen.

Man geſteht mir, ſelbſt meine geſchwo-renſten Feinde machen keine Ausnahme, Ta-lent für die Satyre zu, ja wenn es in Deutſchland dahin gekommen, daß die nackte Wahrheit Satyre iſt, dann bin auch ich ein Satyriker, wer aber den Vor-derſatz ableugnet und den Nachſatz dreiſt be-hauptet — den, er möge ſeyn wer er wolle, erkläre ich hier öffentlich für einen verläum-deriſchen Buben, hier liegt der Hand-ſchuh' an der Erde — welcher von den kleinlichen verläumderiſchen Buben hat Luſt ihn aufzuheben, ich führe auſſer dem ſpitzen Feder-kiel auch andere Waffen noch? —

Wäre ich ein Schickſalstragödien Dichter, ich würde alle Anfälle unbeantwortet laſſen, wie Herr Grillparzer in Wien ſehr klüg-lich zu thun pflegt, allein in jenem Felde, welches ich pflüge, muß man jedem Gegner Re-de ſtehen, man muß keine Unbill fürchten und für jeden groben Pflock auf den man ſtößt ſtets

einen noch gröbern Keil in Bereitschaft haben, wer derbe Wahrheit scheibt trachte die Lacher unter seinem Paniere zu sammeln, oder halte das Maul.

Nur her mit Euren Handschuhen — ich hebe alle auf, auch nicht einen werde ich liegen lassen und wäre ihre Anzahl eben so groß, als die Gevatterartikel in der Abend-Zeitung. Diese Handschuhe sind mir eben so willkommen, als dem Müller der Wind und den Redakteuren der deutschen schöngeistigen Zeitschriften mitarbeitende Pfuscher, die keinen Ehrensold verlangen, weil sie zu schamhaft denken, Lohn für Waaren zu fodern, die sie nicht zu liefern vermögen.

Im Angesicht der ganzen Welt ist meine neue Batterie somit aufgefahren, ich bin ein ehrlicher Feind, es weiß Jeder, wie er mit mir daran ist; den ersten Angriff hoffe ich abzuschlagen und das Belagerungsgeschütz wird auch zur rechten Zeit eintreffen.

Charade.

Gehör ich nicht in's Reich — der Säugethiere,
Ich stelle dennoch dar der Füße viere;
Die ersten zwei bezeichnen einen Mann,
Der jung die alten Weiber machen kann:
Ja eine edle Kunst weis er zu treiben,
Und sie besiebt vorerst — im feinen Reiben;
Schwarz macht er aus Weiß, Blau aus Grün dann auch,
Wie es erheischt — der launigen Mode Brauch.

Wollt Ihr den andern Theil sogleich erkennen,
So laßt Euch Opern und Romane nennen,
Denn deren giebt es wahrlich gar zu viel,
Die mit dem Stoffe treiben eitles Spiel.
Einsam in solchem zweiten Ding zu weilen,
Nur Seufzer sich und Küsse mitzutheilen,
Dies wünschet ach! — mit jedem neuen Jahr,
So manches heis und toll verliebte Paar.

Und wollt Ihr nach dem Ganzen endlich fragen,
So mögt Ihr nach der Prager Brück' Euch tragen,
Von hier erschaut es leicht der freie Blick,
Im Sommer sucht man dort — des Frohsinns Glück.

Auflösung.

Die in der Moldau höchst anmuthig gelegene Färberinsel, ein von den Pragern gegen die Mitte des Sommers sehr häufig besuchter öffentlicher Ort.

Ziskaberg.

Dieſer Höhe muß ich nothwendigerweiſe ſchon erwähnen, da nach ihr, von der bretternen Salope bei Dresden aus meines kapricevollen Bockes erſter Ausflug ſich richtete.

Der Ziskaberg liegt unfern der Wiener Landſtraße und iſt eigentlich nur ein nicht ganz unbedeutſamer mit Wein- und Obſtgärten geſchmückter Hügel, welcher Prag dominirt.

Auf dem Rücken des Ziskaberges erfreut man ſich einer herrlichen und entzückenden Ausſicht und die Höhe hat dadurch hiſtoriſche Celebrität gewonnen, weil von ihr aus Böheims Hauptſtadt in verſchiedenen Zeiten beſchoſſen wurde.

Abſchied von Prag.

Zwei Drittheile von Europa beinahe habe ich nun durchſtreift, ich fand aber nirgend bleibend Quartier,

Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal es treibt mich fort,
Meine Ruh' laß ich an keinem Ort,

doch nahm ich von schönen und treuen Seelen Abschied oft. Ließ ein solcher Abschied mich kalt, ward er nicht selten in zierlichen Versen gereicht, doch Prosa ist die Sprache der Natur und jene des Herzens, es mögen Phantasten dagegen einwenden, was sie auch wollen.

Nicht mit den Schätzen, allein mit dem Spleen eines brittischen Lordes ausgestattet kam ich nach Prag, allein ich fand unter diesen guten Menschen so viele entgegenkommende Theilnahme, Freundschaft und Gastlichkeit, daß mein Herz allmählig aufthaute und daß ich mit gesundgrer Seele weiter reise als ich Böheims Höhen nahete.

Wenn ich Euch ihr Theuren alle, die mir schnelles Wohlwollen gezeigt, hier schon nicht namentlich nenne, Ihr wißt es was und wen ich meyne, Ihr werdet gütig den Dank des vielfach verunglimpften und verläumdeten Liedersohnes hinnehmen, in dessen Busen ein Herz,

empfänglich für Großes und Edles, glühend ſchlagt.

Beneidet den glücklichen Sänger, denn er zieht nun dem Lande zu, wo Citronen blühen, im dunkeln Laub die Goldorangen glühen.

Letztes Miau des berüchtigten verwünſchten Katers.

Mein Kater ſtellte, als er ſeine, während des Sprunges von Berlin über Leipzig nach Dresden gemachte Bemerkungen niederſchrieb, unter Andern die Komplimente zuſammen, welche eine Frau Gräfin, die einſt nach Paris gereiſt war, ihrem würdigen Gemahl in öffentlichen Blättern geſagt hatte. Der Kater blieb auch hier ſeiner urſprünglichen Tendenz, ungeſcheut Wahrheit zu ſagen, wenn ſie dazu beitragen konnte, öffentliches Urtheil, der Rechtlichkeit zum Beſten, zu berichtigen, treu; er ſtellte nur erwieſene Thatſachen auf, nach welchen Unbefangene ſelbſt am Beſten zu urtheilen vermögen.

Nichtsdestoweniger hat die erwähnte Frau Gräfin im Korrespondenten v. und f. Deutschland den kindlichen Kater einen groben Gesellen gescholten und gedroht, ihn, falls er sich wieder einmal in Sachsen erblicken lassen würde, mit Ruthenstreichen zu regaliren.

Meine gute Frau Gräfin! der Kater wird, wenn er nicht schleunigst dahin stirbt, zu Leipzig noch ferner sein Wesen treiben, Sie können daher immerhin die Ruthe in Bereitschaft halten, mögen aber dennoch wohl beachten, nicht selbst sich in's zarte Gesichtlein zu schlagen.

Ich danke Ihro Hochgeboren übrigens herzlich, daß Sie eine solche Erklärung, für Ihr baares Geld, in die gelesenste deutsche Zeitschrift einrücken lassen mochten. Ich gab vor einigen Jahren einmal einen seltsamen Roman heraus, der den Titel führt:

„Freundliche Feinde und feindliche Freunde"

und ich gelange immer mehr zu der festen Ueber-

zeugung, daß die in jenem Romane aufgeſtellten Anſichten richtige waren, denn die Verfolgungen und Verunglimpfungen meiner zahlreichen Feinde haben mir in der Schriftſtellerwelt in der That zu einer Celebrität verholfen, zu der ich durch anderweitige Anſtrengungen ſchwerlich gelangt wäre.

Man fing bereits an, den Katerſprung zu vergeſſen, da erſchien die Erklärung der Frau Gräfin, welche der Sache einen neuern und kräftigern Impuls giebt, als eine wiederholte Buchhändleranzeige vermocht hätte und ſowohl der Verleger des Katerſprunges als auch meine Wenigkeit danken der Frau Gräfin für den uns beiden geleiſteten, unerwarteten Freundſchaftsdienſt noch einmal ganz gehorſamſt.

Ende.

P. oann. 1526

Dr. Martin Luthers

geheimnißvolle Reisen

von

Augsburg in's Augustiner-Kloster

nach

Mindelheim im Jahre 1518.

Historische Original-Novelle

nach authentischen Quellen bearbeitet

von

Adolph von Schaden.

Stuttgart.
Friedr. Brodhag'sche Buchhandlung.
1830.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
Bibliothek

An den Leser!

In altergrauer Zeit luſtwandelte Hygea eines Tages in den blumigten Gefilden des liebreitzenden Mindelthales.

Die Göttin bemerkte unter den Söhnen und Töchtern des Thales viele Lahme und Krumme — da erbarmte ſich die Tochter des hohen Olymps, ſie hob ihren magiſchen Stab und ſiehe da — am Fuße des Catharinenberges rieſelte eine klare, köſtliche Quelle

des Heiles (in balneisalus), in deren silbernen Fluthen Lahme und Krumme Genesung fanden.

Auch ich — obwohl weder lahm noch krumm — wallte im Sommer des Jahres 1829 zu der Heilquelle jenes glücklichen Thales und fand dort Linderung — meiner Leiden.

Als man mir, wie jedem Brunnengaste, den Sattel und Zaum vorzeigte *), welchen Dr. Martin Luther im Jahe 1518 bei seiner schleunigen Flucht aus Mindelheim rückgelassen hatte,

---

*) Dieser merkwürdige Sattel nebst Zaum wird in dem ehemaligen Bibliothek-Gebäude der Maltheser zu Mindelheim aufbewahrt.

wurde ich neugierig und ſuchte an Ort und Stelle die Abentheuer zu ergründen, welche der große Reformator vor mehr als drei Jahrhunderten in dieſem Landſtädtchen verlebt haben ſoll.

Die Chronik der Stadt gewährte mir manche ſchätzbare, ja ſelbſt zuweilen manche ſeltene hiſtoriſche Ausbeute, welche hinwiederum den Stoff an die Hand gab, aus welchem gegenwärtige Erzählung entſtand.

Der ſinnige, geneigte Leſer wird von ſelbſten ermeſſen, daß es etwas mehr als ein gewöhnlicher, ſchaler Moderoman iſt, was wir hiermit bieten, und man iſt ſogar dreiſt genug, geradezu

behaupten zu wollen: es dürfte durch dieſes Werkchen eine der bisher ſtattgefundenen Lücken in Dr. Martin Luthers eigentlicher Lebens-Geſchichte ausgefüllt werden.

Der Verfaſſer.

Martin Luthers

Reisen

von Augsburg nach Mindelheim.

I. Abtheilung.

Luthers erſte Reiſe.

Οὐδὲν οὕτως ἰσχυρὸν παρὰ ἀνθρώποις, ὡς συνηθείας παλαιᾶς τυραννίς.

Chrysostomus.

(Nichts iſt bei den Menſchen ſo mächtig, als die Tyrannei einer alten Gewohnheit.)

I.

Hier über'm vaterländ'schen Eichenhain,
Tief aus des Thales tausendjähr'gen Stämmen,
Steigt auf der Sonne neuverjüngter Schein.

Von Oſt gen Weſt, von der baieriſchen, ehemaligen Grenzſtadt: „Landsberg am Lech“ aus, führt ſeit undenklichen Zeiten über Buchloe und Mindelheim eine breite Heerſtraße hinüber — in's liebe fröhliche Schwabenland.

Hat der Wanderer Buchloe und die Ortſchaft Kirchdorf nur erſt im Rücken, dann leiten ihn ſeine behende Schritte alsbald in das Herz eines nun zwar lichtern, vor einigen Jahrhunderten aber noch ungemein dichten und tiefen Forſtes.

Die gewölbten Bogen dieſes Forſtes wurden durch Tauſende ſchlanke Stämme geſtützt,

die einen einzigen, unermeßlichen, grünenden Blätterbaldachin in hohen Lüften bildeten. Unten waltete ein kühles, einladendes düster und ein zur Ehrfurcht und sinnigen Gedanken aufforderndes Schweigen in unabsehbarem Reiche, das nichts gemein zu haben schien mit der heitern, luftigen Atmosphäre, die über den Laubgewölben ruhte.

An des erwähnten Waldes Saum leitet die Straße plötzlich auf einen Vorsprung, ein Schritt noch — und des müden Wanderers Auge bietet sich eine Aussicht dar, welche das Herz des stumpfesten Sterblichen rühren und es höchlich entzücken muß.

Von dem bezeichneten Punkte aus vermag der Reisende nämlich das anmuthige **Mindelthal**, seiner ganzen Länge und Breite nach, zu überschauen, und wenige Thäler hienieden dürften die Anmuth und Lieblichkeit mehr entwickeln als das genannte.

Das liebreitzende weite **Thal**, durch welches sich, einem breiten silberblauen Bande nicht unähnlich, das Flüßchen **Mindel** schlängelt, mahnet im Frühjahre zumal, in jener

Vogelperſpektive erſchaut, an ein paradieſiſch Panoram.

Der Schmelz grünender Gefilde, blühende Obſtgärten, ſchattige Lauben, duftige Linden-Alleen und rieſige Baumgruppen, dann lachende Maiereien, reinliche Dörfer und das zierlich erbaute Städtchen ſelbſt — vereinigen ſich im Mindelthale zu einem bezaubernden Ganzen und das balſamiſche Aroma, welches die linde Luft des Thales hauchet, trägt vollends dazu bei, unſere Sinne alle ſüßer Trunkenheit zu übergeben.

Um jenen idylliſchen Fluren einen überraſchenden Contraſt zu bilden, begrenzet das Thal eine bedeutſame, wild romantiſche Hügelreihe, welche ſich von Weſten gen Norden ziehet.

Auf dem einen dieſer Hügel, dem Catharinenberg, erhebt ſich, in Mitte ſchattenreicher Linden, das Thürmlein einer Wallfahrtskirche neben der Siedelei und die eine Seite des ſchroffen Hügels bildet mit dem ihr gegenüber gelegenen Rechberg eine tiefe ſchauerlich-ſchöne Schlucht, durch welche man

zu der nach Memmingen führenden Straße gelangt.

Mehr westlich noch, auf dem St. Georgenberg, erheben sich, hoch in Lüften, die stolzen alterthümlichen Zinnen der Mindelburg, deren kolossale Schatten sich am Abende weit hinein ins reitzende Thal vergreifen.

Einen würdigen Prototyp jener vielen aus dem Mittelalter stammenden altergrauen Burgen im Schwabenlande stellt diese Mindelburg dar.

Bei dem Baue des - zwar nicht geschmackvoll - aber dennoch in einem großartigen und imponirenden Style angelegten Schloßes wurde offenbar weniger auf Ebenmaß, Raum, Bequemlichkeit und Harmonie der Verhältnisse, dann auf unbezwingbare Festigkeit Rücksicht genommen.

Das weitläufige Ganze ist mit festen Mauern, Bollwerken und Thürmen umgeben, innerhalb welchen sich mehrere geräumige Vorhöfe und in diesen wieder Oekonomiegebäude, Häuser zu Wohnungen für die Beamten und

die Beſatzung der Burg beſtimmt, Stallungen u. ſ. w. befinden.

Zu dem Hauptthore und ſeiner knarrenden ſchweren Zugbrücke führen krumme, enge Zwinger und die Burg ſelbſt iſt mit einer ungeheuren Mauer umgeben, welche dem Sonnenlicht um ſo mehr nur einen ſparſamen Eingang verſtattet, da das Hauptgebäude lediglich mit engen Oeffnungen verſehen iſt, welche mehr ſogenannten Schießſcharten als Fenſtern gleichen.

Der, ſcheinbar für eine Ewigkeit erbaute, runde Wachtthurm, von dem Altvordern: „Lueg (ſchau) in's Land“ genannt, überraget, kühn gen den Wolken ſtrebend, alle übrigen koloſſale Gebäude der Mindelburg; zu dieſem Thurme führte dereinſt, eine nun verkommene, Fallbrücke, welche vom Haupt-Gebäude hernieder gelaſſen werden konnte. In ſothanem Thurme erheben ſich Gewölbe über Gewölben, doch finden ſich im Innern deſſelben keine Treppen vor, ſondern in Mitte der Gewölbebogen ſind, genau auf einander paſſende, viereckigte Löcher angebracht, durch

welche man die Gefangenen in finstere, tief unter der Erde gegrabene Behältnisse (das Burgverließ) in Ketten hernieder, und nicht selten die Unglücklichen in diesen feuchten Löchern den Hungertod sterben ließ.

Aus dem Burgverließ führte in der Vorzeit ein nun längst verschütteter unterirdischer Gang nach dem von der Mindelburg ungefähr eine Viertelmeile entfernten Städchen Mindelheim, von welchem Gange im Verfolge der Erzählung wieder die Rede seyn wird.

Wenn der sinnige Reisende in den weiten, jetzt verfallenden öden Hallen der einst so stattlichen Mindelburg wallet, in jenen Hallen, wo im Laufe vieler Jahrhunderte königlicher Prunk zu schauen war und welche so häufig erdröhnten vom Jubel und Zinkenschall köstlicher Bankete — dann dringen sich ihm, dem Sinnigen, unwillkührlich Erinnerungen an große weltgeschichtliche Begebenheiten auf, mit welchen die Bewohner der

Burg und Eigenthümer der alten Herrschaft Mindelheim nicht selten in sehr enger und unmittelbarer Berührung standen.

Hier auf des Georgenberges höchster Spitze hatten sich schon um das Jahr 1250 die ersten mehr bekannten Gebieter der Herrschaft Mindelheim, die edlen Ritter Schwigger von Mindelberg eine stattliche Burg erbaut.

Nachdem das Geschlecht der Mindelberger ausgestorben war, behauptete das denselben verwandte der Herrn von Hochschlitz auf einige Zeit die Herrschaft über Mindelheim, und von diesen ging sie an die mächtigen Herzoge von Teck über, welche um das Jahr 1374 das heute noch stehende, oben beschriebene gigante Schloß auf dem Georgenberg erbauten.

Im Jahr 1433 verkauften die Herzoge von Teck das schöne Mindelheim an die Herrn von Rechberg, und im Jahr 1467 kam es durch Kauf an die Ritter von Freundsberg (Freundsberger), und auf die-

ſelbe Art von dieſen endlich an die Herrn von Fugger und Mazelrain.

Im Jahr 1617 acquirirte das Haus Baiern die Herrſchaft über Mindelheim, und behauptet dieſelbe heutigen Tages noch. Indeſſen hat Mindelheim durch ungemein denkwürdige politiſche Ereigniſſe während der Oberherrſchaft Baierns zu verſchiedenen Zeiten Zwiſchenregenten erhalten, als: den Freiherrn Benedikt von Oxenſtirna, Reichsſtallmeiſter Schwedens (i. J. 1634), den berühmten britanniſchen Herzog John Churchill von Marlborugh (1706) und endlich das Haus Oeſterreich (von 1742—1744.) *)

Man verzeihe das Einſtreuen dieſer wenigen Notizen, welches wir zweckgemäß fanden, denn ſchon beeilen wir uns die eigentliche Erzählung zu beginnen.

---

*) Geſchichtlich.

II.

O bete nicht, denn dein Gebet iſt Sünde.

An einem heitern Maitage des Jahrs 1518, als die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, trat raſchen Schrittes ein Auguſtiner-Mönch aus dem Kirchdorfer Forſte und machte auf dem oben bezeichneten Vorſprunge Halt, um eine Weile lang hinab zu luegen ins anmuthige Mindelthal.

Der Mönch war ein rüſtiger Mann von mehr großem als kleinem Körper- und ſtarkem Gliederbaue, und mochte ungefähr dreiſſig und ſechs Lebensjahre zählen. Obwohl der Auguſtiner ſehr wohlbeleibt war, trugen doch ſeine Bewegungen unverkennbar das Gepräge der Raſchheit und entſchloſſenen Muthes an ſich, ſo daß dieſes Aeuſſere und ſothane Ma-

nieren wohl beſſer einen erhabenen Kriegsmann, dann ein beſcheiden Kloſterpfäfflein gekleidet haben dürften.

Auch die Phyſiognomie des Auguſtiners entſprach ſeinem übrigen Aeuſſern vollkommen. Auf der hohen Stirne thronten Ruhe und Ernſt; das große dunkele Auge blitzte flammend unter buſchigten Braunen hervor; eine ſtarke etwas zur Höhe gebogene Naſe würde dem Geſichte den Ausdruck des Stolzes und der Ironie verliehen haben, wenn nicht ein freundlicher Zug um den ſchön gebildeten Mund und ein bildlich gerundetes Doppelkinn jenen Ausdruck vernichtet und ihn in einen weichen und dennoch würdevollern umwandelt hätten; übrigens ſtrahlte von dem Antlitze des Auguſtiners die Farbe der Geſundheit, jedoch ziemlich rothbraun ſchattirt.

Durch ſeinen Anzug unterſchied ſich unſer Reiſender wenig von den Mönchen des Ordens; unter dem hochhinaufgeſchürzten Habite zeigten ſich leicht beſtiefelte wohlgeformte Beine und kraftvolle männliche Waden, auch trug dieſer Bruder nicht, nach der

Weiſe der Auguſtiner, das Haupt geſchoren, ſondern es floßen vielmehr ſchöne kaſtanienbraune Haare in lockenreicher üppiger Fülle unter dem großen, auf beiden Seiten ſchifförmig aufgeſchlagenen Reiſehut des Wanderers hernieder, um den entblößten derb ſtämmigen Hals zu beſchatten.

Lange und mit ſinniger Miene hatte der Mönch bereits hinabgeſchaut ins freundliche Thal der Mindel, da ſtieß er plötzlich den langen Pilgrimsſtab mit kräftiger Fauſt in die Erde, riß raſch den Reiſehut vom Haupte, warf ſich auf die Kniee, und das große, dunkle Auge gen Himmel richtend, blieb der ſchwarze Wanderer geraume Zeit in ſtummem, aber wie es ſchien, inbrünſtigem Gebete verſunken — endlich ſprang der Mönch auf, zog den Stab aus der Erde, bedeckte ſich wieder, ſtieg die Anhöhe hernieder ins Thal und verfolgte mit beflügelten Schritten die Straße, welche an das öſtliche Thor des Städtchens Mindelheim führt.

Der Landſtraße zur Linken, welche gen Mindelheims Thore führt, ſteht ein altes, verfallenes, dem St. Johann geweihtes Kapellchen.

An jenem Kapellchen, den Rücken an deſſen Mauer gelehnt, ſaß an jenem Tage, an welchem unſer reiſender Auguſtiner vorüber ging, eine Weibsperſon, welche ein in Federpfühle gehülltes Wickelkind in ihren Armen wiegte.

Nothwendigerweiſe mußte dieſe Weibsperſon die Aufmerkſamkeit jedes Fremden erregen. Es war ein wohlgewachſenes, zartes, wohl kaum zwanzig Jahre zählendes Mädchen, höchſt bizarr in ein zerriſſenes gelbſeidenes Jäckchen und in einen Rock von demſelben Stoffe gekleidet. Das reitzende Geſicht des Mädchens, obwohl mit Bläſſe bedeckt, zeigte den Typus morgenländiſcher, phyſiognomiſcher Schönheit, doch wild ließ die Unglückliche ihre ſchwarzen Augen umherrollen und ihre gelüfften, langen und ebenfalls rabenſchwarzen Locken umflatterten in wüſter Unordnung des Mädchens Haupt.

Mit einem unheimlich lautenden, halb gebrochener aber dennoch nicht ganz unangenehmer Stimme sang diese seltsame Gestalt, das folgende, einem wahnsinnigen Gebete, nicht unähnliche Liedchen, dasselbe unaufhörlich wiederholend:

Jehova, Jehova!
Zu dir ruft Judäa;
Denn es fiel Judäa!
Jehova, Jehova!
Großer Gott der blut'gen Rache,
Ob Judäens Ehre wache!
Jehova!
Brich der Christengötter Macht,
Schleud're sie in finst're Nacht,
Fluch dem Sohne jenes Augustin,
Gib' sein geiles Blut der Rache hin,
Seine Brut der Hölle hin,
Meinen kleinen Augustin.
Jehova, Jehova!
Zu dir ruft Judäa,
Denn es fiel Judäa!
Jehova!

Lauschend und horchend hatte der Mönch seinen Schritten Stillstand geboten; kaum

glaubte er seinen Ohren trauen zu dürfen, als aber die Weibsperson unaufhörlich den seltsamen, gotteslästerlichen Sang von Neuem wieder begann, röthete Zornes Gluth des Bruder Augustiners Wangen röther noch und er rief mit einer mächtigen Stimme, welche wie Gottes Donner klang, dem Mädchen zu:

„Verstumme unselige, verfluchte Tochter Belials! weiche verdammter Höllenspuck! weiche dem heiligen Zeichen, mit welchem dich hiemit der Priester des einzig wahren Gottes, des Gottes der Christen bannt.“

Mit diesen Worten schlug der Mönch in der That mehrere Kreuze gegen die unheimliche Sängerin. Diese aber nun erst den Fremden bemerkend und weit entfernt zu fliehen, jubelte und jauchzete freudig auf, indem sie mit kreischender Stimme rief: „Jehova, Jehova! hast erhört Judäa! dank dir, großer Jehova! — bist du da verfluchter Forbenius! Höllenpfuhl verschlinge dich, verfluchter Sohn des Augustin! Nimm' deine schnöde Brut dahin! Fahre wohl — mein kleiner Augustin!“ — und mit diesen Worten schleu-

derte das Mädchen das Federpfühl mit solcher Gewalt gegen die Mauer der Kapelle, daß der ganze Ballen krachend zurückprellte und zur Erde nieder fiel.

„Jesus! mein Heiland“ — rief der erschrockene Mönch und stürzte zu dem scheinbar ermordeten Kinde hin, allein hier überzeugte sich der Augustiner alsbald, daß er nur vergeblich sich geängstiget, indem, statt eines fleischlichen kleinen Wesens, nur eine bemalte, hölzerne Puppe, in den Federpfühlen eingehüllt, sich darstellte.

Unser Reisender hatte sich nun freilich überzeugt, mit wessen Geistes Kind er zu schaffen bekommen. Einen mitleidigen Blick warf der Mönch auf das noch immer tobende Mädchen im schwefelgelben Seidenkleide, indem er mitleidig sprach: „Gott tröste dich, Unglückliche!“ und hiemit verfolgte er ohne fernern Zeitverlust die Straße, welche nach dem vorgesteckten Ruhepunkt leitete.

III.

„Che Fra Martino havera un bellissimo ingegno, e che coteste erano invidie Fratesche.“

(Diese denkwürdige Worte wurden von Leo X. selbst gesprochen, aber zu einer Zeit, wo weder Se. Heiligkeit noch irgend Jemand ahndete, wohin die begonnenen Mönchsstreitigkeiten führen würden.)

In einem ziemlich geräumigen Gemache des Augustinerklosters zu Mindelheim saß ein siebzigjähriger Mönch, emsig schreibend, in einem gebrechlichen Lehnstuhle hinter einem langen schwerfälligen Tische von Nußbaumholz, getragen von seltsamen krummen Füßen, und reichlich beschlagen mit allerlei Zierden von Messing, welche dereinst vergüldet gewesen seyn mochten.

Der Stube anderweitige Ausrüstung ent-

ſprach genau jenem Fauteuil und der langen Tafel, und man bemerkte an den übrigen Stühlen mit ihren vierſchuhe langen Lehnen und überzogen von meerblauem verſchoſſenem Seidenzeuge, dann an den über Gebühr breiten und bis an die gewölbte Decke reichenden, auch mit ſchwerem Metall beſchlagenen Spinden, ſo wie an der rieſigen kupfernen Einfaſſung des beſtäubten venetianiſchen Spiegelglaſes — die verwitterte Pracht einer längſt dahin gegangenen Zeit.

Das Gemach hieß: „das Priorat,“ und der behende Schreiber war Dr. Fridelinus Fux, zeitiger Prior des Auguſtiner-Kloſters zu Mindelheim. *)

Vor dem Tiſche, lang ausgeſtreckt, lag ein eisgrauer polniſcher Wolfshund; keines ſeiner Augen verwendete das betagte Thier von dem greiſen, ſchreibenden Gebieter, und nur des Mönches lange knarrende Schwanenfeder und des Wolfshundes hin und wieder

*) Geſchichtlich.

erfolgendes, dumpfes Stöhnen unterbrachen die Grabesstille des Gemaches.

Endlich wurde leise an der Thüre des Gemaches gepocht und auf des Priors lauten Ruf schob sich eine kleine, kugelrunde Mönchs-Gestalt mit einem Kupfergesicht in die Stube.

Es war Paul, der Bruder Pförtner, welcher meldete, daß ein fremder Bruder des Augustinerordens, Pater Raimund aus Münster in Westphalen, angekommen seye, und daß derselbe die Hospitalität des Klosters in Anspruch nehme, auch wünsche, Sr. Hochwürden dem Pater Prior aufwarten zu dürfen.

Dr. Fridelinus befahl, dem Fremden eine Zelle anzuweisen, ihn vorerst zu laben und denselben sofort einzuführen in das Priorat.

Nachdem der Abt wieder, länger wohl als eine Stunde, emsiglich geschrieben, öffnete sich seines Saales Pforte zum andern Mal und herein trat Raimund aus Münster, derselbe rüstige Bruder Augustiner, dessen Bekanntschaft wir bereits in Gottes freier Natur gemacht haben.

Fridelinus erwartete, es werde vor ihm der Fremde nach herkömmlicher Kloſterſitte, die Kniee beugen und des Priors Segen erbitten, doch von dem allem geſchahe nichts, ſondern Bruder Raimund begnügte ſich, mit einem einfachen Gruße, feſten Schrittes an des Abtes Schreibtiſch zu treten.

Jetzt hatte ſich auch die lange, hagere, aber vom hohen Alter nur wenig gebeugte Geſtalt Fridelinus erhoben, und nachdem der Prior mit ſeinen hellblauen freundlichen Augen und den ihm eigenthümlichen ungemein gutmüthigen Lächeln den Fremden lange und ſchweigend betrachtet hatte, rief er plötzlich mit allen Zeichen der Ueberraſchung aus:

„Ihr ſeyd's?“

Ich bin's — erwiederte der Fremde mit Nachdruck.

Man nahm Plätze ein, und es machte ſich zwiſchen den beiden Auguſtinern das nicht ganz unintereſſante Geſpräche, welches wir dem geneigten Leſer mitzutheilen im Begriffe ſtehen:

Fremder.

Ihr habt meine Schreiben erhalten, würdiger Bruder! und — lächelnd: — ich kann es euch nicht vorenthalten, der Luther, ein etwas ungeduld'ger Mann zuweilen, mag auf Antwort länger nicht mehr warten; er sendet mich daher, Eure Erwiederungen einzunehmen. Sagt frank und frei: was haltet Ihr von der neuen Lehre, die ganz Deutschland und fernere Lande selbst jetzt in Bewegung setzt? —

Prior.

Ich bin, mein Bruder! bei den alten Lehren der alten Mutter Kirche aufgewachsen, und mit ihnen selbst — ein Greis geworden. Das Wort schon: „Neu" behagt dem eisigen Frost des Alters nicht, indessen — auch mir ward der Gottesgelahrtheit höchste Würde; als Doktor der Theologie — Ihr wißt es selbst — kam mir es zu, den Eid auf die heiligen Bücher abzulegen; ich blieb seitdem durchdrungen von dem unerschütterlichen Einflusse, meiner eidlichen Verpflichtung in ihrem ganzen Umfange buch-

fläblich und gewiſſenhaft nachzukommen, den Geiſt zu prüfen und die Wahrheit zu erforſchen.

Für Pflicht hielt ich's demnach die neue Lehre zu ſtudiren, ob Prob' ſie halte oder nicht. Ich ging an's Werk; ich that's mit Widerſtreben, und nach manchem Kampfe mit mir ſelbſt für recht, für unumſtößlich recht erkannt, das hab' ich zu Papier gebracht, um Luthern ſelbſten es zu ſenden. Hier liegt das Manuſcript, Ihr mögt, wenn's Euch beliebt, es leſen.

Fremder.

Das Wort iſt Fleiſch, die Schrift oft weiter nichts — als nur ein todter Fiſch; drum noch ein Mal, ſagt kurz und frank und frei, was hat man von Euch ſich zu verſehen?

Prior.

Es ſey — ſo höret denn! daß unſere Kirche, oder ihre Diener eigentlich, ganz ausgeartet haben in dieſen unglückſchwangern Tagen — ich läugne's nicht. Da Prieſter Menſchen nur und keine Göttermenſchen ſind — ſo iſt es möglich aller-

dings, daß in einzelnen Fällen wohl sie irren können, und nunmehr habe ich für ganz unträglich der Concilien Spruch gehalten, was in der heiligen Schrift auch nirgendwo geboten wird. Ich kann mir auch nicht helfen, ich glaub' mit Euch, daß unsere Schuld vergeben werde ohne unser Verdienst, um des Sohnes Gottes Willen, und daß man diese Wohlthat nur durch den Glauben lediglich, und nicht durch Ablaßschacherei erlangt.

Daß Ihr die Glaubensbekenntnisse, das apostolische, das nicänische und athanasianische rein und lauter beibehalten — der wichtige, von Vielen gefliſſentlich umgang'ne Umstand — er zeugt von Eurem guten Willen, und im Allgemeinen finde ich in den aufgestellten Sätzen nirgend die arge, sträfliche Ketzerei, deren Hogstraaten der wilde Dr. Eck und Prierias Euch beschuldigen.

Ueberhaupt wohnt mir die feſte Ueberzeugung bei, der Christenheit thue Noth, den Glauben neu zu reinen und die

Kraft. Tempus asportat veritatem! Die Zeit iſt mündig worden, darum iſt ſie es, welche ſelber reformirt und glückt Euer Werk, ſo habt Ihr dem Umſtand es zu danken, daß die Zeit Euer Streben unterſtützte, indeſſen —

Fremder (ihn unterbrechend).

Genug mein würd'ger Bruder! mit Freud'erfüllter Bruſt erkenn' ich aus dem Wen'gen ſchon, der guten Sach' ſeyd Ihr gewonnen.

Prior.

Frohlocket nicht zu früh, nicht unbedingt bin ich der Euer — Vieles was Ihr lehret und beginnet, es will mir nicht gefallen, doch in dem Manuſcripte wird man meine Zweifel finden. Noch ein Mal — leſet, dann wollen wir aus der Sache weiter ſprechen. Mich will es faſt bedrücken, Ihr wollt mitunter Manches reformiren, nicht weil es ſchlecht und zeitwidrig — ſondern weil es alt nur iſt. Wozu z. B. der alten Kirche Liturgie ganz und gar umwandeln? Warum dem Menſchen, der ſinnlich

doch geboren, nichts lassen für die Sinne? Warum an seinen Kopf allein, warum nicht auch an's Herz sich wenden? — Es bleib' der Glaube ewig jung, wie Freiheit, Kunst und Liebe! Hütet Euch ihm sein poetisch' Kleid gewaltsam zu entreissen, denn mit der Poesie entflieht sein Jugendreitz und mit diesem Reitze — denkt an mich — es geht manch' glühendes Gefühl ihm auch verloren.

Fremder.

Noch glühet das Metall, und keine feste Form ist ihm gegeben. Auf weisen Einwurf hören wir, auf klugen Rath nehmen wir Bedacht. Wohlan, ich werde lesen, was mein würd'ger Bruder schrieb und seine Zweifel in Berathung ziehen. Doch jetzt — (lächelnd und schlaulauernd) — sagt mir, was haltet Ihr von jenem Luther selber?

Prior.

Er ist ein rüstiger Kämpe, als Friedensbote zu rüstig nur. Mir gefällt sie nicht diese

Heftigkeit, die er zeigt, denn dieſe Heftigkeit gepaart mit irdiſchem Stolz, ſie wird ihr bei dem Gutenſchaden, ſteigern immer mehr den Neid, den Haß der hohen Cleriſei und Gluthen ſammeln, anzufachen verderbliche Partheienwuth; bedenkt wie Homeros, der blinde Heide, ſchon die Zwietracht bezeichnet, ſie:

„Die erſt klein von Geſtalt anherſchleicht;
aber in Kurzem
„Hebet ſie hoch an den Himmel das Haupt,
und geht auf der Erde.“

Nicht möcht' ich in des kühnen Mannes Schuhen ſtecken, zu groß für einen Menſchen iſt die Aufgab, die er ſich geſetzt, und groß wird ſeyn dereinſt die Rechenſchaft, die er zu geben hat. Hoch waglich iſt das Spiel, das Ihr begonnen — und wehe Euch, wenn Ihr's nur halb gewinnt. Wenn nicht die deutſchen Völker allzumal, wenn nur die eine Hälfte ſich zum Lichte kehrt, dann iſt es um die Selbſtſtändigkeit und um das hehre Seyn des deutſchen Geſammtvolks geſchehen, und dieſer

Preiß — kaum wiegt er auf die Früchte, die dem Geiſt, der Wahrheit durch die neue Lehre gewonnen werden mögen.

Fremder (mit Würde).

Luther iſt ein Menſch, kein Gottmenſch und daher von ird'ſchem Mackel nichts weniger als frei, doch —

Nie hat er geheuchelt,
Mit Glauben ſeine freie Bruſt geſtählt;
Hat keinem Fürſten je um Schutz geſchmeichelt,
Daß er ein Menſch iſt, nie verhehlt.

Das begonnene Glaubenswerk, es iſt kein menſchlich Werk — der Herr der Heerſchaaren hat dazu ſein ewig Licht geſandt, erkohren iſt der Luther nur als Hebel — und welche Folgen jetzt, und einſt in ſpäter Nachzeit noch ſich zeigen mögen, berechnet ſind ſie längſt von göttlicher Allwiſſenheit — gelobt es ſey der Herr dort oben! — Pauſe. —

Doch jetzt von etwas Anderem theurer Freund und Bruder! — Viel hoffen für die gute, neue Sache wir vom Mitwirken jener

Mönche, welche Gott mit seinem Licht, dem Licht der reinen Wahrheit, erleuchtet hat und wenn alle Brüder dieses Hauses Euch dem würdigen Vater gleichen, dann dürften aus dieses schönen Thales Mitte der reinen, ungetrübten Lehre des Evangeliums kräftige Stützen wohl erstehen. — Was sagt Ihr?

Prior.

Unseres Klosters eigentliche Geschichte — in nuce nur, will ich sie geben — dann urtheilen mögt Ihr selbst.

Der Ritter Schwigger von Mindelberg stiftete im Jahr 1250, nach dem Tode des Kaisers Friedrich II. nächst dem Dorfe Peternau — eine Stunde von dem Stammschlosse Mindelberg entfernt, zu Ehren des heil. Wilhelms, ein Eremitenkloster, daher die Brüder damals sich auch Wilhelmiten nannten.

Der edle Stifter schenkte bald darauf dem vorerst gar armen Klösterlein das Schutzrecht (ad vocatiam) und zugleich die Pfarrei Peternau, dann den großen Zehend, die Mühle

und alles, was der edle Herr eigenthümlich dort besaß.

Pabst Alexander IV. bestätigte durch eine eigene Bulle das neue Kloster dieser Wilhelmiten.

Die strenge Sittsamkeit der Eremiten und ihr Gott ergebener Wandel verschafften ihnen Anfangs viele Gönner und reiche Schenkungen in der Folge, allein bei wachsendem Wohlstande neigten sich die Wilhelmiten allmählich mehr zu üppiger Lebenslust und irdischem Genusse hin, doch dafür traf sie Tadel auch und Spott, und ein auf sie, ums Jahr 1256 bereits, von Eberhard von Schöneck, einem Ritter aus der Nachbarschaft, verfaßtes Spottgedicht schadete ungemein ihrem bisher genossenen Ansehen und Credit.

Ihrem zweideutigen Wandel leider hatten die Wilhelmiten es zu danken, daß im Jahr 1257 der Pabst ihren Namen selbst vertilget wissen wollte und sie zwang, Eremiten von dem Orden und der Regel des heil. Augustin zu werden, weil dieser Orden eine

strengere Lebensart bedingt, als sie der unlängst neu gestiftete der Wilhelmiten erheischt hatte.

Indessen hatte ein giftiger Wurm sich, nur zu früh, einmal in die Frucht genistet, und war trotz aller Müh' bis heut'gen Tages nicht zu bannen.

Der Wohlstand der nunmehrigen Augustiner stieg nichtsdestoweniger zusehends, und setzte sie selbst in Stand, in dem Städtchen Mindelheim drei schöne und bequem nebeneinander gelegene große Häuser von dem Herrn v. Riesenberg, v. Eberstall und Ulrich Schnäbelin zu kaufen, welche sich die Mönche zu diesem schönen Kloster mit leichter Mühe und wen'gen Kosten einrichteten, denn der Bischof Eberhard v. Kostanz verlieh ihnen unterm 20. Januar 1264 einen offenen Brief, durch welchen allen denjenigen, welche die Eremiten vom Orden des heil. Augustin bei ihrem Kloster- und Kirchenbaue zu Mindelheim entweder durch Arbeit oder durch Geldbeiträge unterstützen würden, ein Ablaß von vierzig Tagen für schwere

und von einem Jahre für sogenannte läßliche Sünden zugesichert wurde. Der Bau des neuen Augustiner-Klosters nebst der schönen Kirche mußte in Mindelheim auf diese Art sehr rasch vor sich gegangen seyn, denn aus einer in unserm Archive aufbewahrten, durch Alter beinahe unleserlich gewordenen Urkunde des Bischofs Hartmann von Augsburg erhellt, daß diese Kirche bereits im Jahr 1264 am dritten Sonntag nach Ostern zu Ehren der Verkündigung Mariä eingeweiht worden sey, nachdem die Augustiner-Mönche ehevor ihren förmlichen Umzug von Peternau nach Mindelheim bewerkstelliget hatten.

Mehr noch als früher prosperirten die Augustiner, seit sie in der Stadt hauseten. Nach Schwigger v. Mindelbergs Tod vermehrte dessen Sohn Heinrich und seine Gemahlin Anna, geborene Gräfin von Werdenberg die bereits bedeutenden Fondationen des Klosters mit neuen Schenkungen.

Im Verlaufe etlicher Jahrhunderte wiederholten sich in unserem Kloster mehrere Mal

dieſelben Ereigniſſe. Die Auguſtiner erhielten von den verſchiedenen Dynaſten der Herrſchaft Mindelheim von Zeit zu Zeit bedeutſame Schenkungen und Vorrechte, mißbrauchten aber dieſelben, zogen ſich durch ihre ſchlechte Aufführung den Haß und die Verfolgung der Weltgeiſtlichkeit und des Volkes zu, mußten durch päbſtliche Drohbullen in Schutz genommen und vor Mißhandlungen geſchützt werden, mußten ſich ferner verſchiedenen Reformen unterwerfen, nach deren Vorübergang ſie es denn bald wieder toller trieben, als ehevor.

Ritter Ulrich von Freundsberg, der in Gott ſelig entſchlafene Vater unſeres jetzt regierenden, gnädigen Herrn Georgs I. von Freundsberg, ließ es ſich beſonders angelegen ſeyn, das gänzlich geſunkene Anſehen ſeiner Auguſtiner-Eremiten zu Mindelheim, welche er für ſchuldlos hielt, wieder zu heben.

Benannter Ritter Ulrich bewirkte bei dem Pabſte Sixtus IV. ſeinem Auguſtiner-Kloſter zu Mindelheim neben andern be-

deutſamen Privilegien auch das wichtige Vorrecht, daß es unmittelbar einzig und allein nur ſeinem eigenen zu Rom lebenden Ordens-General unterworfen bleiben ſollte.

Die Auguſtinermönche waren nun frei von dem, ihnen bisher ſo läſtig geweſenen Verbande mit dem Diöceſanbiſchofe, allein ihre Schwäche konnte die Höhe, zu welcher ſie Ulrich von Freundsberg erhoben hatte, nicht lange ertragen. Die Unverbeſſerlichen fingen an, ihre Privilegien zu mißbrauchen, ſich über alle ernſte Ermahnungen ihres würdigen Landesherrn, des ehrenfeſten Ritters Ulrich von Freundsberg hinwegzuſetzen, und den größten Ausſchweifungen zu huldigen.

Dies Unweſen im Kloſter erreichte einen ſolchen hohen Grad, daß man ſich nothgedrungen fühlte, mit Ernſt und Conſequenz einzuſchreiten.

Beauftragt von dem päbſtlichen Legaten, Cardinal, Raimund Perraudi, eilte der Generalvikar des Auguſtinerordens, P. Andreas Proles nach Mindelheim

zu dem Hülfe fordernden betagten Ulrich v. Freundsberg, auf deſſen erhabener Burg er am 3. Mai 1490 eintraf.

Des andern Tages verfügte ſich der Generalvikar, begleitet von dem edlen Ulrich und den nöthigen Beamten hinab ins Kloſter, ließ die Mönche zuſammenrufen und ertheilte ihnen in den härteſten Ausdrücken öffentliche Verweiſe über den ärgerlichen und ſchändlichen Wandel, den ſie ſeit Jahren geführt hatten.

P. Proles forderte von Jedem einzeln die eidliche Erklärung, ob er neuen ſtrengern Satzungen und dem fremden Prior, welchen man ins Kloſter zur Handhabung beſſerer Ordnung einführen werde, ſich unterwerfen wolle.

Die eingeſchüchterten Mönche fügten ſich und eine abermalige Reform des Kloſters der Auguſtiner-Eremiten ging ohne Anſtand vor ſich. *)

---

*) Die hier erzählten ſeltſamen Begebenheiten im Auguſtinerkloſter zu Mindelheim ſind,

Ein weiser, gottesfürchtiger Priester desselben Ordens wurde aus Memmingen als Vorstand ins Augustinerkloster nach Mindelheim berufen und eine sehr geschärfte Disciplin verordnet.

Einige Jahre ging die Sache nun leidlich, aber dann waren die Eremiten nicht länger zu bändigen. Der neue Prior starb aus Gram und leider kam ich an dessen Stelle, doch mein jahrelanges aufrichtiges Mühen und Streben, diese räudigen Schaafe zu heilen, blieb vergebens, und ich sehe den Augenblick nahen, in welchem sich das, längst nur zu lockere, Band nöthiger, klösterlicher Disciplin in diesen Mauern lösen wird, lösen muß.

Noch neulich — vor wen'gen Monden erst — fand ein Vorfall statt, welcher den letzten Rest unseres Ansehens mächtiglich er-

---

erweislichermaßen, rein geschichtlich, und liefern einen interessanten Beitrag mehr zur Geschichte der Ausartung der Geistlichkeit in jener Zeit.

schütterte. — Forbenius, einer meiner Mönche nämlich —

Fremder (den Prior unterbrechend).

— Forbenius? Forbenius? — in der That diesen Namen nannte mir diesen Morgen eine Dirne seltsamen Ansehens, welche mich unfern dieser Stadt auf öffentlicher Landstraße anfiel und nicht wenig erschreckte.

Prior.

Diese Dirne heißt: Judith Fellheimer, und ist eines reichen, israelitischen Handelsmannes Tochter aus dem nahen Judendorfe Hürben —

Fremder.

Nun? — in der That ihr macht mich neugierig.

Prior.

Ich will Euch die Erzählung einer höchst traurigen Begebenheit nicht vorenthalten, welche leider ohnehin den Bewohnern dieser Gegenden kein Geheimniß blieb.

Unter den Mönchen dieſes Kloſters befand ſich ein junger Pater, Namens Forbenius, den ich ſeines geſetzten Weſens, ſeiner höhern Bildung und ſeines ganzen Betragens halber vor allen Andern liebgewonnen hatte.

Unſer Kloſter beſitzt in der Runde umher, im offenen Lande, eigenthümlich mehrere anſehnliche Maierhöfe, Mühlen, Forſten u. dgl. m., welche zu bewirthſchaften und die nöthige Oberaufſicht zu führen, ſtets einem meiner Mönche oblag.

Man wählte zu dieſen Geſchäften ſtets ein ſehr erprobtes Individuum, da dieſelben einen großen, freien Wirkungskreis eröffneten, und der Bruder Oekonom, ſich gänzlich ſelbſt überlaſſen, nur an hohen Feſttagen ins Kloſter kam; ſeine übrige Zeit verlebte er wechſelweiſe auf unſern Oekonomiegütern.

Die Stelle eines ſolchen Kloſterwirthſchafters wurde erlediget, und ich glaubte dieſelbe keinem Würdigern und Geeignetern, als jenem Forbenius gerade, verleihen zu können.

Der neue Oekonomiebeamte entſprach de-

nen in seine Fähigkeiten gesetzten Erwartungen in einem hohen Grade; unsere Ländereien verbesserten sich mit jedem Jahre; unser Bier wurde mehr gepriesen und gesucht; Forbenius fing selbst an, mit günstigem Erfolg, Hopfen zu bauen; die Klostereinkünfte mehrten sich bei des Mannes rastlosem und wohl berechnetem Wirken unverkennbar und unser Bruder Oekonom errang sich unbemerkt mehr freien Spielraum als irgend einer seiner Vorgänger besessen.

Doch plötzlich umwandelte sich das Spiel. —

Der sonst stets heitere Forbenius zeigte sich mehr und mehr zerstreut und düster, häufte Versehen auf Versehen, vernachläßigte die sonst musterhaft verwaltete Kloster-Oekonomie auf unbegreifliche Weise und erklärte sich, zur Rechenschaft gestellt, kränklich und durchaus unfähig, dem ihm übertragenen schweren Geschäfte vor der Hand vorstehen zu können.

Dagegen blieb nichts einzuwenden; ich sahe mich gezwungen den kranken Forbenius ins Kloster zurückzunehmen, und vorerst einem

andern Bruder die Führung der auswärtigen ökonomischen Geschäfte zu übertragen.

Forbenius war trotz der vorgeschützten Kränklichkeit fleißig im Chore, und stand den, ihm in des Klosters Innern, übertragenen Funktionen mit Eifer vor, allein der Geist einer finstern, unbezwingbaren Melancholie hielt fortwährend die Seele des sonst so regen, jungen Mönchs gefangen.

Seit undenklicher Zeit lag es unserem Kloster ob, in der vor dem östlichen Thore der Stadt belegenen St. Johanniskapelle durch einen Augustiner, in der Woche drei Mal die Frühmesse lesen zu lassen, und ich fand für gut einstweilen das heilige Geschäft dem Forbenius zu übertragen, der sich demselben auch willig unterzog.

Eines Tages früh Morgens fünf Uhr, während Forbenius gerade bei St. Johann das heilige Meßopfer bringt, schleicht sich die erwähnte Judendirne, Judith Fellheimer, in die Kapelle, wird jedoch in der Dämmerung von Niemanden bemerkt.

Diese Judith war unlängst von einem

Knaben entbunden worden, welchen sie auch, sorgsam in ein Federpfühl gehüllt, mit in die Kapelle gebracht hatte.

Ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, seltenen Geistesgaben und hochgerühmter Gutmüthigkeit, dann die einzige Tochter und Erbin eines für unermeßlich reich ausgeschrieenen jüdischen Handelsmannes war Judith in der ganzen Gegend bekannt, und es gingen allerwärts seltsame Gerüchte, denn die Dirne sollte von dem Gott-sey-bei-uns selbst geschwängert worden seyn, und vor nie nach der Entbindung zeigten sich bei ihr Spuren stillen Wahnsinnes.

An jenem unseligen Morgen nun, dessen ich so eben erwähnte, dreht sich Forbenius, während des Meßopfers, wie gewöhnlich bei dem „Dominus vobiscum“ gegen die Gemeinde — da läßt sich plötzlich aus einem der finstersten Winkel der Kapelle ein alle Anwesende betäubender Schrei vernehmen, und gleich darauf springt, ganz mit den Gebehrden einer Wahnsinnigen, die Judendirne her-

vor an eine m.hr beleuchtete Stelle der Kapelle, und ruft laut und vernehmlich:

„Seht Leute! dort der heuchlerische Meßpfaffe ist mein Verführer — der Sohn des heil. Augustin, wie man ihn nennt, erzeugte hier den Balg — seine Brut der Hölle hin — meinen, seinen kleinen Augustin — und mit diesen Worten schleudert die Unselige ihren Säugling mit solcher kraftvoller Wuth an die eine Kapellenwand, daß des Kindes Hirn und Blut an sothaner Wand kleben blieb und der Knabe zur Stelle verschied.

Forbenius war ohnmächtig auf den Stufen des Altars niedergesunken und bewußtlos ins Kloster zurückgebracht worden; die Kindsmörderin hatte man verhaftet und dem städtischen Blutgerichte überliefert.

Bald klärten sich die Räthsel in einer für unser Kloster schrecklichen Art auf.

Forbenius, den als Oekonomie-Verwalter seine Geschäfte zuweilen nach Hürben geführt hatten, war bei'm einstigen zufälligen Erblicken der jungen, reitzenden Judendirne dermaßen vom Teufel der Sinnlich-

berückt worden, daß er, ob der fleiſchlichen Schönheit der Magedein, Gott, ſeine Gelübde und ſich ſelbſt vergeſſend, blos auf Mittel und Wege dachte, ſich der Dirne zu nahen.

Da der Unglückliche nicht hoffen durfte in der Kutte Gnade von Judithens Augen zu finden, legte er dieſelbe ab, hüllte ſich hofgärthig in bunte, weltliche Jünglingstracht, und da der alte Jude Fellheimer Wittwer und in ſeinen Handelsgeſchäften beinahe ſtets abweſend war, wurde es dem tollen Forbenius leicht, das Mädchen öfters allein zu Hauſe zu treffen.

Der gewiſſenloſe Mönch gab ſich für Judiths Glaubensgenoſſen und einen fremden Handelsmann aus, und da er in der That ein ungemein ſchöner, junger und geiſtreicher Mann iſt, fiel es ihm nicht ſchwer, des Mädchens Herz zu gewinnen, indem er demſelben feierlichſt die Ehe gelobte.

Die Beiden vergaßen ſich und nur zu bald regte ſich eine lebendige Folge der Schuld unter dem Herzen der leichtſinnigen Dirne.

Jetzt gingen dem Mönche die Augen auf, und den Abgrund, an deſſen äuſſerſtem Rande er bereits ſtand, erſchauend, verkroch er ſich in die Kutte und in ſein Kloſter.

Judith wurde ſchwermüthig ob dem plötzlichen Verſchwinden des geliebten Verführers; die Dirne gebar ein ſchönes, holdes Knäblein — allein, als nun auch jetzt der Geliebte ſich nicht meldete, und des Mädchens alter Vater ſich, ob der Tochter Schmach, täglich die grauen Haare raufte, ging der Unglücklichen bisherige Melancholie in völligen, wilden Wahnſinn über.

Ich habe bereits erzählt, wie die Dirne, gleichſam durch des Teufels Eingebung, zufällig in die St. Johanniskapelle gerieth, den Forbenius erkannte und jene entſetzliche That vollführte.

Wegen ihrem, durch alle Aerzte erwieſenen und beſtätigten Wahnſinn entging Judith der geſetzlich auf den Kindermord geſetzten Strafe; man gab die Unglückliche, aus deren verwirrten Sinnen das Andenken an die gräuliche That gänzlich gewichen war und

die nun eine leblose Puppe, wie einst ihr armes Knäblein, hätschelte, die Aufsicht ihres Vaters zurück, welcher sie, Euch in den Weg tretend, wahrscheinlicherweise entflohen seyn wird, oder es mag auch vielleicht ihr aus Gram erkrankter Vater plötzlich mit Tod abgegangen seyn und dadurch die Unglückliche vorerst freien Paß erhalten haben.

Fremder.

Wahrhaft eine schreckliche Begebenheit — und Forbenius — doch nicht schon — in pace? *)

Prior.

Nein — er sitzt in gelindem Gewahrsam und wird zu den gewöhnlichen Bußübungen nur angehalten. Der Fall ist einberichtet an den Ordens-General nach Rom; von

*) Also nannte man die schreckliche Strafe, welche in nichts Geringerem bestand, als daß verbrecherische Mönche oder Nonnen lebendig vermauert wurden.

dortenher ſehen wir der Entſcheidung auch entgegen.

Fremder.

Aber alle Eure Mönche können dieſem Forbenius dennoch nicht gleichen, anſonſten wäre dieſes Kloſter ja ein wahrer Höllenpfuhl?

Prior.

Ich zähle einige wenige anſtändige und gottesfürchtige Brüder unter der Gemeinſchaft, allein es ſind deren ſehr wenige nur. Der Mönche jüngerer und größter Theil iſt angeſteckt von jenem unſeligen Geiſte der Thorheit, des Leichtſinnes und eitler Luſt, welcher ſich von Anbeginn in dieſen Mauern eingeniſtet hatte. Dieſe Herren intereſſiren ſich allerdings ungemein für die nun ſo viel beſprochenen — neuen Glaubenslehren, allein der Beifall, welchen dieſe jungen Mönche ſothanen Dogmen zollen, — aus reiner Quelle entſpringt er wahrlich nicht. Doch ich hoffe mein ſehr verehrter Bruder Raimund!

Ihr werdet auf längere Zeit unser Gast bleiben, und in diesem Falle wird es nicht an Gelegenheit fehlen, Euch von dem Stande der Dinge selbst zu überzeugen.

Während dem langen und emphatischen Gespräche, welches die beiden Augustiner geführt hatten, und von welchem wir uns begnügten, Einiges nur mitzutheilen, war die Sonne zur Ruhe gegangen und Dr. Fridelinus Fux ließ im Priorate eine Abendtafel, seinem Gaste zu Ehren, bereiten, zu welcher neben mehreren andern Conventualen des Klosters auch der Subprior Johannes Roß und Pater Stephan Kaut*) gezogen wurden.

Das Gespräch lenkte sich bald auf die neue Glaubenslehre. Der Prior, Johannes Roß und noch ein betagter Conventual äusserten sich über den Gegenstand mit Mäßi-

---

*) Ebenfalls geschichtliche Personen.

gung, Umsicht und Ruhe. Stephan Kaut aber und die übrigen jüngern Mönche begnügten sich vorerst zu schweigen, allein mit Mienen, die sie als Leute bezeichneten, welche gerne mitgesprochen hätten, wenn sie es, im Selbstbewußtseyn ihrer Schwäche, hätten wagen mögen.

Als aber die Becher lustiger kreiseten, und Kaut mit seinen Spiesgesellen offenbar endlich des Guten mehr noch als zu viel gethan hatten, fingen auch diese Vögel in der ihnen eigenthümlichen Weise zu pfeifen an.

Kaut brachte Sr. Heiligkeit, dem Pabste, jubelnd ein „Pereat!“ und ließ hoch leben: die kreuzfidele neue Lehre, welche auch dem Lehrstande erlaube, lustig zu seyn.

Bald ging der trunkene Bruder noch weiter und mischte in seinen Jubel solch' über alle Beschreibung gemeine Zoten ein, wie man nimmer hätte glauben sollen, sie in einem katholischen Kloster vernehmen zu müssen.

Kauts Brüder gleichen Gelichters stimmten lallend und widerlich grinsend in die schnöde

Conversation mit ein. Der Prior schien die sich selbst entwürdigenden Brüder gefliſſentlich gewähren lassen zu wollen, und lange schwieg der Subprior, um dem Vorgesetzten nicht vorzugreifen, allein als es die Schlemmer zu toll machten, ließ P. Johannes Roß dennoch einige Strafworte fallen, da aber schrie P. Kaut wild lachend: „Was wollt Ihr doch Herr Subprior!? ruft nicht unser heiliger Vater Augustinus in seinen Bekenntnißen dem lieben Herre Gott selber ganz Vordialiter zu: „Ebrietas quidem longe esto me, crapula autem non nunquam subrepit servo tuo. *) (Confess. c. 31.) und der weise Dr. Martin selbst pflegt ja zu sprechen: Wer nicht liebt den Suff (Wein), die H.... und Geschrei und Sang, bleibt (mit Gunst ihr Herren) ein Esel sein Leben lang.“

*) Völlerei bleibt mir fremd, aber ein Haarbeutelchen überrascht dennoch zuweilen deinen Knecht.

Jetzt stieg dem fremden Pater das Blut zu Gesichte; rasch sprang er auf und mit donnernder Stimme rief er Kauten zu: „Wälzt Euch im Kothe ihr epikuräischen Schweine! aber nicht untersteht Euch fürder Dr. Martins Namen, der nichts mit Euch gemein hat, zu verunglimpfen; ihr Elende! sind nicht werth Christen, vielweniger Priester des Herrn zu heißen.“ P. Raimund sprachs und verließ zur Stelle das Priorat.

IV.

Es bebet im Frühroth die Himmelsluft',
Der Luft und des Thaues geflügeltes Kind; —
Sie spiegelt den himmlischen Schein.

Es ist schon einmal nicht anders, man kann nicht füglich die Begebenheiten erzählen, welche irgend einer in der Geschichte groß und einflußreich dastehender Mann, in einem ihm denkwürdigen Jahre verlebte, ohne zur Verständlichmachung des Ganzen zuweilen einen Blick in früher dahingegangene Zeiten zu werfen, und wenn unser historisches Drama daher auch auf das Verdienst Anspruch macht, die vom Aristoteles so sehr empfohlene Einheit des Schauplatzes beibehalten zu haben, so

fühlte man sich dagegen nothgedrungen, es mit denen von jenem alten Knasterbarte eingeschärften anderweitigen Regeln nicht so ganz genau zu nehmen.

Im Jahre 1482 an einem lauwarmen, angenehmen Sommerabend schäckerten und koseten gar traulich im großen Schloßgarten neben der Mindelburg auf dem hohen St. Georgenberge bei Mindelheim ein Augustinermönchlein und ein Nönnchen, deren Habit eine Schwester vom dritten Orden des heil. Franciscus bezeichnete.

Doch um kein Aergerniß zu geben, bemerken wir schleunigst, daß der Augustiner nicht volle sieben und die Nonne erst sechs Lebensjahre zählte. Es war nämlich in jener Zeit unter den wohlhabenden und vornehmen Geschlechtern Sitte, die Kinder in Ordenskleidchen zu stecken und die Verstorbene in Klosterkutten zu hüllen; man wollte dadurch gleichsam den Himmel versöhnen für alles, was inzwischen dieser beiden Momente

im weltlichen Kleide und im Geiſte des Weltenſinnes geſchehen.

Unſer Auguſtinerlein hieß Georg, und war das jüngſte von jenen vierzehn Kindern (9 Söhnen und 5 Töchtern), welche dem ehrenfeſten und ſemperfreien Ritter Ulrich von Freundsberg, ſeine Gattin Barbara, aus dem heutigen Tages noch blühenden Geſchlechte derer von Rechberg, geboren hatte.

Die Freundsberger oder Freundsberger waren urſprünglich im Tyrol anſäßig. Ihr Stammſchloß Freundsberg lag bei Schwatz im Gerichte Petersberg und ſelbſt Sterzing (Stiriacum), eine Stadt an der Eiſak und an der Landſtraße nach Italien, zwiſchen Brixen und Inſpruck belegen, war ihr Eigenthum.

Ulrich von Freundsberg hatte die Herrſchaft Mindelheim von ſeinem Schwager Bero II. von Rechberg (im Jahre 1467) gekauft, denn dieſer Bero II. war ſammt ſeiner Herrſchaft Mindelheim

in Harm gerathen *), ohne daß irgend ein Geſchichtſchreiber die Veranlaſſung zu dieſem Unglücke angegeben hat.

Doch nach dieſer kleinen Abweichung nun ſchnell zurück zu unſern Kleinen.

Georgs niedliche Spielgenoſſin hieß Bertha, und war die Tochter Peters Brief, eines wackern freundsbergiſchen Reiſigen. Nachdem die arme Kleine ihre Eltern, ſchnell nacheinander, durch den Tod verloren hatte, erbarmten ſich der ehrenfeſte Ritter Ulrich und ſeine ſanfte, weichherzige Gattin des anmuthigen Mägdleins und ließen es neben ihren eigenen Kindern erziehen.

Der kleine Georg und Berthchen blieben unzertrennlich. Jetzt hatten ſich die Kinderchen in einer offenen Laube des Schloßgartens von friſchen Raſenſtücken ein Altar erbaut und daſſelbe gar zierlich mit duftigen Blumen geſchmücket.

Der Knabe las die Meſſe, wie er das

*) Geſchichtlich.

heilige Opfer täglich in der Burgkapelle vom Schloßkapellan vollbringen sah, und Berthchen machte den Ministranten.

Nach einer Weile aber sprach das Junkerlein: „Bertha! es geht doch nicht recht, du verstehst es besser, stelle du ein Mal jetzt das Meßpfäfflein vor, und ich will dir ministriren.“

Die Kleine war es zufrieden und die Rollen waren vertauscht. Allein auch jetzt verleidete dem muntern Knaben das zu ernste Spiel bald wieder, und er unterbrach die kindische Feierlichkeit schäckernd, indem er sprach:

Höre, ich habe dir nun schon lange genug ministrirt, aber das Pfäfflein muß dem Ministranten je zuweilen einen Schwarzheller schenken, was denn gibst du mir?

Ach guter Jörge! — erwiederte die Kleine, mit ihren großen veilchenblauen Augen den Knaben treuherzig anschauend, und die üppigen, gülbenen Locken schüttelnd, — ach, guter Jörge! habe dich so lieb, und möchte dir ja gerne alles und selbst 's Herzlein aus dem

Bälbe ſchenken, aber weißt ja wohl, bin ein armes verwaistes Kind, habe nichts.

„Nun mußt mir dann wenigſtens ein Küßchen geben, Berthchen!“

Recht gerne, mußt mir aber dann wieder fein hübſch miniſtriren, Jörgelchen! bis ich vollends mit der Meſſe zu Ende bin.

„Ja, ja, — rief der Knabe — gib mir's Küßchen nur, will dann ſchon wieder fein miniſtriren.“

Und nun ſchlangen ſich die reizenden Kindelein und küßten und herzten ſich in fröhlicher Luſt, dann machte ſich das Mädchen wieder los, erhob die runden kleinen Armen, richtete die blauen, frommen Aeugelein hinauf zum unermeßlichen Blau des Himmels und ſang mit ſeinem ſilberreinen Kinderſtimmchen:

„Gloria in excelsis Deo!“

Unbeachtet von den Kindern, aber derſelben Treiben wohl belauſchend, ſaßen auf einer unfernen Raſenbank der nun ſchon ziemlich betagte Ritter Ulrich von Freundsberg und deſſen Ehegeſpan Frau Barbara.

Man kann sich doch allerlei denken bei dem frommen Spiel der lieben Kindelein — hub die edle Dame an. —

Ja, da habt Ihr recht — erwiederte der alte Ritter, indem er die weißen Augenbrauen dichter zusamm' zog, und die ohnehin gefurchte hohe Stirne mehr noch runzelte, — ich habe mir da eben gedacht, daß wenn ein Paar solcher Kinder von der Wiege an, immer unzertrennlich und unbewacht bleiben, sie sich nothwendig geneigt werden müssen, daß dann eine sothane Neigung mit ihnen aufwächst und am Ende, daß — Gift und Dolch! ein Freundsberger und eines leibeigenen Knechtes Dirne, ich mag den Faden gar nicht weiter spinnen — schrie Herr Ulrich ziemlich mürrisch, indem er heftig seinen Krückenstock in die Erde stieß.

Ei, ei, — fing Frau Barbara wieder, jedoch etwas eingeschüchtert und leiser an — mein Herr und Gebieter pflegt doch zuweilen vielleicht etwas zu schwarz zu sehen; das ist ja die pure Unschuld noch —

Ja, ja, — sprach nun Herr Ulrich

wieder — so seyd ihr Weiber ein Mal, alles müßt und wollt ihr bemänteln und habt für sothane Gefahr selten Sinn, und dann am Ende — wenn es brennt lichterlohe — schreit Ihr Jammer und Wehe; — doch kurz und gut, dem sey nun wie ihm wolle, vorgeschaut ist gut gebaut! — ich will keineswegs meine Hand von der kleinen Briefin abziehen, ihr Vater war ein braver Kerl, aber in der Burg soll das Mägdlein fürder nicht bleiben, ich will es den Nonnen unten im Städtchen, oder jenem in Kaufbeuren *) zum Erziehen senden.

Frau Barbara that, was in derlei Fällen zu allen Zeiten kluge Weiber für den Augenblick thaten und zuweilen auch heutigen Tages thun — sie schwieg; allein, obwohl selbst Mutter von vierzehn leiblichen Kindern, liebte sie dennoch das fremde Früchtlein, genannt: „Bertha“, kaum minder als die eigenen, und es war der Edelfrau daher kei-

*) Eine kleine Stadt nur wenige Stunden von Windelheim entfernt. —

neswegs genehm, daß das liebliche Kind die Burg verlassen sollte. Indessen wußte es Frau Barbara, trotz des etwas stürmischen Charakters ihres Eheherrn, stets zu machen, daß alles nach ihrem Sinne ging und so geschah es denn auch dieses Mal.

Der kleine Junker Jörge und Berthchen spielten, nach wie zuvor, Meßpfäffchen und sangen Chor, und als die Kinder endlich älter geworden waren und die Klosterkutten mit weltlichen Gewändern vertauscht hatten, spielte der Junker Turnier, wobei es sich am Rande versteht, daß er jedesmal den ersten Preiß aus Bertha's schönen Händen erhielt, welche als Prinzessin oder wohl gar als Königin figurirte.

Andern Mals wandelten der rüstige Knabe und das holdselig heranblühende Mägdlein Hand in Hand durch die blühenden Fluren des Mindelthales; Bertha wand für den jungen Freund Blumenkränze, er aber kletterte auf hohe Baumstämme, und nahm die Brut der Singvögelein aus, wobei er weidlich lachte, wenn das Dirnlein betete und

aus Angſt, es möchte ihrem lieben Jörgen Unheil widerfahren, die kleinen, ſchönen, runden Händlein rang; zur Abwechſelung beſuchte man auch wohl die ſchon damals bekannte Heilquelle, welche noch heutigen Tages am Fuße des Katharinenberges ſprudelt, oder aber man erſtieg den Berg wohl ſelbſt, um gemeinſchaftlich und allen Ernſtes in der dortigen Kapelle zu beten, und voll frommen Sinnes den Bruder Clausner in der Sidelei zu beſchenken.

Uebrigens hatte Herr Ulrich an jenem Sommerabende im Jahr 1482 mit wahrhaft prophetiſchem Geiſte in die Ferne geſchaut.

Die zärtliche Neigung, welche Junker Jörge und Berthchen von Kindesbeinen an für einander gefaßt hatten, wuchs mit den Jahren, und zu welcher rieſigen Größe ſie endlich gelangt war, es zeigte ſich allen Bewohnern der Burg unverkennbar, als das liebreitzende Mädchen in ſeinem fünfzehnten Lebensjahre von einem bösartigen, hitzigen Fieber befallen worden war.

Der junge Georg hatte bisher ſelbſt

wahrscheinlich nicht die Leidenschaft gekannt, welche in seinem Busen glühete; allein nun — da der geliebten Jugendfreundin ernste Gefahr drohte, überfluhtete sothane Leidenschaft jede Schranken, und selbst Frau Barbara schüttelte jetzt den Kopf mit etwas bedenklichen Mienen.

Indessen Ritter Ulrich ließ es für dieses Mal nicht bei seinem gewöhnlichen Poltern bewenden; Jörge mußte fort, zur Stelle fort nach Sterzing in's Tyrol zu seinem Ahn', und als der Junker nach Jahresfrist wieder kehrte, war die holde Bertha aus der Mindelburg entschwunden; wo sie geblieben, wußte dem Trauernden Niemand, selbst die ihn liebevoll tröstende Mutter nicht zu sagen, nur so viel konnte man berichten, daß das Mädchen, wieder genesen, plötzlich und in aller Stille, auf Herrn Ulrichs eigene Anordnung, entfernt worden sey.

V.

Singula de nobis anni praedantur euntes.
Horatius.

(Eins nach dem andern entführt uns der Flug der eilenden Jahre.)

Romanhelden ſiechen oder ſterben — aus Liebesgram, das iſt ein Mal herkömmliche romantiſche Ordnung, oder Unordnung, wie man will, indeſſen junge Helden der wirklichen Welt können ſchon etwas mehr aushalten, als jene unnatürlichen, romantiſchen Zierbengels.

Dieſe unglückliche erſte Liebe machte auf das gefühlvolle, für jede erhabene Empfindung in einem hohen Grade empfängliche Herz des

jungen Georg von Freundsberg allerdings einen so tiefen Eindruck, daß er seinem Charakter einen, im ganzen übrigen Leben vorherrschenden Zug linder Schwermuth mittheilte, allein in des heranreifenden, schönen und rüstigen Jünglings Adern rollte das heroische Blut hochbedeutsamer Ahnen; Georg ermannte sich, und faßte den festen Entschluß, im ernsten Waffenwerke Zerstreuung und unvergänglichen Ruhm zu suchen.

Schon im siebenzehnten Jahre seines Alters, im Jahre 1492, begleitete Georg von Freundsberg seinen Vater, den der schwäbische Bund zum Hauptmanne gewählt hatte, auf dem Zuge gegen Albert IV. von Baiern. Diesem Herzoge hatte sich die Reichsstadt Regensburg bereits im Jahr 1486 freiwillig übergeben, allein weder Kaiser Friedrich III., noch der schwäbische Bund wollten sothane Uebergabe genehmigen. Die Verbündeten rückten dessenzufolge im Jahr 1492 mit einem mehr als zwanzigtausend Mann starkem Heere an den Lech. Schon sollten die Feindseligkeiten beginnen, als der römi-

sche König Maximilian im Lager eintraf und einen plötzlichen Frieden vermittelte.

Nun fehlte es unserm jungen Helden, zu seinem größten Leidwesen, mehrere Jahre an Gelegenheit, Lorbeeren zu pflücken, nach welchen sich sein jugendlich-muthig Herz so ungemein sehnte, aber als im Jahr 1499 die Schweizer sich weigerten, das vom Kaiser Maximilian I. errichtete Reichskammergericht anzuerkennen, und, von Frankreich unterstützt, Feindseligkeiten gegen den schwäbischen Bund verübten, focht auch unser Georg, nun vierundzwanzig Jahre alt, mit Auszeichnung, gegen die Helvetier.

Seltene Tapferkeit entwickelte Georg wieder im Jahre 1503 in der Schlacht bei Regensburg gegen den Pfalzgrafen Rupert am Rhein, welcher ungegründete Ansprüche auf die Verlassenschaft des baierischen Herzogs Georg von Landshut machte. In dieser Schlacht eroberte der junge Freundsberger nämlich mit eigener kühner Faust ein böhmisches Fähnlein, welches er in der Pfarrkirche zu Mindelheim in der St. Anna-

Kapelle, über seiner Familiengruft aufsteckte, wo es noch heutigen Tages zu sehen ist. Wegen sothaner wackern Waffenthat bei Regensburg schlug Kaiser Max I. Georgen von Freundsberg mit eigener Hand zum Ritter.

Im Jahr 1513 führte Georg I. als Feldhauptmann ein Heer des Kaisers gen Venedig. Während dieses Feldzuges wurde unser Held, als er Verona gewinnen wollte, unfern des Dorfes Ulmo förmlich eingeschlossen. Bartholomäus Alvianus, Venedigs Feldherr, hatte die Passage abgraben, Schanzen aufwerfen und zweckmäßige Verhaue anlegen lassen.

Der sonst so vorsichtige Freundsberger ging in die ihm gelegte Falle, stieß in jenen gefährlichen Defileen auf den Feind, sah sich von demselben auf allen Seiten angegriffen, und schien rettungslos verloren.

Nun sendete Alvian an unsern Georg einen Trompeter, und ließ ihm sagen: „Wenn er mit seinen nackten Landsknechten die Waffen strecken wolle, werde man denselben

Stöcke reichen und sie gleichwohl mit heiler Haut aus welschen Landen laufen lassen."

Der Freundsberger erwiederte: „Er habe zwar keine stattlich aufgeputzte Kämpen, allein es seyen die seinigen kräftige deutsche, und ihm lieber als die bis an die Zähne gepanzerten Reiter seines Gegners; übrigens welle ein Freundsberg lieber in Ehre auf dem Schlachtfelde verbluten, als mit Schmach bedeckt von demselben abziehen, und sein Wahlspruch heiße immerhin: Viele Feinde groſſer Ruhm!"

Begünstiget durch einen dichten Nebel zog sich unser Georg des andern Tages früh Morgens aus dem gefährlichen Engpaß auf eine Ebene zurück. Als der Tag anbrach, rückten die Venetianer den Deutschen nach, diese aber hatten unter andern den grossen Vortheil gewonnen, daß ihre Feinde das schwere Geschütz nicht schnell genug durch den Engpaß in die neue Position fördern konnten.

Die Schlacht begann und Georg von Freundsberg erfocht einen entscheidenden Sieg über die Venetianer, deren sämmtliche

Fahnen und Gepäck in seine Hände fielen; mit genauer Noth entrann Bartholomäus Alvianus der Gefangenschaft nur dadurch, daß er es wagte, durch einen reissenden Strom zu schwimmen. Cruſius berichtet in seiner schwäbischen Chronik (B. II. S. 180) von dieser Schlacht Folgendes:

„In Italien, nicht weit von Vizenza hat der kaiserliche General, Georg Frondsberg, am 17. Oktober 1513, eine starke venetianische Armee mit geringer Mannschaft geschlagen, wobei er selbst auf einen jeden Streich einen Mann mit einem ungeheuren Schwerte *) eigenhändig erlegte, und weil er groß und läſtig vom Leibe war,

*) Dieſes Schwert befindet sich noch heutigen Tages im Archive der Stadtkammer zu Mindelheim, und wird neugierigen Reisenden vorgezeigt. Andere aber halten die aufbewahrte Waffe für die Wehre Königs Franz I. von Frankreich, welche als Lohn seiner Tapferkeit Georg von Freundsberg nach der Schlacht bei Pavia im Jahr 1525 erhielt.

nach jedem Streiche, wie die Holzspalter, schwer geathmet, da er vorhin von seinen Feinden ganz verächtlich tractirt worden."

Indessen hatte unseres Helden Vater, der mehr erwähnte ehrenfeste Ritter Ulrich von Freundsberg schon ums Jahr 1501 das Zeitliche gesegnet, und Georg war — wie ebenfalls früher bemerkt wurde — ursprünglich der jüngste unter Herrn Ulrichs Söhnen. Allein der älteste derselben: „Hans" starb (im Jahr 1500); der zweite: „Ulrich" widmete sich dem geistlichen Stande, und wurde Bischof zu Trient; der dritte: „Thomas" hatte die Freundsbergischen Güter im Tyrol übernommen; der vierte: „Kaspar" wurde von einem Wahnsinnigen — dem tollen Friedl — erschlagen; drei nach diesem folgenden Freundsberger: Wolfgang, Sigismund und Christoph starben schnell nacheinander; der achte Sohn aber: Adam, überkam, nach des Vaters Hinscheiden, die

Herrſchaft Mindelheim, allein als auch dieſen (am 2. Jan. 1518) ein plötzlicher Tod dahin raffte, fiel nach wunderſeltſamiglicher Fügung des Schickſals, die große und herrliche Herrſchaft Mindelheim dennoch an unſer Helden, Georg I. von Freundsberg, welcher wenige Monden nur vor dem Beginnen unſerer Geſammtgeſchichte auf der Mindelburg angekommen war, um ſein Eigenthum förmlich zu übernehmen. *)

*) Alles rein geſchichtlich.

VI.

Cum res animum occupevere, verba ambiunt.
Seneca.

(Ist der Geist der Sache hier, sind die Worte leicht.)

Am 5. Juni (1518) trat aus dem Pförtchen, welches aus der Schäferei des Augustiner-Klosters zu Mindelheim auf den Stadtwall führte, bedachtsamen Schrittes ein rüstiger Mönch, eine schwarz gebundene Bibel mit blinkendem Goldschnitte in der Hand tragend, und der ehrwürdige Vater war kein anderer, als der uns wohlbekannte Raimund aus Münster.

Unser Gast schlug den Weg ein, welcher,

neben dem untern (westlichen) Stadtthore verbei, nach der Mindelburg auf den St. Georgenberg führt.

An des Thorwarts Häuschen ist ein, selbst heutigen Tages noch daselbst befindlicher Stein eingemauert, auf welchem folgende Worte zu lesen sind:

„Pro Memoris.
„Allhier auf diesem Platze ist der hochwürdigste Herr
„Waltherus von Hohenschlitz, Bischof von Augsburg,
„Da er wider Friedrich von Täckh zu Veldt gezogen,
„Durch Grafen Albrecht *) mit einem Pfeill erschossen
„Und der Belagerunge das endte worden also im Jahr Christi 1369."

*) Wahrscheinlich Albrecht von Werdenberg. Herzog Friedrich von Teck blieb als Pfandinhaber im Besitz der Mindelburg und der Herrschaft Mindelheim, ungeachtet der unglückliche Bischof Walther II. diese Herrschaft durch eine Schenkung dem Hochstifte Augsburg überwiesen hatte.

Bei

P. Raimund las bedächtig dieſe Inſchrift, und drehte, nachdem er geleſen, unwillkührlich, das Haupt zur Höhe, nach der Veſte hin.

Dieſelbe unwillkührliche Bewegung machte vor jenem „Pro Memoria“ auch der Verfaſſer gegenwärtiger Novelle, denn da die Entfernung von der bezeichneten Stelle bis zur Burg eine Viertelmeile beträgt, bleibt nicht abzuſehen, wie von jenem Punkte aus am untern Thore ein Menſch durch einen Pfeil getödtet werden konnte? — allein derlei Unwahrſcheinlichkeiten ſtellen ſich hie und da wohl zuweilen dar und dürfen einen ächten Alterthümler nicht irre machen.

Wohlbehalten war Vater Raimund auf der Mindelburg angekommen.

Bei der Vertheidigung der Mindelburg wurde der Herzog von Teck durch die Grafen von Werdenberg, Vernigen und Zollern unterſtützt.

Ritter Georg I. von Freundsberg war so eben beschäftiget, in einem der geräumigen Burghöfe neu geworbene Söldner in den Waffen zu üben, denn er stand bereits mit dem schwäbischen Bunde in geheimer Unterhandlung, demselben als Feldhauptmann dienen und diesem Bunde Reisige gegen Herzog Ulrich II. von Würtemberg zuführen zu wollen.*)

Der fremde Augustinermönch wollte nicht stören; er nahm seinen Platz hinter einem verspringenden Pfeiler im Schloßhofe, um von da aus, unbemerkt, den hochberühmten Kriegshelden und dessen Treiben beobachten zu können. Auch wir stellen uns neben den Lauscher und liefern nun dem geneigten Leser zunächst die Resultate unserer Aufmerksamkeit.

Georg I. von Freundsberg hatte

---

*) Die eigentliche Fehde des schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg begann bekanntlich erst im Jahr 1519.

jetzt (1518) bereits das dreiundvierzigste Lebensjahr erreicht.

Die oben S. 75. citirte Stelle der schwäbischen Chronik des Crusius vergleicht, etwas plumy und unpoetisch, die physische Individualität unseres Helden mit jener eines Holzspalters, und da sothanes unpassendes Gleichniß — zu welchem die wirklich kaum glaubliche herkulischen Thaten des Freundsbergers den treuherzigen Schwaben verführten — die Imagination des Lesers leicht irre führen könnte, halten wir es für zweckgemäß, von dem Heroen ein treueres und würdigeres Bild darzustellen. *)

Ritter Georgs Körperwuchs überstieg allerdings jenen gewöhnlicher Manns-

---

*) Zu dieser Darstellung lieferte uns ein noch heutigen Tages in Mindelheim vorhandenes und, der Tradition zufolge, ungemein gelungenes, in Lebensgröße ausgeführtes Bildniß des ersten Georg v. Freundsberg den Stoff.

höhe bedeutsam; der starke Knochenbau entsprach sothanem Wuchse vollkommen; die Brust war breit, voll und erhaben und bedeutsam vorspringend, zeigten sich allerwärts in bildlichem Vereine schwellende Muskeln. Die Bewegungen des Ritters trugen übrigens nichts weniger als den Typus der Lästigkeit an sich, sondern sie verbanden die Raschheit eines jugendlichen Alters mit der ernstern Würde des gereiftern Mannes, und Georgs erhabene, Alle überragende Gestalt, mit dem gebieterisch' erhobenen Arme und dem stolz zurückgeworfenen, schönen Haupte mahnte, — wenn sie die Spitze seiner Krieger zierte, — an den herrlichen Gott des Krieges.

Bedeutsam weniger noch als der Körperbau bekundeten die edlen Züge des in der That männlich schönen Antlitzes die Lebensjahre, welche Herr Georg bereits zurückgelegt hatte.

Eine furchenlose, hohe Stirne, dunkele, feuersprühende große Augen, ein angenehmer, kleiner Mund, mit perlengleichen ununterbrochenen Zähnreihen, und darüber ein kleines

Stutzbärtchen, ein rundes Kinn mit einem bildlichen Grübchen, dann eine feine, griechisch-antike Nase und bräunlich rothe Wangen, so wie das gescheitelte, glatt auf Nacken und Schultern herniederwallende, glänzende, kastanienbraune Haupthaar bildeten einen Kopf, der wohl einem kühnen, kriegserfahrenen, ritterlichen Jünglinge, aber keineswegs einem bereits durch mehrere Feldzüge erprobten, weltberühmten Kriegshelden anzugehören schien.

Die bedeutsamsten Heroen aller Völker und Zeiten hielten viel auf angemessene Kleiderpracht und blendenden Waffenschmuck; unser Freundsberger machte keine Ausnahme von dieser Regel.

Sein Costüme war wie immer reich und zierlich, doch für heute nach edelmännisch-niederländischer Art geordnet, welchem Geschmacke, zur Zeit des Burg- und Landfriedens, in jenem Jahrhunderte die reichere deutsche Ritterschaft gerne und häufig huldigte.

Georg trug ein geschoren-sammetnes Wamms und Unterkleider von demselben Stoffe, deren Farbe eine Art Chamois war. Das

Wamms, von Vorn gänzlich geschlossen, reichte bis zum Gürtel, die Beinkleider einen halben Zoll unter die Kniee nur, doch waren beide Gewandstücke ungemein reich in Silber gestickt. Des Ritters wohlgeformtes Bein steckte in mit güldenen Sporen gerüsteten Halbstiefeln von gerissenem dunkelgelbem Corduan, deren ungemein weite Fall-Kappen mit ponceaurothem Sammet ausgefüttert waren; über den Fallkappen prangten ungemein kostbare sogenannte Stiefel-Manchets, welche die kräftig-männliche Waden umschloßen, und bis über die Kniee reichten, und sich unter der reichen Stickerei der kurzen Beinkleider verloren; diese Stiefel-Manchets bestanden lediglich aus ächten, gelblichten brüsseler Kanten; ähnliche Manchetten zierten die Knöchel über den Händen und reichten in bauschigter Fülle heraus aus den gelbledernen Stulphandschuhen. Von des Ritters stämmigem Halse hernieder floß ein riesigter Kragen, der vorn auf der Brust sich theilte und bis zur Herzgrube reichte; auch sothaner Halskragen war über und über mit den kostbarsten Kanten be-

deckt und unter demſelben erblickte man den, die Würde eines Feldhauptmanns andeutenden, maſſiven Ringkragen.

Freilich war ein ſolcher Ringkragen von den militäriſchen Hausse-cols unſerer Zeiten ſehr verſchieden; derjenige, welchen Freundsberg trug, glich mehr einem Bruſtharniſche, denn einem Hausse-col; er war von Eiſen geſchmiedet, und mit einem breiten güldenen Rande verſehen, welchen große ſilberne Nägel feſt hielten, und dieſer anſehnliche Placard bedeckte des Ritters ganze Bruſt. Die Aermel des Sammetwammes, welches Georg trug, waren inwendig von oben bis unten geſchlizt, und mit blendend weißem Atlas verkleidet. Auf dem Kopfe hatte der Freundsberger einen ſchwarzen, runden Filzhut ſitzen, der mit ſehr breitem Rande verſehen, und deſſen zugeſpitzte niedrige Kuppe oben abgeplattet war; eine koſtbare brillante Hut-Agraffe hielt fünf Schwungfedern — drei weiße und zwei rothe*) feſt, welche ihren Fall nie-

*) Die Farben des freundsberg'ſchen Wap-

derwärts nahmen und bis zur Rückenhälfte unſeres Ritters reichten.

Im Vorhofe ſeiner feſten Burg die Söldner übend, trug Georg weder Feldbinde noch Seitenwehre, doch hielt er in ſeiner Rechten eine von ausländiſchem, glänzendem Holze, ſchwer mit Silber beſchlagene und mit Stahl und Gold eingelegte, vier Schuh hohe und kunſtreich gearbeitete Gabel, wie ſolche in jener Zeit die Arquebuſierer führten, um darauf, bei'm Zielen und Abfeuren die ſchweren Musketen zu legen, und mit dieſem Inſtrumente leitete der Ritter die Manöuvres ſeiner Krieger.

Wohl mochte der Freundsberger mit großem Anſtande und nicht geringer Geſchicklichkeit das Exercitium vollführen, indem das

---

ven. Genau in dem Coſtüme, wie es hier beſchrieben, wurden Georg I. von einem ſeiner Zeitgenoſſen gemalt, und iſt dieſes das ſchon oben erwähnte Bild, welches bis zu unſern Tagen unverſehrt erhalten worden iſt.

Anschauen desselben den hinter dem Pfeiler versteckten Boten des Friedens selbst vergnügte und schnell die Zeit dahin schwinden ließ.

Nach vollen verstrichenen zwei Stunden endlich ließ der Freundsberger seine Rekruten in die Zwinger zurücktreten, in welchen sie kasernirten, und jetzt erst ließ Vater Raimund seinen Versteck, um den hochgebietenden Ritter zu begrüßen.

„Aha, rief Freundsberg freundlich, Ihr seyd wohl der fremde Mönch aus Münster, welchen mir der ehrwürdige Abt meiner Augustiner, P. Fridelinus Fux zu senden verhieß?“ —

Raimund bejahte bescheiden, und wurde hierauf sogleich von dem Burgherrn mit vieler Höflichkeit und Ehrfurcht in den großen Rittersaal geführt.

Nachdem Freundsberg und der Mönch in der gastlichen weiten Halle, einander gegenüber, Platz genommen hatten, ließ ersterer köstlichen Rheinwein in hohen Humpen kredenzen, und treffliches Wild und herrliche Fische zum Imbis aufsetzen.

Der Gast hatte sich gelabt, die Diener waren auf einen Wink ihres Gebieters abgetreten, und es ließ sich nach einer Pause der Ritter also vernehmen:

„Während ich zu Felde lag, haben sich im lieben Vaterlande gar seltsame Dinge begeben; es sind Leute, und gelehrte und wackere Leute, aufgetreten, welche der Väter alten Glauben nicht mehr gelten lassen wollen, und ihn eitlen Menschenkram und Götzendienst selbst nennen. Diese Leute nun erschufen neue Lehren, welche, wie ich höre, großen Beifall und starken Anhang finden. Ich gestehe, daß ich bisher nicht Gelegenheit hatte, mich näher zu unterrichten; allein da die Sache sich doch ungemein wichtig gestalten zu wollen scheint, möchte ich denn doch ein Mal und zwar in erschöpfender und ausführlicher Weise hören, welche Bewandtniß es so recht eigentlich damit habe. Dr. Fux sagte mir, daß Ihr, hochwürdiger Herr! wie man zu sagen pflegt, ins Mark und Fleisch der frischen Dogmen eingedrungen, und ich ersuche Euch daher höflichst, mich über den

in Frage ſtehenden Gegenſtand belehren und aufklären zu wollen.“

Es kann nicht füglich unſer Zweck ſeyn, hier die Abweichungen des Proteſtantiſm von den Sätzen der alten Mutterkirche aufzuzählen, und daß wir oben, wenn auch nur ungemein gedrängt, die Materie dennoch berührten, möchte vielleicht ſchon Tadel finden, denn jeder Gebildete kennt ohnehin die angeregten Differenzen, und wenn es darum zu thun wäre, ebenfalls Vergeſſenes nachzuholen, hätte nur nöthig die beſte oder ſchlechteſte Geſchichte der Reformation, oder aber Philipp Melanchthons treffliche Erzählung vom Leben Dr. Martin Luthers — und wäre es auch nur in der Uebertragung des v. Villers — zur Hand zu nehmen — weßwegen wir alſo mit vollem Fug und Recht glauben, dem verehrlichen Leſer jene lange Rede im Detail erlaſſen zu können, welche der Auguſtinermönch aus Münſter bei nunmehriger Gelegenheit im großen Ritterſaale auf der Mindelburg hielt, und welche Rede den

Zweck hatte gar ausführlich darzuthun und sattsam zu beweisen:

„daß die neue Lehr ein neuer Gang
„nicht sey, sondern nur ein aufge-
„grabener, einst verfallener
„Schacht, den die Bergleut' selber
„zugestürzt, aus — Faulheit, Ei-
„gennutz, Mißgunst und Dumm-
„heit, und daß der Pabst dem Volk
„gar künstlich die Nasen eingeklemmt
„in trübe, falsche Brillen — daß aber
„nun ein Jeder soll sich frei bewegen
„können, die eigenen Hände selber rüh-
„ren, und glauben nicht an eigene
„gute Werke, sondern nur an ein ein-
„zig Werk — an Gottes großes
„Werk."

Im klaren Selbstbewußtseyn und mit stolzem Anstand hatte Raimund sich erhoben; sein Auge sprühte Flammen, und ein flüß'ger Feuerstrom entströmte seinen Lippen; mit der Begeisterung des Gott-Gesandten sprach der fremde Augustinermönch, und selbst

beim weit hinausgedehnten Schluß — schien er nichts weniger, als erschöpft.

Des Freundsbergers Auge hing an Raimunds Lippen, so lange dieser sprach; unverkennbar hatte der Burgherr der Rede seines Gastes die gespannteste, die schärfeste Aufmerksamkeit gespendet, und als dieser endlich geendet hatte, rief Georg aus:

„Traun! Pfäfflein! schon manches kühne Wort ist in diesem alten Rittersaale wohl gesprochen worden, doch nimmermehr hat Jemand sich vermessen, kühneres als du ungescheuet zu behaupten.“ —

Nach einer langen Pause hub der Ritter in ruhigerer Stimmung wieder an: „Hört, hochwürdiger Herr! mir ist sonderbar zu Muth, bald scheint mir Eure neue Lehr so klar als wie der Sonne Licht, so wahr und bündig, als wir Gottes eigentliches Wort; ich glaub' zu fühlen: das ist das Rechte und bleibt einzig wahr und recht, — ewig unverrückbar — gleich aber drauf, es flüstert eine innere Stimm' mir zu: Laß dich nicht irre machen, 's ist alles eitler Trug und Schein, vom Sa-

tanas an's Licht gebracht, die Welt und ihre schwachen Kinder zu verrücken und in's ewige Verderben nah zu stürzen. — — Seht, lieber Pater! da fiel mir bei, es sey ein altes, wohl bewährtes Sprichwort: „Volksstimme, Gottesstimme“ — drum sprecht, hättet Ihr den Muth, die neue Lehr' von offener Kanzel wohl in meiner Stadtpfarrkirche zu Mindelheim — zu verkünden?

Mit Würde erwiederte der Mönch: die heil'ge Wahrheit fliehet nicht, sie sucht das Licht — ja gestrenger Herr und Ritter! laßt mich des Herrn Wort verkünden, laßt predigen mich in Euren Kirchen, oder auch auf offenem Markt — gleichviel! Laut die Wahrheit zu verkünden — ist mein Wunsch und mein Beruf.

„Wohlan — entschied Georg — zunächst sollt Ihr predigen nach Eurer Weise öffentlich, drunten in der Stadt. Begierig bin ich in der That, ob die neue Lehre in die Herzen meiner Bürger dringt; es sind meist wackere, gar verständ'ge Leute — zum Selbstdenken wohl geneigt. Auch ich will zum All-

mächtigen beten, daß er meinen Verstand erleuchten und auf den wahren Pfad mich leiten möge. Es ist ein hochwicht'ger Schritt, die Bahn zu meiden, auf welchen seit Jahrhunderten die Vorvordern mit Zuversicht zum ew'gen Heil gewallet; drum will nicht ohn' reiflichen Bedacht ich mich für das eine oder andere entscheiden. Noch eines — also ergänzte Freundsberg! seine Rede — stattet hochwürdiger Herr! unten in der Stadt doch einen Besuch bei der würdigen Mutter der Schwestern vom Orden des heiligen Franciscus ab; ein Gruß von mir wird Euch die Pforten öffnen; glaubt mir, nicht wird der Besuch Euch reuen. Die Aebtissin ist eine mit Verstand und heil'gem Sinn hochbegabte Frau, und haltet immerhin Euch auch bereit auf manchen triftigen Einwurf, den Euren Dogmen sie entgegensetzen dürfte."

Mit Gunst, gestrenger, edler Ritter! — entgegnete der Augustiner — bei Gott! ich achte hoch das Weib, der Schöpfung Meisterstück, doch halt' ich nicht dafür, es sey ersprießlich bei wicht'gen Dingen, anfangs gleich

das Weib in's Spiel zu ziehen; iſt erſt das Werk vollbracht, dann ſchmiegen ſich die Frauen wohl von ſelbſt der neuen Weiſe, denn an das Schmiegen wöhnte ſie Natur, indeß — Ihr wünſchet es, und morgen ſchon werd' ich daher ins Frauenkloſter gehen. Gott ſey mit Euch!

Der Mönch entfernte ſich, um in die Stadt, ins Auguſtinerkloſter, rückzukehren, doch blickte er nicht ganz vergnügt, und er ſchien nur halb zufrieden mit der Aufnahme, die er auf der Burg gefunden.

VII.

Dieß kalte Herz kann Erdenluſt nicht hegen.
Dem Helden Zions ſchlagt es nur entgegen.
Der, als den Tod und Sünd' er überwunden,
Die Geister all' in einen Kranz verbunden.

Man wird nicht irren, wenn man vorausſetzt, es werde den geneigten Leſer intereſſiren, endlich zu vernehmen, wo unſeres Georgs Jugendgeſpielin, die kleine Bertha, geblieben.

Der in Gott ſelige entſchlafene, ſtrenge Herr Ulrich von Freundsberg, glaubte den Gegenſtand der erſten und heftigen Zärtlichkeit ſeines Sohnes nicht weit genug von der Heimath entfernen zu können, und es wurde deſſenzufolge Bertha, die arme, zarte

Waiſe, nach Padua, in ein Nonnenkloſter von der Regel des heiligen Franciscus, als Novitzin, geſendet.

Anfangs freilich wollte dem beklagenswerthen Opfer gewaltiger, roher Willkühr ſchier das Herzlein brechen, allein Bertha war dennoch kein Mägdlein gewöhnlichen Schlages, in ihrem Buſen ſchlug ein hehres, männliches Herz, und es fügte ſich die Jungfrau, voll Reſignation, bald genug mit Würde in das harte, aber unvermeidliche Loos.

Schwärmerei der Liebe und Schwärmerei der Religion gingen zu allen Zeiten gerne Hand in Hand und oft mußte dieſe entſchädigen, wenn des Schickſals allgewalt'ge Hand jene mit unerbittlicher Strenge ertödtete.

Chriſti junge Braut ſagte mit eiſerner Feſtigkeit irdiſcher Leidenſchaft Valet, und trug deren Heftigkeit und unwandelbare Treue über auf den überirdiſchen Seelen-Bräutigam.

Bertha nahm den Schleier und erhielt den Kloſternamen: „Kunigunde.“ *)

Bald drang der Ruf von des jungen Freundbergers herrlich entſproßender Viktoria durch Deutſchland und Italien — da hob ſich Kunigundens keuſcher, jungfräulicher Buſen höher, und ſchneller pochte in der wonniglichen Hülle das ſtolze Herz.

Aus Verzweifelung, weil du ihm entriſſen — ſagte ſich die Gottesbraut in Geheim — hat ſich der Geliebte tollkühn der Bellona in die Arme geworfen und ſein Kriegesruhm iſt und bleibt — dein Werk.

Wohl ſtrafte ſich Kunigunde in Stunden ruhiger Beſonnenheit ſelbſt, und empfindlich ob des ſtolzen irdiſchen Wahnes, allein es half nicht beten, nicht kaſteien — der ſchmeichelnde, tröſtliche Gedanken wiederholte ſich unzählige Mal.

---

*) Bekanntlich mußten und müſſen heutigen Tages noch Mönche und Nonnen ihren urſprünglichen Taufnamen mit einem andern vertauſchen.

Kunigunde wurde mit Recht ihres Ordens Stolz. Ihr musterhaft gottesfürchtiger Wandel, der ausgezeichnete und gebildete Geist der Nonne, vereint mit der höchsten Demuth und Bescheidenheit — überragten unangefochten und anerkannt die Verdienste alle der andern Schwestern, und selbst Haß und Neid — nicht ungewöhnliche Gäste in der Klöster stillen Mauern — wagten sich nimmermehr an die hehre Kunigunde, denn um diese Huldgestalt hatte der Geruch der Gottseligkeit sich verbreitet.

Jahre verschlangen Jahre; unsere Kunigunde reifte allmählig zur Matrone, da erhielt sie einen Ruf aus der Heimath; die Schwestern des heiligen Franciscus zu Mindelheim forderten unsere Glaubensheldin; als Abatissin sollte sie vorstehen dem dortigen Klösterlein. Ob und welche Impulse diesen Ruf bewirkten — darüber wissen wir nichts zu sagen.

Den Ritter von Freundsberg hielt der Waffendienst, fern von seiner Burg, gefesselt an Gefilde des Auslandes, auch war

Georg längst vermählt an Catharina, einer geborenen v. Schrofenstein*) und ihn erfreute blühende Nachkommenschaft bereits — doch wäre dem allem nicht so gewesen, kühn hätte Kunigunde Briefin**) es dennoch gewagt, dem geliebten Freunde der Jugend entgegen zu treten, denn niedergekämpft waren die Hoffnungen und Lüste der irdischen Welt im Busen der gottgeweihten Jungfrau — auf jener Stufe angelangt, dräueten ihr keine Gefahren mehr.

Längst hatte Kunigunde ihren hehren Beruf, als Oberin der ehrwürdigen Schwestern des heil. Franciscus zu Mindelheim in allen Ehren und zur allgemeinen höchsten Zufriedenheit Genüge geleistet, als der eben erwähnte plötzliche Tod seines

---

*) Geschichtlich.

**) Aus der Stadt-Chronik, daß, zur Zeit der Anwesenheit Dr. Martin Luthers im Jahr 1518 zu Mindelheim, Kunigunde Briefin dem dortigen Frauen-Kloster als Aebtissin vorstand.

Bruders Adam unſern Georg zum Antritt der ihm zugefallenen köſtlichen Herrſchaft Mindelheim nach Hauſe berief.

Welche Gefühle den Ritter beſtürmten, und ob unter Kunigundens ſchwarzem Schleier ein nimmer gänzlich zu beſchwichtigender Verräther ſich nicht lebhafter, als gewöhnlich, geregt haben mochte, als die Stunde ſchlug, in welcher ſich das Paar nach jahrelanger Trennung wieder zum erſten Male ſehen ſollte — nicht will man es hier unterſuchen.

Genug! Kunigunde empfing den Freundsberger mit der Würde der Domina und der Ehrfurcht, welche dem Landesherrn gebührte; Georg hinwiederum bezeigte der Aebtiſſin unumwunden hohe Achtung und ſuchte keineswegs den herzlichen Antheil zu verbergen, den er noch immer an ihrer Perſon nahm; doch war man von beiden Seiten klug genug, der innigen Jugendfreundſchaft mit keiner Sylbe zu erwähnen.

Der Ritter kam zum öftern ins Nonnenkloſter, und zwiſchen ihm und der Domina

bildete sich ein ruhig freundschaftliches Verhältniß. Georg spendete als Schirmvogt des Frauenklosters gerne in dessen Angelegenheiten Rath, wenn man denselben erheischte, und hörte dagegen nicht ohne Wohlbehagen auf die weise und sinnige Rede der Abatissin.

Nach sofortiger nöthig, gewesener Aufklärung sothaner Verhältnisse beschleuniget man sich, den Faden der eigentlichen Historie sogleich wieder aufzunehmen.

Pater Raimund aus Münster ließ sich, seinem Versprechen gemäß, des andern Tages bei der Domina im Frauenkloster melden und wurde angenommen.

Mit ernstem, beinahe stolzem Anstande empfing die Aebtissin den fremden Mönch, denn die fromme Frau hatte längst großes Aergerniß genommen an dem zügellosen Wandel der Augustiner in Mindelheim, und es waren die Gäste aus dem diesseitigen Kloster bei den sittsamen und ehrwürdigen Schwestern des heil. Franciscus gerade nicht die willkommensten.

Ob auch Kunigunde schon mehr als

acht Lustra verlebt hatte, dennoch schritt die schlanke und majestätische Gestalt ungebeugt und würdevoll einher, und immer noch zeigte das Antlitz Spuren ehemaliger seltener Schönheit; wenn auch diese Züge das Gepräge einer überwundenen mächtigen Leidenschaft nicht zu verläugnen mochten, das feurige Auge strahlte [illegible] noch siegend, und es gebot dieses Gesicht — in welchem sich männliche Festigkeit und klares Selbstbewußtseyn unverkennbar aussprachen — eine Achtung, die der Domina gegenüber Niemand so leicht zu verletzen wagte.

Man hatte im Sprachzimmer Platz genommen, und nach einem kurzen gewöhnlichen Einleitungsgespräche lenkte sich die Unterhaltung der Domina mit ihrem Gaste alsbald auf einen ernstern Gegenstand, welcher zu jener Zeit in der Conversation, zwischen Laien sowohl als dem Clerus, selten lange unberührt blieb, indem dieser Gegenstand nothwendigerweise das Interesse Aller anregen mußte. Man sprach von Luthern und der neuen Lehre.

Der Reformator hatte ſich unlängſt erſt, dem Gebote des zehnten Leo gehorchend, in Augsburg vor dem päbſtlichen Legaten, Cardinal Cajetan, geſtellt, um die geforderte Rechenſchaft über ſeine Lehren zu geben.

Der Cardinal heiſchte Widerruf, Luther — Ueberzeugung aus der Schrift; kein Theil wich eines Nagels breit — die Spannung geſtaltete ſich mit jedem Tage drohender.*) Sothane Lage der Dinge ſchärfte natürlicherweiſe die den Ereigniſſen des Tages zugewendete Aufmerkſamkeit ungemein.

P. Raimund ließ es ſich auch im Nonnenkloſter eifrigſt angelegen ſeyn, die neuen Lehren zu erläutern.

Wie neulich auf der Burg ſprach der Auguſtiner auch heute mit Begeiſterung; auch jetzt wie dazumalen gleich einem wogenden Feuerſtrom ſeine Rede; die Gründe, welche der Mönch aufführte, ſtellten ſich mächtig,

---

*) Geſchichtlich.

klar und überzeugend dar; ob ihrer Kraft hätten Felsen erbeben mögen, aber du lieber Himmel! was vermochten selbst solche Gründe gegen den Fanatism eines solchen Weibes? Wie Werners Katharina von Bora ungefähr, rief auch diese Kunigunde, weder prüfend noch ferner hörend, sondern nur leidenschaftlich bewegt:

„Gründe nur, und Gründe!
„Herauszieh'n soll ich aus des Herzens Schoos
„Mein Heiligthum; in kalte Worte soll ich
„Es pressen! — O daß ihr es nie versieht!
„Was Ihr mit eitlem Dünkel Gründe nennt,
„Die Worte sind es, diese hohlen Schellen,
„In denen jeder Lebensklang verhallt."

Nun jene Bora hatte zeitig genug sich dennoch triftigen Grün'en gefügt, und aus Ueberzeugung die Gesinnungen umwandelt, aber Aehnliches ließ sich von der Cha-

raktersestigkeit dieser Domina im Mindelheimer Frauenkloster nicht erwarten.

Kunigunde wurde von Minute zu Minute mehr von wilder Leidenschaftlichkeit hingeriſſen, und ging bald ſo weit, Luthern einen Sohn des Satans und die beabſichtigte Reformation ein grauſes Werk der Hölle zu nennen. Nun verlor auch Raimund ſeinen leicht zu erſchütternden Gleichmuth; er ſprang mit erglühenden Wangen im höchſten Unwillen von ſeinem Sitze auf, griff nach dem Barette und wollte gehen — allein die Domina hielt ihn zurück, indem ſie ihm noch zurief: — die Wunder wollt ihr Thoren! läugnen, wollt ungeſchehen machen, was ich und meine Schweſtern in dieſen heiligen Mauern ſelbſt erlebt? Höre! es war vor wen'gen Jahren erſt, als der Landvogt zu Sulzberg, Hans Martin von Stotzingen, ein frommer Herr, unſerm Kloſter einen in ein ſilbern Kreuz eingeſchloſſenen Partikel von dem Leidensſtamme des Erlöſers ſchenkte. Dieſer heiligen Reliquie verdanken wir es, daß unſere ſtille Mauern in des Krieges ſturmbe-

wegter Zeit ungefährdet stets geblieben sind. Selbst die rohesten Wüstlinge fühlten des Partikels geheime Wundermacht, und als solche Wüthriche eines Tages in trunknem Muth in unser Kloster drangen, um Frevel jeder Art zu üben, wurden ihre ganz verstockten Herzen unter dieses Hauses Pforte plötzlich umgewandelt ganz und gar, so daß sie selbst mit ihrem bösen Willen nichts unternehmen und uns nicht schaden konnten.*) Fragt nach im Städtchen, jed' Kind vermag es zu bekräftigen, was ich Euch eröffnet.

Es hatte sich der Mönch genug gehört; ohne ferner Worte zu verlieren, machte er sich los und eilte nun des Klosters Pforte zu.

Heftig zog die Domina am Glockenzug, und von allen Seiten stürzten fromme Schwestern gleich herzu.

---

*) Dieser hier von der Aebtissin erzählte Vorfall ist in Mindelheims Stadt-Chronika, als historische Thatsache, verzeichnet. — Der in Rede stehende wunderthätige Kreuz-Partikel befindet sich heutigen Tages noch in einer Kirche zu Mindelheim.

„Bringt glühende Kohlen meine Schweſtern! — rief Kunigunde den Nonnen entgegen — durchräuchert jeden Winkel dieſer heil'gen Mauern, ſie ſind entweiht durch eines Ketzers Gegenwart; frevle Worte hat ein gottläſternder Frevler hier geſprochen; es nahte der Verſucher uns — doch er der Allmächtige hat uns geſtärkt im einzig wahren Glauben. Appage Satanas!

Die Jungfrauen bekreuzten alle zitternd ſich, und nach wenigen Minuten ſchon erfüllten wohlgeruchverbreitende Weihrauchwolken die Kreuzgänge und des Kloſters Zellen.

VIII.

Auf der Bühne dort von Holz
Sey du Mönchlein! nicht ſo ſtolz:
Du — vom Weibe auch geboren,
Haſt für heut' das Spiel verloren!

Des Bruders Raimund aus Münſter Anweſenheit im Auguſtinerkloſter zu Mindelheim war bisher durchaus nicht mit ungewöhnlichen oder auffallenden Umſtänden begleitet geweſen.

Der Gaſt brachte ſeine meiſten Stunden, in ſich abgeſchloſſen in einſamer Zelle, oder aber im vertrauten Zwiegeſpräche mit dem ehrenwerthen Prior Fux zu; übrigens unterwarf ſich der Fremde gewiſſenhaft den Regeln des Hauſes, beſuchte den Chor wie die andern

Brüder, und selbst heutigen Tages noch zeigt man in der ehemaligen Augustinerkirche das Altar, auf welchem in jener Zeit Pater Raimund täglich das Meßopfer zu verrichten pflegte.

Indessen als nun der Sonntag nahete, an welchem der fremde Mönch, nach Ritter Georgs Wunsch, in der Pfarrkirche die Kanzel besteigen sollte, ging dennoch unter den Kleinstädtern ein Gemunkel, es werde ein, der neuen Lehre unbedingt ergebener Priester predigen.

Diese Nachricht machte die allgemeine Neugier rege, und als am verhängnißvollen Tage nun die Glocken schallten, strömte es in dichten Schaaren nach der Stadtpfarrkirche zu; auch die PP. Augustiner fehlten nicht daselbst, und die Domina des Frauenklosters hatte mit den frommen Schwestern ihr eigenes Oratorium *) im Tempel eingenommen.

---

*) Die Gebäude des Frauenklosters zu Min-

Das Finale eines Präludiums der großen Orgel war in des Tempels hohen Hallen verklungen — jetzt erschien Raimunds stattliche Gestalt auf der Kanzel.

Ein leises Gemurmel erhob sich in der Gemeinde, doch der Prediger begann, und Grabesstille waltete nun im Gotteshause.

Der Augustiner sprach, in der ihm eigenthümlichen kräftigen, salbungsvollen und überzeugenden Weise, gegen den Ablaßschacher und starr hingen Hunderte von Augen an seinem Munde.

Immer voller ertönte Raimunds Stimme; kühner gestaltete sich die Wendung

---

delheim waren unter Georg I. von Freundsberg und auf des Ritters Kosten, durch einen hölzernen Gang in unmittelbare Verbindung mit der Stadtpfarrkirche gesetzt, und den Nonnen die Herstellung eines Oratoriums in diesem Tempel erlaubt worden. Im Jahr 1601 ließ Hr. Christoph Fugger erwähnten Gang mauern und wölben. (Geschichtlich.)

der Rede, und höher, der ſchnell wachſenden Fluth gleich, ſtieg die Begeiſterung des Predigers.

Schon vermochte der menſchenkundige Beobachter leiſe Zeichen des Beifalles, hin und wiederum in der Verſammelung erkeimend, zu erblicken, da lenkte plötzlich ein furchtbares Krachen die Augen aller Anweſenden von der Kanzel ab, nach einer andern Seite des Tempels hin.

Das hölzerne ſchwerfällige Gitterwerk, welches die frommen Schweſtern vom dritten Orden des heiligen Franciscus auf ihrem Oratorium vor profanem Anſchauen ſchützte, hatte eine mächtige Hand geſtürzt, und ſämmtliche Nonnen, in ihrer Mitte die Domina, zeigten ſich nun dem Auge der erſtaunten Verſammlung.

Kunigunde ſelbſt hatte mit mehr als weiblicher Kraft die Schutzwehre zerſtört und hoch erhob ſich die majeſtätiſche Geſtalt der Abatiſſin; mit erglühendem Geſichte unterbrach die Schwärmerin die Predigt, indem ſie laut und verſtändlich in die Verſammelung hinab rief:

„Wackere Bürger dieſer Stadt, ver„ſchließt Euer Ohr der Stimme höllii„ſcher Ketzerei; Gott der Allmächtige „hat mich erleuchtet und mir offenba„ret, daß es der verfluchte Martin „Luther, der Feind unſerer allein „ſeligmachenden Kirche ſelber iſt, wel„cher dort die heilige Stätte ſchändet, „um uns zu verlocken ins ewige Ver„derben; ſeht doch, ſein treuer Spieß„geſelle, der leibhaftige Satan, ſteht, „zur Hülfe bereit, hinter ihm.“

Der Auguſtiner auf der Kanzel erblaßte, und wendete unwillkührlich den ſcheuen Blick hinterwärts.

Dieſe unſelige Bewegung hatte entſchieden; das Anſehen der Domina des Frauenkloſters war groß, die Ueberraſchung ungemein klug berechnet; viele der fanatiſchen, haſenherzigen Spießbürger, deren Phantaſie einmal aufgeregt war, glaubten in der That den leibhaftigen Teufel hinter dem Verkünder der neuen Lehre auf der Kanzel ſtehen zu ſehen.

Es ent.....d ein wilder Tumult, und Hunderte von Stimmen ſchrieen laut durcheinander: „Herab mit dem Ketzer, herab mit dem Feinde unſerer Kirche — in den Hungerbach*) mit ihm — ſtürzt ihn in den Hungerbach!“

---

*) Der Hungerbach hat ſeinen Urſprung im Mindelthale, unweit Lauchdorf. — Von hier aus ſtrömt er durch die Fluren des Thales bis zum öſtlichen Thore Mindelheims, wo er ſich in zwei Arme theilet, deren einer durch die Stadt ſeinen Gang verfolgt. Dieſer Bach hat ſeinen Namen, ſeit undenklichen Zeiten, von der Volksmeinung, daß in den Jahren, in welchen er vieles Waſſer führet, Theurung, bei wenigem Waſſer aber Wohlfeilheit des Getreides entſtehe. Dieſe Meinung hat ſich auch in dem Hungerjahre 1816—17 vollkommen beſtätiget, denn damals war dieſer Hungerbach dermaßen waſſerreich, daß man ſeinen Rinnſaal erweitern mußte. Ungeachtet dieſer Erweiterung ſtrömte das Waſſer über und ergoß ſich in die tiefer liegenden Straßen der Stadt, ſo daß man in denſelben mit Ka-

Auch Georg I. von Freundsberg hatte sich in der Stadtpfarrkirche eingefunden, der Predigt des fremden Mönchs beizuwohnen.

Der Ritter saß, umgeben von bewaffneten Vasallen und Söldnern, in dem sogenannten Herrenstuhle.

Als die Unruhen begannen, warf Georg strafende Blicke auf seine Bürger; und seine stolz und hoch erhobene Rechte gebot Ruhe. Vergebens — der Lärm nahm zu und auf einen Wink des Ritters zog sich Raimund still von der Kanzel zurück. *)

---

chen fahren konnte. In dem fruchtbaren Jahre 1818 dagegen war der Hungerbach beinahe gänzlich vertrocknet, und es folgte die seit einem Jahrhunderte beispiellose Wohlfeilheit des Getreides.

*) Die in spätern Zeiten von den Jesuiten zusammgetragene „Historia Colegii Mindelheimensis“ (Manuscript) äußert sich über den Vorfall, wie folgt: „Als sich Luthers Lehre verbreitete und selbst Herr Georgus I. von Freundsberg dem Reformator erlaubte in der Stadtpfarrkirche zu

Die Nonnen hatten endlich ihr Oratorium geräumt; die Auguſtinermönche und einige wenige der neuen Lehre längſt in Ge-

---

predigen, blieben die ehrwürdigen Schweſtern vom büßenden dritten Orden des heil. Franciscus, welche ſich der regulären Obſervanz der Straßburger Provinz unterworfen hatten, ſtandhaft bei ihrem Glauben, ja deren würdige Mutter (Aebtiſſin) „Kunigunde Briefin" brachte es dahin, daß der Predicant aus der Stadt verwieſen wurde. Dieſe Kunigunde war nicht nur einfältig wie eine Taube, ſondern auch klug wie eine Schlange; mit heiligem Eifer verwies ſie dem Reformator ſeine Irrlehren in's Angeſicht, und in evangeliſcher Einfalt bewog ſie den ihr ungemein ergebenen Herrn von Freundsberg im katholiſchen Glauben zu verharren. Von dieſer Zeit an blieb Mindelheim rein von aller Glaubens-Verfälſchung. Zum ewigen Andenken an dieſem Triumph wählten die regulären Schweſtern das triumphirende Kreuz des göttlichen Erlöſers zu ihrem Schilde; daher heißt ihr Haus: „Das Kloſter zum heiligen Kreuz."

heim zugethanen Bürger liefen geschäftig hin und wieder, um die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen. Alles vergebens! immer wilder ertönte der Ruf: „In den Hungerbach mit dem Ketzer!“

Da ermüdete des ritterlichen Georgs Geduld; er wechselte mit den Seinigen einige leise Worte, und in der nächsten Minute schon hatten die Hellebarden der freundsbergischen Söldner das Gotteshaus geräumt. Die Pforten des Tempels wurden geschlossen und verrammelt, und von Innen und Aussen durch die Lanzknechte besetzt.

Stille herrschte nun in der Kirche weiten Hallen, unterbrochen nur durch dumpfes Gemurmel, welches die verjagten Bürger erhoben, die sich vor den Thoren des Gotteshauses in einzelnen Gruppen annoch verweileten.

Vater Raimund saß in einem gigantischen, alten, mit Leder überzogenen Lehnstuhle der Sakristei; er lächelte schmerzhaft, doch Ruhe war zurückgekehrt in die Züge seines etwas blassen Antlitzes.

Jetzt nahete sich der Freundsberger

dem Mönche, und auf einen bedeutſamen Wink des Ritters folgte ſchweigend der Auguſtiner.

Georg führte den Gaſt hinter den, dem heiligen Sebaſtian geweihten Chor-Altar, wo ein alter, unbrauchbarer Orgelkaſten ſtand, und an jener Stelle angekommen, machte ſich zwiſchen den Beiden folgendes Geſpräche:

Ritter Georg.

Läugnet nicht länger, Ihr ſeyd — Dr. Martin Luther.

Luther.

Ich bin's.

Ritter Georg.

„Die Wahrheit über Alles" — oft wiederholtet Ihr heute an heiliger Stätte den Satz, und dennoch ſchliechet Ihr Euch unter erborgtem Namen in mein Gebiet, in mein Kloſter, in meine Burg? — Kannte Euch Niemand in dieſer Stadt?

Luther.

Einzig und allein der ehrwürdige Prior

im Auguſtinerkloſter, doch er ließ meinen Gründen Gerechtigkeit widerfahren, und achtete unter vier Augen ſelbſt mein angenommenes Inkognito.

Ritter Georg.

Und — dieſe Gründe?

Luther.

Wahrheit über Alles! — ſie die ſchlichte Wahrheit allein ſollte ſiegen auch in dieſem Thale, und nicht der zufällige Nimbus, in welchen die Ereigniſſe des Tages meine Perſon gehüllt, die Gemüther beſtechen.

Ritter Georg.

Es läßt ſich hören; doch vernehmt nun auch meine Gedanken. In meiner Bruſt hat es getagt. Irrthümer ſind es, die Euren Geiſt verblendet — ich bleibe der alten Mutter Kirche treu, ſo wahr mir Gott mög' helfen und heil'ge Pflicht iſt es für mich, vor Irrlehren auch die Meinigen zu wahren, doch acht' ich in Euch den großen Mann, den ein edler Willen adelt, auch weiſe, große Sterb-

liche, sie können irren und oft zu allen Zeiten haben sie geirrt. Es möge Gott Euch bald erleuchten und zur Erkenntniß Eueres Irrens gnädiglich Euch leiten.

Ihr seht, Euch leben viele Feinde, doch: viele Feinde großer Ruhm!*); nur laßt durch eifrig Haschen nach ird'schem Ruhm und Glanz Euch nicht verblenden. — Doch genug davon, es drängt die Zeit. Aufgefordert von mir selbst, habt heute Ihr in diesem Gotteshaus gepredigt, und ich halte es für heil'ge Pflicht, Euch sicher zu geleiten. Ihr müßt fort aus diesem Thal, bevor ein neuer Morgen tagt, und nimmer waget es, bevor Ihr Euren Irrthümern abgeschworen, den Fuß zu setzen aufs Gebiet, das ich das meine nenne. Ob ich auch dreist mich wohl vermessen könnte, an meiner Hand Euch durch den Aufruhr selbst zu leiten gleich in meine Burg, so halt' ichs für angemessen dennoch nicht, so öffentlich vor meiner Bürgerschaft

*) Es war dieser bekanntlich der Freundsbergers Wahlspruch.

Euch Schutz zu geben, denn es würde ſcheinen, als ob ich Eurer Sache zugethan, dieß wäre Lüge, und meiden muß man auch den Schein — darum müßt auf geheimem Wege Ihr dieß Gotteshaus verlaſſen.

Luther.

Auf geheimem Wege? — Wie verſteh' ich Euch?

Ritter Georg.

Hört! ein geheimer Weg — er führt von hier nach meiner Burg, doch dieſer Weg bleibt Geheimniß ſtets in das der Herr der Burg allein nur eingeweiht, darum gelobet mir an Eidesſtatt durch Handſchlag gleich, ihr werdet das Geheimniß nimmermehr verrathen.

Luther.

Hier meine Hand.

Ritter Georg.

Wohlan — ich vertraue Euch! — Nun denn mit Gott! —

Mit dieſen Worten rückte der Freund-

berger den alten, bestaubten Orgelkasten bei Seite, ein flach an der Erde liegender Grabstein, auf welchem in ritterlicher Rüstung und knieend, einen Rosenkranz in den Händen die Gestalt des seligen Ritters Schwiger I. von Mindelberg abgebildet war, wurde sichtbar. — Georg drückte an einer verbergenen Feder, der Grabstein öffnete sich; es war eine Fallthüre, durch welche man hinabsah auf eine enge Wendeltreppe.

Der Ritter nahm eine Wachsfackel aus dem Orgelkasten, entzündete sie und stieg hinab, stillschweigend dem Augustiner winkend; dieser folgte, der dunkle Schoos der Mutter Erde nahm die Beiden auf, und krachend fiel hinter ihnen der Grabstein zurück in seine Fugen.

Gebückt und fortwährend schweigend schritten der Ritter und der Mönch durch den schmalen, feuchten, unterirdischen Gang, welcher tief unter der Stadt weg in der Richtung nach Südwest hin führte. Nachdem man länger als eine halbe Stunde gewandelt, führte eine zweite ungemein steile Wendeltreppe auf-

Univ. Bibl.

wärts; endlich stieß man auf eine andere Fallthüre, der Freundsberger drückte sie nach oben, und die beiden Wanderer stiegen heraus; ein helles aber einsames Gemach in der Mindelburg nahm beide im nächsten Augenblicke auf.

„Hier bleibt vorerst und verhaltet Euch still; mit Speise und Trank werde ich selbst Euch versehen" — sprach der Ritter, indem er sogleich durch die Fallthüre wieder in den unterirdischen Gang hinab stieg.

Der Zeiger der Uhr auf dem Thurme der Stadtpfarrkirche deutete bereits auf die Mittagsstunde, und noch immer standen viele Mindelheimer Bürger in Gruppen in der Nähe des Tempels, flüsternd und mit finstern Blicken die Kirchenpforten hütend.

Jetzt öffneten sich diese Pforten, und mit klirrenden, festen Schritten und stolzem Anstande trat Georg I. von Freundsberg heraus in's Freie.

Der Ritter, ſeine Vaſallen und Reiſigen beſtiegen ſchweigend die bereit ſtehende und ungeduldig mit den Hufen die Erde ſchlagenden Streitroſſe, und in vollem Galoppe ſprengte der Zug durch die Straßen der Stadt, durchs untere Thor, der Mindelburg zu.

Die Mindelheimer Bürger hatten Luthern in ihrer Stadtpfarrkirche eingehen, aber dieſelbe nicht mehr verlaſſen ſehen. Jetzt ſtürzten die Fanatiker ins Gotteshaus und durchſtöberten jeden Winkel deſſelben, aber nirgend war der Vermißte zu finden, doch bemerkte endlich einer der Suchenden ein hinter dem Chor-Altar angebrachtes rundes Fenſter — ein ſogenanntes Ochſenauge — welches geöffnet war, und nun hatte man plötzlich Licht, denn man hielt ſich für feſt überzeugt, daß der Gott-ſey-bei-uns durch dieſes Fenſter den Prediger der neuen Lehre entführt habe, und noch heutigen Tages zeigt man das Fenſter, durch welches dazumal Luther, mit des Teufels Hülfe, entkommen.

Am östlichen Horizont begann, in trübe Wolken gehüllt, allmählig in blutrothem Glanze die Sonne aus ihrem Lager sich zu erheben — da stand bereits auf dem im Eingange dieser Erzählung erwähnten Vorsprunge, am Saume des Kirchdorfer Forstes, ein zur Fußreise gerüsteter Augustiner.

Der Mönch schaute sinnend und schwermüthig hinab ins Thal, doch auf dessen Fluren ruhete an diesem frühen Morgen ein dichter Hebrrauch — eine im Mindelthale sehr gewöhnliche Natur-Erscheinung — welcher der Gegend einen düstern Anstrich verlieh, der wohl zur Gemüthsstimmung des Reisenden paßte.

Lange stand also schauend und in schwermüthige Gedanken versunken der Augustiner, doch plötzlich rötheten sich seine Wangen höher, seine Augen funkelten, und mit einem Blick zum Himmel rief er mit lauter, kräftiger Stimme vertrauensvoll aus:

Gott trau' und hab' einen guten Muth,
Es wird noch alles werden gut,
Wohl beſſer als man's hoffen thut. *)

Der Mönch ſprach's, wandte dem Mindelthale den Rücken, und war eine Minute ſpäter im Dickichte des Forſtes verſchwunden.

---

*) Dr. Martin Luthers eigene Worte.

Ende der erſten Abtheilung.

II. Abtheilung.

Luthers andere Reiſe.

Audentum aliquid pro salute communi.

Justinus.

(Für das Gemeinwohl muß man ſchon etwas wagen.)

I.

Wir irren auf der See der Welt,
Auf welcher eine Fluth die and're schwellt;
Kein Vorgebirg' erscheint zur Rechten oder Linken;
Wir sind der Stürme Gaukelspiel;
Süd, Ost, Nord, West — es gilt gleich viel,
Weil wir den Hafen nur erreichen, wenn wir sinken.

Wernicke.

Seit Luther in der Stadtpfarrkirche zu Mindelheim geprediget hatte, waren nun etliche Monden verflossen, und man lebte im Spätherbste bereits.

An einem naßkalten Oktoberabende, als draussen wilde Stürme braußten, saß im Priorate unseres Augustinerklosters der greise Dr. Fridelinus Fux am wärmenden Kaminfeuer in seinem bequemen Lehnstuhle.

Der Prior hielt - so eben eröffnete Briefe in der zitternden Rechten, und blickte gedankenvoll und schwermüthig in die flackernden Flammen. Neben seinem Oberhaupte stand der Subprior, der wackere Pater Johannes Roß; endlich unterbrach dieser eine lange Pause des Schweigens, und folgende Conversation fand Statt:

P. Johannes.

Es ist also wirklich wahr, hochwürd'ger Vater! und alle Hoffnung nun entschwunden: es werde diese unheilbringende Spannung in der Kirche in gütlichem Wege annoch sich schlichten? —

Prior.

So scheints zum Theil. Wenigstens hat die Vermittlung gänzlich sich zerschlagen, welche Luthers Zusammenkunft mit dem Cardinal-Legat zu Augsburg, dem heft'gen Cajetan, herbeizuführen, schlau berechnet war. Der leidenschaftlich trotzende Ingrimm von Luthers Gegnern vereitelt vollends die

gute Wirkung, die des Pabſts bisher gemäßigtes Benehmen hervorzubringen allerdings geeignet war. In wen'gen Tagen ſchon wird Luther Augsburg verlaſſen; an den Pabſt zu appelliren iſt ſein feſter Wille und dieſen Will hat er erklärt.*) Ich halte hier in meinen Händen die Abſchrift einer Denkſchrift, die an den zehnten Leo zu erlaſſen Dr. Martin entſchloſſen bleibt. Das Memoire iſt ſeiner Faſſung nach die ſonderbarſte Merkwürdigkeit, die es je geben mag. Unter dem Scheine des Gehorſams, der Ehrfurcht und ſogar der Liebe für den Pabſt verbirgt unſer Bruder die entſchloſſenſte Widerſetzlichkeit, bittern Spott und höhnende Verachtung; nicht möglich bleibts, dem röm'ſchen Hof Beleidigenderes noch zu ſagen; es iſt der merkwürdigſten Briefe**)

---

*) Geſchichtlich.

**) Luther erließ das hier angeregte Schreiben an den Pabſt in der Wirklichkeit erſt unterm 6. April 1520.

einer, den je ein Privatmann ſchrieb, und merkwürdig auch es dürften deſſen Folgen ſich geſtalten.

P. Johannes.

Nicht merkwürdig nur — ſprecht: verheerend, ja vom Grunde aus zerſtörend — und Ihr habt das rechte Wort gewählt. Doch ſaget mir hochwürd'ger Herr! welche Partie gedenket ernſtlich Ihr in dieſem Glaubensſtreit zu nehmen? —

Prior.

Wie oft ſoll ich's Euch wiederholen theurer Bruder! ich nenn' der Gottgelehrtheit Doktor mich, und als ſolcher liegt mir ob, allein nach Wahrheit nur zu ſtreben. Ich hab' mit Ernſt die neue Lehr' geprüft und bewähret ſie gefunden. Mit einem Wort — im weſentlichen gehör' der neuen Lehr ich an.

P. Johannes.

Ganz wohl, hochwürd'ger Herr! theolog'ſcher Doktor ſeyd Ihr zwar, und habt als ſolcher Pflichten, doch dieſes Kloſters Prior

seyd Ihr auch, und in dieser Eigenschaft habt fei'rlich Ihr geschworen, der Brüder geistlich und auch leiblich Wohl gewissenhaft stets wahrzunehmen. Bedenkt! in unserm Stift- und Schenkungsbrief, ausgestellt vom ehrenfesten Ritter Schwigger, genannt von Mindelberg, am Ambrositag im Jahr des Heils Eintausend zwei hundert und vier und sechzig ist von Wort zu Wort die Klausel auch zu lesen:

„Wenn die Mönche in Mindelheim
„einst selbst und ohne unsere Einstimmung und Bewilligung sich an einen
„andern Ort hin begeben würden; so
„sollen alle Güter, die sie zum Geschenke und zum Heile unserer Seelen
„erhalten haben, wieder an uns und
„unsere Erben ohne Einred' verfallen
„sey'n."

Nun wißt ihr wohl, es haben alle jenem Schwigger gefolgten Dynasten, und zuletzt auch unser jetzt regierender Herr, Georg I. von Freundsberg, jenen Stift- und Schenkungsbrief bestätigt zwar, doch gar vorsichtig-

lich für ſich auch jene ſchlimme, inhaltsſchwere Klauſel vorbehalten. *)

Jüngſt haben wir geſehen, wie die Bürger dieſer Stadt der neuen Lehre abhold ſind; der Freundsberg denkt wie dieſe Leute und die ſchwärmeriſche Domina im Nonnenkloſter drüben, deren Wort dem Ritter Georg und der Stadt ein heiliges Orakel gilt, — ſie ſpart keine Müh', den Haß gen Luther und die neue Lehr zum höchſten anzufachen.

Erkläret Ihr hochwürd'ger Herr! Euch offen für die neue Lehr, ſo bleibt kein Zweifel nicht, die Brüder alle dieſes Hauſes — ſie werden Eurem Beiſpiel folgen. Die Leichtſinnigen! nicht Ueberzeugung, nicht religiöſer Sinn zieht ſie dahin, nur hoffen ſie, im Schutz der neuen Lehr, ungeſtört der eiteln Luſt ſich zu ergeben, und jede wohlthätige Feſſel der Zucht und Ordnung abzuſchütteln.

Doch glaubet Ihr wohl ſelbſt im Ernſte nicht, es werde Jüngern dieſer Lehr gelingen,

---

*) Alles rein geſchichtlich.

im Kloſter dieſer Stadt ſich fürder noch zu halten. Gezwungen würden wir uns ſehen, freiwillig dieſe Mauern ſchnell zu meiden und den Rücken unſer'm Eigenthum zu wenden. Mehr als dreiſſig Menſchen ſind in dieſem Fall' dem Elend preisgegeben, und Ihr allein ſeyd's dann, der dieſen Jammer rauf (herauf) beſchworen. Wollt Ihr ſolch' Bewußtſeyn, ſolche ſchwere Folgen tragen? Fühlt Ihr dazu Euch ſtark genug? —

Prior.

— (Mit einem tiefen Seufzer:) — Ich weiß es wohl, der Scylla renn' ich zu, indem ich die Charybdis *) meide. Gehorchen läßt ſich leicht, doch ſchwerer bleibt — Gebiethen. In mancher langen ſchlafberaubten Nacht hab' ich das Schwür'ge meiner Lag' beachtet und darüber nachgedacht. Allmächt'ger! gib' mir ein Zeichen, wie dieſe Pflich-

*) Das alte bekannte lateiniſche Sprichwort heißt: „Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdin.“

ten ich erfüllen mag, und jene nicht verletzen!

Eine neue lange schweigsame Pause erfolgte nun. — Plötzlich brauſete drauſſen wilder und heftiger der Sturm und erſchütterte klirrend und mächtiglich die runden, trüben Scheiben in den gothiſchen, hohen Fenſtern des Priorats.

Argos*), des Priors alter, eisgrauer, polniſcher Wolfshund, welcher bisher ruhig unter dem ſchwerfälligen Tiſche gelegen hatte, erhob ſich, ſtellte ſich in die Mitte des Gemaches, und ließ, mit vorgeſtrecktem Kopfe, ein gräuliches, ohrzerreißendes Geheul ertönen.

Die Augen der erſtaunten Mönche begegneten ſich, dann ſprach P. Johannes:

„Von Gott habt Ihr hochwürd'ger Herr! ein Zeichen ſelbſt erflehet, ſeht — es wurde Euch. Laßt dieſes Thieres Schmerzensruf

---

*) Argos hieß auch der Hund des Odyſſeus.

Euch warnen, und ſetzt des Kloſters Heil und Seyn nicht freventlich aufs Spiel.“

Es ließe, wäre es ein Zeichen von dort Oben, erwiederte würdevoll der Abt, daſſelbe ſich auch anders deuten, als eine Warnung, nicht ob ird'ſchem Glück und Wohl die Stimme des Gewiſſens zu verläugnen und — nach einer kurzen Pauſe — erhob ſich der Prior, indem er mit eines Sehers Begeiſterung feierlich die Worte ſprach:

Berufen iſt der Geiſt. — Was heilig dort geſchrieben,
Nicht einer Kaſte Eigenthum iſt es geblieben;
Zum Prüfen ward dem Menſchen der Verſtand,
Der Zeitſtrom ſtürzt der Bonzen Scheidewand.
Die Freiheit hat die Allmacht ſelbſt erkohren,
Zur Freiheit iſt der Sterbliche geboren:
Die neue iſt nur alte Gotteslehr,
Sie ſiegt — ſie ſiegt zu Gottes höchſter Ehr:
Nicht frag' ich mehr nach ird'ſchen Sorgen,
Durch Gottes Wort bin ich geborgen.

Mit Entſetzen betrachtete Pater Roß den Abt, denn alſo entſchieden, be-

stimmt und unumwunden, hatte sich dieser, als Anhänger der neuen Lehre, bis jetzt, nimmermehr ausgesprochen, doch bevor sich der Subprior von seinem Erstaunen erholen, und wieder zu Worte gelangen konnte, trat eine ritterliche Riesengestalt, wie ein ächter deus ex machina, zwischen die Mönche, und indem der Riese den Dr. Fux herzhaft auf die Schulter schlug, rief er mit einer Sonor-Stimme:

„Recht, du wackrer Glaubenshelb! nicht neu ist Luthers Lehr' — 's ist keines Menschen, sondern Gottes alte Lehr, die böse Menschen uns nur vorenthalten. Recht alter Herr! entschlage dich der ird'schen Sorgen, als Gottes Kämpe bist geborgen, und hast nicht auf Sand dein Haus gebaut."

Der Mann, welcher also sprach, war der mächtige Ritter Hans von Hartlieb, dessen Burgen im Allgau belegen waren, und der sich Feldhauptmann der ungemein gewerbigen, nahen Handelsstadt Memmingen nannte.

Ritter Hans, des Priers alter und ver-

trauter Freund, befand sich seit einigen Tagen als Gast im Kloster. Herr von Hartlieb war durch eine Seitenthür' vorerst in's Priorat getreten, und hatte, von ihnen unbemerkt, der Mönche Gespräch belauscht. Aus der Art, wie der Ritter seine Gegenwart offenbarte, kann von selbst der Leser nun entnehmen, wessen Geistes Kind er war.

Etwas erschöpft hatte der greise Abt wieder sich in seinen Lehnstuhl gesetzt, und auf dessen Wink der Ritter auch am Kamin Platz genommen; der Subprior stand nach wie vor; es haftete sein Auge an der Stube Diele.

Ausgetobt hatte der Sturm; geflohen über die Hügelreihe im Westen waren die schwarzen Segler der Lüfte; ein rosigter Sonnenstrahl blitzte durch die vom Regen genäßten Fensterscheiben des düstern Priorats; ein Friede verkündeter Regenbogen verwebte die sanften Farben am fernen Horizont.

Ungerufen und beruhiget nahete Argos dem Gebieter, und legte, freundlich wedelnd, den langen Kopf auf des Priors Kniee.

„Wie gefallen Euch diese Zeichen werther

Bruder!?“ — alſo wendete ſich Dr. Fux lächelnd zum Pater Johannes.

Der Subprior hob die Achſeln, und ſchlich ſchweigend aus dem Priorate.

„Laßt ihn gehen, 's iſt ein Zweifelſch....r - ſchrie laut lachend der kräftige Ritter — und — fügte er ſchmunzelnd bei, ich dächte, wir leerten dem heiter gewordenen Abend zu Ehren, etliche Humpen deutſchen und gerechten Nierſteiner; laßt getroſt, alter Herr! das Fäßlein anzapfen, welches, ein wackrer Vorläufer, die Ankunft des Hanſen Hartlieb in Eurem Kloſter freundlich angemeldet hat.“

Es geſchehe nach Eurem Willen, edler Herr! erwiederte Friedelin, indem er an der Klingelſchnur zog.

II.

Du kanntest mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich, als ich in den Garten kam?

Göthe's Faust.

Ritter Hans von Hartlieb war nicht der einzige Fremde, welchen seit einigen Tagen die gastlichen Mauern des Mönchsklosters zu Mindelheim aufgenommen hatten.

Auch ein junges, ungemein fein und zierlich gebautes, ohnlängst aus fernen Landen angekommenes Augustiner-Brüderlein, welches sich „Frater Edmund" nannte, trippelte jetzt zuweilen mit kurzen Schritten durch die langen, düstern Kreutzgänge, oder lustwandelte, wenn die Sonne des Spätherbstes ihre sparsamen Strahlen zuweilen spen-

dete, sinnend über die gefallenen, gelben Blätter des Klostergartens dahin.

Bruder Edmundchen, wie die Mönche diesen Gast zu bezeichnen pflegten, war ein gar wunderseltsamiglicher Kautz. Sein milchweises und bartloses Gesichtchen glich mehr, dem eines reitzenden Mädchens, als jenem eines schönen Jünglings, denn schmachtend und schüchtern blickten die grossen, frommen, blauen Taubenaugen; die unbedeutendste Veranlassung deckte Edmunds zarte Wangen sogleich mit glühendem Purpur, und auch das feine, niedliche Stumpfnäschen und der liebreitzende kleine Mund mit seinen Perlenzähnchen, so wie die Ueberfülle des güldenen Haupthaares, welches ein schwarzseidenes Netz nicht hinlänglich genug zu verbergen vermochten, deuteten so wie Haltung, Gang und alle übrigen Manieren entschieden auf weibliches Wesen hin.

Sein ganzes Benehmen überhaupt stellte den jungen Gast als einen ungemein räthselhaften dar; Edmund nahm, zwar inbrünstig und eifrig betend, nichtsdestoweniger im Chor und in der Kirche ein eigenes,

von den Uebrigen gänzlich abgesondertes Plätzchen ein; auch speiste das fremde Mönchlein nicht, wie es herkömmlich war, im Refektorio, an des Priors Tafel, sondern auf einsamer Zelle ganz allein.

Dieses Stilleleben und einsame Treiben des jungen räthselhaften Gastes reitzte die Neugierde der müssigen Augustiner-Mönche, und sie versuchten allerwärts sich an ihn zu dringen, allein Edmund wich ängstlich jeder Unterhaltung mit den Bewohnern des Klosters aus, und vor Zudringlichkeiten schützte den Jüngling der derbe, aber wackere Hans von Hartlieb, denn der Ritter hatte Edmunden lieb gewonnen und auch dieser hatte sich mit kindlichem Zutrauen zu dem rauhen Haudegen hingeneigt.

Wenn Edmund im Klostergarten sich erging, und wo immer er sich ausser seiner Zelle befand, war auch der riesige Hans in der Nähe, und es war nicht gerathen mit dem barschen Ritter zusammen zu kommen; die Mönche alle wichen gerne ihm aus, denn er war ein strenger Mann, welcher wenig Federle-

ſens machte, wenn man ihm den Weg vertrat.

An einem jener heitern Tage, welche im Spätjahr der etwas unpoetiſch alſo genannte: „alte Weiberſommer“ noch zuweilen hervorzubringen pflegt, luſtwandelte, ſeiner liebſten Neigung folgend, Edmundchen im Kloſtergarten.

Das zarte Jüngelchen hatte eine von Floras ſpäten Spenden, eine brennend rothe Aſter, gepflückt, und indem er nun die einzelnen Blättchen ausraufte, murmelte der Kleine wie das Gretchen in Fauſt — denn ſothanes ſinniges Blumenſpiel erfreut ſich eines noch ältern Alters als der hoch gefeierte alte Herr v. Göthe — verſchämt in ſich hinein lächelnd:

Liebt mich — Nicht — liebt mich — Nicht — liebt mich!

In dieſem Augenblicke fühlte ſich Edmund rückwärts von zwei kräftigen Armen innig umſchlungen und eine ſonore Männerſtimme rief:

„Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumen-

wort dir Götterausſpruch ſeyn. Er liebt dich! verſtehſt du, was das heißt? — Er liebt dich.“

Mit einem Schrei hatte ſich Edmundchen in den ſennigten Armen, welche ſie umſchlungen hielten, gewendet, doch als der Kleine nun die Züge des kühnen Umarmers erſchaute und deſſen Stimme vernahm, liſpelte er hold erröthend in himmliſcher Freude: „Ach ja, mir ſagt's mein Herzelein, liebſt mich wahrhaft, treu und ewiglich.

„Ja bei Gott — er liebt dich wahrhaft, treu und ewiglich — wiederholte der unfern dem Paare ſtehende biedere Ritter Hans Hartlieb, indem er ſeine rauhe Stimme möglichſt mäßigte, und mit der rieſigten Fauſt eine Thräne zerdrückte, welche unwillkührlich in's Auge des eiſenfeſten Mannes gedrungen war.

III.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich fassen
Und halten ihn!
Und küssen ihn.
So wie ich wollt',
An seinen Küssen
Vergehen sollt!

Gretchen in Göthe's Faust.

Der nunmehrige dritte Gast im Kloster zu Mendelheim, welcher so plötzlich in den Garten getreten und das zarte Edmundchen in seine Arme geschlossen hatte, nannte sich schlechtweg: „Ritter Görge."

Wenn schon nicht von solch' gigantem

Körperbaue als Hans v. Hartlieb, stellte doch auch dieser Görge einen gar stattlichen Ritter dar. Er trug einen Waffenrock von geschorenem kastanienbraunem Sammet, über und über bedeckt mit kleinen Bienen in güldener Stickerei, den Kopf zierte ein Barett von gleichem Stoffe, auf welchem fünf schwarze Schwungfedern prangten, und das Schlachtschwert hing in einer goldverbrämten scharlachrothen, seidenen Feldbinde. Der kurze braune Stutz- und Knebelbart ließen mehr noch die kräftig-männlichen Züge des ziemlich vollen Gesichtes hervortreten; sein stolzer Anstand, und jede Bewegung des braunen Ritters zeugten von dessen Entschlossenheit und wahrhaft kriegerischem *Muthe*.

Hans von Hartlieb und Ritter Görge mußten vertraute Freunde seyn, denn häufig sah man die beiden Herren, Arm in Arm, und in traulichen Gesprächen miteinander wandeln.

Uebrigens hatten nun auch im Priorate lange und häufige Konferenzen, bei verschlossenen Thüren, zwischen dem Prior, dem Sub-

prior, und den beiden Rittern statt, und man hörte im Gemache nicht selten wohl gar laut und heftig sprechen.

Geheimes wurde unverkennbar ausgeheckt in des Klosters stillen Mauern; der sich stets gleiche Gang vieljähriger alter Ordnung schien verrückt; die Disciplin — sie wurde minder streng gehandhabt nun, und in den langen Corridors, in allen Winkeln selbst, es standen, leise flüsternd mit wicht'gen Mienen, die Brüder hier und dort zusamm'!

Edmund schlich trauernd und allein, und wenn des finstern Priorates hohe Pforten endlich sich erschlossen und Ritter Görge freundlich zu dem Jüngling trat, dann erst kehrte Heiterkeit in dessen Antlitz wieder.

An einem heitern Nachmittage, dessen stille Ruh und linde Wärme Hohn dem Herbste bot, saßen, bei kosendem Gespräche, Görge und Edmund in einer offenen Laube des Klostergartens; die beiden flüsterten heimlich und immer heimlicher; man neigte die Gesichter nah' zusamm', jetzt berührten selbst die Lippen sich, und im nächsten Augenblick lag

das Auguſtiner-Brüderlein in des Ritters Armen.

Nun verſchob ſich Edmunds ſchwarze Kutte, und o Wunder gar! es zeigte unterſelber ſich ein reinlich-weißes Frauenkleid; ein üppig voller, doch ſittſamiglich verhüllter Jungfern-Buſen ſtrebte mächtiglich zur Höhe und, in ſich ſelbſt unbewußter Luſt, es hauchten zarte Lippen die Worte: „trauter Martin!“ und mit innigem Gefühl es liſpelte der Ritter: „Käthchen! ſüße Herzenskäthe mein!“ — — —

Gefallen ſind des Geheimniß Schleier, und der geneigte Leſer weiß, wer Görge und wer Edmund war.

In ſeliger Umarmung lange Zeit ſich und die Welt vergeſſend, ſaß das Paar, da wand gar hold erröthend Katharina von Bora ſich aus Luthers Arm und zur Höhe ſchauend, ſchrack die Jungfrau mächtiglich zuſamm'! „Ach Martin! dort ſieh' hin, — ſprach das Mädchen bebend — wir ſind be-

huſcht“ — und ſchnell mit den kleinen zitternden Händen ordnete ſie das Gewand.

Luther hob das Auge — und in der That, in den kleinen Fenſtern des Kloſterhauſes, welche nach dem Garten führten, lagen mehrere geſchorne, feiſte Köpfe, deren Blicke, widerlich gar grinſend, nach der Laube hin gerichtet waren, doch jetzt zogen dieſe Köpfe ſich zurück, und laut lachend rief darauf:

Luther

Laß die Tröpfe ſchauen — mag es doch die ganze Welt bald wiſſen — du biſt mir verlobt als Braut.

Katharina.

Braut und deine Braut — das ſüße Wort vermag ich kaum zu faſſen, und doch unwillkührlich durchſchauert mich des Wortes lieber Klang. — Mein Luther! wenn nur nicht des Himmels Braut auch wär, und ihm dem Seelenbräutigam hab' ich meinen Eid gebrochen — ach! Luther! dieß Bewußtſeyn nagt an meinem Herz und macht, daß ich in deinem Arme ſelbſt erbebe; wird Gott den Frevel mir vergeben? —

Luther.

Wie oft muß, holde Zweiflerin! ich dir es wiederholen: Aufgelöst iſt ja dein Schwur; zu ältern, heil'gen Pflichten biſt berufen:

„Die Männin gab dem Manne die Natur;
„Was ſie gebeut, das kann kein Eid vernichten!" —

Es ſchlägt in Prieſters wie in Layens Bruſt ein Herz; wie ſoll der kalte Hageſtolz dem zarten Weib, dem holden Kinde ſüße Pflichten lehren, die ſelbſt er nimmer kennen darf? — nur die ſelbſtſücht'ge *** — in Rom konnte ſolches Opfer je erheiſchen, das dem Willen Gottes fremd; — der alten Kirche erſten Diener waren ſelbſt beweibt, und eine ſchnöde Pfaffenliſt allein gebot den Cölibat; werde du mein trautes Weib — ich will vor des Allmächt'gen Thron den Schritt vertreten. —

Der größte Mann bleibt ſelbſt mit ſich und ſeiner Welt entzweit, wenn zarter Liebe Feſſeln ihn nicht binden.

Katharina.

Wie gierig lauſch' ich deinem weiſen Wort, und Troſt und Ruh' und Friede ſen-

ken ſich in meine Bruſt, wenn du im Tone ſolcher Ueberzeugung ſprichſt. Doch trauter Martin! eine Bitte nur erfüll', und führe mich bald fort aus dieſen Mauern, die mir unheimlich und ſelbſt graulich ſcheinen. Siehſt du den alten Thurm, an des Hauſes Seit', nach Norden hin gewendet — dort. ſtöhnt es bang in ſtiller Nacht; ich hab' es aus des Thurmes Schoos ſchon öfter kläglich ſeufzen hören.

Luther.

Im Thurme dort es klagt — Forbenius, ein grauſer Sünder; verwirkt hat er ſein Loos, er harrt — gerechter Strafe. In Weibes Bruſt hanthiert gar ſeltſam doch der Mikrokoſmus, wenn der Mann —

Unſer Held wurde hier unterbrochen. Johannes Roß, der Subprior, eilte geiſterbleich — und ſchwankend war ſein Schritt — der Bank entgegen, auf welcher Martin und Katharina ſaßen.

„Was gibt's mein Bruder!?“ — rief geſpannt der braune Ritter dem Kommenden entgegen.

Unglückspost! — erwiederte odemlos der Pater — mein werther Bruder! um Gott! folgt eiligst mir — ein Schlagfluß hat den Prior heimgesucht — schon ringt er mit dem Tode, und angelegentlich — er wünscht zu sprechen Euch.

Es sprang entsetzt der Luther auf und eilend schritt er mit dem Pater fort.

Katharina faltete die runden Händchen, richtete das fromme Aug' zum Himmel, und still es betete die Jungfrau für sich hin.

IV.

Der Fromme ſchlaft — und Engel ſchweben nieder
Und decken ihn mit leuchtendem Federbett.

Im Priorate lag der würdige Dr. Fridelinus Fux erſtarrt im Lehnſtuhle, und ſchon faß unverkennbar der unerbittliche Tod in ſeinem gebrochenen Auge.

Der Kloſterarzt hielt des Kranken zitternde Rechte, und hob mit bedenklicher Miene die Achſeln; die Conventualen alle hatten ſich um den Sterbenden verſammelt.

Jetzt trat Luther ins Gemach, und nahete ſich voll Theilnahme dem ſchwer Erkrankten — da kehrte noch ein Mal eine flüchtige Röthe auf des Ables hagere, bleiche

Warze..., und in seltsamiglichem, kaum natürlichem Feuer, erglänzten seine Augen.

Luther! — hub der sterbende Prior an, und zwar mit solch' kräftigem Ausdrucke der Stimme, wie man in diesem Zustande ihn zu bemerken nimmermehr Gelegenheit findet — Luther! ehe dort der Sand verronnen — sieh' ich vor Gottes Richterstuhl — mein Aug' schaut klar — aus ihm gewichen schon ist Erdenstaub — kein falscher Pfad' ist es, auf dem du wandelst; dein Stern es ist der wahre Stern des Lichts — doch fliehe schnell nun diese Mauern — nicht spenden Jünger sie des Evangeliums — nichts habe du gemein mit den unsaubern Geistern — die hier den Söhnen Satans gleich, mit Gier — auf meines Lämpchens Löschen harren, um dann sogleich dem Unsinn und der Sünde sich zu weihen — nicht wir vermögen es den Troß zu retten — zeuch' du dem hehren Ziele zu, die Allmacht wird dein Streben segnen — nun beuge dich mein Bruder, und empfahe meinen Segen.

In hoher Rührung kniete Martin —

der Sterbende legte die langen welken Hände auf des Doctors Haupt, und sprach feierlich den Segen — dann sank der Abt zurück — noch ein Augenblick und seine Seele war entflohen — ein sanftes Lächeln doch umschwebte des Verklärten Züge.

Dem Freunde drückte Luther jetzt die Augen zu, die Klosterbrüder starrten, erschüttert etwas doch, finster vor sich nieder. — Argos, der treue Hund, der bis jetzt zu des Priors Füßen lag, bekümmert seinen alten, kranken Herrn, unverwandt fixirend — erhob sich nun, beroch den Leichnam, und erhob sofort ein schauerlich tönendes Geheul, doch plötzlich stürzt das theure Thier entseelt auch nieder.

Im Prierate waltet Grabesstille nun, doch nach einer langen Pause nimmt Johannes Roß, der Subprior, das Wort, und spricht:

„Meine Freunde und Brüder in Christo! Nicht mehr ist der Abt, und nach den heil'gen Regeln dieses Hauses führ' ich für den Augenblick das Regiment. Macht Anstalt, die

ird'ſche Hülle unſres würdigen Priors in der Kloſterkirche feierlich beizuſetzen, dann rüſtet Euch, herkömmlich, zur Wahl eines neuen geiſtlichen Oberhaupts."

Jetzt ſchrieen die Mönche wild durcheinander: „Wir wählen keinen neuen Abt mehr, — wir werfen ab die Feſſeln der Knechtſchaft — frei und luſtig wollen auch wir uns des Lebens freuen — alle zu Mal verlaſſen wir das Kloſter — wir huldigen der neuen Lehr' als Verkünder des Evangeliums — wir ziehen mit dem würdigen Doctor Martin hier — ja Luther ſoll unſer Führer ſeyn — Vivat Lutherus! hoch!"

Mit Würde trat Luther jetzt unter die tollen Auguſtiner-Brüder, und ſprach mit emphatiſchem Ernſte alſo: „Ich habe die Hoffnung gänzlich aufgegeben in Euch würdige Stützen des werdenden großen Werks zu finden — der heilige Verklärte hatte Recht — unſaubre Geiſter ſeyd Ihr und nichts weiter — nichts hab' ich jetzt und fürder gemein mit Euch — ich ſag' mich los von Euch und zieh' noch heute ab."

Nun that sich Stephan Kaut, der frecheste der frechen Mönche hervor, und schrie ganz laut: „Da seht ein Mal den frommen, stolzen Herrn; kapiteln will er uns und führt ein feines Liebchen selbst, vermummt mit sich herum — scheer sich der Herr Martin, wohin er will, wir werden ohne ihn zurecht schon kommen. Pereat der aufgeblas'ne Doctor Luther!

Pereat der Luther! brüllten alle Mönche ihrem Sprecher nach.

„Ruhe!“ gebot eine Stimme, die dem Donner Gottes glich, und diese Stimme gehörte dem Ritter Hartlieb an, der bisher, unbemerkt von Allen, gedrückt in einer Ecke gestanden hatte.

„Ruhe! — sprach Herr Hans — Ruhe! ihr unnützen Bursche! und wagts nicht mehr, den Gottesmann und seine keusche Minn' zu höhnen, oder Gottes Wetter sollen Eure verruchten Klatzen treffen, daß daran Ihr denken sollt.“

Der Ritter hatte mit diesen Worten sein Schwert zur Hälfte nur entblößt, da rannten

die Feiglinge über Hals und Kopf von dannen, und im nächsten Augenblicke befanden Hartlieb, Luther und der Subprior sich, mit der Leiche allein, im Priorate.

Hier ist unsres Bleibens nicht, Freund Martin! — hub nun der Ritter wieder an — denn hier wird deine Saat zur Frucht auch nimmermehr gedeihen; zu einem dankbarern Boden will ich dich geleiten.

Ganz wohl, erwiederte der Doctor, ansehen aber möcht' ich's doch, wie die Geschichte enden wird.

Ach, — rief Pater Roß gar schmerzbewegt — ich durchschaue ganz, wie sich schnell der Knoten lösen wird; des Klosters Schlüssel leg' ich in die Hände meines gnädigen Herrn, und folge dann, der neuen Lehr' zwar nicht, doch vorerst — Euch.

Ein groß Geräusch und Lärm hatten indeß — als diese Herrn also sprachen — sich draus erhoben; man hörte Thüren schlagen und viele Stimmen wild durcheinander schreien, jetzt — stürzte blaß und zitternd Katharina ins Gemach.

„Um Gott! Herr Martin! laßt uns fliehen — flehete die Jungfrau — denn in offenem Aufruhr ſind die Mönche ſchon begriffen; ſie haben den Gefangenen im nördlichen Thurme mit Gewalt befreit, die Keller alle aufgeſprengt, die Kutten abgeworfen — und nun toben ſie wie trunkene Wüthriche.“

Schweine nur, nicht Menſchen ſind's — entſchied Luther entrüſtet, dann zum Ritter Hans gewendet, fuhr er fort — Freund! thut mir den Gefallen, geleitet mit Euren Reiſigen ſogleich das Fräulein nach dem Katharinenberge und harret dort beim Eremiten meiner; bald folg' ich Euch.

„O trauter Herr! — bat Katharina — kommt lieber gleich mit uns; es iſt hier nicht geheu'r, mir ſchwant, Euch dräut Gefahr.“

Ein ernſter Blick, den Luther ſchweigend, nach der Jungfrau hingerichtet, ließ ſie verſtummen.

Hans Hartlieb bot ehrfurchtsvoll der zarten Maid den Arm, indem er ſprach: „Freund Martin! baut auf mich; ja Eurem

Kleinod wird kein Haar gekrümmt, ſo lang ich athme.

Noch ein Mal wendete beſorgt das Fräulein das thränenſchwere Auge zum Herzensfreund, dann folgt es ſeinem Führer. Der Subprior und Luther verließen durch eine andere Seitenthür das Priorat.

V.

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl,
Als wie fünf Hundert Säuen.

Goethe.

Der entſcheidende Schlag war gefallen und der plötzliche Tod des Priors hatte alle Zucht und Ordnung gelöst im Auguſtiner-Kloſter zu Mindelheim.

Die Mönche hatten eine Deputation nach dem Georgenberg auf die Mindelburg geſendet, um dem ehrenfeſten Georg I. von Freundsberg ihren Entſchluß anzudeuten, zur neuen Lehre überzugehen und das Kloſter zu verlaſſen.

Zwei Stunden ſpäter erſchien eine vom Ritter Freundsberg, als Landesherrn,

bevollmächtigte Commission im Convente des Augustiner-Klosters; diese Commission bildeten: Johann v. Krombach, Urban Langher, bisheriger Pfleger des Gotteshauses der Augustiner, und Johann Traber, damals Pfarrer in dem benachbarten Dorfe Unterauerbach; letzterer als Notarius cæsareus apostolicus.*)

„P. Stephan Kauz erklärte hierauf, „im Namen aller seiner Mitbrüder, gedachter „Commission feierlich zu Protokoll:

„Sie seyen in ihrer Jugend aus Unver„stand in den Orden des heiligen Augusti„nus und in's Mindelheimer Kloster „getreten und in demselben Priester geworden. „Bei reifern Jahren hätten sie nun durch das „Wort Gottes und die heilige Schrift genug„sam erlernt, daß sie, wenn sie sich mit ihrer „Händearbeit, wie sie zu thun Willens wären, „ernähreten — in ihrem Gewissen und Ge„müthe viel ruhiger und gottseliger leben „möchten, als bei dem, durch menschliche „Satzungen, errichteten Mönchsstande. Nach-

*) Geschichtlich.

„dem man ihnen nun die lebenslängliche „Pfründe in dem ehegenannten Kloſter zuge„ſagt habe, ſo wollen ſie jetzt in der aller„beſten Geſtalt, Form und Maß, wie ſie „nach Ordnung der Rechte am allerhöchſten „und beſten Kraft hätten, ihrer bisher beſeſſenen „Pfründe halber, aller Jurisdiction mit ſammt „aller Gerechtigkeit, die man ihnen ſchuldig „und verpflichtet geweſen, in Kraft dieſes „offenen Inſtrumentes — — ganz frei, „quitt, ledig und los geſagt haben „und ſagen ſie auch ihr bisheriges „Kloſter und Gotteshaus ganz und „gar frei, quitt, ledig und los, mit „Verzichtleiſtung auf alle Anſprüche für ſich „und ihre Nachkommen; ſie begeben ſich hie„mit auch aller Anſprüche auf's feierlichſte, „die ſie oder ihre Nachkommen je bekommen „könnten oder möchten und verſprechen an „Eidesſtatt, alle obgeſchriebene Sachen glaub„lich und treulich zu halten.

„Dem Allem zu wahrer Urkunde begeh„ret P. Stephan Kaut für ſich ſelbſt „und im Namen ſeiner Mitbrüder, welche

„Dessen Person statuiret, als auch die bemel-
„deten Johann v. Krombach und Urban
„Langher, an Statt und im Namen des
„edlen und gestrengen Herrn Herrn Georgen
„des Ersten von Freundsberg zu
„Mindelheim, Seiner K. K. Majestät
„Rathes, Dieners und tyrolischer Gemainen
„Feldhauptmannes als Herrn und Schirm-
„herrn des gedachten Klosters und Gottes-
„hauses Pflegers, von den hienach beschrie-
„benen Notarien ein oder dem mehrere In-
„strumente zu geben ꝛc. ꝛc. — Als hiezu er-
„bethene Gezeugen unterzeichnen sich: Jo-
„hann Paur, als Verweser der Pfarrei
„Mindelheim, Georg Schörer, Pfarr-
„helfer, Niklas Schmid, Hieronimus
„Eiselin, alle Priester; Wilh. v. Zoll,
„Simon Kompaß und Jakob Schutz,
„Laien und Bürger auch Inwohner zu Min-
„delheim. Die ganze Verhandelung be-
„stätiget mit seinem gewöhnlichen Zeichen
„und Namen. Joannes de deo Traber.*)

*) Diese merkwürdige Erklärung findet sich von

Es wurde annoch bestimmt, daß die Mönche innerhalb vierundzwanzig Stunden den Freundbergischen Commissarien das Kloster nebst allen Gütern und deren Utensilien übergeben und sofort die Stadt Mindelheim und

---

Wort zu Wort in der Chronika der Stadt Mindelheim vor.

Die Historia colleg. Mindelh. (Manuscript) äußert sich über diese Angelegenheit also: „Martinus Lutherus, qui cum Saxone se Augustam contulerat, adhuc cuculatus excurrit Mindelheimium et in sacello, quod sacrario veteri conjungitur, operatus est, virusque, quod animo conceperat, eo periculosius dispersit, quo blandius, ut brevi post abjecta fronte plures eum, quam Deum sequi malent; etenim illius deliria, tam et si manifesto cacodæmon humeris ipsius insidere conspiceretur, præposuerunt. Quemadmodum herbam adolescentem facilis imber ad maturitatem perducit, ita vitiorum fibras istorum mentibus radicatas facilis Lutheri promovit irrigatio, ut ad nomen famamque deficientis omnes eodem fulmine siderati viam veritatis deseruerint. Non mirum, unus Ardelio, ut est in trito verbo, plures

das Gebiet des Herrn von Freundsberg räumen sollten. Jeder dieser Ex-Augustiner erhielt aus der Klosterkasse — semel pro semper — dreißig Goldgülden als Reisegeld.

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und als die Commissarien sich nun aus dem

---

Sectatores, quam septem graecia sapientes nanciscuntur. Quasi facem et lampada in annum ex anno alius alii præbuit, donec vigesimo sexto rem sibimet exitialem et ordini universo perniciosam ausi sunt. Magistratus in Monasterium advocarunt, praesentibus omnes facultates, omnia bona, jura, ipsum quocunque monasterium consignarunt. Male factum! quis enim hanc illis potestatem fecit, externo potius magistratui, quam Superioribus ecclesiastica bona submittendi? et quo jure, qui nihil proprium habere singuli poterant, donarunt universa? Male, inquam, factum! id autem longe pessime, quo dicerent, accuratius se deo famulatores, si deserto D. Augustino meretricibus (ita libet vocare, quas accipere conjuges simularunt) novi Salii adhaererent."

Kloſter entfernt hatten, lieſſen die Mönche feile Buhldirnen ein, mit welchen ſie ſchon längſt in geheimer Verbindung geſtanden hatten, und hierauf wurden ſämmtliche Pforten des Hauſes geſchloſſen.

Nun ging erſt ein tolles Leben an. Die Mönche hatten im Refektorio ſich verſammelt; in Strömen floß der köſtlichſte Wein, der ſich im Kloſterkeller vorgefunden. Dieſelben Inſtrumente, welche ſonſt zum Lobe des Allmächtigen im Tempel klangen, wurden zu unzücht'gen Tänzen nun geſpielt und es gingen endlich die betrunkenen Unſinnigen ſo weit, eine der ſchönſten, jüngſten Dirnen nakt auszuziehen, ſie mit heiligen Kirchengewändern zu ſchmücken, auf des Lektors Pult im Refektorio zu ſetzen und als Venus anzubeten. Die Sittſamkeit würde man verletzen, wollte alle Gräuel man beſchreiben, welche dieſe tolle Auguſtiner an jenem Tage noch vollführten.

Die ſeltſamen Begebenheiten des Tages waren indeſſen in der Stadt bekannt geworden, und der Mönche wilder Jubel in dem Kloſter zog die Bürgerſchaft herbei; es bildeten ſich

vor den verſchloſſenen Thoren Gruppen; man murrte und machte Miene die Pforten zu ſprengen, um das entweihte Heiligthum von den unheil'gen Schwelgern zu reinigen.

Indeſſen war Luther, in abgeleg'ner Zelle, beſchäftigt, ſeine wichtigen Papiere zu ordnen und in die Reiſetaſche einzupacken. — Jetzt trat Johannes Roß in die Thüre und meldete — Entſetzen ruhte auf des Paters Zügen — was geſchehen. „Um Gott! — alſo ſchloß der Subprior ſeine Rede — um Gott! mein werther Bruder, flieht; Ihr habt nicht einen Augenblick mehr zu verlieren, denn ein Vertrauter brachte mir die Kunde, daß ſich Georg v. Freundsberg anſchickt, an der Spitze ſeiner Söldner, herabzuſteigen in die Stadt, das Kloſter zu beſetzen und Euch — zu fahen. Nehmt dieſen Schlüßel, er öffnet die kleine, annoch unbeſetzte Pforte, die aus des Kloſters Schäflerei in's Freie führt. Eilt, den Katharinenberg zu erreichen; bei Hans v. Hartlieb ſeyd Ihr vor's Erſte wohl geborgen; in einer Stunde folg' ich Euch nach, wenn Gott es will!"

Es ſah Luther ein, daß keine Zeit hier zu verlieren war. Der Doctor nahm die Reiſetaſche unter'n Arm und eilte in den Pferdeſtall; es ſattelte und zäumte Herr Martin ſelbſt ſeinen frommen Zelter; vorſichtig führte er das Thier dann über'n Kloſterhof, öffnete die bezeichnete Pforte und wollte nun auf's Pferd ſich ſchwingen, um dem Katharinenberg zuzutraben; doch jetzt wurde unſer Held gewahr, daß in der Eil' und Finſterniß er ſich vergriffen und eines fremden Zaums und Sattels ſich bedienet hatte.

Herr Martins Zaum und Sattel waren ein Geſchenk des Herrn von Mannsfeld zu Eisleben*) und es wollte der Doctor dieſes theure pretium affectionis ſo geringen Kaufs zurück nicht laſſen, deßhalb band er ſeinen Zelter an einen nahen Baum und — über'n Hof wegſchleichend — kehrt er in den Stall zurück, doch alles Suchen iſt vergebens, nicht finden ſich der Zaum und Sattel

*) Es war derſelbe Sattel, der heutigen Tages noch ſich in Mindelheim befindet.

vor und es muß am Ende sich unser Held entschliessen, die werthe Rüstung aufzugeben und ernsthaft an die Flucht zu denken.

Doch neuer Schreck und abermalig' Mißgeschick! Ein Windzug hat indeß die Pforte zugeworfen und Luther selbst den Schlüßel zu derselben verloren; dieser Schlüßel mochte ihm im Stall entfallen seyn und mußte sich in der Streu verkrochen haben; er war nicht aufzufinden.

Draussen auf der Straße wurde mächtiglich an's große Klosterthor gepocht; es waren — kaum blieb es zu bezweifeln — der Freundsberg wohl und seine Leute.

Zum höchsten nun war die Gefahr gestiegen — da faßt sich unser brauner Ritter schnell; kühn nimmt er seinen Anlauf und setzt glücklich über die etwas niedrige Mauer der Schäferei hinweg.*) — Jetzt wirft Luther sich auf's Pferd, drückt dem Thiere beide Sporen in die Seiten und im Flug jagt er von dannen.

*) Man zeigt jetzt noch die Stelle an der Mauer des ehemaligen Augustiner-Klosters, welche Luther überstiegen.

VI.

Allmächtiger!
Mein schwer beladen Herz
Drangt sich zu Dir empor — zu Dir!
Welch elend Ding ist es um diese Welt!
Zachar. Werners Luther.

Die betrunkenen Ex-Augustiner trieben es immer toller, allein als der Unfug in der That jede Grenze überstieg, nahete Freundsberg mit den Seinen.

Als dem Ritter auf wiederholtes starkes Pochen nicht geöffnet wurde, ließ er die Thore sprengen und nun strömten nicht nur Freundsbergs Reisige, sondern hinter diesen, auch die aufgeregten Mindelheimer Bürger, Männer, Weiber, Kinder, ins Innere des Augustiner-Klosters.

Die erschreckenen Mönche, mit Recht strenge Ahndung fürchtend, hatten das Refektorium verlassen und sich mit ihren feilen Dirnen in verschied'ne ihnen wohlbekannte Winkel des weitläufigen alten Gebäudes verkrochen, und man gab sich nun die nicht geringe Mühe, sittenlose Trunkenbolde aufzusuchen, doch es wurde dieß Beginnen, schnell und plötzlich durch ein unvorgesehenes schreckliches Ereigniß unterbrochen.

In der auf dem Hof des Klosters stehenden Scheune war Feuer aufgegangen.

Es hatte sich ein wilder Sturm erhoben und im Nu nun stand das ganz von Holz nur aufgeführte Gebäude, zum Ueberfluße noch mit dürrem Stroh und Heu überfüllt — lichterloh in Flammen.

Alle stürzten auf den Hof, doch war dem Feuer nicht beizukommen, denn der Sturmwind blies dazu, und mit Riesenarmen leckten diese Flammen von allen Seiten weit in den Hof hinein.

Plötzlich erschien in des brennenden Dachstuhls Mitte eine hohe Frauengestalt mit ge-

lösten Haaren; es war die wahnsinnige Judith Fellheimer, die sich im Getümmel in's Kloster eingeschlichen hatte.

Mit beinahe übermenschlicher Kraft hatte die Judenmaid einen Augustinermönch durch das Feuer auf den Dachstuhl hingeschleppt; es war der unselige Forbenius. Der Mönch, schon durch seine lange Haft entkräftet, hatte nun des starken Weines zuviel zu sich genommen und befand sich in einem Zustande, der keinen Widerstand verstattete.

Den Verführer hielt, voll herkulischer Kraft, die Närrin an seinem schwarzen Gürtelriemen weit von sich, daß er in Lüften schwebte; dann schrie die wilde Tochter Israels durch die Flammen zu der Menge nieder:

Jehovah! Preis!
Der Rache Gott
er hat gesiegt,
Juhe!
Verfluchter Augustin!
fahr zur Hölle hin —
Juhe!

Und mit diesen Worten warf die Rasende den Mönch hinab in's Flammenmeer, in das

sofort sie selber, laut jubelnd, sich auch stürzte.

An Rettung der Unglücklichen war hier nicht zu denken; Entsetzen hatte die Versammlung nun ergriffen.

Ritter Georg befahl, um größerem Unglücke vorzubeugen, die brennende Scheune mit Haken einzureissen, und bald es hatte sich an solchem leichten Stoff des Feuers Macht erschöpft.

Die Ex-Augustiner waren mit ihren Dirnen indeß entflohen; des Priors Leiche ward nach der Stadtpfarrkirche gebracht, und das Volk ließ der Freundsberger durch seine Reisige zerstreuen. Das verlassene Kloster wurde abermals gesperrt und Georgs Lanzknechte bewachten es in dieser Nacht.

Sein Pferd am Zügel führend, war Luther auf des steilen Katharinenberges Gipfel angelangt.

Hartliebs Waffenknechte hatten sich mit ihren Rossen im Gebüsch gelagert, und ihnen übergab der braune Ritter auch sein treues Thier.

Des Wallfahrtkirchleins Pforte war geöffnet; es ſchaute Luther in das Heiligthum, deſſen Inneres matt ein ewig Licht erhellte. Hier kniete Katharina auf den Stufen des Altars, ſtill und fromm zum Himmel betend. Herr Martin ging fürbaß; er wollte nicht der Jungfrau Andacht ſtören, und es ſchaute unſer Held nun, durch das enge Fenſterlein in des Klausners Zelle, in welcher auch ein ſchwaches Lämpchen brannte. Der Eremit las in der Poſtille, und Ritter Hans — er ſchlummerte beim leeren Humpen.

Der Doctor ließ die zwei gewähren und lehnte ſich, im Freien, an einer hundertjährigen, entlaubten Eiche Rücken; hier zog Herr Martin nun ſein Flötenſpiel hervor und lockte aus demſelben linde, ſchwermuthsvolle Weiſen, die des wilden Sturmes Toben halb verſchlang.

Jetzt blutigroth, es ging das Feuer im Kloſter auf, erhellend weit umher die Gegend. Von ſeinem hohen Standpunkt auf dem Katharinenberg vermochte Luther in die Flamm' zu ſchauen; er unterbrach ſein Spiel und rief

zum Himmel ſchauend: „Herr! das iſt dein Strafgericht; geprieſen ſey dein Name!“ — Dann ſetzt die Flöt' er wieder an die Lippen und wehmuthsvoller als zuvor geſtalten ſich des Inſtrumentes Klänge.

Vier Stunden waren ſo verfloſſen, da mahnt Pater Roß, berichtend jene Gräuel-Scenen, die der Leſer kennt.

„O Luther!“ — alſo endete der Subprior, — „warum ſtörteſt du den Fried' dort unten; deine Nähe brachte nicht das Heil, des Herrn Gotteshaus liegt nun verödet.“

Herr Martin ließ die Worte unerwiedert und ſpielte ruhig die Flöte fort, doch ſein bedeutſam Schweigen war eine Antwort auch.

Indeſſen hatten Ritter Hartlieb und Katharina v. Bora ſich herzu gefunden und dringend mahnte Hans zum Aufbruch nun.

„Laßt mir mein Pferd und zieht voraus — entſchied Herr Martin Luther — bald folg' ich nach.“

Pater Roß und der Ritter wollten Einred' wagen und bittend ruhte Käthens Blick auf dem geliebten Mann, doch ernſter nun

gebot der braune Ritter: „Zieht, wenn Ihr mich liebt, von dannen!“ — und Ritter Hartlieb rief: „Zu Pferd! laßt ihn gewähren; er bedarf des meinen nicht, denn einem höhern Schutz — hat sich sein frommes Herz ergeben.“

Es hatte ausgetobt der Sturm; der volle Mond war vorgetreten, und klare Sternlein blinkten freundlich wieder. —

Der Reisezug war schnell geordnet und setzte in Bewegung sich; man stieg am westlichen Abhange des Katharinenberges nieder, und wendete dann links sich nach der Straße, welche nach Memmingen führt.

Die also Dahinziehenden alle, ausser dem Subprior, erhoben ihre Stimmen, und in harmonischem Chore sangen sie hinaus in die stille, friedliche Nacht das folgende herzstärkende Lied:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.

Der alte, böſe Feind,
Mit Ernſt er's jetzt meint;
Groß Macht und viel Liſt
Sein grauſam' Rüſtung iſt;
Auf Erd iſt nicht ſein's Gleichen.

Mit unſrer Macht iſt's nicht gethan,
Wir ſind gar bald verloren,
Es ſtreit' für uns der rechte Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren.

Fragſt du, wer er iſt?
Er heißt Herr Jeſus Chriſt
Der Herr Zebaoth,
Und iſt kein and'rer Gott;
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt'n uns gar verſchlingen,
So fürchten wir uns nicht ſo ſehr,
Es ſoll uns doch gelingen!

Der Fürſt dieſer Welt,
Wie ſau'r er ſich ſtellt,
Thut er uns doch nichts,
Das macht, er iſt gericht' —
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein'n Dank dazu haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan,
Mit seinem Geist und Gaben.

Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laßt fahren dahin,
Sie haben kein'n Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!"

Die Stimmen der Dahinziehenden waren in der Ferne bereits verklungen, und immer noch lehnte Luther an der alten Eiche auf dem Katharinenberg.

Jetzt griff der Doctor wieder nach der Flöte, leise und wehmüthig auf derselben phantasirend, doch bald es ging die langsame, linde Weise in eine raschere und kräftigere über, und sein Spiel gewann am Ende gar den Charakter des kühnen Triumphes.

Nun hatte Herr Martin sein Spiel geendet, noch einen Blick warf er hinab ins

Mindelthal und auf die ſtillen und verödeten Mauern des Auguſtinerkloſters; dann richtet er ſein Auge zum geſtirnten, reinen Himmel und, hoch die Rechte mit der Flöte hebend, rief abermals der Glaubensheld mit kräft'ger Stimme aus:

„Gott trau' und hab' ein'n guten Muth,
Es wird noch alles werden gut,
Wohl beſſer als man's hoffen thut."

Herr Martin ſprach's, indem er raſch ſich auf den Hacken wandte, und ohne Zeitverluſt den Seinigen nun folgte; beim Dorfe: „Oberauerbach" erreichte er bereits den Zug.

VII.

Gleich als prophetiſch ſprach ſie*): „Einen Baum
„Hab' ich gepflanzt, ach! in ein ſumpfig Land,
„Die Wurzel, kühn und kräftig, wird den Maulwurf
„Aus ſeinem Hügel ſcheuchen, doch erſticken
„Wird ſie das Veilchen und das Immergrün,
„Schnell wächſt der Baum, und weit verbreitet ſind
„Die Aeſte, aber ſchwach, — kein Blitzſtrahl ſchadet,
„Wohl aber Wind und Regen ihm, doch herrlich
„Wird einſt auf ihn gepfropft" — da verſchied ſie.

Z. Werners Weihe der Kraft.

Wir haben unſer Wort gelöst, und nun in ſchlichter, einfacher Weiſe, aber der Wahrheit treu und zwar hier zum Erſtenmale, erzählt, wie es dem großen Re-

---

*) Cotta's Weib, bekanntlich Luthers erſte Wohlthäterin auf der Schule zu Eiſenach.

formator auf seinen zwei geheimen, aber freilich unglücklichen und bisher beinahe gar nicht von den Historikern berührten Reisen, von Augsburg nach Mindelheim ins dortige Augustinerkloster im Jahr 1518 ergangen.

Nichtdestoweniger läßt sich ermessen, daß man gerne wissen wird, welche fernere Schicksale und welches Ende die in unserm historischen Drama aufgetretenen Personen erfahren haben.

Wir kommen sothanem gerechten Wunsche unserer verehrlichen Leser und einer gerechten Kritik um so willfähriger zuvor, da die dießfallsigen Notizen, welche wir nachzuholen uns im Stande sehen, nicht nur unverkennbar interessanter, sondern beinahe durchgehends rein historischer Natur sind.

Nachdem die Augustinermönche zu Mindelheim ihr Vermögen den freundsbergischen Bevollmächtigten feierlich übergeben,

in Form Rechtens auf daſſelbe für immer Verzicht geleiſtet, und ſofort den Orden, ihre Religion und das Kloſter verlaſſen hatten, zerſtreuten ſie ſich in alle Welt, verheiratheten ſich mit lüderlichen Weibsperſonen und trieben bürgerliche Gewerbe.

Allein die ſittenloſen, trägen Mönche wurden allerwärts auch ſchlechte Bürger des Staats, lebten elend und kümmerlich, und ſtarben Ruhm- und Namenlos.

Der ehemalige Subprior, P. Johannes Roß allein, trat in der Folge, dem Glauben der Väter und ſeinen Gelübden treu, in das Stift der regulirten Chorherrn zu Grönenbach, im Fürſt-Biſchthume Kempten. P. Roß ſtarb in hohem Alter, und hinterließ eine Geſchichte des Stiftes Grönenbach, welche auf unſere Zeiten gekommen iſt.

Georg I. von Freundsberg verließ, bald nach den erzählten Begebenheiten, die Burg der Väter wieder, und widmete beinahe ſeines ganzen übrigen Lebens Reſt — wie wir hören werden — dem tück'ſchen Glück des Krieges.

Der Stadtmagiſtrat zu Mindelheim, welchem der Freundsberger, während ſeiner Abweſenheit, die Regierung übertragen hatte, verfaßte nun über das Geſammtvermögen des ehemaligen Auguſtinerkloſters herkömmliche Inventarien, und legte alles unter Siegel.

Die Herrn von Freundsberg, eingedenk der zu Anfang dieſer zweiten Abtheilung angeregten Clauſel des urſprünglichen Kloſter-Stiftungsbriefes betrachteten in der Folge deſſelben Güter als ihr Eigenthum, und ſchalteten darüber nach Belieben. Sie nahmen größten Theils alte Diener ihres Hauſes oder auch Andere, denen ſie hold geblieben, als Pfründner in das Kloſter, und ernährten ſie von deſſen Einkünften.

Die in der Regierung der Herrſchaft Mindelheim dem Geſchlechte der Freundsberger gefolgten Dynaſten, die Herrn von Fugger und Mayrelrain fingen wieder an, die Revenüen des ehemaligen Auguſtiner-Kloſters ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäßer zu verwenden. Sie nahmen vier Welt-

prieſter und vier Singknaben in das Kloſter auf, welche, wie ſonſt die Auguſtiner, dem Gottesdienſte in der Kirche vorſtehen mußten; auch wurde ein Theil der kloſterlichen Einkünfte zu Wochenſpenden an Arme und zur Unterſtützung armer ſtudirender Jünglinge verwendet. *)

Im Jahre 1589 bereits gerieth Hans von Fugger auf den Gedanken, das ehemalige Auguſtinerkloſter zu Mindelheim den Jeſuiten zu übergeben. Seinem Sohne,

---

*) Joannes Fuggerus Wolfgangus Wilhelmus a Maxelrain — quatuor sacerdotibus et pueris, cantoribus cibaria publica in monasterio locarunt, jusseruntque sacra, quibus persolvendis monachi tenebantur, obstricti, diligenter procurare. Praeterea stipem hebdomadariam tenuioribus ad portam monasterii distribuerunt, hospitalibus inde subvenerunt; quin audio, non neminem ex iisdem reditibus in studiis altum atque educatum, organicen etiam musicoese parochianos inde locupleates. (Historia colleg. Mindelh.)

dem Herrn Christoph von Fugger, einem Zöglinge und leidenschaftlichen Anhänger der Gesellschaft Jesu, gefiel des Vaters Entschluß ungemein wohl, dessen Ausführung aber wurde ungemein verzögert, denn der damalige Provinzial des Augustiner-Ordens, Antonius de Leyen, wußte durch allerlei feine Umtriebe das Project zu hintertreiben, und suchte das schöne Kloster zu Mindelheim mit dessen fetten Gütern seinem Orden wieder zu gewinnen.

Christoph von Fugger erlebte die Realisirung seiner Lieblingsidee nicht; er starb am 29. Dec. 1615, und erst im Jahr 1618 unter dem Herzoge Maximilian von Bayern gelangten die Jesuiten in den unbeschränkten Besitz des oft erwähnten Augustinerklosters zu Mindelheim.

Die Jesuiten rißen nun das alte Kloster und das Gotteshaus großen Theils zusammen, und stellten die Gebäude aufs neue in dem ihnen eigenthümlichen, nicht zu verwerfenden Style, auf; die Herrn befestigten alsbald, wie allerwärts, ihre wohlberechnete

Herrschaft über große und kleine Geister auch in dieser Landesstadt.

Nur die Schweden im dreissigjähr'gen Kriege machten den frommen Vätern so manche schlaflose Nacht.

Als der große Gustav Adolph im Jahr 1632 in Mindelheim seinen Einzug hielt, waren, seinen Schutz zu erflehen, die Jesuiten dem Könige vor die Thore der Stadt entgegen gegangen, und ihr Rector fing an, eine lange, wohl einstudirte Rede zu halten, doch Gustav Adolph unterbrach den hochwürdigen Herrn sogleich in deutscher Sprache mit den Worten: „Halts Maul — hat Euch Jesuiten der Teufel denn in jedem noch so kleinen Städtchen?"

Nichtsdestoweniger wußten die feinen, frommen Väter dennoch schwedischen Schutz zu erschleichen, allein sie mußten dafür auch ganz unmenschlich blechen*) (bezahlen), und der nochmalige etwas derbe schwedische

*) Chronika der Stadt Mindelheim.

Stadtkommandant, Hauptmann Makov, regalirte sie sogar mit Prügeln.

Mit der päbstlichen Aufhebungsbulle vom 21. Juli 1773 endeten auch in Mindelheim das Thun und Treiben der Jesuiten.

Im Jahr 1781 konstituirte der Churfürst Carl Theodor eine sogenannte Zunge des Maltheser-Ordens in Bayern *)

*) Dr. A. Michl äußert sich in seiner Kirchengeschichte (München 1811 bei J. Lindauer. 8. B. II. S. 187 u. 188) etwas seltsam, folgendermaßen: „In Bayern wurde der Maltheser-Orden zum Besten des armen Adels eingeführt, und bestand aus einem Groß-Priorate, einer Ballei vier und zwanzig Ritter- und vier Priester-Commenden, die zusammen jährlich 171,000 Gulden reiner Einkünfte abwarfen. In der päbstlichen Bulle, durch welche die englisch-bayerische Zunge des Maltheser-Ordens bestätiget wurde, heißt es im Eingange: „quum Nobilitatem bavaricam ingens servandi castitatem ardor invaserit.“ — Scheint es nicht — ruft Hr. Dr. Michl dabei aus — als wenn der Römer dem baierischen Adel hätte — eine Sottise sagen wollen!“

und fondirte dieſelbe auf die Jeſuitengüter, deren Erträgniſſe ehevor dem Etat der lateiniſchen Schulen zugewieſen waren. Zu Mindelheim wurden zwei Commenden gebildet, und denſelben die ehemaligen Auguſtiner- und nachmaligen Jeſuiten-Kloſter-Güter angewieſen.

Durch ein königliches Dekret vom 8. Sept. 1808 wurde die engliſch-baieriſche Zunge des Maltheſer-Ordens aufgehoben, und den zeitlichen Comthuren frei geſtellt, entweder ihre Commenden lebenslänglich ſelbſt zu adminiſtriren, oder aber gegen eine jährliche Penſion von 3000 fl. dem Staate zurückzugeben.

Im Jahre 1820 kaufte Joſeph Graf von Rechberg, königl. baieriſcher General-Lieutenant und bevollmächtigter Miniſter-Ambaſſadeur am königl. preuſſiſchen Hofe zu Berlin, in der Préférence eines bisherigen Comthurs der engliſch-baieriſchen Zunge, das ehemalige Auguſtinerkloſter zu Mindelheim mit allen dazu gehörigen Gebäuden, nebſt Bräuhaus und ſämmtlichen Gütern,

nur die grundherrlichen Rechte hatte sich die königl. baierische Regierung vorbehalten.

Auf diese Weise acquirirte ein später Sohn desselben alten Stammes Güter, dessen Altvordern sothanen Gütern, vor mehr als vier Jahrhunderten schon, als Schirm- und Landesherrn vorgestanden hatten. Vor wenigen Jahren ging die ehemalige mindelheimer Augustinerabtei mit allem dazu Gehörigem an den Grafen von Baumgarten, Generaladjutanten des jetzt regierenden Königs von Baiern, über. — Diese ist im Allgemeinen und in Kurzem die Geschichte unseres alterthümlichen Klosters in neuerer und in der neuesten Zeit.

Die Ausschweifungen der sittenlosen Augustinermönche und die Art und Weise, in welcher sie ihren Uebertritt zur neuen Lehre bewerkstelliget hatten, im Vereine mit dem Beispiele des hochgeachteten Ritter Georgs I. von Freundsberg, dann die schwärmeri-

ſchen Ermahnungen und ausgeſprochene Anatheme der Abatiſſin im Nonnenkloſter, Kunigunde Briefin, erfüllten im Allgemeinen die Bürgerſchaft Mindelheims mit einem unvertilgbaren Abſcheu gegen ſothane neue Lehre. Fünf Familienvätern, welche ſich nichtsdeſtoweniger dieſer Lehre mit den Ihrigen zugewendet hatten, blieb die Wahl die Stadt zu meiden, oder aber in den Schoos der alten Mutter-Kirche zurückzukehren; die Leute bequemten ſich zum Letztern, allein ihre Verirrung zu ſühnen, wurden die Häuſer dieſer Bürger auf ewige Zeiten mit einer jährlich zu entrichtenden, wiewohl ſehr kleinen, Strafabgabe in baarem Gelde belegt, und noch heutigen Tages muß von den Beſitzern dieſer Häuſer dieſe Abgabe — nun an das königl. baieriſche Rentamt — regelmäßig erlegt werden.

Die Anſäßigmachung lutheriſcher Bürger wurde früher in Mindelheim nimmermehr geduldet, und ſelbſt jetzt noch bleiben Proteſtanten in dieſem Landſtädtchen ſtets — unwillkommene Gäſte.

Größeres Glück machte die neue Lehre — sie hatte es vorzüglich dem mächtigen Einfluße des Ritter Hans von Hartlieb zu danken — in Memmingen. Mehr als die Hälfte der Einwohner dieses gewerbigen und wohlhabenden Städtchens wurden Protestanten, und sind es bis auf den Augenblick geblieben.

Auch Ritter Hans erreichte ein sehr hohes Alter, und das Geschlecht der Hartliebe*) blüht heutigen Tages noch, hochgeachtet und im Besitze großen Reichthumes, in der Stadt Memmingen.

Die fernern, merkwürdigen, ohnehin jedem gebildeten Leser hinlänglich bekannten Schicksale des großen Reformators zu berühren, finden wir uns nicht berufen, denn — noch ein Mal sey es wiederholt — nur eine in der Wirklichkeit bis jetzt in Luthers Lebensgeschichte stattgefundene Lücke wollten wir ergänzen,

*) Sie nennen sich: „Hartliebe von Waalspurn."

und unter keiner Bedingung dieſes vorgeſteckte Ziel aus dem Auge verlieren.

Man könnte übrigens annoch fragen: Warum Doctor Martin von Augsburg nach Mindelheim über Landsberg am Lech reiſete, und ſich nicht des kürzern und bequemern Weges über Schwabmünchen bediente? — Daß Luther dazumal wirklich die von uns bezeichnete, und keine andere Straße eingeſchlagen, iſt geſchichtlich wahr — warum es aber geſchehen, wiſſen wir nicht zu ſagen.

Der deutſche Kaiſer Maximilian I. hatte zu Wels (am 12. Jan. 1519) das Zeitliche geſegnet.

Franz I., Frankreichs königlicher Herrſcher, und Karl, König von Spanien und Neapel, Erzherzog von Oeſterreich und Herr der Niederlande bewarben ſich um die glanzvolle Krone, aber letzterer trug den Sieg

davon, und bestieg den erledigten Kaiserthron.

Auch dem neuen Kaiser widmete Ritter Georg I. von Freundsberg seine Heldendienste.

Ulrich, Herzog von Würtemberg, hatte dadurch den Landfrieden verletzt, daß er die freie Reichsstadt Reutlingen, weil deren Bewohner ihm einen seiner Jäger erschlagen, mit Sturm weggenommen und besetzt hatte.

Gewalt beschloß man der Gewalt entgegenzusetzen; der schwäbische Bund versammelte sich zu Ulm und erwählte den Freundsberger und Wilhelmen, Herzogen in Bayern zu Bundes-Obersten. Der Thätigkeit und dem erprobten militärischen Talente Georgs von Freundsberg hatte man es lediglich zu verdanken, daß Ulrich von Würtemberg in dem darauf folgenden Kriege, schon in der ersten Feldschlacht aufs Haupt geschlagen wurde und vorerst Land und Leute verlor. *)

*) Der wahrlich zu frühe hingegangene.

Bald nachdem diese Fehde des schwäbischen Bundes beendiget war, nahmen die Zeit-Ereignisse unseres Helden nimmermehr rastende Thätigkeit auf einem andern Schauplatze in Anspruch.

---

geniale Wilhelm Hauff, auf welchen sein Schwaben mit Recht stolz ist, hat den Stoff in seinem gediegenen historischen Romane: „Lichtenstein" mit entschiedenem Glücke bearbeitet. Ein in der That unwiderstehlicher Zauber ruht auf der Dichtung, und nimmt des Lesers Interesse ganz und gar gefangen.

Die Fried. Brodhag'sche Buchhandlung zu Stuttgart hat von des entschlafenen W. Hauffs sämmtlichen Werken eine Auflage veranstaltet, welche sich eben so sehr durch ihre äussere Ausstattung als durch seltene Korrektheit und beispiellose Wohlfeilheit auszeichnet. — Eine gehaltreiche Zierde bildet dem Ganzen die von dem verdienstvollen Gustav Schwab beigefügte Biographie W. Hauffs, der im Leben, wie wir vernehmen, Schwabs vertrauter Freund gewesen seyn soll.

Franz I., König von Frankreich, fühlte sich gekränkt durch die Zurücksetzung seiner Person bei der Kaiserwahl, und, um sich an seinem glücklicheren Nebenbuhler zu rächen, suchte er demnach seine vermeintliche Ansprüche auf die Niederlande vorerst geltend zu machen.

Es kam dieser Angelegenheit halber (im J. 1521) zwischen dem fränkischen Könige und dem deutschen Kaiser zum Kriege.

Letzterer (Karl V.) ernannte in dieser Fehde Georgen von Freundsberg zu seinem obersten Feldhauptmann und vertraute ihm als solchem die Anführung des kaiserlichen Heeres an. Georg versuchte an der Spitze seiner wenigen Truppen Henegau und Flandern zu schützen, gerieth aber, ohne seine Schuld, bei Valois in solche mißliche Lage, daß er die ihm anvertraute Armee nur durch einen meisterhaft berechneten und wohl ausgeführten Rückzug retten konnte. Es setzte der Freundsberger selbst diesen Rückzug allen seinen glänzenden Waffenthaten vor.

Im Jahre 1523 schlug unser Georg

bei Bichocha, eine halbe Meile von Mailand, mit seinem deutsch-kaiserlichen Fußvolke die vereinigten Franzosen, Venetianer und Schweizer. In dieser blutigen Feldschlacht stritt unser mannlicher Held selbst im ersten Reigen. Albrecht von Stain stieß an der Schweizer Spitze auf ihn und rief ihm zu: „Glück auf alter Freund und Bruder! treffen wir uns hier; nun du sollst auch durch meine Hand einen sanften Todesstoß empfahen.“

„Dir soll mit Gottes Hülfe also geschehen, Prahler!“ erwiederte der Freundsberger — und nun begann zwischen beiden Rittern ein wüthender Zweikampf. Georg wurde zwar im Oberschenkel verwundet, tödtete aber nicht nur den von Stain, sondern auch dessen Lieutenant Arnold Winkelried und viele andere Schweizer mit seinem guten, erprobten Schwerte; es fielen fünftausend Schweizer; die Franzosen und Venetianer flohen und Freundsberg hatte einen vollständigen Sieg erfochten.

Bald darauf nahm Georg I. Genua und da er den Platz so viel möglich vor Plünderung schützte, beschenkte ihn der Magistrat mit den alten Kleinodien der Stadt, als: mit dem silbernen Scepter, den sogenannten Hauptfahnen des Meeres und einem kostbaren Compaße.

Im Jahr 1525 brachte der Freundsberger abermals den Franzosen bei Pavia eine Total-Niederlage bei und nahm deren König, den ersten Franz gefangen. Noch in demselben Jahre war es wieder Georg I., der den gefährlichen Aufstand der schwädischen Bauern, welchen Luthers mißverstandene Lehren in's Leben gerufen hatten, unterdrücken half, indem er dem Truchseß von Waldburg dreitausend Lanzknechte zuführte und vereint mit dieses Waldburgs Völkern einen glänzenden Sieg an dem Flüßchen Luibas ohnweit Kempten über die Rebellen erfocht.

Inzwischen war Freundsbergs erste Gemahlin Katharina v. Schroffenstein gestorben und er vermählte sich zum andern

Mal mit Anna, einer gebornen Gräfin von Lodron.

Kaum war der Bauern-Aufstand erstickt, wurde Georg I., von seinem Sohne Kaspar, aufgefordert, Truppen zu werben und mit denselben nach Italien zu eilen, denn Pabst Clemens VII. hatte, um die Spanier und Deutschen aus Italien zu vertreiben, dem Kaiser Karl V. (i. J. 1526) Krieg angekündiget und sich mit seinen Alliirten, Franzosen, Venetianern und Engländern gegen das kaiserliche Heer bereits in Bewegung gesetzt.

Unser Freundsberger borgte nun eiligst von Augsburger Kaufherrn bedeutsame Summen, versetzte und verschrieb an dieselben alle seine Burgen und Hofmarken, ja selbst den kostbaren Schmuck und die reichen Kleinodien seiner zweiten Gattin, um Truppen auf eigene Faust werben zu können.

Am 26. Oktober 1526 zog Georg I. mit 12,000 trefflich bewaffneten und geübten Lanzknechten aus seiner festen Mindelburg und marschirte durchs Tyrol vorerst nach Trient.

Nach einem fernern höchst beschwerlichen Marsche durch Engpässe und über steile, beinahe unzugängliche Gebirge erreichte unser Held, stets vom Feinde bedroht, endlich die Gegend Mantua's, wo er beim Flusse Mincio von der mantuanischen Landwehr angegriffen wurde; es entstand ein hitziges Treffen, in welchem Georg Sieger blieb. — Jetzt zog der Freundsberger nach Governo und nahm Alphonsen, Herzog von Ferrara gegen den Pabsten und dessen Alliirte in kaiserlichen Schutz; dieser Herzog unterstützte dagegen den Feldhauptmann mit schwerem Geschütze und baaren Geldsummen.

Schon des andern Tages überfiel der päbstliche General v. Medicis die freundsbergischen Heerhaufen; allein eine Stückkugel tödtete gleich bei'm Anfange des Gefechtes den Anführer der Truppen des Kirchenstaates, und, erschreckt durch den Fall ihres höchsten Offiziers, flohen die feigen päbstlichen Söldner.

Im folgenden Jahre (1527) zogen die Deutschen und Spanier, unter Anführung des Herzogs Karl von Bourbon, der, von

dem Könige von Frankreich zurückgesetzt, die Parthie des deutschen Kaisers genommen hatte, gen Rom. Bourbon eroberte die mächtige Stadt der sieben Hügel, kam aber bei'm Sturm um.

Georg I. von Freundsberg war krank geworden und konnte daher bei Roma's Eroberung keinen thätigen Antheil nehmen; die Krankheit des Helden zog sich in die Länge und er ließ sich endlich in einer Sänfte über Graubündtens Gebirge tragen und erreichte am 12. August 1528 seine Mindelburg, wo er, acht Tage später, im vierundfünfzigsten Jahre seines sturmbewegten Lebens verschied.

Die Chronika der Stadt Mindelheim zählt, in höchst possierlicher und ungemein weitläufiger Weise, die Krankheiten alle — siebenzehn — an welcher der berühmte Held litt, nebst den Mitteln auf, durch welche welsche und deutsche Aerzte unsern Georg zu heilen hofften. Unter anderm mußte Georg täglich in warmem Baumöle baden, in welchem ehevor ein Fuchs abgesotten worden war.

Uebrigens war die Bereitwilligkeit, mit welcher der Freundsberger seinem Kaiser Gut und Blut geopfert hatte, von dem selbstsüchtigen fünften Karl mit empörendem Undanke belohnt worden. Vergebens flehte der unglückliche Georg um die ihm feierlich verheißene Erstattung der baaren Auslagen und Opfer, welche er dem Dienste des Herrn gebracht hatte. Nach dem Tode waren noch alle Güter und Kleinodien des Ritters versetzt und seine Nachkommen geriethen in große Dürftigkeit.

Leyer und Schwert gingen in allen Zeiten gerne Hand in Hand. Auch Georg I. von Freundsberg war Sänger; ein Umstand, welcher wenig je bekannt geworden ist.

Mindelheims Chronika hat ein Lied auf die Nachwelt gebracht, welches Georg nach der Schlacht von Pavia dichtete, und es lautet also:

„Mein Fleiß und Müh' ich nie
Hab g'spart und allzeit g'wart;
Dem Herren mein, zum Besten seyn,
Mich g'schickt hab' drein,

Gnad, Gunſt verhofft,
Doch 's G'mút bei Hof, verkehrt ſich oft.

Wer ſich zukauft (die Mächtigen beſticht) der
lauft
Weit vor und kimpt (kömmt) embor,
Doch wer lang Zeit, nach Ehren ſtreyt (wahr-
ſcheinlich ſtreitet)
Muß dannen weit, *)
Das thut mir ant (leid)
Mein treuer Dienſt bleibt unerkannt.

Kein Dank und Lohn davon
Ich Bring', man wigt mich ring (achtet mich gering)
Und iſt mein gar, vergeſſen zwar.
Groß Not und G'far
Ich B'ſtanden hab,
Was Freud' ſoll ich nun haben drab? —

Georg v. Freundsberg wurde von mehreren Dichtern ſeiner Zeit beſungen, doch ſind dieſe Dichtungen meiſt nur in Manuſcripten auf unſere Zeit gekommen; ein ſolches Manuſcript wird heutigen Tages noch in der Königl. Hof- und Central-Bibliothek in Mün-

*) Soll wahrſcheinlich ſo viel bedeuten als: „Muß lange harren."

chen aufbewahrt; der Verfaſſer hieß Adam Reißner und ſein Machwerk iſt, ſeltſam genug, folgendermaßen überſchrieben:

„Neu gericht und Gedächt — wie durch „Bevelch und Ordnung der Römiſch. Kaiſ. „Maieſt. ꝛc. ꝛc. unſeres allergnedigiſten Herrn „des Landt Maylands zu Jr. Mai. Hann„den eingenommen und der Franzoß daraus „getrieben; Auch wie es vom Ampfang des „1521ten bis Ausgang des 22ten Jahres „nechſt verſchienen; desgleichen auch der jüng„ſten rothen ſchlacht mit dem Franzoß, Schwi„tzer und Venedigern zu Alabichocha vor „Maylandt beſchehen, darzu wie Hr. Jeörg „vun Freundtſperg zu Mündelheim „Ritter mit den Landesknechten heimb zogen „und wie es alleweg gangen iſt hierinn zum „kürtziſten begriffen.“

Ritter Georg I. erfreute sich einer seltenen und kaum glaubbaren Leibesstärke; er hob, wie die Chronika Mindelheims versichert, den stärksten, gänzlich gewappneten Ritter lediglich mit dem Mittelfinger in die Höhe; die Schweizer nannten ihn den Leutefresser. Seine Asche ruht in der Stadtpfarrkirche zu Mindelheim.

Ein gewiß wenig bekannter, aber wahrer Umstand ist es, daß unser unsterblicher Frid. v. Schiller einige Zeit lang gewillt war, den Freundsberger zum Helden eines historischen Drama's zu erheben.

Kunigunde Briefin, Aebtissin im Nonnenkloster zu Mindelheim überlebte ihren Jugendfreund um viele lange Jahre; erst in ihrem dreiundneunzigsten Lebensjahre erreichte sie der Tod.

Die frommen Schwestern des Klosters

waren alle versammelt am Sterbebette der Domina und es verkündet ihnen diese in fröhlicher Begeisterung: „es werde blühen noch in späten Zeiten das Regelhaus zum heiligen siegenden Kreutze und das Kloster der ehrwürdigen Schwestern vom dritten Orden des heil. Franciscus" — und in der That bewährten sich die Verheißungen der sterbenden Seherin, denn es erhielt sich dieses Nonnen-Kloster zu Mindelheim, trotzend den drohenden Widerwärtigkeiten späterer Jahrhunderte, bis in die neueste Zeit.

Nach vollendeter Prophezeihung drückte Kunigunde ein silbernes Crucifixlein, ein Geschenk annoch des längst verstorbenen Jugendfreundes, an die Lippen — und mit kaum mehr vernehmlicher Stimme sang die schon verklärte Heilige:

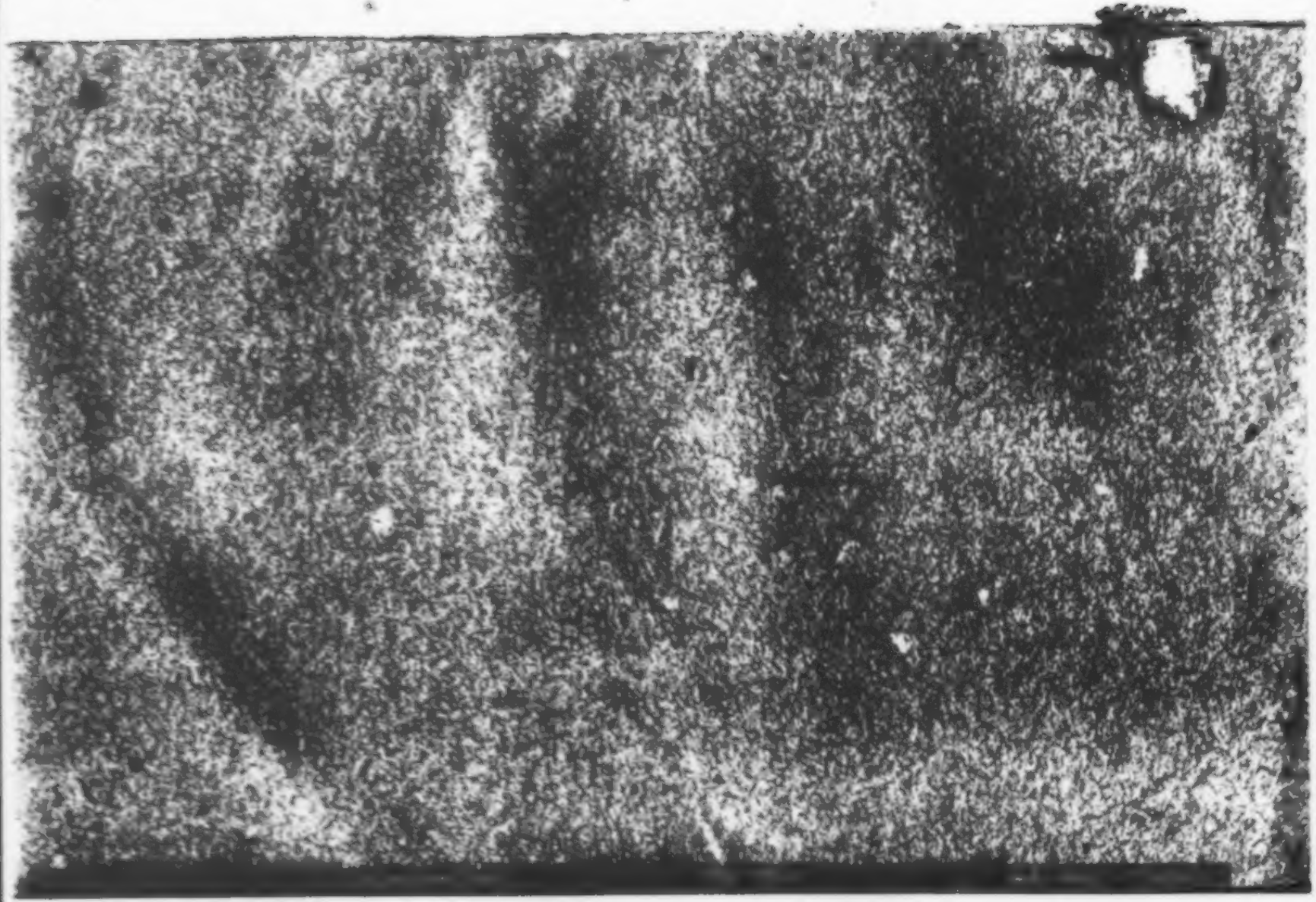
„Gloria in excelsis Deo."

Die weinenden Nonnen führten den angestimmten herrlichen, sogenannten „marianischen Lobgesang" zu Ende und während dessen war Kunigunde, selig in

ihrem Gott und Herrn, entschlafen; ihr Andenken wurde dem einer Heiligen gleich im Nonnenkloster zu allen Zeiten geehret:

„Denn aus den Wogen ward in's klare Oben
„Zur Sternenharfe klingend sie erhoben!“ —

Ende der andern und letzten Abtheilung.



Die

neuen landſchaftlichen Fresken

unter den

Arkaden des Hofgartens zu München.

In artiſtiſcher Beziehung gewürdiget, dann mit hiſtoriſchen, geographiſchen, ſtatiſtiſchen und andern Notizen verſehen

von

Adolph von Schaden.

K.K. NATURHISTOR. HOF-MUSEUM
ANTHROPOLOG.-ETHNOGRAPH.
ABTHEILUNG

Italia mia! benche il parlar sia indarno —

Francesco Petrarca.

München, 1832.
Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.
(C. T. Fr. Sauer.)

Universitäts-
Bibliothek
München

V 63/814

Vorwort.

Die kurzgefaßte artiſtiſche Würdigung der landſchaftlichen Fresken im Hofgarten, ſo wie die Anſichten über die wieder erwachte Freskomalerei in Bayern gehören mir an, und ich muß der geiſtreichen, reizenden Leſerin und dem nachſichtigen Kunſtfreunde überlaſſen, in wie fern ſie mir beipflichten wollen, oder nicht.

Die Notizen können, der Natur der Sache gemäß, nichts anderes als Compilation ſeyn, allein eine geſchmackvolle und zweckmäßige Compilation zu liefern — dahin ging meine Sorge; die neueſten und beßten Quellen des In- und Auslandes wurden benützt.

Uebrigens habe ich nur noch zu bemerken, daß ich meiner Feder Flügel anlegen mußte, wenn ich wahrscheinlicher Concurrenz zuvor kommen wollte.

Der Verfaſſer.

Universitäts-
Bibliothek
München

Auf alt klaſſiſchem Boden, hoch begeiſtert von den Schönheiten einer erhabenern Natur und tief ergriffen von weltgeſchichtlichen Reminiſcenzen, welche an jener Erde haften, entlockte Bayerns königlicher Sänger ſeiner gefeierten güld'nen Lyra, an Ort und Stelle ſich den erſten mächtigen Eindrücken überlaſſend, die folgende kurze aber gediegene Dichtungen; allein dieſelbe ihrem ganzen Umfange nach begreifen und vollſtändig würdigen zu können, dazu freilich iſt eine hohe und ſinnige Auffaſſung erforderlich.

Wenn ſelbſt italieniſche Große, aus Deutſchland zurückkehrend, gern die Erinnerung ihres Aufenthaltes in unſerm Vaterlande auch für die Folge durch bildliche Darſtellungen feſtzuhalten ſtrebten, wie dieſe Thatſache z. B. einige Gemälde des Palazzo vechio zu Florenz beſtätigen, bleibt es wohl natürlicher noch, daß ein ähnlicher Wunſch in der Bruſt des gefühlvollſten und ſinnigſten teutſchen Fürſten entſtehen mußte, der in ſeiner Jugend jenem bevorzugten Himmel die herrlichſte Entfaltung ſeines Feuergeiſtes, in reiferm Alter aber die Erhaltung ſeiner ſchätzbaren Geſundheit verdankte.

Einem bei uns eingebürgerten Künſtler, dem längſt als Landſchaftsmaler bekannten Herrn Karl Rottmann — geboren zu Heidelberg am 11. Januar 1798 — wurde die

große Ehre, ebenfalls an Ort und Stelle, die von Sr. Maj. dem Könige selbst gewählten Punkte aufnehmen zu dürfen, und nicht minder ergriffen und begeistert von der Großartigkeit der Idee im allgemeinen steht Herr Rottmann im Begriffe, seine diesfallsigen Skizzen als vollendete Freskogemälde, an den innern Wänden der Arkaden des Hofgartens, auszuführen und die Hälfte des Werkes ist bereits vollbracht.

Ich halte es übrigens zweckgemäß, gegenwärtiger Abhandlung einige allgemeine Bemerkungen vorauszusenden, von welchen ich mir schmeichele, daß deren Richtigkeit jeder, eines unbefangenen Urtheils fähige Kunstfreund gern eingestehen wird.

Bei weitem der größere Theil der hier in Rede stehenden Kunstwerke zeichnet sich, in der Auffassung sowohl, als in der Ausführung, unverkennbar durch einen erhabenen, großartigen und originellen Typus aus, allein nichtsdestoweniger darf nicht zu berücksichtigen unterlassen werden, daß die Freskomalerei überhaupt am geeignetsten zu seyn scheint, rein historische Stoffe aufzufassen, und daß es ihr, an und für sich selbst schon, etwas schwer fallen muß, treu den ganz eigenthümlichen, überaus zarten und weichen Ton*) wieder zu geben, in dem ja eben der geheimnißvolle Zauber des italienischen Himmels liegt. Die Ausübung der Freskomalerei ist unsern, jetzt lebenden, vaterländischen Künstlern, bis jetzt gänzlich

*) Das Detail der Tintenverschmelzung und andere artistische Hülfen lassen sich in der Freskomalerei durchaus nicht anwenden; sie fordert daher die größte Kraft und Sicherheit, indem schon die leichteste Aenderung, welche man versuchen will, vom Uebel ist. Wahrlich — der Freskomaler muß sagen können: Quod pinxi, pinxi!

fremd geblieben und wird dieſelbe erſt in der allerneueſten Zeit kultivirt, allein die Technik dieſer Malerei bleibt ſtets eine ungemein ſchwierige, mit der man ſich nur durch ſehr lange Erfahrung ganz und gar vertraut zu machen vermag. Uebrigens muß der Effekt aller Fresken, ſtets und ein für alle Mal, auf eine größere Ferne berechnet bleiben, in welcher einzelne, in der Nähe grell hervortretende, ſcheinbare Härten ſich ganz und gar verlieren und dann von ſelbſt mit dem Ganzen ungemein harmoniſch verbinden. — Eine nahe Prüfung vertragen Gemälde dieſer Art ſchlechterdings nicht, weil bei einer ſolchen ihr etwas trockener und rauher Charakter zu ſehr dominirt. So überaus glücklich und ſinnig nun im allgemeinen auch immer die Idee genannt zu werden verdient, die Wände der Bogengänge des vielbeſuchten Hofgartens, in geiſtreicher Auswahl, mit ſolchen kunſtvollen Fresken zu ſchmücken, läßt ſich doch der ein Mal ſtatt findende kleine Uebelſtand nicht verleugnen, daß die vorſtehenden Pilaſters der Arkaden ſelbſt uns großen Theils hindern, den rechten Standpunkt und jenes Licht zu wählen, aus und in welchem die Fresken eigentlich erſchaut und gewürdiget werden müßten, und es wird dieſes Hinderniß vor den landſchaftlichen Fresken fühlbarer noch, als vor den hiſtoriſchen; indeſſen unterliegt es keinem Zweifel, daß die Gewohnheit die Kunſtwerke in einer größern Nähe zu betrachten, als ſie eigentlich vertragen können, uns bald in den Stand ſetzen wird, auch in dieſer etwas ungünſtigeren Stellung allmählig mehrere Schönheiten und Vorzüge an Bildern aufzufinden, welche vielleicht, im erſten Augenblicke und im allgemeinen, nicht ganz nach Verdienſt gewürdiget worden ſeyn mögen. Ferner würde es ein unverzeihlicher Mißgriff genannt zu werden verdienen, wenn man ſich desſelben kritiſchen Maaßſtabes, nach welchem man Oelgemälde beurtheilt, dort bedienen wollte, wo davon die Rede iſt,

den Werth oder Unwerth der Fresken zu bestimmen, weil die Natur der Behandlung und der Berechnung der Effekte eine durchaus heterogene bleibt.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß ein vollständiges Urtheil nur dann wird zu geben seyn, wenn der, aus acht und zwanzig Tableaus bestehende Cyclus der landschaftlichen Fresken gänzlich vollendet, an den Wänden unter den Arkaden erglänzen wird. — Die noch unvollendete zweite Serie jenes Cyclus wird sich jeden Falles interessanter noch als die erste gestalten, da ihre Bilder dem schöneren Theile des eigentlichen Italiens angehören und da Herr Rottmann unverkennbar mit der Technik der Freskomalerei nun schon vertrauter geworden ist.

Sinnige Kunstkenner waren indessen der Meinung, daß unzähligen Beschauern der neuen Fresken der Genuß des Schauens selbst ungemein erhöht werden dürfte, wenn schon zu den jetzt fertigen vierzehn Landschaften Notizen in der Art geliefert würden, wie ich sie hier in der That ertheile.

Was nun die Einfassung der landschaftlichen Fresken, dann die artistische Ausschmückung der Wände überhaupt, an welchen sich jene befinden, betrifft — ist dieselbe, nach der ungemein sinnigen Angabe des königl. geheimen Raths und Hofbau-Intendanten, Herrn Leo v. Klenze, durchaus im klassischen Geschmacke des alten Pompeji ausgeführt und läßt dieselbe nichts zu wünschen übrig. Etwas weniger gelungen erscheinen uns aber an dieser Stelle die Deckengemälde.

I.

Der Leuchtthurm von Genua.

Trotzend den Stürmen erhebt sich dein Leuchtthurm, Genua, aber
Opfer dem Sturme der Zeit wardst du, einst mächtige Stadt.

Schon die erste der neuen Fresken gehört unter die gelungenern und vorzüglichern. Kühn und stolz erhebt sich im Vordergrunde der mächtige Pharos mit der sardinischen Flagge; ein schwerer Sturm ist im Anzuge; im Hintergrunde hängt eine dunkle, gewitterschwangere Wolke, aus der bereits Regen strömt und welche einen effektvollen Kontrast mit dem trefflich gehaltenen Lichte in den Meereswellen des Vordergrundes bildet. Ein finster-prächtiger Ausdruck charakterisirt das Ganze, welchen, in hoch poetischer Schönheit, jene die wichtige Geschichte Genuas scharf und sinnig bezeichnende Inschrift trefflich aufgefaßt hat.

Wohl war Genova einst eine mächtige, ja eine übermächtige Stadt. Ihre Geschichte verliert sich ins tiefste Alterthum. Schon im eilften Jahrhunderte warfen die kühnen Ligurier*) das Joch der despotischen Grafen ab, welche ihnen die Karolinger vorgesetzt hatten. Genua erklärte sich zu einem Freistaate, der sich unter Konsulen — später unter Dogen — selbst regierte und sich sofort endlich zu einer seltenen Stufe imponirenden Ansehens und riesiger Kraft empor arbeitete. Die Lage des Landes begünstigte das frühe Gedeihen des Handels, und früher als Venedig trieb Genua den so sehr einträglichen Levantehandel.

---

*) Ligurier hießen die älteßen Bewohner des Landes, welche von den Römern beſiegt wurden, unter deren Herrſchaft Genua ſpäter eine Municipalſtadt war. Belisar entriß dieſelbe den Oſtgothen; Longobarden verwüſteten ſie.

Corsica, Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille und fast die ganze Küste der Provence nannte schon im zwölften Jahrhunderte Genua sein Eigenthum. Diese Acquisitionen und die üppige Blüthe ihres Handels erweckten der Republik mächtige Neider und Feinde, sie kämpfte siegreich mit Pisa und Venedig selbst. Zum Höchsten stieg die Handelsmacht des Freistaates im dreizehnten Jahrhunderte. Im Jahre 1339 ward ein lebenslänglicher höchster Staatsbeamte, der Doge, vom Volke erwählt; aber ihm fehlte die Macht, der erwachten Parteienwuth zu steuern. Endlich erhielt 1528 der Staat Ruhe und die streng aristokratische Regierungsform, welche auch die Verschwörung des Grafen Lavagnana, aus dem Hause Fieschi*), i. J. 1547 nicht veränderte, da er noch vor der Ausführung seines Vorhabens ertrank.

In den neuesten Zeiten wurde Genua Frankreich einverleibt, und nach Vertreibung der Franzosen mit den Staaten des Königs von Sardinien vereiniget.

Genua ist gegenwärtig eine Festung und die Hauptstadt des Herzogthumes gleichen Namens; es liegt am mittelländischen Meere, zählt in 15,000 Häusern 80,000 Einwohner, und hat einen berühmten Seehafen. Die meisten Straßen sind eng, uneben, winklich und wegen der oft 6—8 Etagen hohen Häuser meist finster; nur die Marmorstraßen Balbi, Strada nuova und die sie verbindende Strada novissima machen eine angenehme Ausnahme; in ihnen können auch Wagen fahren, da man in den übrigen die Besuche in Tragsesseln macht. Die Pracht der Kirchen und Paläste, in welchen einst jene kraftvollen Republikaner wohnten, die an Genuas Wiege standen, ist fast unglaublich; daher

*) Der Held der bekannten Schillerschen Tragödie: „Fiesko oder die Verschwörung zu Genua."

auch die alte Genova mit Recht superba (die prächtige) genannt wird.

Eine doppelte Mauer läuft um die Stadt; die erſte Ringmauer umfaßt nur die eigentliche Stadt, und ſchließt ſich an beiden Seiten dem Molo an; die zweite zieht ſich über die umliegenden Berge, und umfaßt großen Theils auch die Feſtungswerke. Dieſe Werke fangen bei dem Leuchtthurme am Meere an, und endigen ſich bei der Mündung des in den Meerbuſen fallenden Fluſſes Biſogno. Der Leuchtthurm iſt oben mit ſtarkem Glaſe umgeben, und es brennen des Nachts in ihm 36 ungeheure Oellampen.

Genua iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, hat eine Hochſchule, Akademie der Wiſſenſchaften und bildenden Künſte, mehrere Bibliotheken, ein Jeſuitenkloſter u. ſ. w. Wichtig iſt der Wechſel-Tranſito- und Commiſſionshandel. Der Kunſtfleiß liefert viele Seidenwaren, Sammt, Damaſt, Strümpfe, Leinwand, Macaroni, Roſenöl ꝛc.

Die bekannte genueſer Zahlenlotterie (Lotto di Genova) hat leider auch in Deutſchland Eingang gefunden.

Genua iſt arm an Weiberſchönheiten, aber reich, wie wenige Städte Italiens, an angenehmen Spaziergängen. Auf der herrlichen Brücke von Carignano verſammelt ſich Abends die hoffnungsvolle, genueſiſche Jugend; noch weit intereſſanter aber ſind die Luſtparthieen nach Aqua ſola, nach dem ſogenannten hohen Wall, dem Garten des Lommeli u. m. a.

Einer herrlichen Ausſicht erfreut man ſich von der Höhe der Laterne, welche am Anfange des ungeheuren Molo ſteht, den die Kraft der alten Republik ins Meer gegründet hat. Er ſchützt die Fahrzeuge vollkommen gegen den Andrang der Wellen.

Der unſterbliche Chriſtopherus Kolon ſoll in Genua geboren worden ſein, welche Ehre aber den Genueſern von mehrern Städten Italiens ſtreitig gemacht wird.

II.

Die Veroneſer Klauſe.

Wittelsbachs Otto der Groſse, erhabener Kämpfer für Teutschland,
Diese Alpen sie sind, ewiges Denkmal von dir.

Der Vorwurf zu dieſer Schilderei ſetzte ſchon an und für ſich ſelbſt des Künſtlers edelſte Kräfte in einem Felde in Bewegung, innerhalb welchem ihm ſo leicht kein Anderer den Rang ſtreitig macht. Die Hauptaufgabe blieb hier, Gebirge und Gewäſſer zu malen, treu der Natur, greil hervortretend, und voll wirkſamer Perſpektive. Herr R. löſte die Aufgabe zu ſeiner höchſten Ehre; ein effektvolles Licht in Mitte der Gewäſſer mit wenigen ſichern, aber in der That meiſterhaften Pinſelſtrichen vollbracht, ſetzt uns außer Zweifel, daß dieſes Gewäſſer kein See, ſondern ein ſich durch die Felsgebirge drängender Strom iſt.

Leicht erfaßt vaterländiſcher Geſchichten Freund den Sinn der erhabenen Dichtung. Es iſt hier nämlich von Otto, unter den bayeriſchen Regenten dem dritten des Namens, die Rede; von jenem kraftvollen und heldenmüthigen Wittelsbacher, der ſeinem kaiſerlichen Freunde Friedrich Barbaroſſa in deſſen blutigen Kämpfen das ſiegreiche Banner vortrug.

Früher ſchon wäre der Kaiſer mit ſeinem Heere verloren geweſen, und den tückiſchen Veroneſern in die Falle gegangen, hätte nicht jener unerſchrockene Wittelsbacher ihm

die Berner Klauſen an der Etſch zum Rückzug über das trienter Gebirge nach Teutſchland eröffnet.

Bei einem ſpätern Zug des Rothbartes nach Italien, um des Landes aufrühreriſche Völker zu bändigen, bahnte Otto mit ſeinen tapfern teutſchen Schaaren den Pfad. Er bemächtigte ſich vorerſt der Veſte Rivola ob der veroneſer Klauſe, welche ſtets für unüberwindlich gehalten worden war, und nachdem er ſich alſo den Rücken gedeckt, drang er über Verona, Mantua und Cremona nach Ankona vor.

„Dreißig Jahre — ſchreibt der ſinnige Zſchokke — war „der Wittelsbacher, als Geſandter in Unterhandlungen, als „Feldhauptmann in Schlachten und Belagerungen, als Er„ſter im Rath der Fürſten, des Kaiſers ſtarke Stütze, der „deutſchen Lande Ruhm geweſen. Dankbarkeit erhob nun „ſeinen Heerſchild, und verlieh ihm das vaterländiſche Her„zogthum.“

Aber nicht lange trug Otto Bayerns Krone, nur von 1180 bis 1183. Im leztern Jahre ſtarb er plözlich auf einer Reiſe nach Konſtanz, wo gerade der Kaiſer Hof hielt. Es hatte dieſer Wittelsbacher nur ein Lebensalter von fünfzig und fünf Jahren erreicht.

III.

Florenz.

Florenz, dir fehlet das was Rom hat, und diesem just was du besitzest,
Wann ihr beide vereint, wär's für die Erde zu schön.

Wohl mag der Landſchaftsmaler in Oel das ganze Enſemble einer rieſigen Stadt mit Genialität erfaſ-

ſen, und ſelbes perſpektiviſch mit Leichtigkeit auf die Leinwand zaubern; nicht alſo vermag der Freskomaler zu verfahren, allein es bildet nicht das geringſte Verdienſt dieſer dritten ungemein gelungenen Freske, daß der Künſtler zwar nicht viele Gebäude darſtellt, in welchen aber ſolch eigenthümlicher Charakter liegt, daß die große ſchöne Stadt nicht auf einen Augenblick zu verkennen iſt.

Die Beleuchtung iſt die hell glänzende des hohen Mittags und ganz trefflich gehalten. Der Standpunkt, von welchem aus Herr Rottmann Florenz aufnahm, war im Garten des Pallaſtes Pitti.

Schon i. J. 1530 umwandelte ſich Florenz, die blühende Republik, in ein Großherzogthum, als nämlich Kaiſer Carl V. Alexandern, einen Nachkommen des großen Cosmus von Medici, als erbliches Oberhaupt aller Magiſtrate und Herzog von Florenz erklärte, und der Papſt noch überdieß jenem Cosmus den Titel eines Großherzoges verlieh.

Florenz führt vorzugsweiſe den Beinamen „die ſchöne" und unſterblich iſt ſein Ruhm, den es durch die ſorgfältigſte und erfolgreichſte Kultur der ſchönen Künſte errungen. Nur in dieſen glücklichen Mauern, in welchen die ſinnigen und großmüthigen Mediceer, dann die reichſten und kunſtliebenden Großen des ganzen Landes hauſeten, konnte das unvergänglich Großartige gedeihen, von welchem die Geſchichte der Kunſt, und noch jetzt, ſelbſt unzählige herrliche Denkmale und Inſtitute Zeugenſchaft geben.

In Folge der bekannten großen Zeitereigniſſe war auch Florenz i. J. 1809 an Frankreich gefallen; jetzt iſt es wieder die Haupt- und Reſidenzſtadt des Großherzogthumes Toscana.

Florenz, ital. Firenze liegt am Arno, der ſie in zwei Theile trennt und über welchen vier herrliche ſteinerne

Brücken führen. Die köſtliche Stadt iſt mit Ringmauern umfangen, hat ſieben Thore und zwei Citadellen, und zählt in 10,000 Häuſern nach den neueſten Beſtimmungen (v. J. 1831) 78.719 Einwohner. Unter den ſiebzehn öffentlichen Plätzen verdienen eine beſondere Auszeichnung: Die Piazza dell' Annunziata vor der Kirche gleichen Namens mit zwei Fontainen und der Statue Ferdinands I. zu Pferde; die Piazza Gran Ducale vor dem Palazzo vechio mit der Reiterbildſäule des großen Cosmus von Medicis u. a. — Die Straßen ſind zum Theil ſchmal und krumm, aber reinlich, gut gepflaſtert und häufig mit Bildſäulen geſchmückt, deren man überhaupt 150 zählt; einige Straßen ſind aber auch breit und gerade, z. B. der Corſo und Via larga. Die ungeheure Größe und Feſtigkeit der prächtigſten ſteinernen Paläſte ſetzt in Erſtaunen; viele ſind von 15 — 20 F. langen und 4 — 6 F. dicken Quaderſteinen und am Dache mit Zinnen verſehen, über denen oft ein feſter Thurm hervorragt. Es wird uns klar, daß hier, ſelbſt im Mittelalter noch, mächtige Familien mit einander in offener Fehde leben, in dieſen Burgen langwierige Belagerungen aushalten und blutige Ausfälle verſuchen konnten.

Es befinden ſich ferner in Florenz ein Erzbisthum, die Hochſchule, das Lyceum, die Accadémia della Crusca, das Lyceum der Muſik, die Akademie der bildenden Künſte für 300 Zöglinge, dann nicht weniger als 172 prächtige, meiſt in Marmor aufgeführte Kirchen, unter welchen nun auch eine proteſtantiſche.

Die meiſten dieſer Gotteshäuſer bergen unſchätzbare Kunſtſchätze, klaſſiſche Sculpturen, die trefflichſten Gemälde, alte herrliche Glasſchmelzereien, ſchöne Monumente u. dgl. m. Die vorzüglichſte unter dieſen Kirchen iſt die große Metropolitane oder der Dom, mit Brunelleschis kühn und

prachtvoll gewölbter 380 F. hohen Kuppel, welche Michel Angelo für unübertrefflich erklärte. Dieser Dom und der ihm zur Seite stehende Glockenthurm sind mit den köstlichsten Marmorarten von Grund aus bis an die Zinnen auf eine der Stadt Florenz allein eigenthümliche Weise bekleidet, so daß der Eindruck dieser Gebäude außerordentlich hinreißend und mächtig ist. Der große Dante weidete seinen Riesengeist fortwährend an diesem erhabenen Prachtwerke, und die Bank, auf welcher er immer, dem Dome gegenüber, zu sitzen pflegte, heißt noch heutigen Tages il Sasso del Dante.

Eine andere schöne und merkwürdige Kirche ist Santa Maria Novella, welche Michel Angelo, um der mit unschätzbarem Marmor bräutlich geschmückten Vorderseite willen, seine Braut zu nennen pflegte. Aber alle architektonische Pracht verschwindet gegen die Marmorflächen, Verzierungen und Steinmalereien der über 180 F. hohen Begräbniß-Kapelle der Mediceer in San Lorenzo, deren einer Theil aber leider nicht ausgebaut ist.

Unter den vielen merkwürdigen Palästen zeichnen wir vorerst den Palazzo vechio oder Gran Ducale aus, ein festungsartiges, steinernes Gebäude mit einem hohen Thurme, die frühere Wohnung der Regenten von Toscana. Vor diesem Palast und in der an demselben angebauten Halle befinden sich eine Menge der herrlichsten Bildsäulen; wir erwähnten dieses Palastes in der Einleitung bereits. Einige andere der herrlichsten Paläste, Pitti (jetzt die Wohnung des Großherzoges), Strozzi und Riccardi sind in einem höchst eigenthümlichen Style erbaut, dergleichen man in Italien nicht wieder trifft. Außerordentlich große, fast antike Quadern, die jedoch an den Seiten etwas zugehauen sind, bilden diese furchtbaren Massen, ohne alle weitere Verzierung, und

da das Alter ſie ohnedem noch geſchwärzt hat, wirken dieſe Gebäude über alle Vorſtellung mächtig auf das Gemüth; der öſtliche Theil des Palaſtes Piti enthält die berühmte Bilder-Gallerie, übrigens ſoll die äußere Bauart dieſes Palaſtes eine auffallende Aehnlichkeit mit dem neuen herrlichen Königsbau in München theilen. Die wichtigſte Sammlung von Kunſtwerken außer den genannten enthält der Palazzo degli Uffici; die unermeßlichen Schätze der ſich in ſelbem befindenden großherzoglichen Gallerie an Statuen und Gemälden ſind bekannt genug.

Ferner hat Florenz jetzt acht Theater, dann viele Sammt- Woll- Porzellan- Moſaik- Strohhut- Masken- und andere Fabriken.

Das Königliche Diſtichon leitet von ſelbſten dazu, Florenz ein bischen mit Rom zu paralleliſiren. Wir beginnen, unſerer Schuldigkeit gemäß, mit dem Schönſten des Schönen hienieden.

Ein bewährter Weiberkenner urtheilt alſo: „Die Frauen „ſcheinen in Florenz, mit Ausnahme der Römerinen, wohl „die ſchönſten von ganz Italien zu ſeyn; in den Hallen der „Uffizi ſahen wir alle Tage eine zahlreiche Menge artiger „Damen auf und nieder wallen, darunter einige vollkommene, tadelloſe Engelsgeſichter angetroffen wurden. Wahrlich, die köſtliche Halbinſel ſchmückt ſich in Rom mit ſtrahlenden Diamanten, in Florenz mit lieblichen Perlen; die „Florentinerinen ſind zart, anmuthig und liebreizend, die „Römerinen ſiegreich ſchön, voll Huld — unwiderſtehlich.“

Es iſt Thatſache, daß die Römerinen und Florentinerinen von unzähligen Reiſenden die ſchönſten und intereſſan-

testen Weiber nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt genannt wurden, und dennoch kennen wir eine Stadt, in der noch bei weitem schönere, interessantere und liebenswürdigere Weiber und Mädchen wallen, dann in Rom und Florenz; der Name dieser Stadt? — Sonst hieß sie München, nun wird sie Neu-Athen genannt!

Für die Malerei ist Florenz ohne Zweifel einer der wichtigsten Plätze der ganzen Welt, und erscheint selbst nach dem unendlich reichen Rom deshalb nicht weniger unentbehrlich, weil man erst hier die Größe der vorraphaelischen Meister recht kennen lernt, und dieß scheint der Hauptgesichtspunkt zu seyn, den man bei der Würdigung florentinischer Kunstschätze niemals aus den Augen verlieren muß, wenn man deren beispiellose Eigenthümlichkeit gehörig erfassen will.

Im Allgemeinen ist der Charakter beider Städte in einem ungemein hohen Grade verschieden. Florenz nähert sich schon teutscher Städteart, seine Gassen sind lichtvoll und reinlich, seine Häuser freundlich und nett, die Spuren besserer Polizeiverwaltung, als man sie in den meisten andern Städten Italiens antrifft, sind in Florenz nirgends zu verkennen. Daher thut es den Teutschen besonders wohl, in Florenz zu verweilen, und man findet viele unserer Landsleute in Italien, die, wenn sie nicht gerade besonderer Eifer für die Schönheiten der Kunst und Natur gegen alles gleichgültig macht, von dem wirthlichen Toscana aus eine Reise nach den römischen Trümmerhaufen oder gar nach Calabrien und Sicilien nicht viel lieber unternehmen würden, als nach den Ländern der räuberischen Araberhorden. Mit Firenzens liebreizenden Umgebungen ist nun die öde Champagna vollends gar nicht zu vergleichen. Zu Spazier-

gängen dienen in Florenz der Garten Boboli am Palaſt Pitti, mit herrlichen Bildſäulen und ſchöner Ausſicht vom Caſino Cavaliere; die als Corſo benützte Schweizerei des Großherzogs, Caſcino; die Quais am Arno; die Teraſſe des Kloſters der Olivetaner u. a. m. In der Nähe der Stadt befinden ſich zwei ſehenswerthe großherzogliche Luſtſchlöſſer Poggio imperiale, 2 Miglien entfernt, mit einem Cabinet von Freſken und Partolino, 3 Stunden von Florenz, mit einem herrlichen Garten, Waſſerkünſten und der von Johann von Bologna verfertigten 100 F. hohen Bildſäule des Gottes Apennin; die in ſitzender Stellung ausgeführte Bildſäule iſt hohl, und enthält im Kopfe ein Zimmer, deſſen Fenſter die Augen ſind; der zahlloſen herrlichen Puukte um Florenz aller zu erwähnen, verſtattet der Zweck dieſer Broſchüre nicht. In den zahlreichen, zierlich gebauten und mit Weinreben, Feigen und Olivenbäumen umgebenen Pachthöfen (Poderi) können Freunde des ſtillen Landlebens ihre geſchwächte Geſundheit durch den Genuß der reinen Luft leicht wieder ſtärken. Das ſchöne Antlitz des Landbewohners verkündet Zufriedenheit und Fröhlichkeit; er iſt wohlgekleidet, die Häuſer ſind groß, reinlich, freundlich; fleißige Arbeiter haben die zahlloſen Bettler verdrängt, die dem Vorübergehenden in Rom allerwärts in den Weg treten, um mit ſündiger Verſtellung ſcheußliche Gebrechen zu erheucheln, wodurch ſie den Ununterrichteten um ſeine beſſern Gefühle betrügen, den wahrhaft Bedürftigen die nöthige Unterſtützung entziehen und zahlloſe Andere mit kräftigem Körperbau zu gleicher Niederträchtigkeit verleiten.

Nichts deſto weniger würde man groß fehlen, wollte man bei aller jener bezaubernden Schönheit und Herrlichkeit der Stadt Florenz die unübertroffene Rieſengröße und Erhabenheit des ruinenreichen Roms vergeſſen, oder doch nicht gehörig anerkennen.

IV.

Perugia.

Herrliches iſt in dir, Perugia enthalten, du reicheſt Malern und Dichtern zugleich den unerſchöpflichſten Stoff.

Es ſtellt dieſe Freske nur ein ganz nahe bei der Stadt Perugia belegenes Kloſter dar; ein Mönch in der Staffage deutet darauf hin. Alle Theile der Schilderei ſind herrlich ausgeführt; der Ton der Luft iſt bewunderungswürdig und ſelbſt in techniſcher Hinſicht gehört das Bild unbezweifelbar unter die gelungenſten in dieſem Theile der Arkaden.

Selbſt die Geſchichte Perugias hat ihre hoch poetiſchen Momente, denn Perugia widerſtand, als eine jener zwölf alten etruriſchen Freiſtaaten am längſten den Eroberungswaffen der Römer, und erſt während der Eroberungskriege des Antonius und Octavianus fiel es nach einer langen Belagerung ehrenvoll; die damals große und herrliche Stadt ſank bei dieſer Gelegenheit in Aſche und jetzt noch bewundert an dieſer Stelle der ſinnige Reiſende Ueberreſte der römiſchen Baukunſt, als z. B. den Triumphbogen des Auguſtus, die Ruinen eines Marstempels ꝛc.

Unfern der Tiber und dem Arno liegt das heutige Perugia auf einer Anhöhe in Mitte einer wunderreizenden Gegend, welche ganz geeignet iſt, des Sängers Phantaſie zu begeiſtern, aber in der That biethet nicht nur die anmuthige Landſchaft, ſondern ſelbſt die Stadt auch Malern unerſchöpflichen Stoff in vielen herrlichen Gemälden, die man dort von dem Lehrer Raphaels, dem daſelbſt gebornen und daher gewöhnlich Perugino genannten Maler Pietro Vanucci und andern berühmten Meiſtern der italieniſchen Schule noch antrifft.

Uebrigens ist das alterthümlich erbaute Perugia die Hauptstadt einer Delegation des Kirchenstaates, zählt 12,000 Einwohner und hat ein festes Schloß, welches von einer kleinen päpstlichen Garnison besetzt ist. Die sich in Perugia befindende Hochschule ist sehr unbedeutend.

Perugias Kirchen enthalten mehrere interessante Gemälde, als z. B. die Kathedrale eine Abnahme vom Kreuz von Barocci, dann das Gotteshaus S. Pietro Gemälde von Perugino und einige der ersten Arbeiten Raphaels, einen Christuskopf und Christus mit dem Johannes als Kinder ꝛc. ꝛc. Auch auf dem Rathhause, in dem Regierungsgebäude, in den Palästen Piazza, Domini und Oddi, dann vorzüglich in dem sogenannten Collegio del Cambia befinden sich viele sehenswerthe Bilder und in dem letzten annoch gut unterhaltene Fresken von Perugino.

Nur acht Miglien von Perugia westlich ist ein schöner Landsee mit lachenden Inseln, der Lacus Trasimenus der Alten belegen, berühmt der Niederlage halber, welche die Römer hier 217 v. Ch. durch Hannibal erlitten. Der See breitet sich unfern der Landstraße, welche von Florenz nach Rom führt, aus und wird von Reisenden häufig besucht.

V.

Aqua Acetosa. *)

Flieh' aus den Mauern von Rom, um Rom, das alte, zu fühlen;
Flieh' in die Einsamkeit her, wo es sich lebet dem Geist.

Allerdings ist dieser stille, von Rom nur ein Stündchen entfernte stille Punkt der Campagna ganz und gar geeignet,

*) Wörtlich: Sauerwässer; es ist auch ein Sauerbrunnen, mit hoher mehr als halbrunder Mauer umgeben. (M. s. König Ludwigs Gedichte Th. 2. Aufl. 2. S. 272.)

zu ernstem Nachdenken aufzufordern. Die Quelle entspringt zwischen einer bildlichen Ruine und die Tiber strömt durch die Gegend. Das Aqua acetosa wird in Rom häufig getrunken und soll in vielen Krankheiten heilsam wirken.

Hinsichtlich der Auffassung und Ausführung im allgemeinen theilt diese Freske mit der vorhergehenden gleiches Verdienst. Man erkennt sonder Mühe den Ton des sterilen, verbrannten Gefildes, und das Wasser des Stromes zeichnet sich auch hier wieder, durch eine, die Natur trefflich wiedergebende, klare Haltung aus.

VI.

Rom.

Auf dir weilet der friedliche Schimmer des Mondes, auf welcher
Lange die Zeit schon ruht; ruhe, ermüdete Stadt.

In der That sehr großartig und selbst hoch poetisch hat der Künstler den hehren Gedanken des königlichen Sängers und den Geist des klassischen Alterthums erfaßt, allein das Bild ist in technischer Hinsicht theilweise sehr mißlungen, ein Umstand, welcher zu beklagen. — Der Hintergrund ist gut gehalten und der Baumschlag lobenswerth.

Nur Roms altes Coliseum ist dargestellt. Das riesige Gebäude wurde nach der alten Sage von Flavius Vespasianus 72 Jahre nach Christi Geburt durch gefangene Juden aufgeführt und von seinem Sohne Titus vollendet. Sein Umfang beträgt 1600 Fuß; es faßte 87,000 (nach Neigebaur über 100,000) Zuschauer und hat seinen

Namen von dem dahin gebrachten Coloß des Nero, daher auch einige Schriftner Colosseum schreiben; es wurde auch das Amphitheater des Flavius genannt. Der Gothen barbarischer Sinn vermochte es die Zerstörung des herrlichen Coliseums zu beginnen; doch 1584 stand es noch größtentheils. In diesem Jahre aber ließ Papst Paul II. zur Erbauung des Hafens der Ripetta alle Steine davon nehmen; sowie auch die Cancellaria und die Paläste Farnese und Venezia davon gebaut sind. Jetzt wird es in seinen Ruinen noch als eins der größten und erhabensten Bauwerke des Alterthums bewundert und geschont. Das Ganze ist von großen Travertinblöcken erbaut und enthält drei Ordnungen übereinander, jede von 80 Bogen, mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen, worauf noch ein Stockwerk mit korinthischen Pilastern steht. Um die Großartigkeit dieses wundervollen Baues ganz fassen und gehörig würdigen zu können, muß man die Riesenruine bis dahin ersteigen, wo sonst die Bedeckung, mittelst großer Segeltücher, bewirkt wurde, um die Zuschauer vor Unwetter zu schützen*). Da hier viele Christen, im Kampfe mit wilden Thieren, umgekommen seyn sollen, so wird in der Arena jetzt von der schwarzen Brüderschaft — deren Mitglieder ganz vermummt sind — Gottesdienst und der Kreuzweg zu den, innerhalb der Ruinen errichteten, vierzehn Altären ge-

*) Der würdige königl. Herr Professor Amsler in München sagte mir, er habe bei einem reichen Privatmanne auf dem spanischen Platze zu Rom ein großes, in Holz gearbeitetes und ungemein interessantes Modell vom ehemaligen Coliseum gesehen. Das Modell war bis in die größte Details ausgeführt; man konnte aus demselben die zur Aufbewahrung der reißenden Thiere bestimmten Kasten herausnehmen und mit einem einzigen Zuge die Segeltücher über demselben zu- und aufziehen.

halten*). In der Nähe iſt die alte Straße Suburra, jetzt Laticana genannt.

Die koſtſpieligen Nachgrabungen beim Coliſeum haben die allmählige Auffindung der Via ſacra veranlaßt, von der nun ein großer Theil offen liegt; auch ſie war mit den großen rundeckigen Kieſeln, einen Fuß und mehr noch im Durchmeſſer betragend, bedeckt, mit denen alle alte römiſche Straßen gepflaſtert ſind. Die Nachgrabungen werden noch immer, bald mit größerm, bald mit minderm Eifer und Glück, fortgeſetzt.

Uebrigens iſt die alte Ruine des Coliſeums beim palatiniſchen Berge belegen, von welchem wir jetzt ſogleich ein näheres vernehmen werden. Einige Notizen über Rom wurden bei der Freske der Stadt Florenz bereits geliefert; weitläufiger über die vormalige Beherrſcherin der Welt zu ſchreiben, würde zu weit führen und wäre hier zweckwidrig — darum, ruhe ermüdete Stadt! entkräftetes Rieſenweib, das einſt durch Waffengewalt und dann durch des Glaubens Macht ſich Millionen ſpielend unterwarf und den Erdball erzittern machte, ſo oft es ihm beliebte.

Die ehemalige Beſtimmung des Coliſeums bezeichnete der königliche Sänger ungemein treffend in dem folgenden Diſtichon:

„Das Coliſeo
Ungeheuer biſt du und Ungeheuer erfreute,
Ungeheuer in dir kämpfen mit Menſchen zu ſehn."
(K. Ludwigs Gedichte Th. 2. Aufl. 2. S. 194.)

---

*) Herr Profeſſor Amſler verſichert, er habe zur Zeit der Faſten in der Arena einen Kapuziner predigen hören. Die Stimme eines einzelnen Kapuziner in jenen unermeßlichen Räumen — o ungeheure Ironie!

VII.

Die Ruinen Roms.

Stumm nur stehet ihr da für die Menge, jedoch dem Geweihten
Redet ihr laut, so dass alles darüber verstummt.

Die Freske läßt etwas kalt, und ist offenbar eine weniger gelungene als die übrigen. Der Palatin, der merkwürdigste unter den zwölf Hügeln Roms, trägt die Ruinen der Paläste der Cäsaren, jene herrliche und riesige Trümmer, die man gewöhnlich „Kaiserpaläste" nennt, und welche darzustellen des Künstlers Streben blieb.

Kein anderer Punkt gewährt so unendlich malerische Aussichten als der Palatin. Man mag ihn besteigen von welcher Seite man will, überall ist man von den erhabensten und großartigsten Ueberbleibseln der alten Roma umringt. Das Kapitol, das Forum, die Thermen des Titus, das ungeheure Coliseum, Constantins Triumphbogen, die Klaudische Wasserleitung, selbst von ferne die Antoninischen Bäder, die gelbe Tiber und das Janiculum umgeben uns mit einem unsterblichen Kranze wundervoller Denkmäler, und im fernsten Duft schimmern die Sabinergebirge, und schließen die weite Aussicht. Doch schenken wir nun unsere Aufmerksamkeit den eigentlichen Kaiserpalästen.

Hier hatte Romulus sein Haus, und seine Nachfolger wohnten bis Servius Tullius auf diesem Berge. Zu Ende der Republik hatten dort Cicero, Catilina und Crassus ihre Paläste, auch ward August hier geboren, der daselbst ein neues Haus, einen Tempel des Appollo und eine Bibliothek baute. Tiber vergrößerte diesen Bau, Caligula ebenfalls, so daß er von dem Forum bis an den Circus Maxi-

mus reichte, und mit dem Capitolium durch eine Brücke verbunden wurde. Nero dehnte diese Paläste bis an den Monte Celio aus; dies hieß das goldne Haus Neros und Tacitus nannte das übrige Rom nur ein Anhängsel zu demselben; es war mit 3000 Säulen geschmückt. Vespasian und Titus ließen diese Prachtgebäude, so weit sie über den Palatin hinausgiengen, niederreissen, und das Coliseum und die Thermen (Bäder) des Titus darauf bauen. Septimus Severus ließ das Septizonium, einen dreifachen Porticus als Eingang zu den Kaiserpaläsen, errichten, den erst Sixtus V. abbrechen ließ, um die Säulen zu Kirchenbauten zu verwenden. Genserich und Totila verwüsteten die von Domitian neu verzierten Paläste, doch waren sie noch großen Theils bis ins achte Jahrhundert vorhanden; seitdem sind sie in jetzt ganz unverständliche, mit Epheu und Weinlaub umrankte Ruinen verfallen. In den farnesischen Gärten — der größte Theil des Palatins gehört jetzt zu denselben — findet man noch die Reste der Bibliothek und die Bäder der Livia in der Villa spada; so wie mehrere unterirdische Gemächer und starke Mauerwerke nach der Seite des Circus Maximus hin, von wo eine herrliche Aussicht über einen großen Theil dieser Ruinen gefunden wird. An diese Villa stößt der Hippodromus und der Garten des Collegio inglese mit herrlichen Ueberresten der Kaiserpaläste, von wo die Kaiser auf den Circus herabsahen.

Man muß sich aber unter den Kaiserpaläsen keine ununterbrochene, sondern von vielen Höfen, Gärten und freien Plätzen durchschnittene Gebäude denken. Dies beweisen die Ruinen selbst, die bald in ungeheuren Massen und Klumpen zusammen liegen, dann wieder ganz freie Plätze zeigen, wo jetzt Hacke und Spaten walten, ohne auf Trümmer zu stoßen. Bemerkenswerth bleibt übrigens noch, daß ohne Zweifel ein Theil der Kaiserpaläste unter der Erde gestanden haben muß. Die Substruktionen nämlich gehen so

Univ.-Bibl. München

tief herunter, daß es undenkbar iſt, der Schutt hätte ſich, dazu auf einem Berge, erſt nachher ſo ungeheuer gehäuft und alles bedeckt. Die Beleuchtung dieſer untern Geſchoſſe mußte freilich blos künſtlich ſeyn, indeſſen war dieß auch in den ungeheuren Thermen Roms der Fall.

VIII.

Campagna di Roma.

Oede immer dem Blick, am bevölkertsten aber dem Geiste
Bist du, stilles Gefild, denn die Vergangenheit lebt.

Die ganze Gegend um Rom, vor deſſen Thoren ſchon beginnend, wird Campagna di Roma genannt, und iſt wüſt, ungeſund und faſt unbebaut; ſie umfaßt den größten Theil des ehemaligen Latium, erſtreckt ſich von Ronciglione bis über die pontiniſchen Sümpfe nach Terracina, in einer Länge von 40 und in einer Breite von 10—15 Meilen, im Halbzirkel von einer den Apenninen angehörenden Bergkette umgeben, vom rechten Tiberufer bis Civita vecchia von vulkaniſchen Hügeln eingeſchloſſen, unter denen nordöſtlich von Rom der Monte Oreſte (Soracte) emporragt, und im Süden von Civita vecchia bis Terracina durch das Meer begrenzt.

Der verbrannte Boden dieſer öden Gegend iſt faſt allerwärts vulkaniſcher Natur, ſehr häufig ſtellen ſich Spuren ausgebrannter Krater dar, wie denn auch die Landſeen nichts anderes ſind; der Geruch der aufſteigenden Schwefeldünſte iſt unerträglich. Die meiſten Quellen führen Schwefeltheile und mehrere derſelben ſind heiß; die moraſtigen Seen der Solfatara auf dem Weg von Rom nach Tivoli und der aus ihnen entſpringende kleine Fluß ſtoßen ſtets Rauch und

Schwefeldämpfe aus. Die dadurch sich entwickelnde ungesunde Luft erzeugt im Sommer oft Fieber, in deren Gefolge andere lebensgefährliche Krankheiten, als: Wassersucht, Auszehrung und schlimme Nervenübel erscheinen.

Der Reisende staunt, wenn er auf seinen Wanderungen um Rom oft keinen Baum, kein Getreide, ja nicht einmal einen grünen Grashalm gewahrt, und statt der sich eines blühenden Wohlstandes erfreuenden Landbewohner, die man in der Nähe großer Hauptstädte zu treffen gewohnt ist, auf jene, den Karaiben gleichende Hirten stößt, welche, in rauhe Thierfelle gekleidet, wie die Kosacken und Baschkiren mit langen Lanzen bewaffnet*) auf jedoch ziemlich rüstigen Pferden reiten. Nur wenn der Spätherbst naht, steigen diese unschönen Hirten von den Apenninen hernieder in die Campagna, um dort während des Winters in elenden Hütten zu wohnen, welche Casali heißen. Aber kaum naht der Sommer, in welcher Jahreszeit die so übel berüchtigte aria cattiva (schlechte Luft) besonders gefährlich wird, eilen sie schnell nach ihren Bergen zurück, um den gefürchteten Fiebern zu entfliehen. An höher liegenden Orten entwickelt sich das schreckliche Uebel nur deshalb nicht, weil sie trockener sind als die niedern; so wie man aber auf dieselben Wasser leitet, entwickelt sich auch sogleich das giftige Miasma.

Mit gutem Vorbedacht habe ich, wenn auch mit Worten nur, versucht, ein trauriges aber der Wirklichkeit treues Bild von der öden Campagna zu liefern, um den sinnigen Kunstfreund, der nie in Rom gewesen, in den Stand zu setzen, zu beurtheilen, wie es ein gar schwieriges Thema war, nach solcher Landschaft eine wirkliche Freske zu malen, und dennoch hat jenes der Künstler in glänzender Weise gelöst.

*) Diese sogenannte Lanzen haben übrigens lediglich nur die Bestimmung — Ochsen zu stacheln.

Die Fresko, welcher wir nun unsere Betrachtung weihen, gehört wieder unter die allergelungensten. Die dargestellte Gegend befindet sich vor der Porta pia und der oben bezeichnete allgemeine, besonders hier sehr ernste Charakter der Landschaft ist unverkennbar meisterhaft aufgefaßt und hätte selbst mit Oelfarben kaum herrlicher durchgeführt werden können; die rauhern Tinten der Freskomalerei scheinen solchem Stoffe überhaupt in einem hohen Grade zu entsprechen. Eine kleine Ruine*) spiegelt sich in einem jener wenig umfangreichen stehenden Gewässer, welche zu den Eigenthümlichkeiten der Campagna gehören; die dumpfe Regenluft ist gut berechnet und der düster-plumpe Wasservogel in der Staffage trägt bei, den melancholischen Typus des Kunstwerkes noch zu vermehren.

Uebrigens ist die Campagna nicht immer so wüst, so pesthauchend und menschenleer gewesen. Ein blühendes Paradies vielmehr muß sie zur Zeit der ersten römischen Blüthe und selbst noch unter den römischen Kaisern gewesen seyn, wo ein Domitian und Hadrian ihre prachtvollen Villen hier anlegten. Die häufigen Verwüstungen, denen Rom und seine Gefilde in verschiedenen Zeiten ausgesetzt gewesen, die hieraus entstandene Entvölkerung, die Vernichtung der schönen Haine Latiums, dann die Ueberschwemmungen, welche die Zerstörungen der großen, herrlichen Wasserleitungen herbeiführte, können wohl als Hauptursachen angesehen werden, daß hier eine so große Oede entstanden ist, wo die zahlreichen Reste von Gebäuden aller Art bezeugen, daß zu den Zeiten der Römer die höchste Kultur geherrscht hat; nichts

*) Sie befindet sich ohnweit dem Ponte nomentano und ist ein Grabmal gewesen. Näheres ist von dieser Ruine nicht bekannt geworden. Der Ponte nomentano ist wahrscheinlich auch der Standpunkt gewesen, von welchem aus Hr. Rottmann die Gegend aufgenommen.

deſto weniger ſcheint es doch, und dieſe Meinung wird durch mehrere klaſſiſche Schriftſteller, namentlich aber durch Livius begründet, als wenn ſchon in der Vorzeit die Gegend um Rom ungeſund geweſen und nur durch die höchſte Anſtrengung und durch die den Römern zu Gebot ſtehende Menge von Sklaven ein blühender Anbau derſelben gelungen ſey. Einige Päpſte und unter ihnen beſonders Pius VI. haben zwar durch Austrocknung der pontiniſchen Sümpfe auch die peſtartige Luft der Campagna etwas gemildert; eben ſo ſind in den neueſten Zeiten mehrere Verſuche gemacht worden, durch Anpflanzungen von Bäumen und Urbarmachung der Gefilde die Giftluft zu verſcheuchen, allein es haben die Erfolge den Erwartungen nur in einem ſehr geringen Grade entſprochen.

Jeder Schritt auf dieſem klaſſiſchen Boden iſt in geſchichtlicher und archäologiſcher Beziehung wichtig und an jeder Stelle beinahe haftet eine große hiſtoriſche Reminiſcenz, doch wollte man in Details ſich einlaſſen, wäre man genöthiget einen dickleibigen Band zu füllen, daher man ſich begnügen muß, auf die beſten unter den vielen vorhandenen Geſchichtswerke zu verweiſen.

IX.

Monte Cavo.

Steine warfſt du Berg aus, einſt Eroberer die Gegend,
Beyde ruhet ihr nun, ruhet für ewig nunmehr.

Man möchte dieſe Freske gerade nicht unter die vorzüglicheren gezählt wiſſen, allein nichts deſto weniger ſind in derſelben einzelne Schönheiten unverkennbar, welche wieder großen Theils in der ſchon mehrfach angeregten, richtigen

Auffaſſung und trefflichen Behandlung der Gebirge und Gewäſſer von Seite des Künſtlers aufzuſuchen ſind. Der Vordergrund tritt ungemein lebhaft und effektvoll hervor.

Der im Alterthume ſo berühmte Mons Albanus, jetzt Monte cavo erhebt ſich in der Campagna, ungefähr acht Stunden von Rom entfernt, öſtlich vom Albanerſee. Auf dieſem Berge verſammelten ſich die alten Lateiner zu ihren Berathſchlagungen und zur Verehrung der Götter, wo der latialiſche Jupiter einen Tempel hatte, von dem noch Steinblöcke vorhanden, und auf welchem die Feldherrn der alten Roma den Triumph zu feiern pflegten, wenn der Senat den Triumphzug ins Capitol verſagte. Die häufig hier vorgenommenen Nachgrabungen haben nur geringe Ausbeuten geliefert, den Berg aber ganz durchhöhlt; daher ſein nunmehriger Name (cavo, hohl).

Dieſer Berg, 2500 Fuß über der Meeresfläche erhaben, gewährt vor allen andern Höhen um Rom die ſchönſte Fernſicht über die Campagna und das Mittelmeer; aus dem man mit freiem Auge ſeine Inſeln, und Sardinien, mittelſt Fernröhren, hervorragen ſehen kann.

Am Albanerſee, wo jetzt das Franziskanerkloſter Palazzola ſteht, lag das alte Alba longa. Es ſoll von Ascanius, 400 Jahr vor Rom, erbaut worden ſeyn. Zerſtört ward dieſe Mutterſtadt Roms durch Tullus Hoſtilius, der die Einwohner nach Rom verpflanzte und die Stadt bis auf die Tempel der Erde gleich machte. Der Albanerſee, jetzt Lago di Caſtello, fünf Miglien im Umfange, iſt ebenfalls ein ausgebrannter Vulkan, deſſen Waſſerſpiegel mit dem gegenüber liegenden Caſtell Gandolfo einen herrlichen Anblick gewährt. Dieſer See trat ſonſt im Winter aus; während der Belagerung von Veji gruben daher die Römer, durch einen Orakelſpruch hiezu beſonders veranlaßt, einen 5 Fuß breiten und 9 Fuß hohen unterirdiſchen Ab-

zugscanal, Emissario genannt, der in einem Jahre, eine italienische Meile lang, vollendet, noch jetzt ohne alle Nachhülfe wohlerhalten zu demselben Zwecke dient.

* Nur drei Stunden vom Lago di Castello entfernt, in der Campagna, steht Albano, die zweite Poststation auf der Straße von Rom nach Neapel (der alten Via Appia); es verdankt seine Entstehung dem alten Albanum, dem prachtvollen Landhause des Pompejus, welches später ein Besitzthum der Kaiser, von Domitian vergrößert und mit der Villa des Clodius verbunden ward. Das heutige Albano ist ein verarmter Ort mit 5000 Einwohnern. Seine Lage am Abhange des Sabinergebirgs ist indessen herrlich und gewährt die schönste Aussicht über die Campagna und das mittelländische Meer. Albano ist der Sitz eines Bischofs und der Sommeraufenthalt mehrerer reichen Familien aus Rom, welche sich vor der Aria cattiva hieher flüchten und hier ihre Paläste und herrliche Landsitze haben. Man findet hier ein leidliches Unterkommen und an der Hauptkirche noch antike Baustücke. Am lebendigsten und reizendsten erscheint die Stadt zur Zeit des jährlichen Blumenfestes. — Vor dem römischen Thore, von herrlichen Pinien umgeben, erhebt sich ein altes Grabmahl von Quadern, unbekannten Ursprunges, welches die Volkssage dem Ascanius zuschreibt, das aber andere für das des Pompejus halten. Eben so unverbürgt ist ein Grabmahl vor dem Thore nach Ariccia, das der Horatier und Curiatier genannt, welches ebenfalls manche irrthümlich für das des Pompejus halten. Es scheint noch aus der ersten Zeit Latiums zu stammen. Verfolgt man die schönen Spaziergänge auf die Anhöhe zu, an der die Stadt liegt, findet man bei der Kirche St. Paolo eine herrliche Aussicht, die Reste eines Amphitheaters und eines Wasserbehälters von der Villa des Domitian.

X.

Lago di Nemi.

Spiegel Dianens genannt wirst du See jungfräulicher Ruhe;
Von der jungfräul'chen Natur giebst du zurücke das Bild.

Freunde der Kunst, welche vorzugsweise die Stimme der Seele in der gefühlvollen Brust und weniger jene der kalten Regel beachten, wurden von dieser Freske gerührt und entzückt, und gaben ihr unbedingt vor allen übrigen den Vorzug.

In der That stellt sich dieser Lago auch als ein wunderliebliches, ungemein zartes und von der Abendsonne sehr anmuthig beleuchtetes Bild dar; nirgend stören schneidende Farbentöne und das Ganze scheint zu verschmelzen in der Harmonie einer wirklich schönern Welt. Selbst das Laub ist höchst zart und dennoch natürlich gehalten und das trefflich berechnete Licht im See bringt eine überraschende Wirkung hervor, ja selbst der lichte Streif, den der rudernde Kahn im Wasserspiegel zurück läßt, trägt dazu bei, die Freske mehr noch zu heben.

Lieblich, zart und weich wie der Sang der Vöglein in jenen leuchtenden Büschen tönt die Dichtung auch.

Das reizende und freundliche Dörfchen Nemi ist nur zwölf Miglien von Rom entfernt. Malerisch erhebt es sich unweit der Straße nach Velletri auf einer Vorhöhe des Albaner-Gebirgs, am gleichnamigen See, den die Römer den Lacus Nemorosus, oder auch, seiner ruhigen Fläche halber, den Spiegel der Diana nannten. An diesem See, der vier Miglien im Umfange hat und einst der Krater eines

Vulkans war, lag wahrſcheinlich auf der Stelle des heutigen Nemi der berühmte Tempel der Diana Nemorenſis, in dem ihr geweihten Haine.

Der Name des Orts deutet auch ſchon auf ſeinen Urſprung. Im Mittelalter wurde Nemi abwechſelnd von den Familien Frangipani, Orſini, Colonna, Piccolomini, Cenci, auch von den Päpſten beſeſſen und iſt jetzt Eigenthum des Herzogs von Braſchi, welcher hier ein altes, einer Ritterburg ähnliches, noch von den Frangipani, jenen bekannten Verräthern des jungen, unglücklichen Conradin von Hohenſtaufen, herſtammendes Schloß, beſitzt. Unweit Nemi liegen mehrere wüſte Häuſer, von denen das eine der Maler Carlo Maratta einſt bewohnte, von deſſen Malerei man noch Spuren an den Wänden ſieht.

Entzückend iſt die Ausſicht von den Höhen über den See nach dem alten Latium, der Wiege der Geſchichte Roms, bis an das tyrrheniſche Meer; reizend der unter Kaſtanien und Pappeln am See hinführende Spatzierpfad. Mächtig erquickt hier das heitere Grün, wenn man aus der öden und traurigen Campagna in dieſes fruchtbare Eldorado kommt, welches Rom mit herrlichem Obſt und den ſchmackhafteſten Gartenfrüchten verſorgt.

Wie der Albaner-See, war auch der See von Nemi einſt durch einen Emiſſar zum Theil abgeleitet worden, von dem man noch Spuren im Vall d'Ariccia ſieht. Merkwürdig iſt ein auf dem Grunde des Sees befindliches antikes Schiff aus der Zeit des Tiberius, von dem durch Fiſcher zu Zeiten einzelne Fragmente heraufgezogen werden. Alle Verſuche dieſes Wrack empor und an des Tages Licht zu bringen, ſind bisher verunglückt.

Nun können wir der Verſuchung nicht widerſtehen, epiſodiſch, eine Freskoanekdote mitzutheilen. Mag ſie auch etwas

abgeſchmackt lauten, es kömmt ja dergleichen im Gebiete der ſchönen Künſte nicht ſelten vor und am Ende lacht man dennoch darüber.

Am heiligen Peter- und Paultage führte, als an ſeinem Namenstage, ein ehrlicher Bürgersſohn ſein reizendes aber armes Schätzchen in den Hofgarten ſpatzieren. Das Paar weilte lange vor Nemi und endlich fragte das Mädchen: „Sage mir doch, lieber Peter! was ſteht denn hier unten?“ Der Jüngling las — „Lago di Nemi“ — da rief die Kleine lebhaft aus: „Ach, der Lago muß wirklich ein recht geſcheidter und braver Menſch ſeyn; ſiehſt du, der ſagt auch, warum ich dich ſo oft ſchon bath — Nimm mi, ach lieber Peter! ich bitt' dich gar ſchön, nimm mi, nimm mi, ſobald als nur immer möglich.“ Die Kleine wollte mit ihrem „nimm mi“ nämlich ſagen: „heirathe mich!“

XI.

Tivoli.

Zwei Jahrtauſende faſt verſchwanden, ſeit Properz*) geſtorben,
Liebe, die ihn durchdrang, lebet beſtändig im Thal.

Die Campagna-Ebene bei Rom muß urſprünglich ein weiter Meerbuſen geweſen ſeyn, in dem ſich das tyrrheniſche

---

*) S. A. Propertius, geb. zu Mevania in Umbrien, hinterließ Elegien, von welchen die letzte des 4. Buches die Königin der Elegien genannt wird; die Liebe iſt der Gegenſtand vieler dieſer Elegien. Von ſeinem Leben weiß man nicht viel mehr, als daß er, nach Beendigung der bürgerlichen Unruhen, zu Rom an Mäcen einen Beſchützer fand, dem er auch das

Meer bis zum Fuß der Apenninen erſtreckte; den noch überall findet ſich Meerſand mit Seeconchylien vermiſcht, daher wohl auch urſprünglich die unwirthliche Gegend und die ungeſunde Luft. Nichts deſtoweniger giebt es in dieſer Wüſte mehrere liebreizende Oaſen, und unter dieſen gebührt dem berühmten freundlichen Tivoli der erſte Rang.

Auch Tivoli hat Herr Rottmann ſehr gut gegeben; man erhält durch das Bild von der Lage Tivolis den vollkommenſten Begriff. In der Staffage am Ufer des Teverone erblicken wir einen jener berittenen, abentheuerlich herausgeputzten Hirten mit dem langen Stachelſtocke, von denen oben die Rede war.

Einer unſerer achtbarſten Gewährsmänner äußert ſich ungefähr alſo: „Es wäre Niemanden zu rathen, beſonders wer Sicilien oder die Umgebungen Neapels geſehen, mit beſonderer Hoffnung auf lehrreiche Alterthümer die kleine Reiſe von Rom nach Tivoli zu unternehmen, da, außer einigen Sälen der Villa des Mäcen, gar nichts zu ſehen iſt, als die höchſt maleriſchen, aber unendlich verworrenen Trümmer der ungeheuern Villa des Hadrian, von allen übrigen Villen aber, deren Mittelpunkt Tivoli war, kaum noch undeutliche Spuren.

Dagegen wie über alle Begriffe reizend und lieblich iſt auf dieſem ſchönſten Fleckchen Italiens die Natur! nie hat kaum die Phantaſie des Pouſſin oder Claude Lorrain ein ſo in ſich abgeſchloſſenes, ſanftes, mannigfaltiges und

---

Kaiſers Gunſt verdankte. Er ſcheint, wie ſein Buſenfreund Ovid, ohne Amt und Geſchäfte, faſt einzig dem Genuſſe der Liebe und der Poeſie größtentheils in Rom und Tivoli gelebt zu haben; er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre ungefähr im Jahre 12 v. Ch.

wunderschönes Landschaftsbild geträumt, als die Natur in Tivoli wirklich vor unsern Augen malt. Wo sind die Oelbäume so frisch und grün, die Pinien und Cypressen so schlank und erhaben, die Berge so freundlich gerundet, so wild zerrissen! wo stürzen so die klaren Wasser in milchweissen Bogen vom Felsen herunter, an deren Stirne zweitausendjährige Trümmer hängen! Wo ist der Himmel so blau und golden, die Lebensluft so balsamisch, und das Abendroth so glühend! Keine theokritische Idylle gleicht der zauberreichen Dichtung dieses kleinen, heimischen Paradieses!

Das heutige mit einer Mauer aus dem Mittelalter umgebene Tivoli ist nur 19 Miglien von Rom entfernt; die Stadt, an und für sich selbst, ist unbedeutend, allein um so sehenswerther sind ihre alten Bauwerke, auf welche der oben citirte, übrigens geistreiche Gewährsmann dennoch zu geringen Werth legt, wenn sich schon nicht läugnen läßt, daß mancher jener Ruinen von den erfindungsreichen römischen Antiquaren ohne zu rechtfertigende Gründe die pomphaftesten Namen beigelegt wurden.

Sehr schön erhaltene Reste des Alterthums sind die beiden Tempel der Vesta und der Sybilla; jener, wie der in Rom, rund und mit einem kleinen Säulengang umgeben, dieser viereckig, aber oft mit jenem verwechselt; sie hängen beide über dem Abgrund, in den der Teverone, der Anio der Römer, den furchtbaren Sturz macht.

In der Villa des Mäcen wurde ein Eisenwerk angelegt und der grosse prachtvolle Palast, Villa d'Este, steht verlassen und zerfällt in Trümmer.

XII.

Monte Serone.

Grünlos dehnt vor dem Berg' sich das reichlich geschmückte Gefilde,
Es verliert sich in ihm, schweifend, der trunkene Blick.

Grandiose Auffassung, herrlicher Farbenton, meisterhafte Nuancirung der Tinten und wirkungsvolle Schlagschatten sind die Verdienste dieser Freske.

Der Monte Serone ist ungefähr zwei Tagereisen von Rom entfernt; er liegt im Innern des Sabinergebirgs, dessen reiche Gewässer den Teverone in der Campagna nähren. Der Monte Serone war und ist zum Theile noch ein berüchtigter Schlupfwinkel der Räuber, in deren Gefangenschaft schon mancher Unglückliche Tage- und Wochenlang schmachtete, bis für ihn Lösegeld erlegt wurde; bleibt dasselbe ganz aus, befindet sich der Gefangene in gefahrvoller Lage.

Dieses Bild erweckt in uns Begriffe von dem Charakter des Sabinergebirges im allgemeinen, von jenen Bergen nämlich, welche der königliche Sänger also bezeichnet:

„Leicht wie ein Traum, so zeiget ihr euch, anmuthige Berge,
Seyd gehaucht im Gefühl heiterer lieblicher Kunst."

(M. s. Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. Aufl. 2. Th. 1. S. 259.)

XIII.

Terracina.

In Hesperiens Gärten geht man hier ein, es ergreifet Jubel den Geist, die Natur jubelt entzücket mit ihm.

Die Gegend um Terracina ist unbeschreiblich schön: der romantische Berg der Circe, genannt Monte Circello, läuft in phantastischen Formen weit ins blaue Meer hinein, gegen die Inseln Ponza und Ventotiene. Hier beginnt der eigentliche italienische Himmel.

Mit vorzüglicher Liebe scheint der Künstler an dieser Freske gearbeitet zu haben; dieses und die zwei Seestücke (Nemi und Averno) nennen Viele die gelungenste unter den in Rede stehenden Bildern. Die Luft ist herrlich behandelt und das Ganze mit großer Zartheit durchgeführt; nur die Lichtpartie könnte etwas kräftiger gehalten worden seyn. Sehr gut macht sich in der Staffage die Gruppe an der kleinen Pyramide.

Volsker bauten unter dem Namen Anxur diese alte Stadt und bei den Griechen hieß sie Terracina. Im Jahre 425 der Stadt Rom wurde sie römische Colonie.

Nahe am Meer, am Ende der pontinischen Sümpfe im Kirchenstaate, unweit der neapolitanischen Grenze und an der Landstraße von Rom nach Neapel ist Terracina belegen. Es zählt die Stadt 8 bis 9000 Einwohner; ungemein malerisch hängt sie an einem Felsen, von dem man sich der herrlichsten Aussicht über das Meer, über Gaeta, ja selbst bis zu den romantischen Inseln Ischia und Procida im Golf von Neapel erfreut.

Auf des Felsens höchster Spitze, wo sonst der Tempel des Jupiter und die Burg von Anxur stand, befinden sich

die Ueberreste einer Burg des Gothenkönigs Theodorich, von dessen um die Stadt gezogener Mauer ebenfalls noch Spuren vorhanden sind. Auf dem Marktplatze trifft man eine alte Tafel, deren Inschrift eine Lobrede auf Theodorich, wegen Trockenlegung der pontinischen Sümpfe und Herstellung der Via Appia, enthält. Die Kathedrale, ein altgothisches, auf den Ruinen eines römischen Tempels sich erhebendes Gebäude, von dem noch Säulenreste zu sehen sind, ist nächst der Villa, worin Pius VI. oft die Villeggiatura*) zubrachte, das einzig bemerkenswerthe Bauwerk der Stadt; besonders ist die letztere der herrlichen Aussicht wegen zu besuchen. So schön die Lage von Terracina ist und so üppig Orangen und andere Südfrüchte hier gedeihen, unter denen dem Reisenden hier zuerst die indische Feige und Palmen im Freien begegnen, so ungesund ist das Klima, daher das bleiche, kränkelnde Aussehen der Einwohner, welche sich, vorzüglich das schöne Geschlecht, durch eine eigenthümliche Kleidertracht auszeichnen. Die Stadt ist nicht gut gebaut und unreinlich, welches in diesem Paradiese einen um so widerlichern Eindruck hervorbringt. Das Wirthshaus an der Straße nach Neapel, unmittelbar am Meere, ist groß wie ein Palast und stets sehr besucht.

XIV.

Lago d'Averno.

(Das Distichon zu diesem Bilde fehlt noch.)

Ich schließe mich dem Urtheile mehrerer unserer vorzüglichsten Kunstfreunde an, welche diese Fresko für die

---

*) Wörtlich übersetzt: Landlust, Landvergnügen.

beſte und vollendetſte unter den bis jetzt enthüllten halten. Sie zeigt deutlich, wie der Künſtler nun allmählig mehr der Technik Meiſter geworden und was ſich in der Freskomalerei von ihm in der Folge erwarten läßt.

Der von Hügeln und Gebirgen umſchloſſene, beinahe runde See dehnt ſich im Bilde, rechts mehr im Hintergrunde aus, in der Ferne erhebt ſich der Veſuv, aus dem eine Dampfſäule ſteigt; im Vordergrunde links befindet ſich ein bildlicher Felſen, an welchem eine Ziege hängt, die ſich vor einer Schlange ſcheut; eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit dieſer Thiere; unter dem Felſen glimmt ein Feuer; ein Hirte rüſtet ſich mit ſeinem Hunde, dem Angriffe einer großen ſich bäumenden Schlange zu begegnen, mehr rückwärts rechts weiden noch mehrere Ziegen. Die Staffage iſt trefflich berechnet und unverbeſſerlich ausgeführt, das Unheimliche der Gegend im allgemeinen zu bezeichnen.

Uebrigens ruht der ganze Zauber des ſüdlicheren Italiens auf dem Bilde; wie in der Wirklichkeit unter italieniſchem Himmel treten alle fernern Gegenſtände, vorzüglich die Gebirge, mit einer Beſtimmtheit und Klarheit in ſcharfen Umriſſen hervor, wie ſich von denſelben der Teutſche, der nie ſein Vaterland verließ, nur vor einem ſolchen treuen Bilde deutliche Begriffe machen kann; der glänzend helle Tag iſt meiſterhaft gegeben, und auch an der Darſtellung des Sees iſt durchaus nichts auszuſetzen, wie die Behandlung der Gewäſſer überhaupt unter den vielen, dem Pinſel Rottmanns eigenthümlichen Forçen oben anſteht; wahrlich, in dieſer Sphäre verſteht er mit den geringſten Mitteln Außerordentliches zu leiſten.

Der avernifche See, unweit Neapel, iſt ein ausgebrannter Vulkan und hat an einigen Orten eine Tiefe von 180 Fuß. Bei den Griechen hieß er Ἄορνος d. i. der vo-

gelverſcheuchende*), ein See mit mephitiſcher Ausdünſtung, von dem man glaubte, daß kein Vogel darüber wegfliege, oder, wenn er dieſes wage, betäubt in den See ſtürze; er war im Alterthume mit dicht ſtehenden Cypreſſen — ſie waren der Hekate geweiht, und hießen: luci averni — bewachſen, welche dem See ein düſteres Anſehen gaben. Wilde Troglodyten (Höhlenbewohner) bevölkerten die Gegend und verließen, wie die Eulen, nur zur Nachtszeit ihre düſteren Schlupfwinkel. Mephitiſche Ausdünſtungen, heiße Quellen, ausgebrannte vulkaniſche Felder, eine Höhle, die in ein Thal führte, wo ſich der acheruſiſche Sumpf befand, in einem andern Thale elyſiſche Gefilde und in einem dritten ein Begräbnißplatz — alles vereinigte ſich hier, die Gegend ſchauervoll und feierlich zu machen und die Meinung zu beſtätigen, daß mit dieſer Gegend die Unterwelt in Verbindung ſtehe und der Avernus ſelbſt ein Ausbruch des unterirdiſchen Acheron ſey. Daher ließ der Aberglaube hier Todtenbeſchwörungen üben, und in der Folge ſetzte man das Unterreich ſelbſt dorthin.

Lykophron findet hier alles zur Unterwelt gehörige beiſammen, den acheruſiſchen Sumpf, Pyriphlegethon, Cocytus, Styx, den Berg Lethäon ꝛc. Als Agrippa den Avernus mit dem, wegen ſeiner Fiſche und Auſtern berühmten Lucrinerſee, jetzt ein ſtinkender Sumpf, vereinigte**) und die Wälder um den erſtern fällen ließ, iſt, ſo wie durch häufige Erdbeben, die Geſtalt der Gegend ſehr verändert worden.

Tief am dunklen Waſſerſpiegel des averner Sees liegen die Ruinen eines Tempels, über den die Alterthums-

---

*) Dr. Stein und mehrere andere Reiſebeſchreiber überſetzen, etwas abgeſchmackt und ſchlecht die Sache bezeichnend: „der vogelloſe.“

**) Nach Reigebaur geſchah dieſes unter Cäſar oder Auguſt.

forſcher nicht einig ſind, doch halten ihn jetzt die meiſten für einen Tempel Plutos oder der Proſerpina.

Sinnige Reiſende verſäumen nie die Grotte der Sybille von Cumä zu beſuchen, wo man ſtets Landleute findet, welche den Fremden bei Fackelſchein hineintragen; dieſe Höhle hat ſeitwärts einen von Menſchenhänden hergeſtellten ſchmalen Gang, durch den Nero das warme Mineralwaſſer von Bajae nach Miſenum geleitet haben ſoll.

Die noch fehlende andere vierzehn landſchaftliche Fresken dürften auf keinen Fall früher, als im Frühjahr 1833 enthüllt werden. Wenn die gegenwärtige, durchaus anſpruchloſe Zuſammenſtellung eine nachſichtige Aufnahme findet, werde ich auch zu jenen Fresken ähnliche aufklärende Notizen liefern.

Neue Reisebilder

in

H. Heines Manier.

Aufgenommen

im bayerischen Hochlande

durch

Adolph von Schaden.

„Gott hat den Menschen erschaffen, damit er die Herrlichkeit der Welt bewundere. Jeder Autor, und sey er noch so groß, wünschte, daß sein Werk gelobt werde. Und in der Bibel, dem Memoiren Gottes, steht ausdrücklich: daß er die Menschen erschaffen, zu seinem Ruhm und Preis."

H. Heines Reisebilder I. III.

München, 1832.
Joseph Lindauer'sche Buchhandlung.
(C. T. Fr. Sauer.)

Neueſte

topographiſch-ſtatiſtiſch-humoriſtiſche

Beſchreibung

des

Tegern- und Schlier-Sees;

des Schloſſes zu Tegernſee; des Wildbades Kreuth; der großen und merkwürdigen Schleuſe, genannt: „Kaiſerklauſe," dann mehrerer der intereſſanteſten Waſſerfälle, Gegenden u. dgl. im bayeriſchen Hochlande.

Nach

längerm Verweilen an den Ufern des Tegern- und Schlier-Sees

herausgegeben

von

Adolph von Schaden.

Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
Die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?
Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern
Und uns die Schlaglawinen niederſenden.

Schillers Tell.

Mit einer Karte, ſiebzehn maleriſchen Anſichten und dem Grundriſſe der merkwürdigen Ruinen von Hohenwaldeck am Schlier-See.

München, 1832.

Joſeph Lindauer'ſche Buchhandlung.

(C. L. Jr. Sauer.)

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Den

Manen König Maximilians

des

Allgeliebten.

In jenem Thal, wo Ruhe und Zufriedenheit ſich gatten,

Dort wandelt unſichtbar Dein längſt verklärter Schatten,

Und weinend lallt das Kind, es ſpricht die Jungfrau und der Mann:

Es gab nur einen Maximilian!

Vorwort.

Unſere vaterländiſche Literatur hatte bisher durchaus keine ſpecielle Beſchreibung des von den Münchnern ſowohl als von Fremden im Sommer ſo häufig beſuchten Tegern- und Schlier-Sees aufzuweiſen, und es blieb eine ſolche Beſchreibung um ſo mehr ein längſt gefühltes Bedürfniß, da in jenen Gegenden bekanntlich verläßige Führer beinahe nie zu erhalten ſind.

Ich glaubte mich bei der Beſchreibung dieſer Seen um ſo mehr ſehr in's Detail einlaſſen und mich der größten Deutlichkeit befleißigen zu müſſen, da das Werkchen im Allgemeinen und zunächſt für Leſer jeden Standes und jeder Faſſungsgabe beſtimmt bleiben ſollte. Am gerathenſten ſchien es mir übrigens meine Hauptquellen, aus welchen ich vorzüglich ſchöpfte, an Ort und Stelle aufzuſuchen und wenn ich zuweilen vorhandene literariſche Quellen benützte, geſchah es nie ohne ſtrenge Prüfung und mit der größten Vorſicht, welche ſich um ſo nöthiger darſtellte, da alle Schriftſteller, welche bis jetzt dieſe Gegenden würdigten, in ihren Angaben bedeutſam abweichen.

Nicht mindere Sorgfalt widmete die Verlagshandlung der Ausstattung. Die dem Werkchen beigefügte Karte ist durchaus verläßig und die Ansichten sind mit Umsicht und treu der Natur dargestellt. Jenes ganze Tableau ist das Werk des bekanntlich sehr geschickten und thätigen vaterländischen Künstlers, Herrn Karl Schleichs jun. und so glauben wir nun der gerechten Hoffnung leben zu dürfen, es werde unser gemeinsames Streben beim verehrlichen Publikum eine freundliche und nachsichtsvolle Anerkennung finden.

Allen Gönnern und Freunden, welche mein Unternehmen mit Rath und That unterstützten, erstatte ich hiemit noch ein Mal und zwar öffentlich den innigsten Dank.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

I. Einleitung. — Route von München nach Tegernsee. — Sauerlach. — Holzkirchen. — Warngau. — Landgericht Tegernsee 1

II. Der Ostersonntag und der Traum 4

III. Dorf Tegernsee. — Das neue Krankenhaus und der Kirchhof. — Schloßgebäude. — Schloßkirche. — Neubau. — Stallungen und Wagenremisen. — Waschhaus. — Schießhütte. — Hofgärten. — Vormalige Schloßapotheke. — Blumenzucht des Herrn Landarztes Reinhard 9

IV. Rundreise um den ganzen Tegernsee. — Lerchen- oder Banngehölz. — Großes Parapluie. — Der Point. — Kleines Parapluie. — Neue Kolonie (Karolina) auf dem Point. — Buchten im Obersee. — Rottachthal und Rottachfluß. — Weißachthal und Weißachfluß. — Seeenge. — Benennung aller im Obersee sichtbaren Alpen, Felsen, Höhen und Gebirge, aufgenommen am Point. — Ueberfahrt. — Ortschaften Rottach und Egern. — Schöne Dorfkirche in Egern. 21

V. Fortsetzung der Rundreise um den See. — Schorn. — Mittagslinie. — Lage, Länge, Breite, Tiefe, Flächeninhalt und Namenherleitung des Tegernsee. — Westliches Ufer. — Fischerfleck. — Abwinkel. — Söllbach. — Bauerngut in der Au. — Stinkergraben. — K. Salinenrequisitenstadel. — Gang des Triftgeschäf-

Seite

tes auf dem Tegernsee und dessen Erfolge. — Wiessee. — Zeiselbach. — Herrenstege. — Hirschberg und Kamm (Gebirge). — Das Freihaus. — Moser- und Finnerhof. — Finnerwampe. — Breitenbach. — Rohenbognerhof. — Quirinoelkapelle. — Geschichte, Bestandtheile und Wirkungen des Quirinoels. — Weg zu Land nach Kaltenbrunn. — Physiognomie des Tegernsees 26

VI. Schluß der Rundreise um den See. — Benennung der Bauernhöfe, welche vom Finner an bis Kaltenbrunn sich am westlichen Ufer des Tegernsees bemerkbar machen. — Kaltenbrunn. — Wasserleitung. — Großer Hühnerhof. — Kurze Geschichte des Gutes Kaltenbrunn und dermaliger Bestand desselben. — Herrenhaus. — Bauhof. — Stallungen, Remisen und Schweizereien. — Beschreibung der ehemaligen berühmten Tegernseer Bergbeleuchtungen. — Oestliches Ufer des Sees. — Gmund. — Hofbauer im See. — Frauenanger oder Angermannsbühl. — Angermannshof. — St. Quirin (Gotteshaus). — Kurzgefaßte Geschichte des Benediktinerklosters zu Tegernsee (dessen Stiftung) nebst der Legende vom heil. Quirin. — St. Quirin (Dorf). — Maria Schnee. — Schießstätte. — Westerhof. — Hofbauer. — Einige nachträgliche Bemerkungen 35

VII. Ueber das Besteigen der Alpen und Hochgebirge des mittäglichen Bayern im allgemeinen. — Miesbach und Wallenburg. — Fußreise über die Neureuth und Gindelalpe. — Die Walküre und Claurens Mimili . 44

VIII. Epistel an H. Heine, an ihn und für ihn allein geschrieben 50

IX. Westerhofen. — Schliersee (Dorf). — Gasthof zur Fischerkiesel. — Neubau des Gasthofes. — Kurzgefaßte Geschichte der alten, ehemaligen Benediktiner-Abtei

Seite

und des nachmaligen Chorstiftes zu Schliersee. — Kirchbühl. — Der Weinberg. — Auf der Burg. — Das Geschlecht der Waldecker. — Marktrainische Familienreminiscenzen in der Kapelle auf dem Weinberge. — Riesbeck. — Pfarrkirche im Dorfe Schliersee. . . . 55

X. Wasserfahrt auf dem Schliersee vom nördlichsten zum südlichsten Punkte desselben. — Halbinsel mit dem Jägerhäuschen. — Benennung einiger sich malerisch präsentirenden Gebirge. — Schlierachflüßchen. — Neue Seeklause. — Lage, Länge und Breite des Schliersees. — Westliches Ufer. — Heustädel (Scheunen) und Holzröhlen. — Oestliches Ufer und Landstraße an demselben. — Hohenleuthen. — Hohenwaldeck. — Insel (Wörth) im Schliersee. — Alte Sage vom Hungerthurm auf der Insel. — Fischhausen. — Genaue und zuverläßige Beschreibung der alten Ruinen auf Hohenwaldeck nebst interessanten Conjecturen über dieselben. — Neuhaus. — Joseph- oder Aurachthal. — Wasserfall. — Fischbachau und Spitzingsee. . . 60

XI. Schifffahrt und Fischfang im Tegern- und Schliersee. — Wald- und Bergthiere, dann Vögel an diesen Seen. — Eine interessante Bemerkung über die Gemsenjagd. — Klima und Vegetation. — Charakter, Lebensweise und Sitten der bayerischen Hochländer. . 67

XII. Alte Volkssage aus der Zeit, als der schwarze Tod am Schliersee wüthete. — Rückreise vom Schliersee nach Tegernsee am sogenannten Schusse hin. — Die orgue expressive des Herrn Dr. Vogel zu Tegernsee. — Sturm auf dem Tegernsee am 5. May (1832). — Wanderung nach dem Bade Kreuth. — Der Marmorbruch. — Wasserfall am Lohbache. — Scharling und Dorf Kreuth. 76

XIII. Erster Eindruck, den des Wildbades Kreuth Anblick hervorbringt. — Der Sonnenzeiger, die Esel und

Seite

der Zwerg. — Lage des Wildbades im allgemeinen. — Kurzgefaßte Geſchichte der Heilquelle. — Eigenſchaften des Waſſers; ſein Gebrauch und ſeine Wirkungen. — Anwendung des Schwefelquellwaſſers zu Dampf-, Tropf- und Duſchbädern. — Bäder aus den Schwaighofer- und Stinkergrabenquellen. — Soolenbäder und Molkenkur. — Die Kur mit ausgepreßten Pflanzenſäften. 83

XIV. Fortſetzung und Schluß der Beſchreibung des Wildbades Kreuth. — Nähere Schilderung der Wohn-, Bad- und Nebengebäude ꝛc. — Der große Molkenkurſaal. — Badefreuden. — Das weiland dem König Maximilian I. geſetzte Monument. — Nächſte und nähere Umgegend des Bades. — Neueſte Preiſe, Satzungen und Einrichtungen der Molken- und Badeanſtalt. — Reiſegelegenheiten von München nach Tegernſee und Kreuth zur Sommerzeit 90

XV. Die Kaiſerklauſe. — Noch einige Worte über die Lage und die Verhältniſſe der tegernſeer und kreuther Gebirge im allgemeinen, dann über jene der Waſſerfälle ꝛc. — Schluß. 96

In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München (Kaufingerstraße Nro. 1614.) sind ferner zu haben:

Karte des Starnberger-Sees und seiner Umgebungen, dann siebzehn sauber gestochener An- und Fernsichten desselben, nebst kurzgefaßter aber gediegener Beschreibung des Sees, seiner Umgebungen, Schlösser, Gasthöfe, Landhäuser, Anlagen ꝛc. ꝛc. in hübschen Etui.

10 ggr. oder 45 kr.

Charakter und Ausstattung sind von der Art, daß man sich für überzeugt halten kann, es werde das elegante und zuverläßige Kunstprodukt den vielen Freunden und Bewunderern des herrlichen Starnberger-Sees für eine willkommene Erscheinung gelten.

Handbuch für Reisende durch das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Salzburg, Krain, Kärnthen, Tirol, Illyrien, Dalmatien und das lombardisch venetianische Königreich; oder geographisch-malerische Schilderung der merkwürdigsten Reiserouten durch diese Provinzen, nebst Meilenzeiger und alphabetischem Ortsregister, von Anton Johann Groß. gr. 8. geh. 2 Rthl. 8 ggr. oder 4 fl. 12 kr. rheinisch.

Der Verfasser, vortheilhaft bekannt durch sein „Reisetaschenbuch für Donaufahrer" so wie durch sein Wirken im Bereiche der schönen Wissenschaften ist in diesem empfehlungswerthen Werke von der Weise der meisten Reisehandbücher abgegangen, und hat seine eigenen Reiseschilderungen mit fremden Darstellungen so verbunden, daß dieses Werk ebenso befriedigend für die Lectüre als auch für den Reisenden als Handbuch verwendet werden kann, da es die interessantesten Partheien der österreichischen Gebirgswelt umfaßt. Die lebendige und kräftige Darstellungsgabe des Verfassers vermehrt das Interesse des Gegenstandes, so wie die beigefügten Register, Meilenzeiger und vorausgehenden statistischen Notizen die Brauchbarkeit des Buches für den gebildeten Reisenden sichern.

Ansicht der St. München kl. Format schwarz 6 ggr. od. 24 kr.
— der k. Residenz, des Königsbaues u. des k. Hoftheaters auf 1 Blatt 3 ggr. oder 12 kr.
— der Jesuiten-, Theatiner- und protestantischen Kirche auf 1 Blatt 3 ggr. oder 12 kr.
— der Reitbahn, Frohnfeste und des allgemeinen Krankenhauses auf 1 Blatt 3 ggr. oder 12 kr.

Ansicht der Glyptothek, Pinakothek und des Bazars auf 1 Blatt 3 ggr. oder 12 kr.

— von Biederstein, kl. Format schwarz 4 ggr. od. 18 kr.

— — Nymphenburg. — — 4 ggr. od. 18 kr.

Plan der k. Haupt- und Residenz-Stadt München und der nächsten Umgebungen bis auf die neueste Zeit nachgetragen und ganz neu in Stein gravirt 10 ggr. oder 45 kr.
Derselbe in Etui 12 ggr. oder 54 kr.

Wolf, P. P., kurzgefaßte Geschichte, Statistik und Topographie von Tirol. gr. 8. 1 Rthlr. 4 ggr. 1 fl. 12 kr.

Neuestes Taschenbuch der Haupt- und Residenz-Stadt München und den Umgebungen, für Einheimische und Fremde, von Friedrich Wilhelm Bruckbräu. Mit 14 Ansichten und 1 Plan. Preis hübsch gebunden 1 Rthlr. 3 ggr. od. 2 fl.

Einheimische und Fremde finden in diesem Taschenbuche alles Wissenswerthe von München, eine Nachweisung aller geistigen Genüsse, der Spenden der Künste und Wissenschaften, der Natur und des geselligen Verkehrs, Andeutungen zu anmuthigen Ausflügen in die Nähe und in die Ferne; und die Besucher der königl. Central-Gemälde-Gallerie und der herzoglich Leuchtenbergischen Gemälde-Gallerie, die Namen aller Meister nach laufenden Numern der Gemälde, wodurch ein eigener Gemäldekatalog überflüssig wird. Dieses Taschenbuch von München übertrifft, nach den bereits in öffentlichen Blättern erschienenen Urtheilen, alle vorhergehenden an Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit des Inhalts bei möglichster Kürze, und empfiehlt sich durch eine sehr geschmackvolle äußere Ausstattung.

Ferner ist daselbst zu haben zu dem sehr ermäßigten Preis zu 12 ggr. sächsisch: oder 54 kr. rheinisch.

Schaden, Adolf v., topographisch-statistisches Taschenbuch der Haupt und Residenzstadt München. Mit allerhöchster Genehmigung nach amtlichen Quellen bearbeitet. Mit mehreren sauber gestochenen Kupfern und einem Grundplane ꝛc. ꝛc.

Obngeachtet bald nach dem Erscheinen dieses Werkes mit demselben zwei andere analoger Tendenz in lebhafte Concurrenz traten, ist nun nichts desto weniger die ungewöhnlich starke Auflage der Schaden'schen Topographie bis auf einige wenige Exemplare vergriffen, welche des Aufräumens halber um den bezeichneten äußerst billigen Preis abgelassen werden.

I.

Einleitung. — Route von München nach Tegernsee. — Sauerlach. — Holzkirchen. — Warngau. — Landgericht Tegernsee.

Es giebt eine ganz absonderliche Art kleiner Schlangen, von denen kein Naturforscher meldet und deren Brut gar zu gern im Busen der Menschen nistet; je weicher und wärmer der Busen, desto mehr gefällt sich jene hinterlistige Brut in ihrem Neste, die ungemein gedeihet, wenn moralischer Frost von Außen einwirket und sich am liebsten nähret von Thränen des Kummers und der Wehmuth. Wer du auch immer sein magst, geneigter Leser! sicher ist dir das in Rede stehende Schlangengeschlecht nicht ganz fremd geblieben? ach, auch ich habe es kennen lernen und auch in meiner bewegten Brust schlug nicht zum erstenmale im vergangenen Winter solch schmähliches Gezücht sein Lager auf; die bösen Thiere trieben es immer toller; sie bißen sich wechselweise in die Schwänze, zischten und juckten, rumorten und handthiereten dermaßen wild und ungestüm, daß ich mich am Ende nicht mehr lassen zu können glaubte. — Ein gar freundlicher Seelenarzt sagte mir: „Sehen Sie mein Guter! Ihr Uebel heilet sich schwer in den kalten Mauern der Stadt und wären diese Mauern selbst oder nach byzantinisch-vorgothischen oder nach venezianisch-lombardischen Mustern geformet und gebildet; doch folgen Sie meinem Rathe: Besteigen Sie die hohen Alpen; belauschen Sie dort das Erwachen der Natur; trinken Sie

den balsamischen Hauch der neugeborenen; schwelgen Sie am unentweihten Busen der göttlich reinen —

wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
wenn die Brünnlein fließen im lieblichen May —

und dann greifen Sie kühn in die wunde, blutende Brust — was gilt die Wette, es wird gelingen, das Otterngezücht zu erdrücken, das Ihnen der herben Leiden so viele bereitete?" —

Ich gehorchte, schnürte das Ränzel, ergriff den Wanderstab und schritt Hand in Hand mit Karln v. Herford, einem sinnigen Sohn der hehren Borussia, den ich mit der zärtlichen Treue eines ältern Bruders liebe, hinaus durch jene ästhetische Vorstadt der Haupt- und Residenzstadt München, welche man im gewöhnlichen Leben die Au zu nennen pflegt.

Nachdem wir zwei lobenswerthe Bildungsanstalten unseres philosophisch-ironischen Jahrhunderts, nämlich das Zuchthaus in der Au, und das Narrenphilantropin in Giesing glücklich beseitiget hatten, erreichten wir das Dörfchen Haching und immer die Richtung nach Süden verfolgend, durchzogen wir Gefilde, die nur etwas weniger mager und langweilig sich darzustellen nöthig hätten, wenn sie als Cooperſche nordamerikanische Prairien oder lüneburger Steppen gelten wollten.

Endlich gewannen wir den ersten Ruhepunkt der ins Gebirge ziehenden Großstädter, das ungefähr fünf starke Stunden von München belegene Dorf Sauerlach, wo man in dem reinlichen Posthause ungemein wohl bedient wird. Neben dem Posthause, dicht an der Landstraße, sind von einer Tafel folgende Worte zu lesen: „Maximilians Linden, gepflanzt von der Schuljugend zu Sauerlach am Tage der 25jährigen Regierungs-Jubelfeier des allgeliebtesten Königs Maximilian Joseph I. den 16. Februar 1824."

Es thürmten ſich ſchwarze Regenwolken, auch fühlten wir uns einigermaßen ermüdet, darum ſetzten wir, nach eingenommenen Erfriſchungen, die Reiſe zu Wagen fort. Bald wurde es dunkel, ſehr dunkel — ein wilder Sturm brach los, Winde heulten, Regenſtröme ſtürzten nieder — es war eine recht ſchöne, eine recht ironiſche Nacht, Schade, daß wir ſie nicht bei Tage beſehen konnten, um dir, geneigter Leſer! dieſelbe näher zu beſchreiben.

Wir hatten gegen Mittag erſt München verlaſſen und erreichten Abends ziemlich ſpät Holzkirchen, einen groſſen und ſchönen Marktflecken, wo man auf der Poſt oder auch beim obern Bräu gute Bedienung und reinliches Nachtlager findet.

Von Holzkirchen gelangt man nach dem Dörfchen Warngau*) und von hier aus gewinnt die Gegend bereits einen mehr anmuthigen und romantiſchen Typus; der eigenthümliche Charakter des pittoresken Gebirgslandes tritt deutlicher hervor und ſüße Ahnungen erfüllen die Seele. Jetzt erblicken wir die dunkel ſchillernde Fläche des Sees, wir befinden uns bereits im Dörfchen Gmund, fahren am öſtlichen Geſtade des Tegernſees hin und erreichen endlich den Anfang des an demſelben weithin zerſtreuten Dörfchens Tegernſee, wo die vierzehnte Stundenſäule — von München an gerechnet — ſteht; noch ein Viertelſtündchen

*) Es war in der Vorzeit der Hauptort einer Herrſchaft, welche die Stifter des Kloſters Tegernſee, Adalbert und Ottokar, beſeſſen und demſelben geſchenkt hatten. Jenſeits Warngau ſteht dicht an der nach Tegernſee führenden Straße die ſchöne Allerheiligenkirche, dann folgen — der Weg ſteigt ſanfte Anhöhen hinan — die Döfer Reitham, Dürnbach und Gaſteig und ſchon erblicken wir das rechte Ufer des Mangfalls, welcher durch das Dorf Gmund abzieht. (J. v. Obernberg.)

und schon halten wir an der gastlichen Pforte des Herrn Traiteurs Fleckenstein.

Die Landgerichte Tegernsee und Miesbach, dem Anscheine nach in einander verschmolzen*), bilden die südlichsten Punkte des Isarkreises und des Königreiches Bayern selbst.

Das Landgericht Tegernsee wird in Nord und Ost vom Landgerichte Miesbach umfangen, westlich gränzt es an das Landgericht Tölz, südlich aber an Tyrol.

Der Flächeninhalt des Landgerichtes Tegernsee, jedoch gemeinschaftlich mit dem Landgerichte Miesbach, beträgt:

312,451 Tagwerke, oder 10 □ M., 8,451 Tagwerke, wobei jedoch zu bemerken, daß von diesem Flächeninhalte kaum der vierte Theil auf das Landgericht Tegernsee gerechnet werden darf.

Von mehrern im Landgerichte Tegernsee sich befindenden Mineralquellen wird später die Rede sein. Uebrigens ist Tegernsee der Sitz des königl. Landgerichtes selbst, so wie eines königl. Salinen-Forst-Amtes; das einschlägige Rentamt aber befindet sich in Miesbach.

II.

Der Ostersonntag und der Traum.

Es war am Ostersonntage (1832) Morgens 10 Uhr, als wir in Tegernsee anlangten und bei Hrn. Fleckenstein vorfuhren. Eisiges Schneegestöber, gepeitschet von heftigen Winden, rieselte darnieder; der dunkelfarbene See gieng hohl; widerlich krächzende Möven streiften hart an

*) Das Landgericht Tegernsee ist auch in der That nur ein Ausbruch vom Landgericht Miesbach.

den Wellen; die hohen Häupter der nahen Berge hatten sich in schwarzgraue Nebelkappen gehüllt und aus dem Wetterloche vom Weissachthale her brauſete der Sturm, doch gelang es ihm nur zum Theile den dumpfen Schall der Feierglocken auf den Thürmen der Schloßkirche zu übertäuben.

Alle Häuſer des Dorfes waren wie ausgeſtorben und wir ſaßen im Salon des hart am See gelegenen Gaſthofes ſchweigend beim Frühſtücke und ſtarrten mißmuthig in die wild bewegten Wellen. Jetzt verklang das letzte Uniſono der Glocken im heulenden Sturme, und aus der Pforte des Tempels ſtrömten die Landleute der Umgegend in ſorgfältigſten Putze der bildlichen Gebirgstracht.

Der Salon füllte ſich mit Gäſten, auf dem freien Platze vor dem Gaſthofe wurde es lebhaft, der Sturm ſchwieg und es gelang endlich einigen matten Sonnenſtrahlen, die düſtern Nebelſchleier auf wenige Augenblicke nur zu durchbrechen. Die Landleute eilten nach ihren Kähnen am Ufer und im Nu war der ganze See mit Fahrzeugen bedeckt, welche ſich in den verſchiedenſten Richtungen durchkreuzten um die heimlichen Hütten am weſtlichen Ufer des Sees zu erreichen. Wir zählten mehr als vierzig Nachen, welche mit feſtlich geputzten Landleuten jeden Geſchlechtes und Alters angefüllt, mit den langen Rudern emſig ausgriffen und deren Enſemble einen ſehr intereſſanten Anblick gewährte, welches ſich jeden Sonn- oder Feſttag nach beendigtem Gottesdienſte wiederholt.

Die Honoratioren Tegernſees erlabten ſich im Gaſthofe an geweihtem Schinken, Eyern und Oſterkuchen beim Gläschen Wein, verloren ſich aber bald wieder, denn es herrſcht im Gebirge die lobenswerthe alte Sitte bei Jedermänniglich ſolche hohe Feſttage im Familienzirkel in ſchweigſamer Behaglichkeit zuzubringen.

Das Unwetter draußen fing an neuerdings zu toben, wir giengen auf unſere Stube und blieben auf eigene Ge-

sellschaft beschränkt, die uns zu jeder Zeit genüget und keine andere vermißen läßt. Wir ließen Abends, bei einer Tasse Thee gemüthlich plaudernd und ein Pfeifchen schmauchend, den unerbittlichen Sturm brausen, so laut er immer wollte, und suchten, von der Reise etwas erschöpft, zeitig das Lager.

Mir nahete der Traumgott, der in modischen und wohlconditionirten Reisebildern unserer Tage ohnehin nie ganz fehlen darf.

Der Alpenkönig saß auf einem hohen Rasenthrone in Mitte einer geräumigen, von blühenden Gesträuchen umrankten Felsengrotte des Setzberges; das feine Aroma der duftigsten Alpenkräuter erfüllte die Luft. Ich war zur Audienz gelassen.

Es war die Majestät nichts weniger als ein broncefarbener, griesgrämlicher Monarch, wie etwa der Raimund'sche Alpenkönig, sondern vielmehr ein recht anmuthiger Mann, aus dessen menschenfreundlichen Zügen ein unbeschreibliches Wohlwollen sprach, welches ihm alle Menschenherzen schnell gewann. Die Majestät trug einen grüntuchenen Frack, moderne Pantalons, feine Wäsche und auf dem Haupte einen breitkrämpigen Albrecht Dürer Hut, ganz wie andere vernünftige, irrdische Könige.

Die Majestät fragte mich nach Neuigkeiten aus der bayerischen Hauptstadt und ich rapportirte in tiefester Ehrfurcht und Unterthänigkeit. Oft lächelte der Alpenkönig recht wohlgefällig, zuweilen aber freilich runzelte er auch die Stirne, doch ich kehrte mich daran nicht, wie ich denn überhaupt gewohnt bin zu sprechen, wie mir der Schnabel gewachsen, unbekümmert, ob es auch immer den Leuten gefällt. Endlich befahl mir der gütige Monarch, eine Gnade zu erbitten und ich flehete voll Devotion also: „Spenden mir Euer Majestät schönes Wetter so lange als ich das Glück habe, mich in Allerhöchstdero romantischen Regionen

umher treiben zu dürfen und wollten Euer Majestät noch geruhen mir Allergnädigst einen dienstbaren Geist beizugesellen, der den gemessenen Auftrag erhielte, mich allerwärts zu leiten und zu führen, dann wäre der kühnste meiner Wünsche erfüllt!"

Schweigend langte der Alpenkönig ein Souvenir aus der Brusttasche, und nahm aus demselben die Bleifeder und ein Blättchen Papier. Verlegen um einen Stützpunkt, darauf zu schreiben, herrschte mir der Monarch zu: „Machen Sie einen Katzenbuckel mein Guter!" — aber nicht wenig bestürzt erwiederte meine Wenigkeit: „„Ach Allergnädigste Majestät! dieses ist ja leider mein Unglück, daß ich keinen Katzenbuckel machen kann; ich habe deshalb dort unten im Flachland es nie zu etwas bringen können und ich werde nie viel werden auf Erden, gerade weil ich keinen Katzenbuckel machen kann.""

„Nun, nun — sprach hierauf lächelnd der gütige Souverain — es schadet weiter nicht, ich bin in meinem Reiche um Katzenbuckels selten verlegen. He, hieher ihr Herren — Herr v. Weißdorn! Chevalier Mispel! Rauhgraf Apfelbaum! schnell — ich bedarf eines Katzenbuckels."

Verwundert sah ich um mich her und noch mehr verwundert bemerkte ich, daß die Gerufenen lauter Bäume waren, welche in bescheidener Entfernung in der Niederung des Setzberges standen, sich nun tief krümmten und so schnell herbei liefen, als überhaupt ein Baum laufen kann; alle Bäume, Sträucher und Pflanzen der nächsten Umgegend machten Katzenbuckels und drängten sich um des Alpenkönigs Thron; gerade die kleinsten Geister und Kräuter, als z. B. der Autumnalis, der Selaginoides und der Ranunculus alpestris*) beugten sich am tiefesten,

*) Pflanzen, die in den niedrigsten Höhen jener Gebirge gefunden werden.

nur ein niedliches Veilchen bemerkte ich in einiger Entfernung, welches mitleidig lächelte, an der allgemeinen Kayjämmerlichkeit keinen Antheil nahm und sich nicht von der Stelle rührte.

Der Rauhgraf, eigentlich nur ein wilder, alter Apfelstamm, schien einer der vornehmsten des Hofstaates zu seyn. Der greise Herr bewegte sich mit großer Grandezza und man sah es der dürren, knorrigen Gestalt wohl an, daß auf sie dereinst manch' edles Reis gepfropft worden seyn mochte. Man machte dem Rauhgrafen ehrerbietig Platz und er langte der erste beim Throne an, wo er in fashionabler Hofweise seinen krummen, breiten Rücken zur Disposition der Majestät stellte, dessen sich der Alpenkönig als Schreibpult bediente und mir dann einen Zettel mit den Worten reichte: „Hier mein Guter! bringen Sie dieses Cabinets-Befehlchen zu meiner Cousine, der Nymphe des Wasserfalles im Rottachthale; 's ist ein Blitzmädel, sie wird für gutes Wetter sorgen und der Leitstern auf Ihren Pfaden in meinen Gebirgen seyn. Uebrigens verbleiben wir Ihr wohlgewogener Alpenkönig. Montanus LXVII."

Ich war entlassen und schwebte, leicht wie Zephyr und glücklich wie Saphir, über den See und durch das romantische Rottachthal; dort neben dem Wasserfall ruhete ein jugendliches, weibliches Wesen, wie es nimmer reizender unter Canovas Meißel hervorgegangen und wer nur ein Mal die Glyptothek in München betreten, nur eine Vorlesung des sinnigen Schorn gehört, der konnte nicht einen Augenblick zweifeln es seye die anmuthig am Wasserfalle schlummernde Person eine leibhaftige Nymphe.

Im wirklichen Leben bin ich Damen gegenüber blöde wie ein Theaterschäfer, allein im Traume kühn wie Alcibiades. Ich legte des Montanus Kabinetsbefehl auf den wogenden Busen der Nymphe und suchte sie durch Küsse

zu erwecken, da erhob die liebliche den runden Arm und versetzte mir eine Backpfeife; in diesem Augenblicke schlug ich die Augen auf. Ich lag auf Nro. 8 im Gasthofe des Herrn Fleckenstein zu Tegernsee und hatte meinen Kopf unsanft an das harte obere Ende der Bettstelle gestoßen, doch freundlich blickte Frau Sonne durch das Fenster und sanft und warm küßte sie mitleidig, wie alte Damen immer sind, meine vierzigjährigen Lippen.

Munter richtete ich mich im Bette auf, indem ich meinem schlummernden Reisegefährten zurief: Lever vous mon très chor Charles! Dank sei es dem Cabinetsbefehle Se. Majestät des König Montanus; das Wetter hat sich geändert!

III.

Dorf Tegernsee. — Das neue Krankenhaus und der Kirchhof. — Schloßgebäude. — Schloßkirche. — Neubau. — Stallungen und Wagenremisen. — Waschhaus. — Schiffhütte. — Hofgärten. — Vormalige Schloßapotheke. — Blumenzucht des Herrn Landarztes Reinhard.

Dorf Tegernsee dehnt sich in einer mehr als halbstündigen Länge an beiden Ufern des Aalbaches am östlichen Ufer des Sees aus und die häufig sehr zierlich erbauten, aber weit umher zerstreuten, reinliche Häuser der lieblichen Ortschaft stehen theils dicht am See, theils erheben sie sich, in bildlichen Gruppirungen, mehr im Hintergrunde auf sanften und anmuthigen Höhen.

Vorzügliche Zierden dieses seltenen Dorfes sind sein neues Krankenhaus und der Kirchhof. Das Krankenhaus ist erst seit einem Jahre erstanden und verdankt sein Dasein mildthätigen Gaben; die wohlthätige Hand J. M. der verwittweten Königin that hiebei das Beste, wie im-

mer, wo es darauf ankömmt, die Leiden der Menschheit zu lindern. Dieses neue Krankenhaus hat eine sehr gesunde Lage und seine innere Einrichtung kann musterhaft genannt werden.

Der freundliche Kirchhof befindet sich dem nördlichen Flügel des Schloßgebäudes gegenüber, wird aber von einer hohen lebendigen Hecke dermaßen überragt, daß man, ohne besonders aufmerksam gemacht zu werden, hier keineswegs eine solche Ruhestätte sucht. Man trifft übrigens auf dem Friedhofe viele schöne Monumente, zu welchen der nahe Marmorbruch — auf den wir zurückkommen werden — das Material lieferte.

Uebrigens zählt das Dorf Tegernsee in 82 Häusern 164 Familien, welche eine gesammte Einwohnerschaft von 570 Köpfen bilden; auch finden sich in Tegernsee eine Fahrpost und eine Briefaufgabe vor.

Das Wetter hatte sich in der That geändert und liebliche Frühlingstage ließen hoffen, unsere Ausflüge in der reizenden Umgegend zu begünstigen. Da indessen der anhaltende Regen die Straßen und Wege ziemlich überschwemmt hatte, beschlossen wir den Ostermontag zur Beschauung des herrlichen und berühmten Schloßgebäudes zu benützen. Die Schloßdiener sind ermächtiget, in Abwesenheit des Hofes, jedem anständigen Fremden die Gemächer der Sommerresidenz J. M. der verwittweten Königin zu erschließen.

Die Benediktinerabtei Tegernsee — dessen frühere interessante Geschichte wir uns vorbehalten, in diesem Werkchen demnächst, befriedigend für den geneigten Leser und in gedrängter, zweckmäßiger Form zu liefern — wurde bereits i. J. 1803 mit vielen andern Klöstern in Bayern säcularisirt und die weitläufigen Klostergebäude giengen dazumal durch Kauf an den Baron von Drechsel über. Die Klostergebäude bildeten ein ungeheures, ungemein massiv erbau-

tes Viereck, welches wieder seiner ganzen Breite nach durch einen von Norden nach Süden laufenden Zwischenflügel durchschnitten wurde, in dessen Mitte sich die mit zwei hohen spitzen Thürmen versehene Klosterkirche befand; das Ganze war dereinst mit Wällen*), festen Mauern und Thürmen umgeben. Der vordere gegen Westen und den See zu belegene Theil jenes Viereckes wurde nebst den hohen Thürmen in neuerer Zeit abgetragen, wodurch ein herrlicher freier Platz gewonnen, die westliche Fronte des Zwischenflügels aber Hauptfaçade wurde.

Im Jahre 1807 erstand König Maximilian Joseph I. Tegernsee; das ehemalige Klostergebäude wurde zur Sommerresidenz erhoben und als solche mit nicht minder ziemlicher königlicher Pracht, als auch in einem sehr gefälligen Geschmacke her- und eingerichtet. Die ehemaligen hohen Kirchthürme wurden durch neue, zwar niedrigere, aber in einem ansprechenden Style aufgeführte, ersetzt und das Gotteshaus selbst in würdiger Weise, als Pfarr- und Schloßkirche, ausgestattet. Den erwähnten geräumigen Platz vor dem Schlosse umwandelte Skells schaffender Genius in eine allerliebste, großartige Anlage (pleasure ground) in dessen Mitte, am Ufer des Sees, zur Sommerszeit, ein großes geschmackvolles Zelt, Geschenk der Stadt Augsburg, aufgeschlagen wird.

Die von uns, als Breite des Ganzen, angenommene, nämlich gegen Westen und den See gekehrte Hauptfaçade

*) Abt Konrad ließ sie aufwerfen. Die Arbeit begann 1476 und ward 1485 vollendet. Die Absicht war wohlthätig für das Volk. Die armen Leute sollten, wie sich der Abt ausdrückte, zur Zeit des Faustrechtes gegen Gewaltthaten einen Zufluchtsort hier finden. Der Bau kostete, ohne das Material in Anschlag zu bringen, 10,000 Pfund Pfennige. (J. v. Oberndorf).

des Schlosses nebst Vorsprüngen hält 187, dessen Länge aber 118 geometrische Schritte. Das Schloß hat, daß Erdgeschoß eingerechnet, drei Etagen. Im rechten oder nördlichen Flügel befindet sich das Bräuhaus J. M. der verwittweten Königin; die Mitte nimmt die Kirche ein; der linke Flügel aber wurde von dem hochseligen Könige und dessen Allerhöchster Familie und wird noch jetzt zu Sommerszeit von J. M. der verwittweten Königin und der Prinzessin Marie k. H. bewohnt. Durch ein hohes Thor dicht neben der Kirche gelangt man auf der großen Treppe in das Innere des bezeichneten linken oder südlichen Schloßflügels; es wird aber gewöhnlich von solcher großen Treppe wenig Gebrauch gemacht. Durch eine zweite, mehr links sich befindende Thüre, zu welcher von Außen doppelte Marmortreppen führen, tritt man in das geräumige mit schönen Marmorsäulen ausgestattete Vestibule des Erdgeschosses und von hier steigt man auf einer hölzernen Treppe in die Bel etage, wo uns zuvörderst eine zweite prächtige Marmorhalle mit schönen Deckengemälden aufnimmt. Diese Vorhalle stammt noch aus den Zeiten des Klosters; der Fußboden ist mit einer aus schwarz und weißem Tyroler- dann Tegernsee-Marmor zusamm' gesetzten Steinmosaik begleitet, und man erfreut sich vom Balkon, auf welchen man aus den mittleren Flügelthüren der Vorhalle ins Freie tritt, wie aus allen Fenstern des Schlosses der herrlichsten Aussicht über den ganzen See hin und nach den nahen Gebirgen. Dieser Vorhalle zur Rechten befindet sich der schöne, lange und sehr geräumige Speisesaal, der sich vorzüglich durch seine herrlichen, sehr breite und aus einer Scheibe bestehenden, beweglichen Spiegel auszeichnet und an welchen annoch die Silberkammer anstößt.

Zur Linken der erwähnten Vorhalle tritt man in den schönen Clavierſaal, in welchem man mehrere sehr brave Gemälde von Dorner, Wagenbauer, Bissi, v. der

Kabel, Klengel, Simon van der Does, Völker, Weenix, treffliche Thierstücke von Adam, den regensburger Dom von Quaglio u. a. m. bewundert. An den Clavierſaal ſtößt das freundliche Spielzimmer J. M. der verwittweten Königin ebenfalls ſich auszeichnend durch manches wackere Bild von Wagenbauer, Jorg, Swebach, einen Waſſerfall von Everdingen, dann zwei niedlichen Heideckern — einen franzöſiſchen Cüraſſier und Knaben in die Schwemme reitend darſtellend — u. a. m. Die Enfilade der Zimmer der Bel Etage ſchließt ein unmittelbar an das Spielzimmer anſtoßender liebreizender, kleiner, blauer Salon mit einer geſchmackvollen Toilette, welcher Salon ehever von J. k. H. der Prinzeſſin Sophie — verm. zu Wien am 4. Nov. 1824, mit Franz Carl, Erzherzog von Oeſterreich k. H. — bewohnt wurde.

In der zweiten Etage erhebt ſich, gerade über dem Veſtibule der erſten, der mit ſchönen italieniſchen Papiertapeten ausgeſchlagene, kleinere Billardſaal S. M. des höchſtſeligen Königs; es ſind in dieſem Saale mehrere, für den Kunſtkenner ſehr intereſſante Vaſen und Geſchirre von hohem Alterthume aufgeſtellt, welche in Illyrien ausgegraben wurden; auch befindet ſich hier ein hölzerner, bemerkenswerther Punſchnapf von ſehr kunſtreicher Schnitzarbeit; die obere Handhabe am Deckel bildet ein Senne mit abgezogenem Hute und zwei herrlich geſchnitzte Kuhköpfe dienen als Handhaben zu beiden Seiten; ein Bewohner des Cantons Freiburg ſoll Verfertiger des Kunſtwerkes ſein. Auch eine kleine intereſſante Bibliothek und Kupferſtichſammlung ſind in dem kleinern Billardſaal aufgeſtellt; von dem ſchönen, großen Billard ſelbſt wird vor der Hand kein Gebrauch gemacht.

Dem Billardzimmer zur Rechten dehnen ſich die vier von dem höchſtſeligen Könige Maximilian I. bewohnten

Gemächer aus, in welchen sich noch unverrückt alles in derselben Ordnung befindet, wie es am Todestage des unvergeßlichen Monarchen gewesen. Im ersten dieser Zimmer bemerken wir wieder mehrere sehr ansprechende Oelgemälde, als Adams Oktoberfest und dessen Löwin mit ihren Jungen, — nach der Natur in Van Akens großer Menagerie aufgenommen — Quaglios unvergleichliche Wirthsstube in der bayerischen Zelle und dessen Bauerntanz, einen Hondekoter, Holzbauern von Monten. Schilchers unübertroffenen Gemsenjäger. Heideckers possirlichen Courier, Wellers Obstmarkt und Bockkeller u. s. w.

Aus diesem ersten Gemache tritt man in das sogenannte Todtencabinett.

Nicht Moder- und Leichenduft schlägt uns aus diesem Cabinette entgegen, allein jeden Empfindungsfähigen muß hier sanfte Rührung übermannen, denn in diesen Mauern hat die sinnige und zartfühlende königliche Karoline die höchst ähnlichen Bilder aller unvergeßlichen Lieben vereiniget, welche von ihr hinübergegangen in die stille, beneidenswerthe, lange Ruhe.

Vor allen andern fesselt uns hier das aus Stielers Meisterhand hervorgegangene Bild des höchstseligen königlichen Maximilian; der lohnende Engel hat den Stempel des Friedens aufgedrückt auf diese lieben, menschenfreundlichen, jedem wackern Bayern unvergeßlichen Züge: jetzt gerade scheint der edle Greis eingeschlummert zu sein zum überirdischen Schlafe, mild lächeln diese Lippen noch und sanft geschlossen ist das Auge. Lange stand ich in dem Anblicke versunken; da brach endlich mein altes, rauhes Kriegerherz; Thränen füllten meine Augen, denn mit der irdischen Hülle dieses königlich gesinnten Greises sind auch mir die liebsten Hoffnungen begraben worden und unwillkührlich beinahe sprach ich

an meines theuren Freundes Karl jugendliche und theilnehmende Brust gelehnt Schillers schöne Worte aus dem Tell:

„Das Neue bringt herein mit Macht, das Alte,
Das Würd'ge schreidet, andre Zeiten kommen,
Es lebt ein anders denkendes Geschlecht!
Was thu' ich hier? Sie sind begraben Alle,
Mit denen ich gewaltet und gelebt.
Unter der Erde schon liegt meine Zeit,
Wohl dem, der mit dem Neuen nicht mehr braucht zu leben!"

An der Wand, dem Bilde des höchstseligen Königs zur Rechten, ergreift eine zweite rührende Darstellung, welche uns die am 21. July 1810 geborene und den 4. Feb. 1821 verstorbene jüngste königliche Prinzessin Karoline Max. Josephine auf ihrem letzten Krankenbette innig bedauern läßt. Des königl. Vaters wohlthuende Gemüthlichkeit und der königl. Mutter edler, majestätischer Gesichtsadel sprachen uns unverkennbar aus diesen kindlichen, unschuldsvollen Zügen an, welche der Typus der Ergebung eines süßen Seraphim charakterisirt.

Gleich gegenüber an der andern Wand hängt ein sehr großes Oelgemälde in reichem, künstlich gearbeiteten goldenen Rahmen. Es stellt dieses Gemälde abermals die Prinzessin Karoline gen Himmel schwebend dar. Hier hat sich Stieler selbst übertroffen und einen eigenen Zauber übt das Kunstwerk auf Jeden, der ihm nahet; zwar erkennen wir in der herrlichen Gestalt die Züge der kleinen, königlichen Dulderin wieder; allein es ruht auf derem reinen Antlitze der Triumph des Sieges; also blickt keines unschuldvollen Kindes irrdisches Auge, hier treffen uns die Strahlen überirrdischer Verklärung und dieser leichte, schwebende Schatten hat nichts mehr gemein mit dem Treiben Hienieden; doch hat er sich bereits in blendendern Glanze erhoben, hoch über der stolzen Fürstenburg der Väter, ihm klingen de-

reits die Stimmen der Englein im Paradies und ein Genius mit dem grünenden Kranze läßt sich lächelnd hernieder, das ihm befreundete anmuthige Wesen zu geleiten in das Bereich der ewigen Morgenröthe. — Groß und edel ist das Ganze gedacht und man weiß nicht soll man der Idee oder der Ausführung den Vorzug geben; solch' Bild läßt sich auch gar nicht beschreiben: sehen muß man es um hingerissen zu werden zu seligem Entzücken. — Auch das Bild J. M. der sterbenden Königin von Schweden, höchstseligen Schwester J. M. der verwittweten Königin Karoline und einiges Andere ähnlicher Art befindet sich annoch im Todtencabinette.

Nun folgt das freundliche, grüne Schlafzimmer Maximilians. Hier spricht uns vorerst das Bild des höchstseligen Königs an, welches als dreijähriges Knäblein im bloßen Hemde ihn darstellt und aus des Kindes weichen Zügen schon lächelt uns die unerschöpfliche Gutmüthigkeit entgegen, welche den unverwischlichen Grundzug des Charakters jenes edlen Herrschers bis zu dem Augenblicke bildete, in welchem er auf immer das klare Auge schloß. Noch hängen einige andere wundersam liebliche Bilder im ehemaligen Schlafzimmer des Königs, unter welchen wir zwei Gemälde von Adam auszeichnen: auf dem einen erblicken wir den verehrten Herrn Oberststallmeister Freiherrn v. Keßling mit mehreren Subalternen, lauter zur höchsten Täuschung gesteigerte Portraits; das Pendant zeigt uns den jedem Münchner wohlbekannten und stattlichen Herrn Bereiter Dümmler wie er einem vor ihm stehenden Stallburschen kaiserliche Befehle ertheilt; des Knaben Haltung ist eine militärisch subordinationsmäßige und das verständige, aufmerksame Auge des Kleinen scheint dem Gebieter jede Silbe von der Lippe wegzustehlen. Unwillkührlich ruft man aus: „Nun, diese nenne ich doch ein Mal Bilder nach dem Leben."

Sein Schreibcabinet schließt die Enfilade der ehemaligen Zimmer des Königs. Es ist sehr einfach tapezirt, enthält den Sekretär und wenige ebenfalls einfache Meubles, dann einige schätzbare Thierstücke von Weenix, Kunz u. a.

Aus dem kleinern Billardzimmer links führt eine Seitenthüre in die Appartements J. M. der verwittweten Königin. Wir betreten vorerst einen grüntapezirten Salon, in welchem sich das Bild des höchstseligen Königs in sitzender Stellung und Lebensgröße, dann mehrere große Familienbilder, sämmtliche königliche Prinzessinnen aus des Königs zweiter Ehe, in malerischen und ansprechenden Gruppen, darstellend (Oelgemälde v. Stieler); dann die Büste Sr. k. H. des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen befinden. Ferner zeichnen wir hier aus: einen Markt von de Marne, ein Nachtstück von Schalken, mehrere Heideck'sche Kunstprodukte, ein Seestück von Poyen und ein solches von Eglon van der Neer, einen herrlichen Quaglio u. a. — Solchem Salon schließt sich an das sehr gefällig grün in grau tapezirte Toilettenzimmer mit mehreren Porzellan- und Oelgemälden, unter welchen letztern sich das erst in neuester Zeit hiehergekommene sehr interessante Portrait einer Albaneserin, dann eine Ansicht der katholischen Kirche und Elbebrücke zu Dresden, Familienportraits u. dgl. m. bemerkbar machen. Das Schlafzimmer mit noch etlichen sehenswerthen Bildern schließt die Appartements J. M. der verwittweten Königin. — Die Appartements der Prinzessinnen Marie und Ludovike k. H. — letztere nunmehr vermählt mit H. H. Maximilian, Herzog in Bayern — wurde gerade neu tapezirt und eingerichtet, daher wir in dieselbe nicht eingeführt werden konnten.

Außerdessen befinden sich im südlichen Flügel des Schlosses und dessen nach Osten gelegenen Theile noch viele für den Hofstaat, die Dienerschaft u. dgl. bestimmte Gemächer;

eine besondere Erwähnung, als vorzüglich sehenswerth, ver
dienen aber noch:

1) Der Bethsaal J. M. der verwittweten Königin mi
Orgel und Kanzel; er ist in würdevoller Einfachhei
ausgestattet.

2) Das große Billardzimmer oder der Conversationssaa
— zur Zeit des Klosters das Refectorium. — Dies
Saal hat vielen Raum und eine bedeutsame Länge
Außer dem Billard in dessen Mitte zeichnen wir da
selbst aus, mehrere große Gebirgslandschaften von
Dorner, eine Ansicht von Pompeji ꝛc., ein treffli
ches Hautrelief der nächsten Umgebungen des Tegern
sees von Stolz, dann drei andere Hautreliefs vom
k. Sekretär Andreä Mayr, Nymphenburg, Bie
derstein und das Bad Kreuth darstellend; ein
Bibliothek und Kupferstichsammlung erhöhen außerdes
sen noch das Annehmliche des Conversationssaales.

3) Der Theatersaal, in welchem sich eine recht artig
Bühne mit gut gemalten Dekorationen und zweckmäßige
Maschinerie befindet; diese Bühne ist ein Angebinde de
Kronprinzessin v. Preußen k. H., welche mit derse
den allerhöchst Ihre Frau Mutter überraschte.

Die eigentliche Schloß- und Pfarrkirche, von deren
Lage bereits Erwähnung geschah, ist ein sehr lichtes, freund
liches, das Gemüth ansprechendes Gotteshaus mit viele
bemerkenswerthen und guten Deckengemälden. Das Hoch
altarblatt: Christus am Kreuz ist von Karl Lotz
der heilige Sebastian auf dem einen Nebenaltar ode
von Hauber und der Engelsturz auf dem andern ein
Copie von Wolf nach Asam*).

*) Das Original befindet sich in der königl. Bildergallerie z
Schleißheim.

Dem Eingange der Schloßkirche zur Rechten und Linken befinden sich zwei große Platten von Tegernseer Marmor; von der einen sind folgende Worte abzulesen:

„Dem Andenken des XVI. Februar MDCCCXXIV, des Tages an dem vor XXV Jahren unser Vater und König Maximilian Joseph der Bayern erblichen Thron bestieg; ihn feierte als die Quelle reichen Segens mit Gebeth und frommen Wünschen auch dieses stille Thal, das seiner Güte und Gegenwart neues Leben dankt und erhöhten Wohlstand."

Der Inhalt der andern Marmorplatte lautet also:

„In Tegernsees friedlichem Thale, dem Lieblingsaufenthalte Maximilian Josephs I. besuchten ihn und seine königliche Gemahlin Carolina Friederica Wilhelmina auf ihrer Reise zu dem Congresse von Verona seine erhabenen Freunde Franz I. Kaiser von Oesterreich mit seiner kaiserlichen Gemahlin Charlotte, des Königs geliebten Tochter und Alexander I. Kaiser von Rußland den VIII. October MDCCCXXII. Zu dieser Zeit waren in Tegernsee anwesend vom königlich bayerischen Hofe CC Personen, vom kaiserlich österreichischen Hofe XXV Personen, vom kaiserlich russischen Hofe XXII Personen, vom herzoglich braunschweigischen Hofe X Personen, in Summa CCLVII Personen. Das namentliche Verzeichniß derselben ist bei dem königlichen Landgericht zu Tegernsee hinterlegt."

Dem nördlichen Flügel des Schloßgebäudes schräg gegenüber befindet sich der ebenfalls zum Schlosse selbst gehörige Neubau, welcher bei Anwesenheit J. M. der

verwittweten Königin gewöhnlich von dem Herrn Ministerialrathe und Oberhofprediger v. Schmidt bewohnt wird und wo auch ein Theil der Bibliothek aufgestellt ist. Hinter dem Neubau vereinigen sich mit demselben mehrere Gebäude zu einem Viereck, in denen sich die königl. Stallungen und Wagenremisen befinden; die Stallungen sind sehr licht, hoch, geräumig und sehenswerth: alle Raufen sind von Gußeisen, die Krippen aber mit glattem, marmorartigen Steine ausgelegt; in den Remisen machen sich vier geschmackvolle, ganz gleiche aber sehr zweckmäßig gebaute Wurstwagen bemerkbar.

Unfern dem südlichen Flügel des Schlosses steht das auch zu demselben gehörige schöne und geräumige Waschhaus und demselben zur Rechten die königl. Schiffshütte, auf welche wir zurückkommen werden, wenn von der Schifffahrt auf dem Tegernsee im Allgemeinen die Rede sein wird.

Ungemein sehenswerth bleiben auch die verschiedenen Schloßgärten. In dem einen, welcher das eigentliche Schloßgebäude von drei Seiten, nämlich von der nördlichen, südlichen, östlichen umgiebt, ist auf der Südseite ein imposanter, sehr langer und grünangestrichener Laubengang bemerkenswerth, welcher allein, da er mit eisernen Bogen u. dgl. versehen, nahe an zwanzig tausend Gulden gekostet haben soll und bei ungünstiger Witterung Gelegenheit zu einiger Bewegung in freier Luft darbietet. Auf der östlichen Seite dieses Hofgartens befindet sich ein geschmackvoll erbautes eigenes kleines Haus, in welchem sich sonst die Schloßapotheke befand, das aber nun, bei Anwesenheit des Hofes, von dem Oberststallmeister J. M. der Königin Karoline, dem Herrn Grafen v. Arco und dessen Kanzlei eingenommen wird. — An den äußern Wänden des Schloßgebäudes und an jenen des ehemaligen Kirchengebäudes gibt der in seinem Fache ungemein geschickte und sehr gefällige Herr Hofgärtner Reinhard herrliche

und seltene Spalierbäume, welche die edelsten und feinsten Früchte des mittäglichen Frankreichs tragen. Hinter dem Neubau befinden sich noch zwei andere in neuerer und neuester Zeit angelegte, nicht minder sehenswerthe Hofgärten, doch sind nirgends Treibhäuser vorhanden, indessen sollen J. M. die Königin Karoline gewillt seyn, in der Folge solche erbauen zu lassen, wodurch allerdings einem nöthigen Bedürfnisse der hiesigen Hofgärtnerei abgeholfen werden würde. — Auch der Landarzt Herr Reinhard, ein Bruder des Herrn Hofgärtner, hegt einen herrlichen und prachtvollen Blumenflor, welchen an Ort und Stelle zu bewundern Floras Freunde nicht gereuen dürfte.

IV.

Rundreise um den ganzen Tegernsee. — Lerchen- oder Bauungehölz. — Großes Parapluie. — Der Point. — Kleines Parapluie. — Neue Kolonie (Karolina) auf dem Point. — Buchten im Obersee. — Rottachthal und Rottachfluß. — Weißachthal und Weißachfluß. — Seeenge. — Benennung aller im Obersee sichtbaren Alpen, Felsen, Höhen und Gebirge, aufgenommen am Point. — Ueberfahrt. — Ortschaften Rottach und Egern. — Schöne Dorfkirche in Egern.

* * *

Vater! ist's wahr, daß auf dem Berge dort
Die Bäume blaten, wenn man einen Streich
Drauf führte mit der Axt? — —
Der Meister Hirt erzählt's. — Die Bäume seyen
Gebannt, sagt er, und wer sie schädige,
Dem wachse seine Hand heraus zum Grabe.

Bei sehr günstiger Witterung schickten wir uns des andern Tages in aller Frühe an, die beschlossene Rundreise um den ganzen See zu unternehmen. Wir bestiegen neben dem Traiteurhause des Herrn Fleckenstein

das Fahrzeug und steuerten in süd-östlicher Richtung, die sich hier herrlich präsentirenden Schloßgebäude zur Linken lassend. Gleich hinter dem Schlosse dehnt sich ein sanftes, von Norden nach Süden laufendes, ungemein reizendes Lerchengehölz aus, welches von Klosters Zeiten her noch das Bannholz genannt ist, weil Jeder mit dem Banne belegt wurde, der es wagte, einen der herrlichen Lerchenbäume zu fällen. Drei anmuthige Fußsteige führen durch das Lerchengehölz nach einem höher gelegenen Punkte zum großen Parapluie, von welchem aus man sich einer unbeschreiblich entzückenden Aussicht über den Oder-See und in die Gebirge erfreut. Neben dem großen Parapluie befanden sich noch zwei kleinere hölzerne Häuschen, in deren einem ein Feuerheerd, um allenfalls ein Frühstück zu bereiten; das andere verdirgt die Retraite. Es führen auch von der Landstraße, welche um den ganzen See umher sich zieht, zwei wohl unterhaltene und in abgegrabenen Absätzen mit bequemen Stufen und Ruheplätzen versehene Wege nach dem großen Parapluie, allein der höchstseelige König pflegte nach diesem, einen seiner Lieblingsplätze, meist die Pfade durch das schweißsame, angenehme Lerchengehölz einzuschlagen. Hier wandelte der hochherzige Mensch manche Stunde ganz allein, nur von einem oder dem andern seiner treuen und freundlichen Königshündchen begleitet und hier trat ihm mancher Unglückliche entgegen, wie ein gutes Kind dem besten aller Väter leiden und unverschuldetes Elend zu klagen und Thränenfluthen wurden hier in aller Stille von dem edlen Fürsten getrocknet.

Gleich neben dem königl. Waschhause greift eine kleine Bucht ins östliche Ufer aus, welche wie ebenfalls links liegen lassen und sofort an der äußersten Spitze eines Vorsprunges landeten, auf welcher das kleine Parapluie steht. Der ganze Vorsprung wird, auf dem Point" genannt. Im Hintergrunde d[illegible] Points erheben sich auf einer sanft

ansteigenden Matte in einer etwas schiefen Linie, mit der Richtung mehr nach Süden, neben einander vier sehr geschmackvolle Landhäuser mit Gartenanlagen und ist diese kleine Kolonie — wir nannten sie, J. M. der verwittweten Königin zu Ehren: Karolina — erst seit zwei Jahren von einigen Freunden des Tegernsees erbaut worden. Das erste der erwähnten Landhäuser gehört dem königl. Herrn Hofmaler Stieler; das zweite dem königl. Herrn Regierungsdirektor v. Aichberger; das dritte der Frau v. Braun und endlich das vierte dem Herrn Kaufmann v. Krempelhuber zu München.

Links vom Point aus greift der Tegernsee abermals, aber nun sehr bedeutsam ins Land aus und bildet hier eine große südöstliche, so wie dieser gegenüber eine nicht viel unbedeutendere südwestliche Bucht. Beide Buchten haben gleichsam die Form zweier Hörner. Aus dem süd-östlich gelegenen, herrlichen Rottachthale strömt das Flüßlein Rottach und ergießt sich durch das südliche Ufer in den Tegernsee. von Süd-Westen her aber nimmt durch das nicht weniger romantische Weißachthal, der Fluß Weißach seinen Lauf nach dem großen Wasserbecken. Vom kleinen Parapluie auf der äußersten Spitze des Points bis zum gegenüber gelegenen Ufer, auf welchem das schöne Dorf Egern ausgebreitet, bildet sich eine Seeenge, in welcher man auf einer bereit stehenden Fähre, sehr bequem übersetzen kann. Im jenseitigen herrlichen Uferthale dehnen sich zwei schöne Dörfer, nämlich am rechten Gestade des Rottachflusses die Ortschaft Rottach am linken aber Egern aus; sie erstrecken sich bis in die Gegend, wo der große Walmer zu fußen beginnt und gewähren ebenfalls einen herrlichen Anblick. Gleich beim Eintritte in das Dorf Rottach, links dicht an der Landstraße, entspringt die wirksame Mineralquelle am Schwaighofe. Neben

der strömenden Heilquelle sind von der, über einer hölzernen Ruhebank errichteten Tafel folgende Worte zu lesen:

„Auch diese Quelle voll heilender Kraft erinnert an den großmüthigen König, der ihren Lauf an dieser Stelle öffnete im Jahre 1821. O! daß sie nie versiegen möge, wie die dankbare Erinnerung an Ihn, der die Quelle von tausend Wohlthaten in diesem stillen Thale war."

Im Obersee und zwar von dem hiezu zweckmäßigsten und bequemsten Punkte, dem kleinen Parapluie aus, sind folgende Berge und Alpen deutlich zu unterscheiden, als:

1) die Neureuth, welche sich dicht hinter dem Dorfe Tegernsee erhebt; neben derselben und zwar in der Richtung von Norden nach Süden und dann gen Westen hin, werden im weiten Halbkreise der Ordnung nach sichtbar —
2) Pfliegeleck, an welchem der Pfliegelhof hängt;
3) Seelangen — eine Fortsetzung von Pfliegeleck; —
4) Duffenberg;
5) Weisenberg;
6) Stolzenberg;
7) Wallberg (der große) und
8) Wallberg (der kleine, hinter dem Dorfe Egern);
9) Setzberg (auf welchem man mehrere Sennhütten mit freiem Auge bemerken kann;)
10) Rindlereck (ein gigantes Felsen);
11) Roßstein;
12) Planberg;
13) Schildenstein;
14) Egernwiesen und Ringseewiesen (jenseits der Weißach);
15) Ringberg (über dem Schern);
16) Deckenstein;

17) Grundneneck;
18) Hutter (oder Abwinkel);
19) Holzerberge und der Zwergelberg, welcher ſich hinter dem königl. Salinenrequiſitenſtadel am öſtlichen Ufer erhebt.

Es kann der geneigte Leſer feſt darauf bauen, daß hier die im Ober-See ſichtbaren Berge und Höhen mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit und ungemein richtig angegeben worden ſind und man darf ſich durchaus nicht an den Umſtand ſtoßen, wenn auf Befragen die eine oder andere Höhe von Fiſchern oder Fährleuten anders genannt wird, denn es iſt Thatſache, daß häufig eingeborene Tegernſeer die Berge nicht zu unterſcheiden wiſſen und denſelben, ganz falſche, oft den Namen ſolcher Gebirge ertheilen, welche weder mit freiem noch bewaffnetem Auge in irgend einer Gegend des Sees oder deſſen Ufern zu entdecken ſind. Uebrigens — es ſey ein für alle Mal erwähnt — verſteht es ſich wohl von ſelbſt, daß unſer Genuß ungemein geſteigert wird, wenn wir auf den Excurſionen in dieſen Gegenden ſtets ein gutes Fernrohr mit uns führen.

Die Städter, welche den Tegernſee beſuchen, ſind häufig in dem Wahne begriffen, man dürfe nur ans Ufer ſteigen, um die, ſich von dorther präſentirende Berge ſogleich zu beſteigen, wogegen wir bemerken müſſen, daß die große ſcheinbare Nähe jener Gebirge in einem optiſchen Irrtume liegt, denn ſelbſt der Fuß des nächſten, des großen Wallberges nämlich, den man im Ober-See mit Händen greifen zu können glaubt, iſt noch beinahe eine Stunde vom Ufer entfernt; um das eine oder das andere der ſich ſo nahe darſtellenden Gebirge aber zu erreichen, hat man oft drei bis fünf Stunden zu gehen.

Nun ließen wir uns vom Point über die Seeenge nach Gaaren überſetzen; man kann nach dieſem Orte auf ſolche Weiſe in wenigen Minuten gelangen, wogegen man

beinahe ein halbes Stündchen nöthig hat, wenn man zu Land die erwähnte süd-östliche große Seebucht umgehen will. Das schon oben erwähnte jenseits der Rottach belegene Dorf gleichen Namens zählt in 37 Häusern, eben so viele Familien, welche 150 Köpfe ausmachen; das mit demselben verbundene Egern hat mehrere ansehnliche Gebäude und eine sehenswerthe, sehr schöne, erst vor einem Jahre mit vielem Kostenaufwande restaurirte Kirche. Das neue Altarblatt von Mangold aus Ammergau ist ein braves Gemälde, auch darf das alte, nun neu gefaßte Gemälde, welches die Sendlinger Volksschlacht des Jahres 1705 darstellt, in diesem Gotteshause nicht übersehen werden.

Unter die Merkwürdigkeiten Egerns gehört auch eine Schaubühne, deren Haupt gegenwärtig ein illyrischer Schneidergeselle in Tegernsee ist, welcher früher dem Isarthortheater zu München angehörte. Bei unserer Anwesenheit wurde gerade die Darstellung der Posse „Tanzmeister Pauxel" vorbereitet.

V.

Fortsetzung der Rundreise um den See. — Schorn. — Mittagslinie. — Lage, Länge, Breite, Tiefe, Flächeninhalt und Namenherleitung des Tegernsee. — Westliches Ufer. — Fischerfleck. — Abwinkel. — Söllbach. — Bauerngut in der Au. — Stinkergraben. — [illegible] linenrequisitenstadel. — Gang des Triftgeschäftes auf dem Tegernsee und dessen Erfolge. — Wiesser. — Zeiselbach. — Herrenstege. — Hirschberg und Kamm (Gebirge). — Das Freihaus. — Moser- und Finnerhof. — Finnerwampe. — Breitenbach. — Rohenbognerhof. — Quirinoelkapelle. — Geschichte, Bestandtheile und Wirkungen des Quirinoels. — Weg zu Land nach Kaltenbrunn. — Physiognomie des Tegernsees.

Nachdem wir bei der Kirche zu Egern das Fahrzeug wieder bestiegen hatten, steuerten wir am südlichen Ufer im

Ober-See hin und erreichten nach Verlauf weniger Minuten den kleinen Weiler Schorn, welcher hart am Gestade belegen ist. Dieser Weiler besteht nur aus 3 Häusern, in welchen in 3 Familien 13 Menschen wohnen. Uebrigens ist der Schorn der südlichste Punkt am Tegernsee, denn die Mittagslinie läuft, von Kaltenbrunn im Unter-see, mitten durch denselben.

Nun halten wir es endlich an der Zeit von den Dimensionen dieser Gewässer u. dgl. selbst zu sprechen.

Der Tegernsee liegt 2487 Fuß über dem Spiegel des mittelländischen Meers; seine Länge beträgt eine und eine halbe Stunde, seine größte Breite beinahe drei Viertel Stunden, die bedeutsamste bis jetzt erkundete Tiefe 337 Fuß und der Flächenraum 2471 bayerische Tagwerke (nach Obernberg). Unsere Altvordern leiteten die Benennung: „Tegernsee" von der grünen Farbe seines Wassers (de grün See) her; nach Pallhausen stammt Tegarinsee, wie er in den ältesten Urkunden geschrieben steht, aus der keltischen Sprache, in welcher das Wort soviel als „Fürstensee" bedeutet.

Die süd-westliche große Bucht des Sees zur Linken liegen lassend, setzten wir nun an das westliche Ufer über und erreichten nach einer Viertelstunde das erste sich dort befindende Dörfchen Abwinkel. Bevor man noch hier anlangt, bemerkt man, dicht am Ufer, ein ödes Inselchen, welches, seiner Unbedeutendheit halber, aber kaum den Namen verdient und in der Volkssprache auch nur der Fischerstock genannt wird.

Abwinkel hat 12 Häuser und eben so viele Familien, welche eine Einwohnerschaft von 78 Köpfen bilden.

Neben Abwinkel steht der königl. Salinenrequisitenstadel mit den zu demselben gehörigen Nebengebäuden, hier stürzt sich auch der Söllbach, vom Gebirge her süd-

mend, in den See. — An des Söllbaches rechtem Ufer führt eine Straße in immer westlicher Richtung aufwärts in den Hof in der Au, bei welchem sich auch eine Sägemühle, Ziegelhütte, große Oekonomie ꝛc. befindet; man erfreut sich von hier aus der köstlichsten Aussicht. Der Hof in der Au gehört zu den Privatgütern J. M. der verwittweten Königin. Mehr westlich und vom Hofe in der Au noch drei Viertel Stunde entfernt, trifft man auf einen unbedeutenden Bach, welcher der Stinkergraben genannt wird und wenn man, einige Minuten lang, höher noch steigt, steht man an der Schwefelquelle am Stinkergraben, deren Wasser von Vielen als das wirksameste der in diesen Gegenden entspringenden Quellen gehalten wird.

Nach diesem kleinen Absprunge kehren wir wieder zu dem hart am westlichen Ufer belegenen und bereits erwähnten königl. Salinenrequisitenstadel zurück. Die hier aufbewahrten Requisiten dienen dazu, das wichtige dem königl. Salinenforstamte anvertraute Triftgeschäft auf dem Tegernsee zu fördern. Die Hauptaufgabe bleibt, dem Salinenhauptwerke zu Rosenheim seinen ungemein großen Holzbedarf vom Tegern- und Schliersee aus, mit den möglichst geringsten Kosten und möglichst größter Schnelligkeit zuzuschwemmen (triften). Zu diesem Ende wird, zu Anfang des Frühlings, auf den durch den schmelzenden Schnee anwachsenden und in die Seen sich ergießenden Flüßchen und Waldbächen das geschlagene Holz von den hohen und höchsten Bergen vorerst dahin getriftet. Wenn nun z. B. im Tegernsee eine Quantität Holzscheiten angekommen ist, sammelt man dieselben in sogenannte Scheeren, das heißt, man vereinigt mehrere Partien Holz einzeln an den Ufern, befestiget dieselben, um sie zusamm zu halten, am Rande durch aneinander gefügte Balken, und nun werden diese Scheeren nach und nach in den Unterse geleitet und dort

auf deſſen Ausfluß dem Mangfall*), immer zu Waſſer, weiter bis an den Ort ihrer Beſtimmung ſpedirt.

Wenn der Wind und alle übrige Verhältniſſe günſtig ſind, wird die Leitung der Scheeren mittelſt eines großen Floßes, dem einzigen mit einem Segel verſehenen Fahrzeuge in dieſen Gewäſſern, aus dem Ober- in den Unterſee vorgenommen; wenn aber dieſes nicht möglich iſt, erreicht man denſelben Zweck durch eigens hiezu ſehr zweckmäßig konſtruirte Hafpel. Die Einführung dieſes ſinnreichen Mechanismus auf dem See iſt das Werk des königl. Herrn Salinenforſtmeiſters Schenk (eines Bruders des berühmten Dichters, Eduard v. Schenk) jenes umſichtigen, energiſchen und allgemein geachteten Mannes, der in ſeiner Sphäre an den Ufern des Tegern- und Schlierſees ſo wie in denen zu ſeinen Diſtrikten gehörigen Gebirgen, der gemeinnützigen und großartigen Einrichtungen ſo manche zu Stande gebracht hat.

Der erwähnte große Triftfloß befindet ſich nur zur Zeit der Trift ſelbſt, am gewöhnlichſten gleich neben dem königl. Salinenrequiſitenſtadel, im See; nach vollendetem Werke wird er aber wieder auseinandergenommen und in

---

*) Gmund am Ufer des Unterſees hat ſeinen Namen von der Mündung des Tegernſees; und der Mangfall entlehnt den ſeinen von eben dieſer Mündung, und zugleich von dem Falle, den er hier macht, denn die eigentliche und urſprüngliche Benennung heißt — Gmundfall. Dieſer Fluß nimmt ſeine Richtung vorerſt nach Norden, zieht verſchiedene Täle und Waldſtröme an ſich, worunter die Schlierach, Leitzach und Isen die bedeutendſten ſind, theilt bis unter Valley hinab das Landgericht Miesbach in zwei beinahe gleiche Hälften, wendet ſich aber bei Grub unter einem ſpitzen Winkel nach Oſten und fällt bei Rosenheim in den mächtigen Inn-Strom. (Nach Oberndorf.)

eben erwähntem Gebäude aufbewahret. Auf diese Art werden vom Tegern- und Schliersee aus alljährlich im Durchschnitte wenigstens 16,000 Klafter Holz nach Rosenheim getriftet. Das Beginnen und Beendigen der Trift hängt von Umständen, größtentheils von der Witterung ab, und kann sich oft das letztere tief in den Sommer hinein verziehen.

Doch jetzt wollen wir uns beeilen in der Beschreibung unserer interessanten Rundreise um den Tegernsee fortzufahren!

Wenn man am westlichen Ufer vom königl. Salinenrequisitenstadel in nördlicher Richtung abwärts fährt, erreicht man, wieder nach Verlauf mehrerer Minuten, das hart am See belegene, freundliche Dörfchen Wiessee. Bei diesem Dorfe und an mehrern Punkten des westlichen Ufers bemerkt man lange, vom Gestade aus in den See führende Stege, von den Bewohnern der Gegend Herrenstege genannt, weil die größere, auf einem Kiel erbauten königl. Schiffe, nicht dicht ans Land zu fahren vermögen. Wiessee besteht aus 17 Häusern, in welchen die gleiche Familienzahl 93 Seelen enthält. — Bei diesem Dorfe fällt abermals ein Waldstrom, der Zeiselbach nämlich, in den See. In dieser Gegend werden nun auch westwärts der große Hirschberg und der Kamm sichtbar, welche Gebirge man im Oberse noch nicht bemerken konnte.

Hinter Wiessee steht auf einer Anhöhe, vom Dorfe in nord-westlicher Richtung, ein großer weiß angestrichener Stadel, der sich von ferne wie ein Schloß präsentirt und seiner freien Lage halber, das Freihaus genannt wird. Es ist diese Anhöhe sehr bequem und selbst von Damen zu besteigen und reichlich belohnt dann die kleine Mühe eine herrliche Aussicht.

Unsere südliche Richtung beibehaltend und fortwährend am westlichen Ufer hinfahrend sehen wir einen Bauern-

hof (genannt zum Moser) links am Gestade liegen und traten gleich darauf bei der Finnerwampe, einer kleinen Bucht, bei welcher der Finnerhof steht und wo sich ein dritter Waldstrom, der Breitenbach, in den See ergießt, an's Land. Wir stiegen nun, in westlicher Richtung, die vor uns liegende Höhe hinan und erreichten, nach Verlauf eines Viertelstündchens, den sogenannten Rohrdognerhof, von welchem rechts und nur einen Flintenschußweite entfernt die St. Quirinoelcapelle sich befindet, deren Nähe durch einen penetranten Geruch ohnehin verrathen wird. Diese sogenannte Capelle ist übrigens kein der Andacht geweihter Ort, sondern nur ein massiv und neu erbautes Häuschen, welches die Ueberdachung der Fassung dieser merkwürdigen Erdoelquelle bildet und zu welchem Häuschen das königl. Forstamt zu Tegernsee die Schlüssel in Verwahrung hat, dieselben aber keiner anständigen Gesellschaft verweigert. Man steigt zur Quelle selbst auf einigen Stufen hernieder, welche durch ein eisernes Gitter geschützt sind. Im Innern des Häuschens ist in der Mauer eine eiserne Platte befestiget, von welcher folgende Worte zu lesen sind:

„Diese nach dem heil. Quirin benannte Steinoelquelle, welche in einer Ablagerung von Torf und Thonmergel entspringt, wurde entdeckt 1430 neu gefaßt und die Capelle erneuet 1823."

Das Oel erscheint in gründbrauner Farbe und zäher Consistenz auf dem Wasser, hat einen starken erdharzigen Geruch, ist entzündbar und wird durch die Wärme schneller flüssig, weshalb auch zur Sommerszeit die Ausbeute reichhaltiger ausfällt. Die Quantität des daselbst jährlich für das Kloster gesammelten Oels betrug (nach Flurl) gegen 40 Maas. Nach J. A. Buchners chemischer Analyse sind die Bestandtheile des Quirinoels: eigentliche ungefärbte Bergnaphta, dann eine weiße, fettige Substanz, welche

viele Eigenschaften mit dem Wallrath theilt, und welches er Bergfett nennt, endlich ein röthlich-braunes Erdharz; Graf*) empfahl es statt des in unserer Cholerazeit so bekannt gewordenen Cajeputöls zur medizinischen Anwendung. — Die Maaß Quirinoel kostet 4 fl., doch kann man auch kleine Gläschen zu 6 kr. bei dem Glaser in Tegernsee kaufen, wo man auch à 1 kr. eine in Folio gedruckte, dem Anscheine nach sehr alte, aber auch sehr confuse Notiz über Ursprung, Wirkung und Gebrauch des sogenannten heiligen Quirin-Oels erhält, von der wir hier, der Raritat halber, einen Abdruck geben: „dieses wunderbare Oel fließt nicht weit von dem See jenseits des am (östlichen) Ufer stehenden St. Quirinbrunnkirchleins (in dessen Mitte der unter dem Wagen, wo der Leib des heiligen Märtyrers im Jahre 732 von Rom übersetzet worden, zu Nachts entsprungene nicht minder heilsame Wasserbrunn noch zu sehen ist), aus der Erde auf einer kleinen Wasserquell hervor. Die erste Erfindung geschah um das Jahr 1430 unter dem frommen und gottseligen Abt Kaspar. Es ergoß sich nämlich dieses Oel bei der Urquell durch ein kleines Gräblein mit dem herabfließenden Wasser in den See, und floß in einer geraden und glänzenden Straß gemeldetem Kirchlein, als gleichsam ihrem Urheber dem heiligen Quirino zu; absonderlich da die über 300 Jahr gemachten Curen die Kräfte eines pur natürlichen Petrolei weit übersteigen. Ueber die

---

*) Herr Dr. Graf bemerkte auch, daß mittelst einiger nicht sehr schwierigen Einrichtungen, diese Naphta in Menge erzielt und wenigstens so benützt werden könnte, wie die Naphta in Amiano im Herzogthume Parma benützt wird. Man bedient sich nämlich derselben zur Beleuchtung von Genua. Ei, könnten wir denn unsere Naphta nicht etwa zur Beleuchtung der Haupt- und Residenzstadt München verwenden??

Urquell wurde ein Behältniß gebaut, wo es noch beständig fließt und andächtig gesammelt wird."

„Die wunderbarliche Kraft dieses Oels wurde gleich Anfangs in Heilung der Lahmen und Gichtbrüchigen, besonders aber der durch das Feuer Beschädigten an Tag geleget. Mit der Zeit hat man erfahren, daß es auch in folgenden Umständen nicht so fast aus ihrer natürlichen Kraft (indem es wegen ihrer Trockene und Wärme durchdringt, resolviret und verzehret) als absonderlich aus einem kräftigen Vertrauen auf Gott und den heiligen Quirin geholfen hat. Und zwar:

1) Wider das Hauptweh, Hauptgeschoß, Hauptdörr, Tob- und fallende Sucht ein oder mehrere Tropfen im Wein, Wasser oder anderm Getränk eingenommen; in die Nase, Schläfe, Haupt, Wirbel und Puls angestrichen, stärkt auch das Hirn.

2) Wider die Flüsse, Röthe, Ueberfell und erblindete Augen mit einem Federlein ein oder mehrere Tropfen eingestrichen, verzehrt die Felle, bringt wieder das Gesicht ꝛc."

Diese kleine Probe mag genügen und wir glauben den geneigten Leser um so mehr mit der vollständigen Aufführung der unzähligen Krankheiten verschonen zu müssen, gegen welche das Quirinoel helfen soll, da sich viele dieser Maladieen ohnehin nicht nennen ließen, ohne das Zart- und Schamgefühl meiner holden Leserinnen zu verletzen. Wir werden übrigens auf die, ohnehin mit der sehr interessanten Tegernseer Klostergeschichte eng verwebte Legende des heiligen Quirinus bei der hiezu am meisten geeigneten Gelegenheit, nämlich bei Beschreibung des diesem Heiligen geweihten und am östlichen Ufer des Sees belegenen Gotteshauses zurückkommen.

Bevor wir aber die Ueberquelle selbst verlassen, ersuchen wir unsere freundliche Reisegefährten, mit uns hier

rechts auf die äußerste Spitze jenes, von dem Oelhäuschen nur wenige Schritte entfernten Abhanges zu treten, von welcher aus wir durch eine wahrhaft himmlische Aussicht in die Thäler des westlichen Ufers des Sees überrascht werden.

Wir beschloßen den zu Land ungefähr drei Viertel Stunden betragenden Weg von der Erdoelquelle nach Kaltenbrunn zu Fuß zurückzulegen und den Kahn nachfahren zu lassen. Niemanden wird es gereuen, hierin unserm Beispiele gefolgt zu sein.

Der angeregte Weg führt vorerst eine kurze Zeit lang auf einer Höhe des westlichen Ufers hin, welcher Punkt der geeignetste ist, sich mit der eigenthümlichen Physiognomie des Sees innig vertraut zu machen, dessen ganze Spiegelfläche nebst allen ihren Umgebungen man von hieraus am bequemsten übersehen kann.

Vom Obersee her winken uns in ihrer unbeschreiblichen Großartigkeit jene riesigen Höhen, die wir, gestern vielleicht noch, als ferne blaue Berge begrüßten, zu denen uns freudige Ahndungen zogen. Die ungewohnte so große Nähe dieser Giganten erfüllt uns mit einem gewissen schauerlichen Gefühle; hier lernen wir die unheimliche Phantasie erst recht verstehen, welche den charakteristischen Typus des Meisterpinsels eines Salvator Rosa bildet. Eine lebhafte Phantasie vermag sich nicht zu überreden, daß sie es hier mit leblosen Giganten zu thun hat und sie verleihet jenen furchtbaren Massen eine höhere Bedeutung, deren untern Leib nun bereits die üppigste Vegetation des Lenzes schmückt, während ihre hohen schwarzen Häupter zum Theil blendend weiße Schneekuppen noch decken; es ist eine wild schottländische Gebirgsgegend, die uns mit ernstem Zauber fesselt, doch einer leichten Wendung unseres Kopfes nach der linken Seite bedarf es nur, und indem das

Auge über den Unter-See hinschweift, dessen Ufer keine schroffen Felsen und rauhe Gebirgswände, sondern sanfte Abdachungen einschließen, besänftiget uns der weiche Ton einer echt italienischen Landschaft, auf welcher selbst ein milderer Himmel, als dort über den geheimnißvollen Schluchten der hohen Gebirgsketten zu ruhen scheint und dieser auffallende Kontrast gerade ist es, welcher unendlich wohlthut und die Seele erfreut; wem überhaupt eine empfindsame Seele beiwohnt, wird auf dieser Stelle, berauscht von den seltensten Naturschönheiten, fühlen, wie wir dort gefühlt haben.

VI.

Schluß der Rundreise um den See. — Benennung der Bauernhöfe, welche vom Finner an bis Kaltenbrunn sich am westlichen Ufer des Tegernsees bemerkbar machen. — Kaltenbrunn. — Wasserleitung. — Großer Hühnerhof. — Kurze Geschichte des Gutes Kaltenbrunn und dermaliger Bestand desselben. — Herrenhaus. — Bauhof. — Stallungen, Remisen und Schweizereien. — Beschreibung der ehemaligen berühmten Tegernseer Bergbeleuchtungen. — Oestliches Ufer des Sees. — Gmund. — Hofbauer im See. — Frauenanger oder Angermannsbühl. — Angermannshof. — St. Quirin (Gotteshaus). — Kurzgefaßte Geschichte des Benediktinerklosters zu Tegernsee (dessen Stiftung) nebst der Legende vom heil. Quirin. — St. Quirin (Dorf). — Maria Schnee. — Schießstätte. — Westerhof. — Hofbauer. — Einige nachträgliche Bemerkungen.

Es ist überhaupt ein sehr angenehmer Pfad, welcher vom Finner, am westlichen Ufer des Sees lang, nach Kaltenbrunn führt. Man trifft noch auf vier, zum Theil sehr romantisch situirte Bauernhöfe; sie werden, der Ordnung ihrer Lage nach, von Süd gegen Nord, also genannt:

„Zum Wimmer, Grundner, Holzer und Baier;“ endlich schimmert uns ein Thürmchen aus den Gebüschen entgegen und das starke Rauschen bedeutet, daß wir jene Wasserleitung erreicht haben, welche unmittelbar unter dem Gute Kaltenbrunn liegt.

Unfern dieser Wasserleitung steht, ohnweit dem Ufer, ein langes einstöckiges Gebäude, welches der Hühnerhof genannt wird und wo zu des höchstseligen Königs Maximilian Zeit viele seltene ausländische Vögel geheget wurden; wir bewunderten jetzt noch einen vorzüglich schönen, ganz weißen Pfauen, brasilianische Gänse, einen ungewöhnlich großen Vogel Auf u. dgl. m.

Das eigentliche J. M. der Königin Karoline gehörige Gut Kaltenbrunn liegt, unfern den Ufern des Sees, auf einer sanften Anhöhe. Auf dieser Stelle hatte in grauer Vorzeit ein den Herrn v. Ebertshausen, Erbmarschällen der gefürsteten Aebte von Tegernsee, gehöriges festes Schloß gestanden, auf dessen Ruinen man jetzt noch öfters bei Nachgrabungen stoßen soll; im dreizehnten Jahrhunderte brachte das Kloster selbst solches Schloß käuflich an sich, ließ dasselbe in der Folge abbrechen und an der Stelle ein Oekonomiegut anlegen, welches nach mancherlei Schicksalen endlich, bei der Aufhebung des Klosters, Eigenthum eines Bauern im Dorfe Warngau wurde. Im Jahre 1821 kaufte der höchstselige König das Gut an sich, verlieh ihm seine jetzige Gestalt und umwandelte es in eine große Meierei, welche seitdem den Mittelpunkt der großen königl. Oekonomie bildet. — Kaltenbrunn besteht aus dem Herrschaftshause, dem Bauhofe, vielen Stallungen und Remisen. Das Herrschaftshaus diente dem königl. Hofe zum Absteigequartier und es wurde hier zu König Maximilians I. Zeit oft glänzende Mittagstafel gehalten; das einfach aber geschmackvoll dekorirte Speisesaal ist

sehenswerth, auch wurden im Herrschaftshause gewöhnlich die von München eintreffenden, referirenden Staats- und Konferenzminister untergebracht. Der Bauhof dient dem Gesinde zur Unterkunft, auch befindet sich in demselben die Schweizerei. Die Stallungen sind sehr geräumig und reinlich, und das herrliche Rindvieh inländischer Abkunft (gegenwärtig 66 Stücke) wird jeden Freund der Landwirthschaft interessiren, auch in diesen Stallungen sind die Bahren von Innen mit einem marmorartigen Steine garnirt; die großen Schweine chinesischer Abkunft sind sehenswerth, so wie das Buttergewölbe, der Käsekeller u. dgl. m. — Das Rindvieh befindet sich im Sommer auf der Königsalpe. Von dem Balkone des Herrnhauses, dann dem neben diesem Gebäude stehenden offenen Sommerhause und der Höhe des Tannenwaldes erfreut man sich einer bezaubernden Aussicht über den See und in die Hochgebirge; hinter dem Planberge wird die Guvelspitze aus dem Achenthale sichtbar. — Man wird in Kaltenbrunn zu ebener Erde im Herrenhause bewirthet und kann daselbst Caffee, Butter, Käse und Bier erhalten.

Auf Kaltenbrunn war auch der Totaleffekt der berühmten großen Bergbeleuchtungen berechnet, welche öfters zur Feier froher Ereignisse veranstaltet worden waren. Es wurde dabei gehalten, wie folgt: Nachdem die Nacht eingebrochen, und der königl. Hof mit seinen hohen Gästen in Kaltenbrunn eingetroffen war, eröffnete das großartige Schauspiel der Donner der auf dem Point bei Tegernsee aufgestellten Kanonen; bald darauf standen die höchsten Berge in Flammen und an ihren steilen Wänden erglänzten in riesigen Feuerzügen hochgefeierte, theure Namen; der See aber erstrahlte wieder von unzähligen erleuchteten Gondeln, welche sich auf ihm schaukelten; glänzend und geschmackvoll war zugleich die Höhe „Angermannsbühl" am östlichen Ufer illuminirt. Immer wie-

derholte sich der Donner der Geschütze, fortwährend stiegen Racketen und brannten große Feuerwerke, und von allen Seiten ertönten die Harmonien der Musikchöre. Endlich fuhren die höchsten Herrschaften unter Trompeten- und Pauckenschall auf den königl. Schiffen hinüber zum erleuchteten Bühl ans östliche Ufer, von wo sie zu Wagen nach Tegernsee zurückkehrten, und hier versammelten sich die jubelnden Schaaren des treuesten aller Völker zum letzten Lebehoch vor den Pforten des Schlosses. — Solche großartige, wie durch zauberische Impulse hervorgerufene Berg-beleuchtungen — man kannte bisher ähnliches in Europa nicht — wurden, nach des königl. Herrn Salinen-Forstmeisters Schenk Angabe, durch, nach geometrischen Proportionen künstlich zusammengefügte Holzstöße zu Stande gebracht, und erstreckten sich über alle sichtbare Anhöhen bis zu dem sechs Stunden von den Ufern des Sees entfernten Plauberge; die Länge der an den Wänden des Wall- und Setzberges flammenden Züge betrug gewöhnlich 1200 F., so daß sie selbst vom Gasteige an der Isar bei München deutlich zu unterscheiden waren.

Kaltenbrunn ist, wie schon oben angedeutet wurde, der nördlichste Punkt am See. Wir setzten uns hier wieder in den Kahn, und fuhren, quer über den See, nach Gmund, nach der ersten, von Kaltenbrunn kaum eine Viertelstunde entfernten, bereits am östlichen Ufer belegenen Ortschaft.

Das Dorf Gmund zählt 33 Häuser, in welchen in 35 Familien 185 Menschen wohnen. In dem großen und reinlichen Gasthofe, zu dem noch ein Anbau mit schön meublirten Zimmern gehört, wird man gut bedient und wir nahmen hier, nach französischer Sitte, ein ziemlich spätes Mittagbrod ein. — In der allgemeinen Wirthsstube bemerkten wir einen riesenlangen, hagern, in eine abenteuerliche Phantasietracht gekleideten Mann, mit struppigem schwarzen Barthaare, aus dessen seltsam sich unter werfenden

Augen unverkennbar angeborene Klugheit, und der Typus der Narrheit zugleich sprachen. Der Bursche hatte gewissermaßen Aehnlichkeit mit einer Walter Scott'schen Romanfigur, war übrigens der erste Verrückte nicht, der uns, seit wir die Hauptstadt verlassen, vorgekommen. Auf Befragen sagte man uns, der lange Phantast in Uniform nenne sich Saarreiter, sey in dieser Gegend zu Hause, habe in der — — — Armee als Korporal gedient, und dort, wegen Zurücksetzung im Dienste, den Verstand verloren. Ein — — — Korporal und Wahnsinn aus Ehrgeiz? — ungeheure Ironie! neben dem Wahnsinnigen stand die Wirthin, Mutter von sieben Kindern, welche erst vor wenigen Tagen einen geliebten Gatten verloren hatte, und noch immer für eine hübsche, wenn auch blasse Frau gelten kann — in Trauerkleidern; seltsam kontrastirten die Thränen und der über ihren Stand hinausreichende tief poetische Schmerz der lebensatten, unglücklichen Frau mit dem unheimlichen, lauten Lachen des Narren. O ungeheure Ironie des menschlichen Lebens!

Von Gmund zogen wir vor, zu Lande auf der am östlichen Ufer sich hindehnenden wohlunterhaltenen Straße zu promeniren, und man kann den Weg bis Tegernsee leicht in fünfviertel Stunden zurücklegen.

Das erste Haus, welches man nun erreicht, ist ein Hof, genannt zum Hofbauern im See; dicht neben dessen Hause erhebt sich eine höchst anmuthige Höhe, welche „Angermannsbühl oder auch Frauenanger" heißt; die letztere Benennung gründet sich auf eine allgemeine Sage, daß auf dem Hügel in grauer Vorzeit ein Nonnenkloster gestanden; übrigens ist die Höhe, von der man ebenfalls eine herrliche Aussicht nach dem entgegengesetzten Ufer hat, mit Spaziergängen, Ruheplätzen u. dgl. versehen und der am Fuß derselben, zur Linken, sich befindende Angermannshof gehört zu den Gütern J. M. der Königin Karoline

Von hier auf der Straße am Ufer in südlicher Richtung fortwandelnd, gelangen wir, nach Verlauf eines halben Stündchens, vorerst zum Gotteshaus St. Quirin, oder der eigentlichen Quirincapelle, in deren Mitte sich der schon erwähnte Brunnen befindet, und an der einen Wand, im Innern der Kirche, ein Gemälde hängt, welches das Klostergebäude zu Tegernsee genau so darstellt, wie es dereinst gewesen.

Unserm Versprechen gemäß liefern wir nun nach den besten vorhandenen Quellen*), doch dabei nicht ganz die Volkssage verschmähend, die Legende des heiligen Quirins, und in gedrängter Kürze die Geschichte der ersten Entstehung der Benediktiner-Abtei Tegernsee.

„Adalbert und Ottkar, zwei Brüder aus fürstlich burgundischem Stamme, von einer Mutter agilolfingischen Geschlechts, hatten lange Zeit als tapfere, sehr reiche und hochgeachtete Ritter an König Pipins Hofe gelebt. Die Nichtigkeit alles irdischen Glanzes begreifend und desselben satt, beschloß das fromme Brüderpaar neben einem, von ihnen an den Ufern des Tegernsees schon früher gegründeten Kirchlein, zu St. Salvator genannt, ein Kloster zu erbauen, und aus dem Getümmel der Welt sich dahin zurückzuziehen. Ehevor aber pilgerten unsere frommen Ritter nach Rom, um zu ihrem Vorhaben den Segen des heiligen Vaters zu erflehen; sie fanden die Sieben-Hügel-Stadt in großer Bedrängniß, denn eine zahlreiche Horde heidnischer Seeräuber bedrohte Rom. Noch ein Mal griffen Adalbert und Ottkar zum Schwerte, setzten sich

*) Innerhalb der Vaterlandsgeschichte ruhen wir bei dieser Gelegenheit ein interessantes Werk ins Gedächtniß zurück: es führt den Titel: „Aelteste Geschichte von Tegernsee, aus den Quellen bearbeitet vom Freyherrn Max v. Freyberg. München, 1822. 8.

als Führer an die Spitze der päpstlichen Schaaren, schlugen und vernichteten die Feinde der Christenheit. Zum Lohne so herrlicher That erbaten sich die frommen Helden nun den Leib des heiligen Quirins vom Papste zum Geschenke. Quirinus, ein Sohn Kaiser Philipps, hatte von seiner Mutter Severa, unter Papst Fabian, sich zur christlichen Lehre bekehrt und den Umgang deren trefflichsten und frömmsten Bekenner, während zwanzig Jahren, genossen. Ein Glied dieses erhabenen Reigen lebte der Prinz, bis Claudius den Thron bestieg, und die Verfolgung der Christen voll wüthender Leidenschaft aufs Neue begann. Nun wurde auch Quirin gewürdiget, ein Blutzeuge des Heilands zu werden. Der Kaiser ließ ihn ergreifen, martern, enthaupten, und seinen Körper in die Tiber versenken; indessen ward des heiligen Märtyrers Leichnam durch einen Priester aufgefunden, und auf dem Friedhof St. Pontinians beerdiget. Aber bald verbreitete sich der Ruf, der diesem Grabe entströmenden Wunder, durch Italien und Deutschland. Das Vertrauen des Volks zu St. Quirin war so hoch gestiegen, daß der heilige Vater, Unruhen in Rom deshalb befürchtend, Bedenken trug, in der Burgunder Bitte öffentlich einzuwilligen, jedoch versprach er, dankbaren Sinnes, den erbetenen Schatz einem verläßigen Boten, den sie später senden sollten, unter dem Siegel des Geheimnisses auszuliefern. Beruhiget durch diese Zusagen kehrten die frommen Brüder, von dem heiligen Vater gesegnet, in die Heimath zurück, und während sie nun dort beschäftiget waren, den würdigen Empfang der irdischen Ueberreste St. Quirins vorzubereiten, eilte einer ihrer Neffen, Namens Uto, nach Rom, um das verheißene Kleinod in aller Stille zu erheben, und über die Alpen zu geleiten. Als der Wagen, auf welchem die heilige Reliquien ruheten, gerade die Stelle am östlichen Ufer erreicht hatte, an welcher heutigen Tages noch das Gotteshäuslein steht,

waren die Ochsen, die den Wagen zogen, durch kein Mittel zu bewegen, weiter zu schreiten; zu gleicher Zeit entsprang plötzlich zwischen den Rädern des Wagens eine Quelle voll Heilkraft, und man nahm solche seltsame Erscheinungen für einen Wink, den heiligen Leib Quirins vorerst an dieser Stelle zu belassen; es ward daher über der entsprungenen Quelle ein Kirchlein errichtet, wo St. Quirin, schon in jener altergrauen Zeit, große Wunder gewirkt haben soll."

„Erst im J. 754 ward die feierliche erste Einweihung der Abtei Tegernsee und der neuen Klosterkirche vollzogen. Die Bischöfe von Salzburg, Regensburg und Freising verherrlichten das Fest, und geleiteten, an der Spitze der Mönche, die heilige Reliquie in die Gruft des neuen Tempels. Zur selben Stunde vollzogen auch die Stifter des Klosters, die frommen Fürstensöhne, Adalbert und Ottkar ihre Gelübde, entsagten der Welt auf immer, vertauschten die kriegerischen Rüstungen mit dem Ordenskleide Benedikts und legten den Stiftungsbrief nieder auf St. Quirins Altar. Papst und Landesherr genehmigten die Stiftung, und bestätigten den von den Mönchen einstimmig zum Abte erkührten Adalbert in seiner neuen Würde." —

Wir hoffen, der geneigte Leser werde die alte Erzählung nicht ganz ohne Interesse vernommen haben, und eilen unserm vorgesteckten Ziele näher.

Zur Linken des öfters besprochenen Kirchleins St. Quirins, dehnt sich ein Dörflein gleichen Namens aus. Das kleine Dorf St. Quirin liegt ebenfalls zerstreut, und hat 11 Häuser, in welchen sich eben so viele Familien und 69 Einwohner befinden.

Von dem nun zunächst folgenden Dorfe Tegernsee haben wir Gelegenheit genommen, bereits im ersten und dritten Kapitel zu sprechen. Dort wo der Laibach das

Dorf durchströmt, und sich in den See ergießt, steht, unfern der Brücke, eine kleine Kapelle „zu Maria Schnee" genannt, und hoch wird in derselben das wunderthätige Muttergottesbild verehrt.

Oben an der Höhe steht die schöne Schießstätte der Tegernseer, von welcher man, wegen der freien Lage nach allen Seiten hin, sich einer vorzüglich schönen Aussicht erfreut. Schon bedeutend höher und bereits am Fuße der Neureuth, von der Schießstätte süd-östlich belegen, erscheint der Westerhof, ein ehemaliger Belustigungsort der Benediktinermönche, dessen Aussicht aber gegen Norden hin durch die Neureuth beschränkt wird. Tegernsees Damen steigen gerne nach dem Westerhofe hinan, um dort an schönen Tagen ihre Tasse Caffee zu schlürfen, und ein klein bischen nur — zu plaudern. Von einem dritten noch mehr südöstlich gelegenem Punkte, genannt „beim Hofbauern" erfreut man sich nicht minder einer ergötzlichen Aussicht, und wer längere Zeit in diesen freundlichen Thälern weilt, sollte nicht unterlassen, jene hier bezeichnete drei Punkte zu besuchen.

Doch jetzt sind wir bereits wieder auf dem Flecke, von welchem wir unsere Rundreise unternommen, nämlich beim Traiteurhause des Herrn Fleckenstein angekommen, und wir schließen nun dieses Kapitel mit noch einigen wenigen für unsere verehrungswürdige Leser — wie wir uns schmeicheln — ersprießliche Notizen.

Man vermag in der von uns bezeichneten Weise — mit Ausnahme der Abstecher zum Bauern in der Au und zum noch mehr entfernten Stinkergraben — den ganzen Tegernsee, innerhalb drei Stunden zu umkreisen, aber freilich dürfte man sich in diesem Falle bei keinem der angegebenen Punkte im geringsten nur verweilen. Will man aber nach unserer Anleitung die Reise, theils

zu Fuß, theils zu Waſſer, zurücklegen, ſich allerwärts das Merkwürdige beſehen, und mit Muße die Schönheiten der Natur genießen, dann freilich muß man einen ganzen Tag erfern, und in dieſem zweiten Falle wird man am füglichſten in Kaltenbrunn einige Erfriſchungen, in Gmund ſelbſt aber das Mittagbrod einnehmen. Es führt, wie ſchon ein Mal bemerkt wurde, eine Fahrſtraſſe um den ganzen See, und man kann denſelben daher auch zu Wagen, nach engliſcher Reiſeſitte, umfliegen, allein nach unſerm Geſchmacke wäre ein ſolcher Reiſeflug nun ein für alle Mal nicht.

VII.

Ueber das Beſteigen der Alpen und Hochgebirge des mittäglichen Bayern im allgemeinen. — Miesbach und Wallenburg. — Fußreiſe über die Neureuth und Gindelalpe. — Die Walküre und Glaurens Mimili.

* * *

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindlichtem Weg.
So ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.

Traun! Wer nie vom Hochgebirge hernieder geſchaut, wähne ſich nicht, er kenne die Welt des Allmächtigen. Der Gedanke, die in des ſinnigen Menſchen Bruſt erwachen,

wenn er ſich einſam dahin geſtellt ſieht, etwa 6 bis 7000 F. über der Meeresfläche — ſolche Gefühle ſchildern zu wollen, verſuche keines Sterblichen Feder.

Indeſſen habe ich neue Athenienſer kennen gelernt, die da der Meinung waren, es mache ſich nicht ſchwerer den Plan- und Wallberg als den Gaſteighügel bei München zu beſteigen, und die Herren ſahen ſich dann am Ende ganz abſcheulich betrogen.

In der That ſind die Hochgebirge im mittäglichen Bayern für einen der Sache ungewohnten Großſtädter nie ohne Anſtrengung und ſauere Mühe zu erreichen, und wer engbrüſtig oder ſehr zum Schwindel geneigt iſt, dem rathen wir wohlmeinend, lieber gleich im Thale zu bleiben, denn ihn erwarten auf den Firnen unüberſteigliche Hinderniſſe, große Noth und Höllenangſt.

Wem es ernſtlich darum zu thuen iſt, mehrere und die höhere Berge zu beſteigen, muß zu dem Unternehmen förmlich und zweckmäßig gerüſtet ſeyn; vor allem andern entledige man ſich der zierlichen, blanken Stadtſtiefeln mit den hohen beſchlagenen Abſätzen, denn damit iſt ſchlechterdings nicht fortzukommen. Dagegen ſchlüpfe man in dickſohlige, mit ſogenannten Zwecken verſehene und Thran eingelaſſene hohe Gebirgsſchuhe, wie ſie dort alle Eingeborene tragen, dann vertraue man ſich einem bewährten Führer, ohne welchen man, keines Falles, wagen darf, die Alpen zu beſteigen. Ferner verſehe man ſich mit Gebirgsſtock und Fernrohr, dann einigem Mundproviant und einer wohl gefüllten Jagdflaſche, da außer Milch und Käſe in den Sennhütten nichts zu erlangen iſt.

Nach ſtrengen und nicht zu umgehenden Forſtgeſetzen darf in den Gebirgen weder geſchoſſen noch Feuer angemacht werden, auch dürfen keine Hunde mitgenommen werden, welche, als natürliche Feinde des Hochwildes, den Rei-

segesellschaften auf den Alpen ohnehin nur bedenkliche Scenen bereiten würden.

Bevor im Lenze der Hirte nicht zu Berge gefahren, das heißt: sein Vieh auf die Alpen getrieben hat, bleibt es für die Städter nicht sehr rathsam, dieselben zu besteigen; auch giebt man füglich das Unternehmen auf, wenn —

von sonnigen Weiden
der Senne muß scheiden,
der Sommer ist hin.

Zwischen den Ufern des Tegernsees und jenen des Schliersees erheben sich die Neureuth und die Ginsdelalpe, deren Besteigung im Hochsommer nur mit geringen Schwierigkeiten verknüpft ist und über welche von Tegernsee nach Schliersee ein Fußweg*) führt. Diese

*) Wenn man von Tegernsee nach Schliersee fahren will, muß man sich der Straße über Gmund und Miesbach bedienen. Man kann diesen Weg zu Wagen leicht in fünf Stunden zurücklegen.

Schon der freundlich, am Abhange des rechten Ufers der Schlierach belegene und sehr gewerbige Markt Miesbach verdient den Besuch des Fremden, allein noch interessanter wird derselbe durch die in seiner Nähe sich befindende Wallenburg — einst Waldenberg genannt. —

Ein angenehmer Spaziergang führt zu diesem alten Schlosse über eine Anhöhe hin, welche einen Standpunkt gewähret, aus dem man alle erhabene Naturschönheiten der Gegend mit einem Male übersehen kann, daher auch häufig münchner Künstler diese Vogelperspektive zu ihren Studien benützen.

Man erfreut sich aus dem Schlosse einer herrlichen Aussicht gegen Süden hin nach den bevölkerten Hügeln bei Miesbach und nach dem hegen Wendelstein; nördlich übersieht ein großes von der Schlierach durchschlängeltes Thal. Die waldige Lage am Ende der Ebene, die

gepriesene Bergpartie kann den neuen Athenienſern eine Probe gelten, ob ſie ſich überhaupt zu Steigern in's höhere Gebirge qualificiren, allein wir fürchten nicht ohne Grund, es dürfte nach dieſer erſten angeſtellten Probe ſchon Mancher geneigt ſeyn, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen.

Als wir an den lieblichen Ufern des Tegernſees weilten, war der Senne noch nicht zu Berg gefahren und man rieth uns ab den erwähnten Fußweg nach Schliersee einzuſchlagen, da auf der Gindelalpe ſehr viel Schnee liege. Indeſſen — Karl mein jugendlich-feuriger, lieber Reiſegefährte wollte ſich durchaus nicht abſchrecken laſſen und ſo beſchloß ich, ein ſchon etwas älterer und daher von Rechtswegen bequemerer Knabe, der Freundſchaft ein kleines Opfer zu bringen und ihm über das Gebirge zu folgen. An einem ziemlich heitern Tage traten wir unſere Wanderung über den Weſterhof nach der Spitze der Neureuth an und erreichten dieſelbe ſonder große Beſchwerde.

---

plötzlich in jenes Thal abſtürzt, ſchöpfte der Burg den Namen Waldenberg.

Hier hauſeten häufig die ehemaligen Herren der ganzen Gegend, die mächtigen Grafen von Marxrain. Noch hängen viele Familienbilder dieſes alten, ausgeſtorbenen Geſchlechtes an den Wänden des großen Schießſaales. — Die Marxrainer waren mit ihren Unterthanen der Lehre Luthers beigetreten. Die bayeriſchen Herzoge, Albrecht V. und Wilhelm V., beſtrebten ſich, auch hier die alte Religion wieder herzuſtellen, allein erſt i. J. 1584 konnten ſie, nur durch gänzliche Sperrung der Herrſchaft und andere ſehr ſtrenge Mittel zum Ziele gelangen, indem eine Anzahl lutheriſcher Familien auswanderte, die übrigen aber ſich dem katholiſchen Kultus unterwarfen, jedoch — merkwürdig genug — mit Ausnahme der Kinder und Weiber, welche erſt ſpäter zum alten Glauben zurückkehrten. (Nach Oberndorfer.)

Ihre Vorzüge sind nebst der überraschenden Ansicht der im Glanze der Morgensonne herrlich wiederstrahlenden Gebirge die großartige und bezaubernde Perspectiven in die weit hin sich ausdehnenden Ebenen.

Die tiefen Schluchten und Furchen der höchsten Höhe jener mit der Neureuth zusammhängenden Gindelalpe trafen wir wirklich noch mit Schnee ganz und gar erfüllt. Unser Führer schritt wie ein vorfüßelnder (προποδίζων) Heros des alten Homer über die Schneedecke weg und vorauf, indem er uns beständig zurief, uns leicht zu machen. Mein theurer, junger Reisegefährte behalf sich ziemlich, meine Wenigkeit aber, welche, wie die deutschen Autoren überhaupt, es in der Kunst sich leicht zu machen — noch zu keiner sonderlichen Virtuosität gebracht hat, sank mehrere Mal bis an den Hals in den Schnee und der Pseudoheros des Homer hatte jedes Mal seine Noth mich wieder flott zu machen. Manch armsdicker Seufzer entwand sich meiner beklemmten Brust und besonders beschwerlich fand ich es an der steilen Wand der Alpe immer schräg hin zu gehen, doch war ich nicht stumpf genug geworden, um nicht durch eine Aussicht bezaubert zu werden, die sich von hier noch bei weitem herrlicher als von der Spitze der Neureuth aus gestaltet. Gleich einem kunstvollen, gigantes und endlosen Hautrelief breitet sich, tief unter unsern Füßen, das grünende Feld mit seinen Hügeln, Bächen, Städten und Dörfern aus und aus weiter Ferne schimmern uns, wie etwas dickere und höhere Nadelspitzen, die beiden altergrauen Dioskuren der Metropolitan-Frauenkirche des neuen Athens. Endlich erreichten wir, nach vielen sauern Mühen, zu meinem nicht geringen Troste, die steilen, westlichen Abhänge der Gindelalpe und hier überraschte uns nun plötzlich die Aussicht auf den Schliersee, der sich tief nach unten uns, in einer malerischen Landschaft ausbreitet.

Viele neue Athenienser geben den Naturschönheiten des Schliersees, vor jenen des Tegernsees, den Vorzug, und man trifft daher zur Sommerszeit an den Ufern der erstern häufig mehrere sich erlustirende Großstädter an als am letztern. Allein wie in mehrern andern Sphären können wir auch in dieser unsern Geschmack keineswegs mit dem vorherrschenden der neuen Athenienser in Einklang bringen.

Wie unseres Theiles möchten die Nymphe des Tegernsees mit einer Walküre, jene des Schliersees dagegen mit Claurens Mimili vergleichen. Wenige mythologische Figuren sind so herrlich, so erhaben, so wahrhaft romantisch schön gezeichnet, als die Walküre, welche uns die nordische Mythologie vorführt. Die reizende Jungfrau, ewig blühend, ewig schön, in unvergänglicher Anmuth und Herrlichkeit strahlend, ist sie die Sehnsucht und das Verlangen des Helden, der Preis der kühnen Manneothat und Claurens Mimili ist eben — eine Mimili, nun unserwegen auch eine Jungfrau rein und fein, nicht reizlos, nicht unanmuthig und es maz sich mit derselben solch ein halbgebildeter Neuathenienser ganz ergötzlich kapjämmerlich vergnügen, allein in Neu-Athen leben noch andere Leute, die schon zwischen einer Walküre und einer Mimili den eigentlichen Unterschied zu würdigen und zu erkennen vermögen.

VIII.

Epistel an H. Heine, an ihn und für ihn allein geschrieben.

* * *

Um Gottes Willen, Mathilde! weinen Sie nicht! rief ich, als wieder ein Ton der schmerzhaftesten Bitterkeit aus der heitersten Neckerei, wie eine Schlange aus einem Blumenbeete, hervorschoß.

H. Heine in den Nachträgen zu seinen Reisebildern.

Bruder im Geiste! Ich wette um einen Karlsdor, aber nicht um das Gold des Geldstückes, sondern nur um das auf selbem befindliche Bildniß des quiescirten zehnten Karls, du wirst nach Lesung gegenwärtiger Epistel eingestehen müssen, daß in des Uranus Nähe Keiner lebe, der sich mit so vielem Rechte dein Bruder im Geiste nennt, als meine Wenigkeit, und mein Stolz wird es seyn, wenn das, was ich dir sage, außer uns beiden, kein anderer Erdensohn so recht eigentlich versteht.

Du magst, mein Freund! in deiner Jugend ein großer Dummkopf gewesen seyn — und es ist dieses das größte Kompliment, welches dir je gesagt werden kann, denn alle wahrhaft große Genies waren in ihrer Jugend etwas borniirter Natur, wie das des großen Unbekannten, dessen Lorbeer taxirt wurde, um große bekannte Schulden zu decken und dann auch mein eigenes Beispiel beweißt, denn ich war mit Gunst zu vermelden noch in meinem dreizehnten Lebensjahre so blitzhageldumm, daß mich meine selige Großmutter, obschon sie zum fashionablen Adel gehörte, nichts desto weniger zu einem fashionablen Schuhmacher in die Lehre senden wollte; hätte sie es immerhin gethan. dann wäre aus mir ein Jakob Böhm, oder zum wenigsten ein Hans

Sachs, wenn auch nur ein Deinhardsteinischer geworden, was im Grunde nicht viel sagen will.

Nicht wahr, mein Guter! ich bin mir meines bischen Werthes ganz passabel bewußt; diese Art Selbstbewußtseins habe ich mit dir gemein und dergleichen ganz ungenirt von sich zu geben — liegt wieder in der Art seltener Genien. Indessen ganz aufrichtig gesprochen, alles gefällt mir auch nicht an dir; doch beruhige dich, du weißt ja wohl — Achtung und Mißfallen, es ist damit in diesen Zeiten der Ironie und in der Ironie der Zeit keinem starken Geiste so recht eigentlich Ernst.

Immer behält sich der praktisch Kluge ein Hinterpförtchen offen, darum eben rufe ich dir zu, daß ich mich ob vieler deiner katzjämmerlichen Späße so recht eigentlich entsetzt, ob andern aber geärgert habe. Entsetzt habe ich mich z. B. über die Erwartung, daß du im Hamburger unpart. Korrespondenten, vom alten Jehova ausgehend, eine Warnung lesen willst, keinem Menschen auf seinen, nämlich des Jehova Namen fürder Glauben und Zutrauen zu schenken. Herzenssohn! wie kann man die Vermessenheit also weit treiben? mir und mich schaudert! — Geärgert habe ich mich, daß du des Herrn Grafen Platen von Hallermünde halber gar so viele Worte verloren hast! Wahrlich, wahrlich ich sage dir, — solches hat der Herr Graf nicht verdient, denn er ist im Grunde ein menschenfreundlicher Kavalier. Ich kenne ihn von Kindesbeinen an. Als er ein Page noch war, befaßte er sich gar nicht mit berüchtigten Pagenstreichen — wie denn unsere Pagen überhaupt gar vernünftige und zahme, junge Leute sind — sondern mit der Metrik nur. Der Herr Graf schrieb schon dazumal ein herrliches Gedicht an die schwedische Christine, welches mit den Worten anhub: „du große Fürstentochter du!" — mehr hatte ich von dem Poema nicht

gelesen, aber ich sagte gleich: „der junge Herr Graf wird dereinst ein gewaltiger Dichter werden" — und das Wort ist Fleisch geworden, und zwar derbes Ochsenfleisch.

„Das sind nun ja aber eitle allotria" magst du sprechen und noch obendrein dürftest du mich fragen: „Wenn du mich nun schon zu deinem Χοράγος erkohren, warum schreibst du denn lederne Topographien und nicht lieber ironische Reisebilder?"

„„Darin liegt ja eben der Spaß — die Ironie wollte ich sagen — unserer Tage, immer das zu versprechen, was man nicht gesonnen ist zu halten, dann kann man aus Leder Schuhe machen und dann — doch ich werde dir das, mein Bruder im Geiste! des weitläufigeren, beliebter Kürze halber, erläutern.""

„„Als ich ein Knabe noch war, ein spitzes Hütlein und eine bunte Jacke trug, erwachte ich eines Morgens nicht in meinem Bette, sondern ich war der Sonne näher gerückt und befand mich im Felsenhorste eines Adlers; es war ein schönes Thier und aus seinen Augen flammte beinahe mehr Adel noch, als aus den Augen eines Platen oder Dallberg. Ich fürchtete mich Anfangs vor dem Adler, doch man gewöhnt sich am Ende an alles, selbst an den Adel und die Adler, die, dem Namen nach, viel analoges haben, sehr ernster Natur sind und aus guten Gründen selten Witze reißen. Mein Adler war ein gutes Thier, er fütterte mich mit Rosinen und Mandelkern, erzählte mir vieles von den Thaten seiner Altvordern und wenn ich schlief, beschattete mich meines Protektors schwarzer Fittig; auch lernte ich von ihm die Adlersprache, die, wie das Französische des Adels, Eigenthum einer gewissen Kaste ist, zu der wir, ich nämlich und du Freund Heine! uns zählen. Einst war mein Adler ausgeflogen und da verstieg sich zum Felsenhorste — der Himmel mag wissen wie — ein Hegel-

ſches Kameel aus Berlin, welches ehevor viel auf den Herrn Hofrath Schelling in München ſchimpfte und dann zu mir ſprach: „Komm mein Jüngelchen! in dieſen Höhen iſt nicht gut wohnen, ich werde dich zum Born der Weisheit leiten. Da ich eben nichts beſſeres zu thun wußte, gieng ich mit dem Kameele, nachdem ich ehevor noch eine ſchwarze Feder, welche dem Fittige des Adlers entfallen und im Horſte zurückgeblieben war, auf mein ſpitzes Hütlein ſteckte.““

„„Das Hegel'ſche Kameel führte mich lang an der Naſe umher, konnte aber den Born der Weisheit nicht finden und verließ mich heimlicher Weiſe in einem dichten, unwirthlichen Walde. Ich armer Knabe lief lange weinend durch den Wald, endlich erreichte ich einen großen See, an deſſen Ufern ich erſchöpft niederſank und entſchlief.

Und als ich erwachte in ſeliger Luſt
Da ſpühlten die Waſſer mir um die Bruſt —

ein ſchneeweißes Schwanenweibchen hatte mich in ſein Neſt gezogen, doch ſah man es der Guten gleich an, daß ſie nur zur bürgerlichen Canaille gehörte, denn ſie trieb die Reinlichkeit zum Höchſten, duldete durchaus keinen Schmutz um ſich und pflegte und hegte ihre Junge mit zarter Mutterliebe. Ich gefiel mir in dem Schwanenneſte recht wohl, beſſer beinahe als im Adlerhorſte; ich lernte dort auch die weiche Schwanenſprache kennen, deren Töne einen leicht zum weinen bringen und oft ſang mir mein Schwanenweibchen ungemein ſüße Lieder, denn es iſt ein dummes Vorurtheil, daß die Schwanen, nur bevor ſie ſterben, ſingen ſollen, allein das iſt wahr, die Schwäne ſind, wenn ſie erſt ſingen, bis zum Tode betrübt und ſie ſingen überhaupt nur in tiefer Einſamkeit.

An einem ſchönen Nachmittage führte der Satan meine Großmutter an den See. Sie erblickte mich und kreiſchte

mir zu: „Willst du wohl aus dem Wasser, ungezogener Junge! seht doch, wie er seine neue Jacke und die feinen, weißen Höschen naß gemacht hat — willst du wohl?“

Wehemüthig nahm ich von dem Schwanenweibchen Abschied; es zog eine schöne Feder aus seinem blendend weißen Fittige und sprach sehr bewegt: „Nimm und gedenke meiner und des stillen Sees im stillen Walde.“

Meine Großmutter führte mich zurück ins Philisterium, und wenn ich dort den Frauen Basen und den strengen Herrn Ohmen erzählte von meinem Adler und dem Schwane, lachten sie nur und schalten mich gar wohl einen dümmlichen Jungen.

Indessen bewahrte ich meine Federn gleich einem Heiligthume und zum Jünglinge herangereift, bediente ich mich häufig der Adlerfeder und schrieb damit allerlei Kater-, Bocks- und andere possirliche Sprünge, die man auch nicht hätte verbieten dürfen, denn sie wären doch gelesen worden. Aber sie bekam mir schlecht die Lektion, denn es zischten mir allerwärts Schlangen entgegen, jede Lebensfreude zu trüben. Ich fürchte die Schlangen nicht, aber an meinem Schreibtische steht häufig ein vierjähriges, blondgelocktes Englein, dessen Mutter sagt, daß ich sein Vater sey, und will ich ein Mal nach der Adlerfeder greifen, dann sieht die kleine Nina mit den frommen Rehaugen bittend zu mir auf und lispelt mit dem klaren Silberstimmchen: „Väterchen! schreibe nicht mit der häßlichen, schwarzen Feder, denn Mutter spricht: Sie würden dich, wenn du fort und fort mit der häßlichen Feder schriebest, verfolgen, verjagen, einsperren und tödten — bitte, bitte; schreibe mit deiner schönen, weißen Schwanenfeder und lege die des Adlers weg.“

Und dann streiche ich wohl der süßen Kleinen die Goldlocken aus der Stirne und thue nach ihrem Willen. Nun

weißt du, mein Bruder! warum ich Topographien und zuweilen andere Dinge noch ſchreibe, die ich Dummheiten nennen würde, wenn ich ſie nicht ſelber angegeben und — eigene Dummheiten pflegt man, heute zu Tage, wie du am Beßten weißt, Ironien zu nennen. Dixi et salvavi animam meam — heißt der alte eckelhafte, wenig ironiſche Gemeinplaß und ich denke wir beide — haben uns verſtanden ??—

IX.

Weſterhofen. — Schlierſee (Dorf). — Gaſthof zur Fiſcherlieſel. — Neubau des Gaſthofes. — Kurzgefaßte Geſchichte der alten, ehemaligen Benediktiner-Abtei und des nachmaligen Chorſtiftes zu Schlierſee. — Kirchbühl. — Der Weinberg. — Auf der Burg. — Das Geſchlecht der Waldecker. — Marktrainiſche Familienreminiſcenzen in der Kapelle auf dem Weinberge. — Riesbeck. — Pfarrkirche im Dorfe Schlierſee.

Man verſicherte, daß der Weg über die Neureuth und die Gindelalpe, von Tegern- nach Schlierſee, in drei Stunden zurück zu legen ſey, allein wir bezweifeln, ob dieſes ohne Siebenmeilenſtiefeln möglich gemacht werden dürfte; wir wenigſtens hatten mehr als vier Stunden nöthig, den beſchwerlichen Pfad zu überwinden. Wenn man die beiden genannten Gebirge endlich im Rücken hat, muß man noch ein langes, wildes und ſteinreiches Thal durchwandeln, und aus dieſem heraustretend, erreicht man bald die freundliche Ortſchaft Weſterhofen, welche ungefähr ein Viertelſtündchen noch vom nord-weſtlichen Ufer des Sees entfernt iſt.

Das bereits ins Landgericht Miesbach gehörige Dörfchen Weſterhofen zählt nur 9 Feuerſtellen, unter welchen eben ſo viele Familien, welche 41 Seelen bilden, hauſen. Schenswerth iſt in Weſterhofen die ſchöne Kirche, in welcher ſich ein großes, altes aber treffliches Bild,

die Martern der heiligen Apollonia darstellend, befindet.

Das große und schöne Dorf Schliersee selbst — in Urkunden und alten Werken auch oft Schliers genannt — liegt so ziemlich am nördlichsten Punkte, und zwar dicht am See. Es wohnen daselbst in 69 Häusern 84 Familien, im ganzen 344 Menschen.

Ein recht wackeres und ansprechendes Bild, von unserm genialen Monten in München, mit der Ueberschrift: „zur Fischerliesel" oder: „alla donna del lago" bezeichnet in Schliersee den sehr komfortablen Gasthof des Herrn Elgraser, dessen Gattin die sogenannte Fischerliesel ist. Das angeregte Bild über der Thür des Gasthofes stellt einen, von der reizenden Fischerliesel in Mitte des Sees gelenkten Kahn vor, in welchem sich zwei, von den Naturschönheiten unverkennbar hochbegeisterte junge Künstler befinden. An den Reizen der wirklichen Fischerliesel hat nun freilich indessen der abgeschmackte Zahn der Zeit sich einige Zerstörungen zu bewirken erlaubt, allein sie ist noch immer eine freundliche Wirthin und gute Köchin, und eine Schüßel Salmen, so wie ein schmackhafter Lendbraten, welche uns die Gute vorsetzte, mundeten uns trefflich. Zur Aufnahme und Bequemlichkeit seiner Sommer-Gäste aus der Haupt- und Residenzstadt hat Herr Elgraser, seinem alten Gasthofe gegenüber, in neuester Zeit ein zweites geschmackvolles Haus erbaut, in welchem sich ein geräumiger Speisesaal, ein Billard und mehrere, modern eingerichtete Gastzimmer, so wie gute Stallungen befinden.

Auch am Schliersee befand sich dereinst ein uraltes Benediktinerkloster. Nach Meichelbeck wurde dieses Kloster schon unter dem Agilolfingen, Herzog Tassilo, im J. 779 gestiftet. Die Stifter waren fünf Brüder eines ansehnlichen Erbes, welches sie in den Stand setzte, ein Kloster zu errichten, dessen erste Mönche sie wurden.

Ihre Tauf- aber nicht die Geschlechtsnamen*) hat die Geschichte auf unsere Tage gebracht. Das in der Folge zu einer Benediktinerabtei erhobene Kloster hatte seine erste Stätte bei Westerhofen, auf einer sanften Anhöhe, welche den Schliersee beherrscht. Das Andenken dieses ehemaligen Vorzuges verewiget die Volksbenennung „Kirchbühl," welche die erwähnte Anhöhe heutigen Tages noch führt. Uebrigens wurde jenes Kloster — nach Aventin — schon im J. 907 von den Madscharen zerstört. Glaubwürdigen Geschichtschreibern zufolge fand Kloster Schliers im zwölften Jahrhunderte an Otto I., Bischof von Freising und Heinrich, Herzog in Bayern, dann dessen Brüdern seine Wiederhersteller und zweiten Stifter, doch wurde die ehemalige Benediktinerabtei nun in ein sogenanntes Chorstift umgewandelt, und die Chorherrn (Canonici regulares) bewohnten im Dorfe Schliersee drei Häuser, und hielten ihren Chor in der dortigen Pfarrkirche. Im Jahre 1495 endlich wurde solches Chorstift nach München versetzt.

Gleich hinter dem Dorfe Schliersee erhebt sich ein ziemlich hoher und sehr anmuthiger Hügel, welcher eine herrliche Aussicht über den See hin gewährt, und der Weinberg genannt wird. Auf dem Weinberge steht eine schöne und geräumige Kapelle, welche den Waldeckern, oder ihren Nachkommen als größere Schloßkapelle gedient hat, und in der einige Familienreminiscenzen des alten ausgestorbenen Geschlechtes der Marlrainer bemerkt zu werden verdienen. Auf einer andern etwas mehr noch von Schliersee entfernten Stelle nennt man es „Auf der Burg" und man bemerkt dort noch deutlich die Spuren von Schloßgräben u. dgl.; und es ist sehr wahrscheinlich, daß hier dereinst in der That eine Burg der Waldecker gestanden.

*) W. Hund in seinem Stammbuche sagt: „die Stifter seynd meines Erachtens die Waldecker gewest."

Dieſe in Deutſchlands Geſchichte einſt hochberühmten und an den Ufern des Schlierſees und der Umgegend hoch und reich begüterten Waldecker treten bereits zu Ende des neunten Jahrhunderts mit dem Anſehen und der Würde eines alten bayeriſchen Rittergeſchlechtes in Deutſchland auf. Im Jahre 1483 ſtarb der letzte Waldecker ohne männliche Erben, und die wichtigen Herrſchaften giengen nun an Cognaten über, zuerſt an Ritter Georg Hohenrainer und dann nach deſſen frühem Tode (1487) an Ritter Hochpraut Sandizeller, der im J. 1502 ſtarb, worauf, nach Beendigung vieler ſtattgefundenen Rechtsſtreite, der ganze ungetheilte Beſitz der Herrſchaft Hohenwaldeck an Wolf von Maxlrain übergieng. Im J. 1637 erlangten dieſe Maxlrainer den Reichsgrafenſtand, allein im Jahre 1734 ſtarb das Geſchlecht aus, und die ganze Grafſchaft fiel dem Churhauſe Bayern anheim.

Nach dieſer nöthig geweſenen Notiz kehren wir zu den ſchon oben berührten Maxlrainiſchen Familien-Reminiſcenzen der Kapelle auf dem Weinberge zurück. Auf dem Hochaltar erhebt ſich in Schnitzarbeit St. Georg zu Pferde, wie er den Lindwurm tödtet. Zur Linken des Altars hängt ein altes Banner und ein runder Schild; auf letzterm befindet ſich das Maxlrainiſche Wappen — zwei goldene Löwen im ſchwarzen Felde — um welches folgende Worte zu leſen ſind:

„Wilhelm von Machslrain Freyher zu Waldeck Ao. 1605.

„In diſem obbeſchribnem Jar
„Mein ander Zug in Vngarn war
„Durch Gottes Gnad der Ehren ſyn
„Reitter Fendrich Ich worden Bin."

Eine hinter dem Hochaltar angebrachte Inſchrift lautet, zuweilen etwas ſeltſam, alſo:

»Gott dem Allerhöchſten zu ewigen Lob dem h. Ritter Geor-

»glo z̄v schvldiger Ehr meinem hleneben N̈henden Herrn »Vatter seliger, deme Ich auch nach Meinem Ableben »z̈vr seidten begere zu billicher lieb v̈nd der z̈vkhonfftigen »grossen (!) Zeiten zu stetts zierenten(?) Angedenkhen habe »Ich Wilhelm von Mäckstrain Freyher z̈v Wal»deckh aüff Holz v̈nd Velldoling Ihr Chr. drl. (chur»fürstlichen Durchlaucht) zv Cöllen avch Ihr Chr. drl. in »Bayrn Camern Rath Jegermaister oberister Leitenambt z̄v »Roß pfleger z̄v Hohenschwangav gemainer Löblichen Land»schafft Landtstevrer diſſen Alttar von Nevem schneiten vnd »fasen lasen. MDCXXIV.«

Die wohltönende neue Orgel in der Kapelle auf dem Weinberge ist das Werk eines Schäffler- (Küper-) Gesellen, welcher den Orgelbau nie bei einem Meister erlernte.

Als der Herr Pfarrer Kögel in Schliersee, ein sehr unterrichteter, und gegen die Fremden gefälliger Mann, auf dem Weinberge Visampappeln setzen ließ, stieß man bei dieser Gelegenheit auf altes Gemäuer, welches den Beweis lieferte, daß auf dem Weinberge dereinst ein viel größeres Gebäude gestanden, als das heutige Gotteshaus.

Eine starke Viertelstunde rechts vom Weinberge, in der Richtung nach Westerhofen hin, erhebt sich eine andere sehr anmuthige Höhe, auf der ein Bauerhof steht und welche Riesbeck genannt wird. Der Punkt verdient seiner herrlichen Fernsicht halber — man kann an heitern Tagen deutlich München unterscheiden — von jedem Fremden besucht zu werden.

Auch das ehemalige Münster der Chorherrn — die nunmehrige Pfarrkirche — im Dorfe Schliersee selbst ist sehenswerth; sie ist groß, licht und in einem gefälligen Style erbaut; auf eine große Madonna aus der altdeutschen Schule, welche, links vom Hochaltar ab, an einer der

Seitenmauern hängt, und unter ihrem weiten Mantel Glieder aller Stände und Geschlechter birgt, werden wir Gelegenheit finden, in der Folge noch ein Mal zurückzukommen.

X.

Wasserfahrt auf dem Schliersee vom nördlichsten zum südlichsten Punkte desselben. — Halbinsel mit dem Jägerhäuschen. — Benennung einiger sich malerisch präsentirenden Gebirge. — Schlierachflüßchen. — Neue Seeklause. — Lage, Länge und Breite des Schliersees. — Westliches Ufer. — Heustädel (Scheunen) und Holzröhlen. — Oestliches Ufer und Landstraße an demselben. — Hohenleuthen. — Hohenwaldeck. — Insel (Wörth) im Schliersee. — Alte Sage vom Hungerthurm auf der Insel. — Fischhausen. — Genaue und zuverläßige Beschreibung der alten Ruinen auf Hohenwaldeck nebst interessanten Conjecturen über dieselben. — Neuhaus. — Joseph- oder Aurachthal. — Wasserfall. — Fischbachau und Spitzingsee.

Um genau die Ufer des Schliersees zu beschauen, hat man eben nicht nöthig den See zu umschiffen, denn der schwachen Breite dieses Gewässers halber genügt es, wenn man dasselbe seiner ganzen Länge nach befährt.

Am zweckmäßigsten beginnt man damit von Schliersee nach der Halbinsel, welche mit dem nordwestlichen Ufer zusammenhängt, und die man nach Verlauf weniger Minuten erreicht, überzusetzen.

Diese Halbinsel, gegenwärtig Eigenthum des Herrn Elgrasers, Wirths zu Schliersee, besteht aus einem ziemlich hohen und sehr anmuthigen Hügel, einem Vorgebirgchen, auf dem sich ein Gebäude, das Jägerhäuschen genannt, weil es sonst einem Forstbeamten zur Wohnung diente — und ein Sommerkeller befindet. Man ge-

nießt vom Jägerhäuschen aus einer herrlichen Aussicht über den ganzen See hin, und nach den, diesen, näher oder ferner, begrenzenden Gebirgen. Das Jägerhäuschen ist daher einer der interessantesten Punkte am Schliersee und der Lieblingsaufenthalt der den See besuchenden Großstädter, welche auf der Halbinsel, beim Glase würzigen Märzenbieres, die schönen Sommerabende vollbringen, und sie als den Vereinigungspunkt ihrer Freuden und Vergnügungen zu betrachten gewohnt sind. Man erschaut vom Jägerhäuschen aus die Gindelalpe, die herrliche Kreuzbergalpe, die Spitze des Stadelthors, Rühleitern, den Westerberg, die Angelalpe, den Jägerkamm, die Leuthnernase u. m. andere interessante Gebirge.

Unfern der Halbinsel tritt das Schlierachflüßchen aus dem See, welches später der oben erwähnte Gmundnerfall aufnimmt. Die neue Seeklause, unmittelbar bei jenem Austritte des Schlierachflüßchens aus dem See, ist eine Vorrichtung der neuesten Zeit, durch welche das Triftgeschäft nach Rosenheim ungemein gefördert wird.

Es liegt der Schliersee 2600 F. über der Fläche des mittelländischen Meeres, also 113 F. höher als der Tegernsee. Die Länge des Schliersees beträgt eine halbe, und seine größte Breite nur eine Viertelstunde. *)

Außer mehreren Heustädeln bemerkt man am westlichen Ufer des Tegernsees keine Gebäude, jedoch wird an diesen Ufern auf mehreren sogenannten Holzröhlen das Holz vom Gebirge in den See getriftet.

Am östlichen Ufer des Schliersees führt eine bequeme Landstraße bis nach dem Dörflein Fischhausen. Unfern

*) Seine Länge von Norden gegen Mittag beträgt nur 9400 Schuhe, also nicht volle 3/4 Stund. Die größte Breite mißt 4750', nicht ganz 1/8 Stund. Die Fläche enthält 718 bayerische Tagwerke. (Jos. v. Obernberg.)

dieſes Ufers hat ein einzelner Bauernhof, die Hohenleuthen*) genannt, eine ſehr ſchöne Lage. Mehr gegen Süden hin und beinahe am Ende des Sees erheben ſich die merkwürdigen Ruinen der Burg Hohenwaldeck, auf welche wir ſogleich zurückkommen werden. In Mitte des Schlierſees befindet ſich eine Inſel (Wörth), deren Flächeninhalt ungefähr fünf bayeriſche Tagwerke beträgt, und welche gegenwärtig ebenfalls Eigenthum des Herrn Elgraſſer iſt.

Nach einer alten Volksſage hat auf dieſer Inſel in altergrauer Zeit einſt ein Gebäude geſtanden, welches der Hungerthurm genannt wurde, da ein Ritter von Hohenwaldeck in demſelben ſeine Gemahlin, welche ihm, während er in Paläſtina gefochten, die Treue brach, dem entſetzlichen Hungertode geopfert haben ſoll. Jetzt wird die Inſel nicht bewohnt, und befindet ſich auf derſelben lediglich nur ein Heuſtadel.

Das Dörflein Fiſchhauſen bildet den ſüdlichſten Punkt des Schlierſees, und hat mit ſeinem, dem heiligen Lorenz geweihten Gotteshauſe, eine ſehr romantiſche Lage. Fiſchhauſen zählt nur 12 Häuſer, in welchen 97 Einwohner 15 Familien bilden.

Von Fiſchhauſen aus kann man die Ruinen von Hohenwaldeck am deutlichſten noch unterſcheiden, und wie ſchwierig es auch bleibt, von hier aus den Felſen zu erſteigen, wagten wir dennoch den Verſuch, den auch ein glücklicher Erfolg krönte.

Die merkwürdigen Ruinen von Hohenwaldeck haben

*) Ueber die Hohenleuthen führte in der Vorzeit ein Fahrweg nach der altergrauen Burg Hohenwaldeck, von welchem noch einige Spuren vorhanden ſind. Dieſer Fahrweg endete an der Fallbrücke, welche den Vorſprung mit ſeinem Mutterberge verband.

gelehrten vaterländischen Alterthumsforschern schon oft Stoff zu gelehrten Untersuchungen und Streiten gegeben. Da nun diese Ruinen erst vor wenigen Monaten endlich ein Mal von scharfsinnigen und durchaus sachverständigen Männern, ganz genau untersucht wurden, glauben wir uns einen Theil der geneigten Leser zu verbinden, wenn wir hier die offiziellen Resultate jener jüngsten Untersuchung mittheilen:

„Die Ruine von Hohenwaldeck liegt in senkrechter Höh[illegible]ß über dem Wasserspiegel des Schliersees, also 315 [illegible]ber der Flöche des mittelländischen Meeres. Die [illegible]ng derselben vom östlichen Ufer beträgt in gerader Li[illegible]400 Fuß, von den vordersten der gegen Norden belegenen Häuser des Dorfes Fischhausen aber 2150 Fuß. Auf einem von dem Hohenwaldeckberge in nordwestlicher Richtung auslaufenden in eine steile Felsenwand sich endenden Vorsprunge erbaut, gewährt das Gebäude eine freie und bezaubernde Aussicht über das ganze Thal des Schliersees und den obern Theil des Aurachthales. Der Grund desselben erstreckt sich, wie der beigefügte Plan zeigt, in beinahe westlicher Richtung 135 Fuß in die Länge und dessen Breite wächst von dem Thürmchen A, wo sie im Innern 48 Fuß beträgt, bis auf 96 Fuß. Die südliche Mauer läuft in gerader Linie, die nördliche hingegen bricht sich bei 74 Fuß in einen stumpfen, einwärts gehenden Winkel und verbindet sich dann, nachdem sie von da, wieder beinahe geradelinicht 40 Fuß fortgeführt worden, in einem spitzen Winkel, mit der westlichen Hauptmauer.

„Die östliche — also gegen die Bergseite hin liegende Hauptmauer hat einen auf der Südseite 298, auf der Nordseite 25 Fuß langen, rechtwinkeligen Vorsprung, welcher sich von einem Thurme dadurch unterscheidet, daß er von dem Grunde des Hauptgebäudes B nicht durch eine Mauer ge-

trennt ist, sondern mit demselben fortläuft. Die Mauern dieses Vorbaues haben eine Dicke von 8 Fuß, indessen jene der Hauptmauern des Hauptgebäudes nur 5 Fuß beträgt.

„Auf der Westseite des Hauptgebäudes laufen, mit dessen südlicher Mauer in gleicher Flucht, von der nördlichen aber in einem sehr stumpfen Winkel, die nur 3½ Fuß dicken Mauern des Vorwerkes C aus, welches an der Westseite zum Theil durch eine Mauer, zum Theil aber durch die beinahe senkrechte Felsenwand geschlossen ist. Die größte Länge dieses Vorwerkes, dessen Grundmauern der königl. Revierförster Herr Sachenbacher zu Schlierſee erst im Jahre 1831 entdeckt hat, beträgt von Außen 60 Fuß, dessen größte Breite 187 Fuß.

„Die Höhe des noch stehenden Mauerwerkes des Hauptgebäudes ist sehr verschieden, an der Süd- und Westseite gegen 20 bis 50 Fuß, an der Nordseite nur 10 bis 12 Fuß, an der südöstlichen Ecke des thurmartigen Vorbaues beträgt sie gegen 20 Fuß, verläuft sich aber dann gegen die nordöstliche Ecke hin auf die Oberfläche der Felsenwand. An der Südseite hat die Mauer des Hauptgebäudes bei a, ungefähr 20 Fuß vom Boden entfernt, einen Absatz, an dessen Rande sich die deutlichen Merkmale einer viereckigen gegen 5 Fuß hohen Oeffnung zeigen. Daß das Gebäude durch Mittelmauern abgetheilt gewesen, bekündet sich durch keine der vorhandenen Spuren. — Der Eingang in das Hauptgebäude muß, dem Terrain nach, an der östlichen schmalen Seite des thurmähnlichen Vorbaus gewesen seyn.

„Wenn nicht schon alte und ältere Historiker (namentlich Aventin und Lory) die Veste Hohenwaldeck als ein von den Römern oder ihren Abkömmlingen errichtetes Gebäude bezeichnet hätten, würde dessen ungeachtet der römische Ursprung derselben durch die Art, nach welcher die Bausteine an der südöstlichen Ecke des Vorsprungs be-

nen sind und die man durch eine unter dem Grundrisse
ngebrachte Zeichnung zu versinnlichen gesucht, nachgewie-
n werden."

„Man findet nämlich in solcher Art behauene Eckſteine
ur an griechischen, etruriſchen und römiſchen Gebäuden,
icht aber an ſolchen, welche germaniſchen Urſprunges ſind.
Wollte man einwenden, es könne die Veſte Hohenwal-
eck erſt ſpäter im römiſchen Style erbaut worden ſeyn,
ürde man erwiedern, daß dieſer Styl ſich nach der Ver-
rängung der Römer in Deutſchland bald wieder verloren
at, und daß man auf ein Gebäude, wie das öfter angeregte,
elches, ſchon ſeiner Lage nach, weder einen religiöſen noch
inen luxuriöſen Zweck haben konnte, in jenen rohen Zei-
en einen beſondern Kunſtaufwand nicht verwendet haben
ürde."

„Die Beſtimmung des Gebäudes kann man ſich aus
einen Ruinen kaum erklären, nur wird man ſtets auf die
Idee zurückgeführt: es müſſe ein römiſches Caſtell
ewesen ſeyn, obwohl auch gegen dieſe Meinung man-
hes eingewendet werden möchte."

„Der Raum in dem Vorwerke ſcheint eigentlich zur
Warte und zur Vertheidigung beſtimmt geweſen zu ſeyn.
Wie man aber von der Veſte aus dahin gelangte, iſt ſchwer
zu enträthſeln; eine bei b an der ſüdweſtlichſten Ecke des
Hauptgebäudes ganz unten angebrachte unregelmäßige Oeff-
nung, welche aus jenem in dieſes führt, iſt offenbar erſt in
ſpäterer Zeit durchgebrochen worden."

„Noch bleibt zu bemerken, daß dieſe Veſte ganz und gar
aus Kalkſteinen aus jenem Bruch erbaut geweſen zu ſeyn
ſcheint, der ſich hinter derſelben heute noch befindet; die
außerordentliche Feſtigkeit des Mörtels aber, der eben ſo
hart, wie der Bauſtein ſelbſt iſt, und in welchem man keine

Sandkörner bemerkt, auf die Anwendung einer Art sogenannten hydraulischen Kalkes schließen lasse."

Es war noch bei guter Zeit, als wir, von Hohenwaldeck mühsam herniedergeklettert, beschloßen, durch das herrliche Aurach- oder Josephsthal zu dem schönen Wasserfall — er wird auch Schleyerfall genannt — zu wandern, der von Fischhausen ungefähr eine und eine viertel Stunde entfernt ist, eine Excursion, welche wir Niemanden zu unterlassen bitten, der die Ufer des Schliersees in der Absicht besucht, dort Naturschönheiten aufzufinden und zu bewundern.

Es führt von Fischhausen aus, noch eine Viertelstunde lang, die Landstraße bis nach der Einöde Neuhaus,*) in welcher auch Bier geschenkt wird. Nun leitet ein Fußsteig rechts durch freundliches Laubholz tiefer ins Thal, welches durch das Flüßchen Aurach durchschnitten wird; man gelangt endlich zur Papier- und Brettermühle, wo das Thal immer enger wird, und einen wild-romantischen Typus gewinnt, und nach Verlauf einiger Minuten schon be-

---

*) Von Neuhaus führt auch eine Straße durch jenes überaus anmuthige Aurachthal, das von dem hohen Jägerlamm, dem Aipelspitz und Rohnbergerspitz gebildet wird, nach Fischbachau, einem seiner wunderschönen Lage wegen weitbekannten Dorfe am Fuße des Wendelsteins (6389 Fuß über der Meeresfläche), welcher, von hier aus, von geübten Fußgängern leicht bestiegen werden kann und eine der ausgedehntesten Aussichten gewährt. Man kann von Neuhaus aus auch ohne große Beschwerde den hoch in den Bergen liegenden und von noch höhern Bergen umgebenen Spitzingsee besuchen, in dessen Nähe sich mehrere Alphütten befinden. (Aeltere im Buchhandel bereits vergriffene Beschreibung des Wildbades bei Kreuth).

finden wir uns bei dem eigentlichen Wasserfalle selbst, der durch die Aurach gebildet wird, welche sich hier mit grossem Geräusche von einem ungefähr dreißig Fuß hohen Felsen herabstürzt. Die Aurach entspringt auf der Stockeralpe, und strömt in die Leitznach, welche sich ihrer Seits wieder in den Mangfall ergießt, so daß auch auf diesem Wege vieles Holz nach Rosenheim getriftet werden kann.

XI.

Schifffahrt und Fischfang im Tegern- und Schliersee. — Wald- und Bergthiere, dann Vögel an diesen Seen. — Eine interessante Bemerkung über die Gemsenjagd. — Klima und Vegetation. — Charakter, Lebensweise und Sitten der bayerischen Hochländer.

* * *

Wo wär die sel'ge Insel aufzufinden,
Wenn sie nicht hier ist in der Unschuld Land?
Hier, wo die alte Treue heimisch wohnt,
Wo sich die Falschheit noch nicht hingefunden,
Da trübt kein Neid die Quelle unsers Glücks,
Und ewig hell entfliehen uns die Stunden.

Man bedient sich auf den zwei Landseen, welchen wir in diesem Werkchen unsere vorzüglichste Aufmerksamkeit widmen, am gewöhnlichsten platter, aus Brettern zusammengefügter Kähne; jene aus einer einzelnen, mächtigen Eiche, welche durch Feuer gehölet wird, hergestellte Fahrzeuge, wie sie auf dem Starnbergersee am häufigsten geführt werden und die man Einbäume nennt, kennt man auf dem Tegern- und Schliersee nicht.

Die königliche Fahrzeuge, welche sich in der schon früher erwähnten Schiffhütte beim königl. Schlosse zu Tegern-

see befinden, ruhen auf Kielen, und sind im allgemeinen nach dem Muster englischer Boote, und nach des sinnigen, verstorbenen Reichenbach specieller Angabe ungemein zweckmäßig konstruirt. Unter den fünf vorhandenen Fahrzeugen dieser Art — welche unseres Wissens keine besondere Namen führen — zeichnet sich das eine durch seine Größe aus und, im Verhältnisse zum Tegernsee, verdient dieses Schiff mehr schon eine Fregatte als ein Boot genannt zu werden. Das in Rede stehende Fregattchen führt zehn Schlag- und ein großes Steuerruder, ist mit einer geräumigen und geschmackvoll dekorirten Kajüte versehen, und vermag sehr bequem 30 bis 40 Menschen aufzunehmen. Die Matrosenkleidung der königl. Fischer, welche auf diesen Fahrzeugen, bei Anwesenheit J. M. der Königin Karoline, das Rudergeschäft versehen, ist von dunkelblauer Farbe, wozu noch weiße Filzhüte kommen.

Für den Tegernsee sind vier königl. Fischer, welche in Tegern wohnen, und noch besonders zwei Forellenfischer für die klaren Forellenbäche angestellt; am Schliersee aber befindet sich nur ein einziger königl. Fischer. Der Fischfang selbst wird mit großen Netzen (Segen) und auch zuweilen mit Angeln betrieben. Sonst galten diese beiden Seen für sehr Fischreich, allein in neuester Zeit führen die Fischer über die Abnahme der Fische fortwährende Klage, und sie setzen diese Abnahme auf Rechnung des eifrig betriebenen Triftgeschäftes.

Es werden in unsern beiden Seen und in denen ihnen zuströmenden klaren Bächen folgende Fische am häufigsten gefangen, als: die Lachsforelle — hier gewöhnlich Lachsforche genannt —; der köstliche Salbling*), aus dem

*) Das Fischwerk zeichnet sich auf dem Schliersee durch treffliche Salblinge aus, welche in größern Behältern Speise

Wallerſee hieher verſetzt; die Stein- und Teichforelle; der Huchen; die Renke; der Hecht; die Barbe; dann Praxen, Rutten, Alten, Haſeln, Weißfiſche und andere geringerer Qualität.

Karpfen werden in dieſen Seen ſelten gefangen und Salblinge trifft man, verhältnißmäßig, mehrere im Schlier- als im Tegernſee.

Unter den Wald- und Bergthieren erwähnen wir vorerſt der hier häufig vorkommenden Gemſe — der einzigen Antilope Europas — eines dem Flachlande gänzlich unbekannten Wildes, welches ſich zahlreicher in den bayeriſchen als ſelbſt in den tyroler Gebirgen aufhält. Es ſind über die Gemſenjagd überhaupt, in verſchiedenen und zum Theil ſelbſt von Jägern ausgegangenen Werken, ſo viele Lügen und Mährchen abgedruckt worden, daß wir nun ein Verdienſt darein ſetzen, dieſelbe hier zu berichtigen. Allerdings iſt die Gemſenjagd mit Anſtrengungen und Beſchwerlichkeiten, welche gerade derſelben einen beſondern Reiz verleihen, aber für den gewandten Gemſenjäger mit eigentlichen Gefahren nie verbunden. Wo der Gemſenjäger hinan ſteigt, weiß er ſtets wieder hernieder zu finden, und daß ſolche Jäger von den Gemſen angeſprungen und in Abgründe geſtürzt werden, iſt ebenfalls nichts weiter als ein Mährchen; noch lächerlicher ſtellt ſich die Lüge dar, daß Gemſenjäger zuweilen in den Fall kommen ſollen, ſich mit dem Meſſer in die Ballen der Füße zu ſchneiden, um durch das ſtrömende und klebrige Blut in Stand geſetzt zu werden, bei gefährlichen Sprüngen, abwärts von Felſen zu Felſen, weniger abgleiten zu können; ein ſolches Verfahren hieße

---

erhalten und dann vom königl. Fiſcher in die Hofküche nach München geliefert werden. Selten erſcheinen Renken, öfter gute Seekarpfen (?) ſonſt die gewöhnlichen Fiſche geringerer Gattung. (Joſ. v. Obernberg.)

nicht anders, als wenn man dem Vogel, um ihn zum Fluge geschickter zu machen, einige Schwungfedern in den Fittigen zerbrechen wollte. Diese unsere Behauptungen wird übrigens jeder wahrheitsliebende Gemsenjäger im Gebirge gerne bestätigen, dem es nicht darum zu thun ist, allenfalls leichtgläubigen Großstädtern einen tüchtigen Bären anzubinden.

Uebrigens trifft man außer den Gemsen im Hochgebirge viele Hirsche und Rehe, und es gewährt in den Thälern ein eigenes Vergnügen, mit guten Fernröhren diese Thiere zu beobachten, wenn sie früh Morgens an den Bergwänden hinziehen, um sich Nahrung zu suchen. Auch finden sich häufig Füchse, und in geringerer Anzahl Alpen- und Feldhasen, so wie Wildkatzen. Der gefährliche Luchs wird theils in Eisen gefangen, theils geschossen, und dafür gutes Schußgeld bezahlt; Bären und Wölfe zeigen sich im Gebirge nur selten.

Feder-Wildbret und Vögel überhaupt sind an unsern Seen und im bayerischen Hochlande im Ganzen nur sparsam vorhanden. Der Mangel gewöhnlicher Seevögel, als Enten, Taucher u. dgl. ist dem Umstande zuzuschreiben, daß in diesen Seen, des Triftgeschäftes halber schon, kein Schilf aufkommen kann, doch bemerkt man zuweilen im Herbste die Kolbenente, den schwarzkehligen Seetaucher, den Ohrentaucher ꝛc. Repphühner giebt es in diesen Gegenden gar keine, Schnepfen und Krammetsvögel nur sparsam; dem Liede der Nachtigall und anderer geschätzten Singvögel der Ebenen, lauscht man hier vergebens, dagegen lassen sich im Lenze Schwarz- und Bergamseln, die Singdrossel u. a. hören, auch bemerkten wir Dompfaffen, Buchfinken, Rothkehlchen, Lerchen, Wasseramseln, viele Seemöven, Bachstelzen u. dgl. m. In den Bergwäldern trifft man Hasel- und Auerhühner, und den Spiel- eigentlich Birkhahn; sie

werden in der Falzzeit häufig geschossen, und wir saßen einen getödteten Spielhahn, der gegen zehn Pfund wog; ferner gehören zu den Bewohnern der Bergwälder die Waldeule, der Uhu, verschiedene Spechtarten u. dgl. m. Auf den höhern Alpen hausen Adler, Steindohlen, viele Schneehühner, Alpenlerchen u. a.

Um Klima und Vegetation in allen ihren Abstufungen würdigen zu können, reicht der wochenlange Aufenthalt in einer Gegend nicht hin, und wir glauben daher hierin am füglichsten den Beobachtungen eines verläßigen Mannes zu folgen, der lange schon in diesen herrlichen Gefilden wohnte.

Die herrschende Luft im bayerischen Hochlande ist wie in allen Alpengegenden frisch, rein, durchdringend und erquickend. Die Nächte sind, in der Regel selbst im Sommer, sehr kühl, und die Sonne behauptet öfters erst am Spätmorgen ihre Rechte, daher Morgens und Abends dem Fremden in der Wahl der Kleidung große Vorsicht zu empfehlen ist. Am Tegernsee bleibt Nachts der Süd-, bei Tage der Nordostwind der vorherrschendste, doch ändern die Winde in diesen Thälern oft und schnell. Glühendheiß bläßt im Lenze und Herbst öfters der bekannte und ermattende Sirokko, auf welchen aber dann gewöhnlich sehr bald Schneegestöber und Regen folgt. Der Schnee fällt im Winter bis zu 10 Fuß, verschwindet von den Bergen sehr spät und in den tiefern Schluchten nie; seines schweren Druckes halber kommen im eigentlichen Gebirge Obstbäume nicht auf; das Wetter gewinnt gewöhnlich erst im Juni Beständigkeit; ein imponirenderes, und mehr noch majestätisches Schauspiel als anderwärts gewähren im Sommer die furchtbar rollende und sich in vielfachem Echo wiederholende Donner der Hochgewitter. Oft erreicht die Hitze einen hohen Grad. Am beständigsten ist die Witterung in den Monaten August und September, ja oft noch tief in den Oktober hinein, daher

diese Jahreszeit Excursionen ins Hochland am meisten begünstiget; als der unbeständigste aller Monate stellt sich hier gewöhnlich der May dar.

Eben so treffend als wahr äußert sich der gefühlvolle königl. Badearzt zu Kreuth, Herr Dr. C. Ph. Krämer, über die Vegetation des bayerischen Hochlandes ungefähr also:

„Das tiefere, saftigere Grün der Wiesen, der kräftigere Wuchs, die volleren Laubmassen der Bäume, die „scharf gegen den tiefblauen Aether abstechen, zeichnen schon „im allgemeinen diese Vegetation vor der des Flachlandes „aus. Uebrigens rückt in ebenem Lande bekanntlich die „Vegetation, vom ersten Frühling an bis zum Hochsommer, „allenthalben gleichmäßig fort; bestimmte Formen kommen „zu bestimmten Perioden und werden von anderen später „verdrängt, so daß immer nur der Theil der Vegetation in „die Augen fällt, welcher gerade in seiner höchsten Entwicklung „lung steht. In den Alpen dagegen tritt alljährlich ein Zeitpunkt ein, wo, vermöge der verschiedenen Höhe und Temperatur der einzelnen Punkte der Gegend, fast der ganze „Reichthum dieser eigenthümlichen Flora gleichzeitig in voller Pracht erscheint. Dieser Kulminationspunkt fällt mit „dem Anfange des eigentlichen Sommers in den Thälern „zusammen, wo bereits alle der heißen Jahreszeit angehörigen Pflanzen mit ihren hochgefärbten Blumen prangen, „während auf den Berggipfeln noch der Frühling mit seinen zartesten Kindern weilet. Im eigentlichen Hochlande „ist dieses ungefähr in der Mitte des Juli, in den niedern „Gebirgen von Tegernsee und Kreuth aber schon Ende „Juli gewöhnlich der Fall."

Jetzt gelangen wir zu einer Stelle in unserer Schilderei, welche wir mit besonderer Vorliebe zu behandeln gedenken; wir stehen nämlich im Begriffe, von den bayerischen Hochländern selbst zu sprechen.

Deutsche Biederkeit, fromme Treue und rührende Anhänglichkeit zum Hause Wittelsbach bilden unverkennbar die herrliche Charaktergrundlage des bayerischen Hochländer.

Denkende Psychologen und anerkannt treffliche Schriftner geben dem bayerischen Hochländer, in Betracht der Reinheit der Sitten und der Charakterfestigkeit, selbst vor den Schweizern, Tyrolern und Salzburgern den Vorzug, und man fühlt sich versucht, der Behauptung beizupflichten, wenn man bemerkt hat, wie häufig diese Gebirgsbewohner des Auslandes nun durch angelernten Handels- und Krämergeist sich dem Erhabenen und Kühnen immer mehr entfremdet haben, indessen, wie ursprünglich, auch jetzt noch, Viehzucht die Beschäftigung und den alleinigen Erwerbszweig des bayerischen Hochländers bilden, denn auf jenen Höhen findet man weder Handel noch Fabriken, oder Manufakturen, und nur mit seiner Erde und seinem Himmel vertraut, hält sich hier der Mensch treu an jene, wie an eine liebe Mutter.

Verbrechen und Prozesse sind in diesen Thälern ungemein selten, alles zeigt einen, wenn auch zuweilen etwas rohen, poetischen Schwung und ein Anklang alter beglückender Patriarchalität tönt noch in jenen Höhen.

Rein, wie seine Seele, ist des Hochländers freundliches Häuschen; dessen Inneres sowohl, als auch das malerische Aeußere mit dem bildlichen Giebel und dem hölzernen Altan, welcher um das ganze Gebäude läuft und die Fernsicht nach romantischen Thälern und in herrliche Gebirgslandschaften gewährt.

Das alte „ein Wort ein Mann" — ist hier nicht zur schnödern Redensart hernieder gesunken, denn treu wie Gold bleibt dieser hochländische Mann in der That dem ein Mal gegebenen Worte. Sanfter Ernst und gemüthsvoller Ausdruck charakterisiren die bräunlichen und männlich schönen

Gesichter der Männer, im Ganzen findet sich ein solcher Ausdruck in minderm Grade in den übrigens reizenden Zügen der Weiber.

Im eigentlichen Hochlande wird kein Ackerbau getrieben. Viehzucht und die damit verbundene sorgsame Pflege des üppigen Grases auf den hell grünen Matten sind Hauptbeschäftigung des Hochländers und da diese Sorgen gerade nicht strenge und anhaltende Arbeit erfordern, neigen sich die Leute in der Regel etwas zu dem poetischen Dolce farniente. Uebrigens sind die Leute sehr mäßig und gleich fern von Ueberfluß als Armuth; im ganzen bayerischen Gebirge trifft man nicht auf einen einzigen Bettler; begegnet uns ein solcher, können wir sicher darauf rechnen, er gehöre dem benachbarten Tyrol an. Ein gewißer Stolz und Selbstbewußtsein wohnen dem bayerischen Hochländer bei; im Besitze der Mittel, seine geringen Bedürfnisse zu befriedigen, ist er keineswegs auf Verdienst und Geld erpicht, daher es auch, selbst gegen anständigen Lohn, etwas schwer im Hochlande hält, gute Führer durch die Gebirge zu werben. Am Alten und ein Mal Hergebrachten hängen diese Leute hartnäckig und auch die Tugend der Gastfreundschaft üben sie in einem hohen Grade aus.

Idealisch ist die Kleidung der Männer, allein zu allgemein bekannt und durch die bildenden Künste zu vielfach versinnlichet, als daß wir uns auf eine Schilderei einlassen möchten.

Jagdlust ist dem Hochländer angeboren und schwer wird es ihm in dieser Hinsicht seine Leidenschaft zu zähmen; bei der Gewandtheit und Unerschrockenheit der zahlreichen Forstbeamten haben die sogenannten Wildschützen einen harten Stand.

Seine Viehheerden, mit welchen der Hochländer zur Alpe fährt, wenn die Natur erwacht und mit Blumen die Erde sich kleidet neu, sind der Maaßstab seines Ansehens

und ſeines Wohlſtandes. Die Pflege der Heerde und die Bereitung der Butter und des Käſes auf der Alpe iſt Sache der Sennerin. Die ärmern Männer ſuchen wohl auch Verdienſt durch Holzarbeit. Das königl. Salinen-Forſtamt beſchäftiget viele Menſchen im Gebirge, theils durch ſolche Holzarbeiten, theils durch Sprengen der Felſen u. dgl., doch gehören alle dieſe Beſchäftigungen zu den ſehr anſtrengenden und gefährlichen, und während wir in Tegernſee weilten, wurde ein ſolcher Arbeiter, ein junger wackerer Familienvater, beim Sprengen eines Felſen, durch Pulver jämmerlich zugerichtet. Bisher wurden die Pulverminen bei ſolchem Sprengen, vermittelſt eiſerner Ladſtöcke, gefüllt, da aber dieſe Procedur für zu gefährlich erkannt iſt, wird man ſich in der Folge kupferner Ladſtöcke bedienen. Die Holzarbeiter kommen die ganze Woche nicht aus dem Gebirge und nähren ſich lediglich von einem aus Mehl und Butter ſehr fett bereiteten Schmarren, der aber dennoch nicht ſo ſchlecht ſchmeckt, als man zu glauben verſucht iſt. Das gewöhnliche Getränke dieſer Leute iſt Waſſer und nur Sonntags ſteigen ſie in die Thäler hernieder, um ſich durch einen Trunk Bier zu laben und zu ſtärken für die ganze kommende Woche. Branntwein wird von den bayeriſchen Hochländern verhältnißmäßig bei weitem weniger conſumirt als von andern Alpenbewohnern; das Miesbacher Kirſchwaſſer iſt berühmt und ſelbſt anerkannt von vorzüglicherer Qualität als der beſte Schweizer Kirſchgeiſt.

Uebrigens ſind die bayeriſchen Hochländer, jeden Standes und Geſchlechtes, immer fröhlich und heitern Sinnes; ihr Humor iſt ſtets gutmüthig, nichts deſtoweniger aber häufig dennoch ſehr witziger Natur. Die Jäger, die Arbeiter und die Sennerin verrichten, wo es nur angeht, ihre Geſchäfte ſingend und jodeln oft recht angenehm in ihren eigenthümlichen Weiſen. Man muß es lieben dieſes Volk, das ſo beſcheiden iſt und doch voll Kraft.

XII.

Alte Volksſage aus der Zeit, als der ſchwarze Tod am Schlierſee wüthete. — Rückreiſe vom Schlierſee nach Tegernſee am ſogenannten Schuſſe hin. — Die organa expressiva des Herrn Dr. Vogel zu Tegernſee. — Sturm auf dem Tegernſee am 2. May (1832). — Wanderung nach dem Bade Kreuth. — Der Marmorbruch. — Waſſerfall am Lohbache. — Scharling und Dorf Kreuth.

* * *

Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Firn,
Es zieht der Wallberg ſeine Haube an,
Und kalt her bläst es aus dem Rottachthal,
Der Sturm, ich meyn', wird da ſeyn, eh' wirs denken.

Wir hatten beſchloſſen, um vom Schlierſee nach Tegernſee zurück zu kehren, ſchon der Abwechſelung halber, einen andern Fußpfad zu wählen, dann jenen beſchwerlichen, welcher über die Gindelalpe und die Neureuth führt. Ein Führer leitete uns Anfangs auf die Landſtraße nach Miesbach und hier ſteht eine Kapelle, in der ſich eine Kopie der Madonna aus der Schlierſeer Pfarrkirche befindet, deren oben erwähnt wurde.

Eine alte Volksſage berichtet: Es habe, als der ſchwarze Tod an den Ufern des Schlierſees wüthete, eine fromme Bäuerin, deren Gatte und Sohn von der furchtbaren Krankheit bereits ergriffen geweſen, inbrünſtig zu der Mutter des Heilandes in der Pfarrkirche gefleht, worauf das Madonnenbild die Stelle, an welcher jetzt die kleine Kapelle an der Miesbacher Straße ſteht, der gläubigen Bäuerin als den Ort bezeichnet, wo heilſame Wurzeln gegen den ſchwarzen Tod auszugraben ſeyen, welche Wurzeln dann in der That auch aufgefunden worden und unzählige Kranke dem Tode entriſſen haben ſollen.

Wir wandten uns bald von der Straße links und wanderten über die sogenannte Wolfsmühle und den Freudenreichhof, das Gebirge immer zur Linken lassend, durch eine Ebene, welche sich durch anmuthige Fluren und malerische Ansichten auszeichnet. Nach Verlauf dreier Stunden gelangten wir bei dem Dorfe Quirin auf die Landstraße, welche am östlichen Ufer hin nach Tegernsee führt. Der von uns zurückgelegte Fußpfad wird jener „am Schusse" genannt und kann von uns Fußreisenden aufs Beste empfohlen werden.

Es war am 2. May (1832) als wir Nachmittags zu Tegernsee unsern Gasthof verließen. Es fächelte uns auf der Straße der beängstigende Sirokko, siedheiß wie aus einem Backofen, entgegen. Wir besuchten den Herrn Dr. Vogel, einen gebildeten, freundlichen Mann, der sich unlängst in Tegernsee angekauft hat und auf seiner freundlichen Villa am Aalbache in beneidenswerther, philosophischer Zurückgezogenheit lebt.

Herr Dr. Vogel besitzt ein in Deutschland bis jetzt wenig bekannt gewordenes Instrument, nämlich — die orgue expressive*). Sie nimmt weniger Raum ein als ein Pianoforte, und hat den wesentlichen Vorzug, daß der Spielende durch das Treten der beiden Bälge den Ton vom leisesten Piano bis zum stärksten Forte kann anschwellen lassen, was bei dem ohnehin schönen Ton des Registers die trefflichste Wirkung hervorbringt; Herr Dr. Vogel spielte im ächten Orgelstyl und mehrstimmig.

---

*) Der berühmte und gelehrte Professor Raumer hörte ein solches Instrument in gleicher Weise von dem Kapellmeister Reukomm in Paris spielen. Man sehe Friedrich von Raumers Briefe aus Paris und Frankreich im Jahre 1830. 1. B. S. 118.

Uebrigens wirkten dieſe ſchwellenden Töne, im Vereine mit der Schwüle der Luft, beängſtigend auf mein Gemüth und mir war zu Muthe, als ſollte ich einer großen Gefahr entgegen gehen. Es trieb mich in's Freie und wir ſuchten den Kahn am Ufer des Sees, den wir bereits beſtellt hatten, uns ans weſtliche Ufer überzuſetzen.

Ueber die Spitzen der Gebirge jagten bereits grauſchwarze Gewölke; eine bange Stille ruhete auf dem See und einzelne ſchwere Regentropfen fielen darnieder. Alle Zeichen deuteten auf einen nahen Sturm und bekannt mit der Natur der Landſeen mahnte ich am Ufer zu bleiben. Allein mein jugendlicher Freund wollte davon nicht hören und ſelbſt der Fährmann meinte, es werde mit dem Sturme nicht viel bedeuten und ſo beſtiegen wir dann den Nachen, allein wir waren nur kaum im See, da erhob ſich der heftigſte Sturm, deſſen man ſich bei Mannesgedenken zu erinnern wußte und auf unſere Lage paßten nun vollkommen die Worte:

„Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs,
In dieſer furchtbaren Wiege wird gewiegt!
Hier iſt das Steuer unnütz und der Steurer,
Der Sturm iſt Meiſter, Wind und Welle ſpielen
Ball mit dem Menſchen — da iſt nah' und fern
Kein Buſen, der ihm freundlich Schutz gewährte!
Furchtbar und ſchroff anſteigend ſtarren ihm
Die Felſen, die unwirthlichen, entgegen
Und weiſen ihm nur ihre ſteinern ſchroffe Bruſt."

Der Spaß war in der That nicht groß; unſer Fährmann war kein Meiſter Fährmann, ſondern ein feiger Eſel, der alle Faſſung verloren hatte, und der Sturm warf uns gerade dem mit Quaderſtücken ausgemauerten öſtlichen Ufer zu und zwar mit ſolcher Gewalt, daß kaum ein Zweifel übrig blieb, es werde das ſchwache Fahrzeug an dem Gemäuer zerſchellen.

„Es dringt der Augenblick; mit eitler Rede wird hier nichts geschaffe; greif' zum Ruder, wir wollen selbst uns nun zu retten suchen, lieber Karl!" — rief ich meinem Freunde zu, wir boten alle Kräfte auf und es gelang, den Kahn an einen sichern Landungsplatz zu lenken; doch der Scylla kaum entronnen hätte beinahe Charybdis uns verschlungen! — Wir hatten nur erst den Fuß ans Ufer gesetzt, da warf dicht hinter uns der wüthende Orkan einen hohen fünffachen Bretterhauf zusammen, und eine Minute später ans Land getreten, hätte uns die Wucht der schweren Planken unrettbar zerschmettert. Ja wohl hängt an einem Härchen nur der Sterblichen Leben. Leute, welche in der Nähe standen, schrieben unsere Rettung der Madonna vom Schnee in der nahen Kapelle zu und in solchen Augenblicken traun! man lernt es, an eine allwaltende Vorsehung glauben.

Uebrigens gewährte der See in seiner wilden Aufregung einen interessanten Anblick doch. Der heulende Sturm trieb die schwarzen Wogen von West gen Südost und Häuserhoch thürmten sich die Wellen. Der ganze See war mit Holz bedeckt, denn alle Scheeren hatten sich losgerissen und die stärksten Stämme warf der Wogen Macht gleich Strohhalmen hin und wieder; am Ufer aber rauschte hoch und wüthend in weißem Faum die Brandung auf; Schindeln und Bretter flogen wie Papierschnitzeln in der Luft und die empörte Natur schien die dunkeln Bergriesen stürzen und alles zerstören zu wollen. Es war ein Schauspiel sonder Gleichen, in welchem eine zerrissene Seele gerade sich am besten gefällt!

Es hatte der Sturm ausgetobt, und ein herrliches Wetter begünstigte des andern Tags unsere Wanderung nach dem Wildbade Kreuth. Wir ließen uns am Point über den See nach Egern übersetzen, wodurch man eine halbe Stunde Wegs gewinnt.

Von Egern aus führt die Landstraße in südwestlicher Richtung in das Weissachthal; man erreicht vorerst das Dorf Reitrain (4 Häuser, 4 Familien und 17 Einwohner) und dann den berühmten Marmorbruch, welcher ebenfalls Eigenthum J. M. der Königin Karoline, von Tegernsee kaum eine und eine viertel Stunde entfernt, rechts ohnweit der Landstraße belegen ist.

Der Marmorbruch wurde urkundlich bereits um das Jahr 1683 entdeckt, und vom Kloster sogleich benützt. Mit seiner Ausbeute wurden Kloster und Kirche geschmückt, und große Lieferungen giengen nach Wien, München und anderwärts hin. Später lag der Marmorbruch, man weiß nicht aus welcher Ursache, öde und unbenützt, und erst im Jahr 1817 wurde in demselben, auf Befehl Sr. Maj. des höchstseligen Königs Maximilian, wieder gebrochen. Viele treffliche Platten und Arbeiten aus tegernseer Marmel befinden sich in der Kirche und dem Schlosse zu Tegernsee selbst, im Bade Kreuth, in der königl. Residenz zu München, in Nymphenburg und anderwärts. Sachkenner behaupten, daß das Hauptlager des Bruches mehr an dessen Wurzel hätte sollen zu bearbeiten angefangen werden.

Außer verschiedenen Spielarten — Hr. v. Schrank führt deren mehrere auf — läßt sich der Marmor, welcher hier gebrochen wird, nach Krämer's richtigem Urtheile, in drei Hauptklassen bringen, nämlich: 1tens, mit dunkelroth und weißer; 2tens mit gelblich und weißer, und endlich 3tens, mit lichtgrau und weißer Zeichnung. Die beiden leztern sind die compacteſten und dauerhafteſten. Uebrigens haben wir noch beizufügen, daß dieser Marmor weniger schwer und compact ist als jener, welcher am Untersberg gebrochen wird. Der tegernseer Marmor eignet sich überhaupt vorzüglich zum Gebrauch und zur Verzierung im Innern der Gemächer, wogegen er, im

Freien jeder Witterung preisgegeben, wie die Erfahrung lehrt, bald seine Politur verliert. Nicht nur der Marmorbruch selbst, sondern auch die an Ort und Stelle sich befindenden und nach Reichenbachs Angaben eingerichteten Werkstätten der Steinmetzen, die langen Steinsägen, die Polier- und Dreh-Maschinen, so wie das Niederlagsgewölbe, in welchem man sogleich nach Belieben jeden Artikel, der gefällt, käuflich an sich bringen kann, sind sehenswerth. Wir fanden die Niederlage reichlich versehen, und die größeren und kleineren Kunstprodukte nach geschmackvollen, meist alt klassischen Mustern verfertiget; die Verkaufspreise sind verhältnißmäßig nicht hoch; gegen 40 bis 50 Gulden erhält man schon ein ziemlich großes und schönes Monument; eine große Urne etrurischer Form, in selber den Tabak zu bewahren, und frisch zu erhalten, kostet 9 fl.; ein Stein Papier zu beschweren 48 kr. u. s. w. Herr Kaufmann Stießberger in der Herzogspitalstraße zu München hält eine Filialniederlage, in welcher alle aus tegernseer Marmor verfertigte Kunstprodukte, entweder sogleich gekauft, oder aber bestellt werden können. Uebrigens werden in der tegernseer Marmorbruchanstalt auch ein auswärtiger schwarzer Marmor, dann sogenannte Findlinge jeder Art und Farbe aus der nächsten Umgegend verarbeitet, doch sind die aus schwarzem Marmor zusammengestellte Kunstprodukte etwas theurer, auch ist mit dem Institute noch eine besondere Einrichtung zur Verfertigung größerer und kleinerer Marmelkugeln verbunden. Gegenwärtig sind im Marmorbruche nur ein und zwanzig, sonst aber waren sechzig und noch mehrere Individuen daselbst beschäftiget. Nachdem wir den Marmorbruch verlassen, und die Landstraße wieder gewonnen hatten, erreichten wir bald die mit einer besondern Tafel bezeichnete Stelle, wo ein eigener Spatzierpfad, von der Landstraße rechts ab, zu .m Wasserfall am Lohbache leitet, welchen wir nach Verlauf einer Viertelstunde erreichten. Ob-

gleich mehr Wasserarm als die übrigen Kataraкte der Gegend gehört der Wasserfall am Lohbache dennoch unter die interessantesten und pittoreskesten, und jeder für hehre Naturschönheiten empfängliche Fremde würde unrecht thun, ihn unbesucht zu lassen.

Vom Wasserfall auf die Landstraße zurückgekehrt, erreichten wir in kurzer Zeit, das hart an der Straße belegene Dorf Scharling, welches in 10 Häusern, ebenso viele Familien und 67 Einwohner birgt, und nachher gelangten wir ins Dorf Kreuth, welches von Tegernsee bereits zwei Stunden entfernt ist, und in 11 Häusern 11 Familien und 39 Einwohner zählt.

Das sehr alte Pfarrdorf Kreuth liegt dicht an der Landstraße und wird von den Badegästen häufig besucht. Wir speisten im Gasthofe gebratene Hühner, deren Trefflichkeit in diesem Hause in der ganzen Umgegend gepriesen wird, und wir überzeugten uns, daß der Ruf keineswegs gelogen; der Gasthof gehört überhaupt unter die bessern, und man kann in demselben nöthigen Falles, und wenn im Wildbade die Zimmer alle besetzt sind, ein leidliches Unterkommen finden. Die Kirche des Dorfes hat eine sehr schöne Lage, und auf dem Friedhofe befinden sich einige sehenswerthe Grabsteine.

In drei Viertelstunden kann man vom Dorfe Kreuth aus das Bad erreichen, und ein gewöhnlicher Fußgänger vermag daher den ganzen Weg von Tegernsee ins Bad in drei kleinen Stunden zurückzulegen, vorausgesetzt, daß man sich bei Egern über den See fahren läßt.

In demselben Maaße, wie man sich dem Wildbade nähert, verenget sich mehr und mehr das Thal; ungeheueren Coulissen gleich stehen sich die riesigen Gebirge gegenüber, und man fühlt, daß es ein allmächtiger Meister

gewesen, der hier die giganten Versetzstücke festgebannet hat.

Ohnweit dem Bade, zur Rechten der Landstraße, an einer herrlichen Stelle, wird so eben für den Prinzen Karl von Bayern K. H. ein Landhaus erbaut. Noch einige Schritte, und wir fühlen uns angenehm überrascht, denn wir stehen bereits auf jener Plattwiese der Gebirge, auf denen sich die schönen Badegebäude erheben.

XIII.

Erster Eindruck, den des Wildbades Kreuth Anblick hervorbringt. — Der Sonnenzeiger, die Esel und der Zwerg. — Lage des Wildbades im allgemeinen. — Kurzgefaßte Geschichte der Heilquelle. — Eigenschaften des Wassers; sein Gebrauch und seine Wirkungen. — Anwendung des Schwefelquellwassers zu Dampf- Tropf- und Duschbädern. — Bäder aus den Schwaighofer- und Stinkergrabenquellen. — Soolenbäder und Molkenkur. — Die Kur mit ausgepreßten Pflanzensäften.

Je tiefer man in die Gebirge des Hochlandes hinein wandert, desto vertrauter wird man unwillkührlich mit dem Gedanken, man habe es nur mehr mit großartigen Naturschönheiten zu thun, und man resignirt gleichsam in der Stille darauf, hier bedeutsame Zeugen höherer gesellschaftlicher Kultur und der bildenden Kunst auffinden zu wollen, daher es auf die Seele eines jeden Fühlenden einen überraschenden und tiefen Eindruck hervorbringen muß, wenn man nun plötzlich aus den Schluchten der Gebirge hervortritt, auf eine weite künstlich zugerichtete Plattwiese, an deren Rande sich eine lange Enfilade der herrlichsten und best'erhaltensten Gebäude hindehnt, vor denen ein riesiger Sonnenzeiger und ein Eselgespann dazu beitragen, der Er-

scheinung einen fremdartigen Typus zu verleihen, welcher nicht gemindert wird, wenn wir in eines der Wirthschaftsgebäude treten, und uns ein Zwerg mit einem alten Gesicht, und einem Fistelstimmchen fragt, was wir wünschen.

Die eben erwähnte interessante Plattwiese liegt etwa 2960 Fuß über der mittelländischen Meeresfläche und hinter der langen Enfilade der herrlichen Gebäude, so wie seitwärts, thürmen sich allerwärts ungeheure Gebirg- und Felsenwände, selbst bis zu siebenthalbtausend Fuß Höhe, hinan in der verschiedenartigsten Gestaltung, Ausstattung und Färbung.

Vor der rechten Flanke jener Enfilade steht in geringer Entfernung ein Kirchlein nebst zwei unscheinbareren Häusern (in welchen sich die ehemalige alte Badeanstalt befand) und hinter diesem Kirchlein befindet sich die Schwefelquelle zum heil. Kreuz.

Der öfter erwähnten Enfilade zur Linken, jedoch etwas von selber entfernt, steht ein anderes einstöckiges, langes Gebäude, gegenwärtig zum Waschhaus eingerichtet, welches zu der Haupthäuser-Reihe einen Winkel bildet, vor welchem sich der große Gemüse- und Blumengarten ausdehnt.

In welcher Zeit die Quelle zum heiligen Kreuz eigentlich aufgefunden, und wann von ihr der erste Gebrauch gemacht worden, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, allein historische Gewißheit bleibt es, daß schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts der tegernseer Abt Heinrich hier ein neues Badehaus bauen ließ.

Ferner ist hergestellt, daß im Jahre 1706 Abt Quirin an der Schwefelquelle zum heil. Kreuz ein herrschaftliches Badehaus errichten ließ; das Kirchlein wurde unter demselben Abte im J. 1707 eingeweiht, wie die lateinische Inschrift über der Kirchthüre selbst besagt.

Bei der Aufhebung des Klosters Tegernsee im J. 1803, gieng die Badeanstalt durch Kauf an einen Bauern über, und gerieth dermaßen in Verfall, daß der bey dieser Quelle Hülfe suchende Fremde auf jede Bequemlichkeit Verzicht leisten mußte.

Als weiland Maximilian I. im J. 1817 Tegernsee angekauft, und zu seiner Sommerresidenz erhoben hatte, besuchte er die verfallene Badeanstalt, und sprach bei dieser Gelegenheit die merkwürdigen Worte:

„Ich thue in Tegernsee so viel für mein Vergnügen, ich will auch hier etwas für die leidende Menschheit thun."

Worte, welche man, das Andenken an den menschenfreundlichsten aller Fürsten auf die würdigste Weise zu ehren, mit goldenen Zügen in tegernseer Marmor graben und dann die Platte an einer der Wände des neuen großen Kursaales befestigen sollte.

Der höchstselige König kaufte sofort Grund und Boden, aus welchem die Quelle strömt, an sich, und ließ im J. 1820 ein neues Badehaus erbauen; die nächste Umgegend wurde in reizende und anmuthige Anlagen umwandelt, und ein eigener Badearzt, so wie in der Folge auch ein Seelensorger angestellt. Im Jahre 1822 wurde der Gebrauch der Ziegenmolke eingeführt, 1824 ein zweites Wohn- und Badehaus errichtet, und durch einen Korridor mit dem schon vorhandenen verbunden, das Jahr 1825 sah den großen Kursal und andere neue Gebäude erstehen, noch größere Plane waren vielleicht im Werke; da entschlief König Maximilian, und das Wildbad ist nun Privateigenthum J. M. der Königin Karoline, welche die oberste Leitung desselben dem Herrn Ministerialrathe und Kabinetsprediger, Ritter v. Schmidt anvertraute, welcher mit weiser Um-

ſicht den Flor der Anſtalt zu erhalten, und ſelbſt bedeutſam noch zu fördern wußte.

Nicht leicht dürfte ſich eine Badeanſtalt ſo vieler Mittel zu erfreuen haben, die Leiden der dürftigen Menſchheit zu mildern und zu heilen, als gerade das Wildbad Kreuth.

Schon der höchſtſelige König hat 50.000 fl. bei der königl. Regierung des Iſarkreiſes niedergelegt, deren Zinſen dazu verwendet werden, dürftigen Perſonen den freien Gebrauch des Bades zu Kreuth nebſt Verpflegung zu verſchaffen; dieſe milde Stiftung hat ſeitdem aus verſchiedenen Quellen bedeutſame Zuſchüſſe erhalten, und auſſerdeſſen werden noch viele Arme aus der Privatkaſſe J. M. der Königin Karoline unterſtützt, um das Bad in Kreuth gebrauchen zu können.

Die Quelle zum heil. Kreuze entſpringt aus dem Stinkſteine am Fuße des Hohlenſteins, in der Nähe der Kapelle, in ungemein reichhaltiger Weiſe; ſie iſt in Marmor gefaßt, und durch ein Häuschen geſchützt. Das Waſſer iſt hell und erfriſchend, allein Geruch und Geſchmack desſelben ſind nicht ſehr auffallend. Nach Dr. Graf enthält das Badewaſſer zu Kreuth folgende Beſtandtheile, als: Schwefelwaſſerſtoffgas; Kohlenſtoffſäure; kohlenſtoffſaure und ſchwefelſaure Kalk- und Talkerde, dann etwas Kochſalz und Eiſen.

Uebrigens wurde das Waſſer von verſchiedenen berühmten Männern ſorgfältigen Analyſen unterworfen, deren Reſultate der Badearzt, Herr Dr. C. Ph. Krämer, in ſeinem zunächſt für Aerzte beſtimmten, geſchätzten Werke: „Die Molken- und Bad-Anſtalt Kreuth im bayeriſchen Hochgebirge. München 1829, bei C. A. Fleiſchmann" genau angiebt.

Das Waſſer dient nicht nur zum Bade, ſon-

dern wird auch getrunken. Der innere Gebrauch erzweckt hauptsächlich die Abtreibung von Steinen, Sand und Gries und verhütet ihre Erzeugung. dann trinkt man die Quellen mit Erfolg bei allen asthenischen Leiden der Nieren, Blase, der Harnwege und Geschlechtstheile. Das Bad selbst empfahl schon F. J. Grünwald, ein berühmter, alter bayerischer Arzt gegen Gicht und Gliederschmerzen, Hüft- und Lendenwehe, Lähmungen, Steinschmerzen, Verstopfungen, Bleich- und Gelbsucht, Geschwulsten, Rothlauf, Krätze, Ausatz u. dgl. m.

Uebrigens wird zu Kreuth in neuester Zeit das Wasser der Quelle zum heil. Kreuz auch zu Dampf-Tropf- und Duschbädern verwendet. Jedoch werden sowohl die einfachen als auch die modificirten Dampfbäder hier nicht wie anderwärts in größeren eigenen Dampfstuben, sondern vielmehr in einem hiezu förmlich eingerichteten Dampfkasten gebraucht, welches Verfahren von dem Herrn Badearzt für zweckdienlicher erachtet wird. Je nachdem der Kranke mit dem ganzen Körper, oder blos mit einem Theile dem Dampfe sich aussept, nennt man das Dampfbad allgemein oder örtlich. Das allgemeine Dampfbad wird angewendet bei Krankheiten, welche in Folge der Störung der Hautfunktion entstanden sind, bei Hautausschlägen, Gicht, Scropheln u. dgl. m. Das örtliche Dampfbad ist hier nur für den Arm berechnet, da bei gichtischen Anschwellungen an andern Theilen Hr. Dr. Krämer das allgemeine Dampfbad vorzieht, und auch öfters, wie bei Gichtknoten an den Beingelenken, bei der weißen Kniegeschwulst ꝛc. die Dampfdusche applicirt; bei den Duschbädern unterscheidet man eine warme leichte und eine kalte starke Dusche; beim Tropfbade fällt das Wasser in aufeinander folgenden Tropfen von 32 Fuß Höhe hernieder auf den leidenden Theil.

Dieser Vorrichtungen beiläufig und im allgemeinen nur

zu erwähnen lag in der Tendenz dieſes Werkes; Aerzte und Leidende, denen daran liegt, näher von der Sache unterrichtet zu werden, verweiſen wir abermals auf das ſchon oben citirte treffliche Werk des Herrn Dr. Krämer.

Außer den gewöhnlichen Bädern der Schwefelquelle zum heil. Kreuz werden in Kreuth auch Bäder aus der Schwaighofer Quelle und jener des Stinkergraben gegeben, wozu das Waſſer nach Kreuth geführt wird, und deren Urſprung wir in dieſem Werkchen bereits angegeben haben; die Quelle am Stinkergraben iſt die Schwefelhaltigſte.

Auch Soolenbäder werden in Kreuth bereitet, die, wegen der Analogie ihrer Subſtanzen mit jenen der Seebäder häufig gebraucht werden, und guten Erfolg haben. Man verwendet hier dazu die wirkſame roſenheimer Soole; der nöthige Zuſatz des kreuther Schwefelwaſſers aber beſtimmt ſich nach den Eigenthümlichkeiten der Krankheiten, gegen welche der Gebrauch der Soolenbäder verordnet worden iſt.

Im allgemeinen hat ſich die Badeanſtalt ungemein ſeit Einführung der Molkenkur gehoben. Urſprünglich wurde die Ziegenmolke ganz wie in Gais bereitet, allein nachdem ſpäter Hr Dr. Krämer alle Molkenanſtalten der Schweiz bereiſete, und prüfte, war er im Stande, zu vielen Einrichtungen Veranlaſſung zu geben, welche, nach dem einſtimmigen Urtheile aller Sachkenner, reſultirten, daß die kreuther Ziegenmolke ihrer Qualität nach, nicht nur ganz dieſelbe iſt wie zu Gais ꝛc., ſondern in Bezug auf die Gleichheit in der Qualität, vor jener noch den Vorzug verdient.

Die Weiden der Ziegenheerde reichen über ſechs tauſend Fuß in die Höhe. Die Molke wird des Nachts auf der Gais-

alpe bereitet, und Morgens gegen 6 Uhr noch heiß in die Anstalt gebracht. Die Bereitung geschieht mittelst Kälbermagen durch zweimalige Scheidung. Die Molke hat einen säuerlichen Geschmack, und mundet Anfangs nicht sehr, allein bald gewöhnt man sich daran, und trinkt sie wohl gar wie ein angenehmes Getränk. Ungemein heilsam wirken übrigens die Molken bekanntlich bei Lungen- und Halsröhrenschwindsuchten, chronischen und Bluthusten, Entkräftung und Abmagerung des Körpers, Hysterie und Magenkrampf, Hämorrhoidalübeln, beginnenden Leberverhärtungen, fehlerhafter Mischung und Schärfe der Säfte und vielen andern Krankheiten noch. — Hr. Dr. Krämer hat das Kapitel der Molkenkur sehr weitläufig und mit unverkennbarer Vorliebe und Sachkenntniß in seinem öfter angeregten Werke behandelt.

Auch der Kur mit ausgepreßten Pflanzensäften hat mancher Leidende schon in Kreuth seine Genesung zu verdanken gehabt, und es ist wohl ganz natürlich, daß sich von ihr am meisten im Lenze erwarten läßt, wenn die Alpenvegetation neu beginnt. Der Pflanzensaft wird täglich frisch bereitet, kann aber von den Patienten oft nicht rein vertragen werden, sondern muß nach Umständen mit Bouillon oder Wein vermischt, genossen werden.

Im allgemeinen ist er ein der Verdauung kräftigendes und die Lebenssäfte verbesserndes Mittel, doch leistet er nach den gemachten Erfahrungen die ersprießlichsten und vorzüglichsten Dienste bei Verschleimung des Magens und Darmkanals. Der Pflanzensaft wird den Hülfesuchenden von einer bis zu drei Unzen täglich verabreicht.

XVI.

Fortsetzung und Schluß der Beschreibung des Wildbades Kreuth. — Nähere Schilderung der Wohn-, Bad- und Nebengebäude ꝛc. — Der große Molkenkursaal. — Badefreuden. — Das weiland dem König Maximilian I. gesetzte Monument. — Nächste und nähere Umgegend des Bades. — Neueste Preise, Satzungen und Einrichtungen der Molken- und Badeanstalt. — Reisegelegenheiten von München nach Tegernsee und Kreuth zur Sommerzeit.

Die im vorigen Kapitel schon angeregte lange Häuser-Enfilade im Wildbade Kreuth besteht aus den beiden, zwei Etagen hohen Wohn- und Badegebäuden, aus dem Kursaale, dann aus einer Reihe Stallungen und Remisen, deren Hauptfront gegen Sonnenaufgang belegen ist und deren ganze Länge 352 Fuß beträgt.

In diesen Hauptgebäuden, dann im Sud- und Nebenhause, im Oekonomiegebäude und im alten Bade sind in diesem Augenblicke 120 größere und kleinere Zimmer zur Aufnahme von Badegästen jeden Standes eingerichtet, wobei es sich von selbst versteht, daß auf Familien angetragen wurde und sich daher in einigen Zimmern mehrere Betten befinden.

In jenem Hauptgebäude, welches die äußerste rechte Flanke der ganzen Enfilade bildet, kann man in den Wohnzimmern baden, in dem zweiten Hause muß man sich zum Baden in ein Nebengebäude verfügen, welches eine Reihe kleiner, artiger und abgesonderter Badekabinette enthält und eine ähnliche Vorrichtung befindet sich auch noch in einem der Häuser rückwärts. Die Badewannen sind aus Kupfer verfertiget und deren Inneres ist stark verzinnt; für alle erdenkliche Bequemlichkeiten und die höchste Reinlichkeit wurde die fleißigste Sorge getragen. Die Erhitzung des Quell-

-wassers geschieht in sehr schneller und zweckmäßiger Weise; die Gemächer des zweiten großen Hauptgebäudes werden mit erwärmter Luft geheitzet. In Mitte der beiden Hauptgebäude befinden sich zwei schöne und geräumige Speise- und ein Conversationssaal und im Erdgeschosse ein Billardsaal.

Hinter den beiden Hauptgebäuden stehen noch drei kleinere, unter welchen das nördlichste die Absteigeappartements J. M. der Königin Karoline, einen Speisesaal und ein Kaffeezimmer enthält.

Einen imponirenden Anblick gewährt der neue große Molken-Kursaal mit seiner herrlichen Vorhalle; für Giganten scheint er erbaut zu seyn. Zur Vor- oder Säulenhalle führen sechs lange Marmorstufen; ihre Länge beträgt 123, ihre Breite 43 Schuh; drei Flügelthüren führen aus der Vorhalle in den Kursaal selbst; er ist 103 Schuh lang und 46 breit und steht, durch einen ganz geschlossenen Seitengang, mit den bei ungünstiger Witterung erwärmten Korridoren der Haupt-Wohngebäude in Verbindung, so daß man trockenen Fußes in den Kursaal gelangen kann.

Daß bei günstiger Witterung alle nicht zu gebrechlichen und erhabener Gefühle nicht ganz unfähige Badegäste ihre Zerstreuung und Freude in Ausflügen nach den schönsten Punkten der Gebirge und den liebreizenden Thälern suchen werden, wird Jedermann gern glauben, der diese entzückende Gegenden nur einigermaßen je hat kennen lernen, jedoch ist für die Unterhaltung der Badegäste auch in anderer Weise und für den Fall ungünstiger Witterung gesorgt.

Man findet in den Conversations- und andern Sälen die besten Zeitungen, Landkarten und Journale zum allgemeinen Gebrauch aufliegen; fröhliche jüngere Leutchen vereinen sich häufig zu sogenannten Gesellschaftsspielen und die Aeltern suchen bei einer Whistpartie oder am Damen- und Schachbrette Zerstreuung. Selten vergeht ein Tag, an dem sich

nicht wandernde, oft sehr gute Musikchöre hören ließen, welche hier mehr Spaß und Abwechselung als eine stehende Kapelle gewähren und selbst maskirte, sich sehr artig machende Soupers finden häufig Statt.

Das Geburtsfest J. M. der Königin **Karoline** wird alljährlich am 13. Juli von der ganzen Badegesellschaft geziemend gefeiert und es sprechen sich stets bei dieser Gelegenheit in rührender Weise die ehrfurchtsvollsten Gefühle der Dankbarkeit ungezwungen und offen aus.

Eigentliche, die ganze Nacht ausfüllende, den Zwecken einer Badeanstalt so wenig entsprechende Bälle finden zwar niemals statt, allein der Abend vereiniget beinahe jeden Tag Gesellschaften im Conversationssaale zu musikalischen Unterhaltungen, welchen dann wohl auch einige Tanztouren folgen; meistens noch vor Mitternacht zieht man sich in die Wohnzimmer zurück und das traurige Hazardspiel ist diesen Mauern fremd geblieben.

Für schnelle Expedition der Briefe nach **München** und anderen Orten ist ebenfalls Sorge getragen und bei mehrern, während der Kurzeit anwesenden Krämern und Kaufleuten kann man sich zu jeder Stunde mit allenfalls ausgegangenen Artikeln jeder Art versehen.

In einem der hintern Gebäude befindet sich auch ein kleines Marionettentheater, welches sammt der dazu gehörigen Possensammlung (Manuskripte) den Kurgästen zur Benutzung überlassen ist, allein in der neuesten Zeit geringe Theilnahme erregte und daher ziemlich in Verfall gerathen ist.

Die ganze Anstalt ist selbst in der nächsten Nähe mit angenehmen Spaziergängen und, vorzüglich gegen Süden hin, mit englischen geschmackvollen Partieen umgeben, in welchen letztern sich auch in ganz geringer Entfernung vom Bade selbst das weiland dem Könige **Maximilian I.** gesetzte Denkmal erhebt. Es bildet eine ungefähr 26 Schuh

hohe marmorne Nische, welche sich am Fuße einer Höhe aus Felsstücken über einer sprudelnden Quelle erhebt. In der Nische steht des Höchstseligen Königs Büste aus Erzguß, unter welcher sich ein passendes Basrelief und folgende Inschrift befindet:

„Rein und Segenreich,
wie diese Quelle,
war sein Leben."

Der Plan zu dem Monumente wurde von dem königl. Baurath Herrn Metivier entworfen, die Modellirung und Ausführung der Büste sind das Werk des königl. Inspektors Herrn Stieglmaier.

Der Grundstein zu dem Ganzen war am Geburtstage des Höchstseligen, den 27. Mai 1828, von Sr. M. dem jetzt regierenden Könige Ludwig und Sr. königl. H. dem Prinzen Karl gelegt worden. Am 13. Juli, dem Geburtsfeste J. M. der Königin Karoline, stand das Denkmal vollendet.

Ein kleiner aber angenehmer Spaziergang führt durch die romantische Langenau zu dem vom Bade nur eine halbe Stunde entfernten Wasserfall am Sägenbach, der zwar nicht von bedeutsamer Höhe hernieder stürzt, allein sich durch Wasserfülle und pittoreske Gruppirung des Felsens auszeichnet.

Interessant und nicht zu beschwerlich bleibt es auch den Hohlenstein zu besteigen, an dessen Fuß die Badeanstalt belegen ist. Allein bei weitem beschwerlicher und viele Anstrengung erfordernd gestaltet sich der Pfad zu den entferntern, aber freilich höchst interessanten Wasserfällen im Thale des Gernbergs- oder Klausbaches; auch der Spaziergang zur Wolfsschlucht ist nur stärkeren Badegästen anzurathen.

Fernere Excurſionen unternimmt man auch zur Gaid- und Königsalpe und dann an die Glashütte, welche, zwei Stunden vom Badeorte entfernt, dicht an der öſterreichiſchen Grenze belegen iſt. In der Glashütte befindet ſich das bayeriſche Mauthamt, doch Glas ſelbſt wurde hier nur in den alten Zeiten des Kloſters Tegernſee geſchmolzen.

Am bei Weitem intereſſanteſten geſtalten ſich übrigens die Reiſen der Badegäſte an die Ufer des Tegern- und Schlierſees und hier vermögen wir es nun, uns auf den frühern Inhalt dieſes Buches zu berufen, da die Beſchreibung dieſer Seen von Anfang an unſere Haupttendenz blieb.

Es ſind übrigens für die Molken- und Bade-Anſtalt Kreuth feſtſtehende Preiſe und Satzungen vorhanden, welche alljährlich gedruckt werden und in der Fleiſchmann'ſchen Buchhandlung zu München für wenige Kreuzer zu erhalten ſind.

Für das Jahr 1832 haben in ſolchen Satzungen ꝛc. einige Abweichungen Statt gefunden, welche auch für die Folge beibehalten werden dürften.

Die Molken- und Bade-Anſtalt Kreuth iſt von nun an erſt vom 1. Juni bis 15. September, als Kuranſtalt, außer dieſer Zeit aber auch den übrigen Theil des Jahres hindurch jedem Beſuchenden und Durchreiſenden eröffnet.

Bisher führte die königl. Badeinſpektion die Geſammt-Oekonomie des Inſtitutes in eigener Regie, wogegen jetzt die kleine aber zweckmäßige Abänderung getroffen worden iſt, daß das Traiteurgeſchäft (jedoch nur dieſes allein) einem verläßigen Pächter übertragen wurde.

In Betracht, daß Kreuth ein ungemein beliebtes, beſuchtes und große Erfolge verſprechendes Bad iſt, ſind dort die Preiſe in der That billig geſtellt.

Der höchste Preis für ein Zimmer ist wöchentlich (mit Bett) neun, der geringste zwei Gulden, nur erhöht sich in der zweiten und dritten Badesaison — vom 8. Juli bis 19. August — der Preis um das Viertel.

Der Preis des Mittagsmahls an dem ersten Tische ist 48, am zweiten nur 24 kr. Abends 24 und 15 kr. Dafür werden am ersten Tische täglich fünf komplete Schüsseln nebst Dessert servirt.

Ein Bad aus der Schwefelquelle zum heil. Kreuz kostet nur 18 kr., aus jener beim Schwaighofe und im Stinkergraben aber 24 kr.

In die ganze Umgegend, wo es nur immer angeht, fahren vierspännige Gesellschafts- und zweispännige Schweizerwagen, als z. B. in s Achenthal, an den rottacher Wasserfall, nach Tegernsee, Kaltenbrunn, Tölz, Miesbach, Holzkirchen, Schliersee u. s. w. und da bei günstiger Witterung sich diese Wagen leicht füllen, kömmt der einzelne Platz nicht hoch zu stehen. — Ein Eselsritt kostet für den halben Tag 48 kr., für den ganzen 1 fl. 36 kr.

Hinsichtlich des Eilwagen-Laufes von München nach Tegernsee und Kreuth sind die neuesten Bestimmungen des königl. Oberpostamtes zu München (vom 6. Mai 1832) folgende:

„Vom 2. Juni bis Ende September werden wöchentlich drei Eilwagen-Fahrten zwischen München, Tegernsee und Kreuth bestehen."

„Diese Eilwagen fahren von München Dienstags, Donnerstags und Sonnabends um 12 Uhr Mittags ab, und kommen in Kreuth Abends nach 7 Uhr an; die Rückfahrt von Kreuth erfolgt Montags, Mittwochs und Freitags, um 6 Uhr Morgens, und die Ankunft in München an den nämlichen Tagen um 1 Uhr Mittags.

„Außer diesen regelmäßigen Fahrten können auch Separatwagen zu jeder beliebigen Zeit gegen Vorausbezahlung der sämmtlichen Plätze für die Hin- und Zurückfahrt benützt werden; jedoch werden diese Separat-Wagen nur auf dreimal vier und zwanzig Stunden abgegeben, und es können zu denselben nur 25 Pfund Gepäck, für eine Person, aufgenommen werden, da hingegen bei den regelmäßigen Eilfahrten 40 Pfund Freigepäck für jeden Reisenden bewilliget sind.

„Bei den regelmäßigen, so wie bei den Separat-Wagen wird die allgemeine Eilwagens-Taxe zu 32 kr. für die Meile erhoben. Es beträgt demnach die Taxe für einen Reisenden, einschließlich des Freigepäckes, nach Tegernsee 3 fl. 44 kr. und nach Bad Kreuth 4 fl. 48 kr.

„Nicht schwere Geld- und andere Sendungen können ausnahmsweise angenommen werden, wenn sie eine Stunde vor der Abfahrt des Wagens aufgegeben werden."

Außerdessen fährt auch der tegernseer Bote, Herr Aigner zu Warngau, regelmäßig auf derselben Route mit bequemen Chaisen nnd rüstigen Pferden. Herr Aigner hat sein Absteigequartier beim Weinwirth Bögner im Thale, wo man stets die nähern Verhältnisse erfahren kann und Herr Aigner macht das alte Sprichwort, von der Botengrobheit, ganz und gar zu Schanden, denn er ist ein recht artiger und gefälliger Mann.

XV.

Die Kaiserklause. — Noch einige Worte über die Lage und die Verhältnisse der tegernseer und kreuther Gebirge im allgemeinen, dann über jene der Wasserfälle ꝛc. — Schluß.

Die sogenannte Kaiserklause gehört unter die mächtigsten, seltsamsten und merkwürdigsten Schleu-

ſen Europas, welche in gleichem Grade die Aufmerkſamkeit des Technikers als die Bewunderung des Laien feſſelt, und es würde die gerechteſte Rüge verdienen, wenn wir in dieſem Werkchen dieſelbe gänzlich mit Stillſchweigen umgehen wollten.

Die Kaiſerklauſe liegt in ſüdweſtlicher Richtung ungefähr fünf Stunden von Tegernſee entfernt und der Weg dahin führt durch das Rottachthal. Da man aber die Straße bald verlaſſen und ſehr beſchwerliche Steige im Hochgebirge überwinden muß, welche im Winter und oft noch zu Anfang des Frühjahres gar nicht praktikabel ſind, welches auch der Fall war zur Zeit, als wir in jenen Gegenden weilten und da dieſe große Schleuſe überhaupt nur das größte Intereſſe gewährt, wenn ſie geſchlagen*) wird, konnten wir die Kaiſerklauſe nicht beſuchen, und wir müſſen uns daher für dieſes Mal begnügen, aus fremder aber verläßiger Quelle zu ſchöpfen**).

Zwiſchen ſteil ſich erhebenden Gebirgen, vorüber an der rothen Wand und am hohen Stümpfing, durch junge Wälder und Holzſchläge, gelangt man auf den Todtengraben, wo ein zu Zeiten mächtig angeſchwollener Bach zweien Felſenwänden zueilt, die ſich nahe genug kommen, um einen Engpaß zu bilden. Solchen Engpaß nun ſchließt die ſogenannte Kaiſerklauſe; jene berühmte Schleuſe, die zwar noch auf bayeriſchem Grunde erbaut, doch zum Dienſte des kaiſerlich öſterreichiſchen Schmelzwerkes Brixelek in Tyrol beſtimmt iſt, welchem Umſtande ſie ihren

*) Schlagen heißt die Geſperre einer Schleuſe plötzlich öffnen.

**) Die Beſchreibung der Kaiſerklauſe iſt, im Weſentlichen, Joſ. v. Obernbergs Reiſen durch das Königreich Bayern und zwar des erſten Theiles zweitem Hefte (man ſehe S. 233 bis 238) entnommen. Des Aufſatzes Faſſung allein bleibt unſer geringes Verdienſt.

Namen zu verdanken hat. Zugleich finden die vom Spitzingsee ablaufenden Gewässer und einige Bäche hier einen Damm, welcher sie zum See anschwellt und dieser zweite und eigene See liegt schwer auf dem Rücken der Schleuse.

Wenn nun das Holz sich in beträchtlichen Massen gehäuft hat, welches auf den bayerischen Schlägen, oder jenseits in Tyrol geschlagen worden, und demnach fortgetrieben — getriftet — werden soll, dann ist der Zeitpunkt gekommen, die Klause zu schlagen.

Dieses geschieht hier, wo drei Gesperre im nämlichen Gebäude über einander stehen, auf folgende Art: das oberste Gesperre — die Gesperre sind Thore, aus mächtigen Baumstämmen zusammgesetzt — wird mit Hebeln aufgezogen, von den beiden untern Thoren — Stoßthoren — aber werden die großen hölzernen Riegel abgestoßen; der mächtige Druck des Wassers selbst vollendet das Geschäft. Die Thore fliegen auf und nun stürzen die wilden Fluthen wüthend und donnernd hernieder, daß die Schleuse wankt und zusamm zu brechen droht, die Felsgründe und Berge beben und das furchtbare Krachen in vielfältigem Echo wiederkehrt. Eine Art Wasserhose hat sich erhoben, welche nun wie Regen niederfällt; fortdauerndes Brausen, Donnern und Tosen erfüllt das Ohr, welches keines Menschen Stimme mehr vernimmt.

Die von den Höhen hernieder gerollte und gesammelte Holzmasse wälzt der stürmische Strom heftig durch die Thore der Schleuse, er schleudert sie tief in den Abgrund und hebt sie dann hoch auf seinen Wogen wieder empor, bis sie, von Felswand zu Felswand geworfen, endlich zu der ruhig sich fortbewegenden Trift gelanget.

Dieses, in seiner Art einzige Schauspiel, erzwingt die sinnige Kunst von der Natur und in höchst interessantem Vereine entwickeln beide ihre Kräfte. Bevor geschlagen wird,

stellt der durch Waldströme und Giesbäche sich bildende See die höchste Ruhe dar, allein ein Moment — und es scheint die entsetzlichste Wuth aller höllischen Geister ledig zu seyn; Niemand wird die Scene verlassen, ohne von seltsamen, nie wieder erlöschenden Eindrücken ergriffen worden zu seyn, welche jenes großartige Schauspiel nothwendigerweise in dem M...schen erzeugen muß.

Eine Hütte für die Holzarbeiter und das Häuschen des Klausenhüters (Schleusenmeisters) neben einer Kapelle sind die einzigen Zeugen menschlichen Daseins in dieser furchtbaren, wild-schönen Einsamkeit.

Hinsichtlich der Construction dieser großen Schleuse werden die folgenden Notizen dem geneigten Leser, und zumal dem Techniker, nicht uninteressant erscheinen.

Mehr dann zweitausend geradstämmige Bäume von ansehnlicher Stärke und Höhe sind, ohne Nagel und Klammer, dermaßen zusamm' gefügt, daß ein Baum dem andern zur Stütze dient. Auf diese Weise bilden sie einen mächtigen Kasten, der sich dem hinter ihm liegenden See allgewaltig entgegen stemmt, denn die Baumstämme des Kastens sind in die Felsenwände, an welchen sie ruhen, fest eingerammelt, und dessenzufolge im Stande, dem Drucke der ungeheuren Wassermasse vollkommen zu widerstehen.

Die Breite der Schleuse, von einem Felsen zum andern, beträgt 148 Fuß. Das Verdienst der Erfindung solch' einfacher und dennoch sinnreicher Construction wird einem Wildschützen zugeschrieben.

Um die Sache übrigens dem verehrlichen Leser noch klarer zu machen, wollen wir jetzt über die Kaiserklause noch einen zweiten Referenten hören, der sich also äußert:

„Unfern der österreichischen Grenze, in einem engen, wildromantischen Thale, vom Trausnitzberge, und dem Kreuz-

berg-Joch gebildet, befindet sich die Kaiserklause, eine der größten Thalsperren, die zum Behufe der Aufstauung des Wassers zur Triftung des Holzes angelegt worden ist, und deren Wassermasse die Holztrift bis nach Brixeleck in Tyrol befördert. Die Natur hat hier durch vorspringende, ungeheure Felsmassen schon fast eine natürliche Barriere im Thale gebildet, welche durch künstliche Holzbauten vollendet wurde. Die Klause selbst hat dreifache Thore übereinander, und erhebt sich bei 60 Fuß über das Bett des Flusses. Hinter derselben ist der geräumige Klaushof, oder das Wasserbassin; sobald die Thore der Klause geschlossen sind, sammelt sich das Wasser des Bergbaches Fallep, und nach Bedürfniß kann noch aus dem Spitzingsee, der mit dem Klaushof in Verbindung steht, so viel Wasser als nöthig ist, zugelassen werden. In wenigen Stunden sieht man das enge Thal in einen bis 40 Fuß tiefen See umgewandelt; hat nun das Wasser die erforderliche Höhe erreicht, werden mittelst einer sehr einfachen aber sinnreichen Vorrichtung die sämmtlichen Thore mit einem Male geöffnet (geschlagen). Der ungeheure Druck der hinter ihnen stehenden Wassermasse schleudert sie mit Riesenkraft auf; einen Augenblick noch bleibt die Masse des Wassers, wie zu Eis gefroren, ruhig stehen; dann aber sprudelt sie mit Donnergetöse, in weißen Schaum verwandelt, in weiten Bogen aus den Thoren hervor, bricht sich hundertfältig an den ihr entgegenstehenden Felsenmassen, und ergießt sich mit wildem Gebrause in dem Bette des Thales fort. Der unbedeutende Bach, welcher im natürlichen Zustand kaum wenige Fuß breit ist, wächst nun mit einem Male zu einem mächtigen wilden Gebirgsstrom an, der alles, was sich ihm entgegenstellt, ohne Widerstand mit sich fortreißt, die in seinem Bette aufgeschichteten Holzstöße wie leichte Spähne flott macht und zum Orte ihrer Bestimmung führt.

Der Eindruck, den dieses unvergleichliche Schauspiel

ht, ist nicht zu beschreiben. Im Momente des Oeffnens Klause zittert ringsum der ganze Boden; die ungeheu- Felsmassen scheinen in ihren Grundvesten zu erbeben, die Seele des Zuschauers wird bei diesem Anblick von tsetzen und Bewunderung ergriffen und hingerissen.

Das Schlagen oder Oeffnen der Klause geschieht ge- hnlich nur im spätern Frühjahre an bestimmten Tagen zu einer bestimmten Stunde (in der Regel des Mor- ns um 10 oder 11 Uhr), welches man durch Erkundigung m königl. Salinen-Forstamte leicht erfahren kann.

Den Weg vom Wildbade Kreuth zur Kaiserklause kann an bis Enterrottach zu Wagen zurücklegen; von hier aus laugt man zu Fuß zur Fallepalphütte, und dann in einer tunde zur Kaiserklause. Der Weg führt fortwährend durch ge wilde Thäler, am Fuße des Gebirges hin. Bei der aiserklause befindet sich die Wohnung des Klausenwärters, elche zugleich eine Art von Wirthshaus ist; es bleibt aber jedem Falle rathsam, daß sich die Wanderer in diese Ge- enden mit Lebensmitteln versehen. da sie sonst leicht in den all kommen könnten, hier einen unwillkührlichen Fasttag alten zu müssen.

Vom Bade Kreuth führt auch ein Fußweg nach der Kaiserklause, der aber nur sehr geübten Fußgängern zu mpfehlen ist, und selbst von solchen nicht ohne vertrauten Führer gemacht werden kann; der erwähnte Fußweg geht urch das Langenauthal über den Rieselsberg, die Trauß- nitzalpe und die Geisalpe; er beträgt fünf Stunde. Nach dem erst beschriebenen Wege über Enterrottach aber wird die Entfernung der Kaiserklause vom Bade zu sieben Stun- den angenommen."

Das bayerische Hochland, im Süden des Königreiches überhaupt, bildet eine Kette tyrolischer Vorgebirge, welche

vermittelst Schwaben mit den Schweizergebirgen zusammenhängen. Wir haben es aber hier, stets konsequent unserer ein Mal aufgefaßten Tendenz, nur mit einem Theile der bayerischen Hochgebirge zu thun, welche wir — wenn auch vielleicht nicht ganz passend — die tegernseer und kreuther Gebirge nennen möchten.

Der königl. Badearzt, Herr Dr. Krämer, zu Kreuth theilt, genau die Sache bezeichnend, die in Rede stehende Gebirge in vier Hauptklassen; es lautet die in Anregung gebrachte Stelle also:

„Der erste Gebirgsstock am östlichen Ufer des Tegernsees wird gebildet von der Gindel-, der Kreuzberg- und Baumgartenalpe; der zweite, welcher dem ersten an Höhe gleich ist, und am westlichen Ufer des Tegernsees liegt, besteht aus der Holzer-, Rohnbogner-, Hutter- und Grundneralpe. Diese beiden Gebirgsstöcke bilden die Vorgebirge (nämlich zu den bedeutsamern tyroler-bayerischen Vorgebirgen). Von den beiden folgenden Gebirgsstöcken, welche schon zu den Gebirgen der zweiten Klasse gezählt werden, besteht der zwischen der Rottach und der Weissach belegene, aus dem Wallberge, Setzberge und Rißkogel; der letztere aber zwischen der Weissach, dem Söllbache und Schwarzenbache, wird gebildet von dem Ringberg, Hirschberg, Leonhardstein und Grüneck. Die Gebirgskette, welche zugleich die Grenze von Bayern und Tyrol bildet, erhebt sich, nächst der Landstraße, im Achenthal an der Stubenalpe, zieht sich von Westen gegen Osten und wird vom Reitberge, Plattenberge, Schildsteine, Planberge, Halserspitz und Wildenlochberge gebildet, und ist gegen fünf geographische Stunden lang. Diese Gebirgsreihe hat gegen Norden noch mehrere Aeste, worunter der Bodiberg, Klamberg, Gernberg, Hohlenstein, der Zwiesel- und Wenigberg die vorzüglichsten sind."

„Die Abhänge der Gebirge zweiter Klasse sind fast

durchgängig steil, und deßhalb die Zugänge zu ihren Gipfeln meistens beschwerlich. Die unteren und mittleren Gehänge sind größtentheils mit Waldungen bewachsen, die Kuppen aber meistens kahl, und nur die Legföhre (Krummholzbaum, hier Latsche genannt) ist auf den höchsten Gipfeln derselben noch anzutreffen. Doch liefern die sanften Schluchten, wodurch die Kuppen größtentheils getrennt sind, so wie andere nicht mit Holz bewachsene Plätze, nahrhafte Weiden für das Hornvieh, welche Almen, Alpen genannt werden, und an welchen die Gegend um Kreuth und Tegernsee reicher ist, als vielleicht jede andere des bayerischen Gebirgs."

So weit Herr Dr. Krämer. — Was nun die Höhe der tegernseer und kreuther Gebirge betrifft, ist zu bemerken, daß die kleinern nicht die Höhe von 5000, die größern aber nicht jene von 7000 Fuß erreichen, so hat die Gindelalpe nur die Höhe von 4679, die Königsalpe gar nur 3949 und der Rißkogel nicht mehr als 6293 Fuß, und es sind daher diese Gebirge bei weitem nicht die höchsten im bayerischen Hochlande, da bekanntlich mehrere Höhen im wettersteiner Gebirge, im Landgerichte Werdenfels, über 9000 Fuß erreichen und die Höhe des Zugspitzes sogar 10,127 bayerische Fuß beträgt.

Die Hauptmasse der tegernseer und kreuther Gebirge besteht aus lichtgrauem und dichtem Kalksteine. An mehreren Stellen bemerkt man Flecken des Erdoels. Zwischen dem Hirschberg und Ringspitz hat man, nach Flurl, Spuren vom Vorhandenseyn einigen Bleiglanzes und Galmeys, sonst aber nirgend Erze gefunden.

Allerwärts entspringen in unsern Gebirgen Quellen, die dann später Bäche, Flüsse, Ströme bilden und häufig in prachtvollen Kataraкten abstürzen; die Zahl der Wasserfälle im Hochlande ist Legion, und es wäre keine geringe Mühe, sie alle aufzuzählen und aufzusuchen; oft giebt ein nicht be-

denkſames Naturereigniß, als ein Felſenſturz oder kleiner Erdfall, einem dieſer Berg- oder Waldbäche plötzlich eine andere Richtung, und der Alpenjäger entdeckt oft an Stellen Waſſerfälle, wo er vor wenigen Tagen keine wahrgenommen.

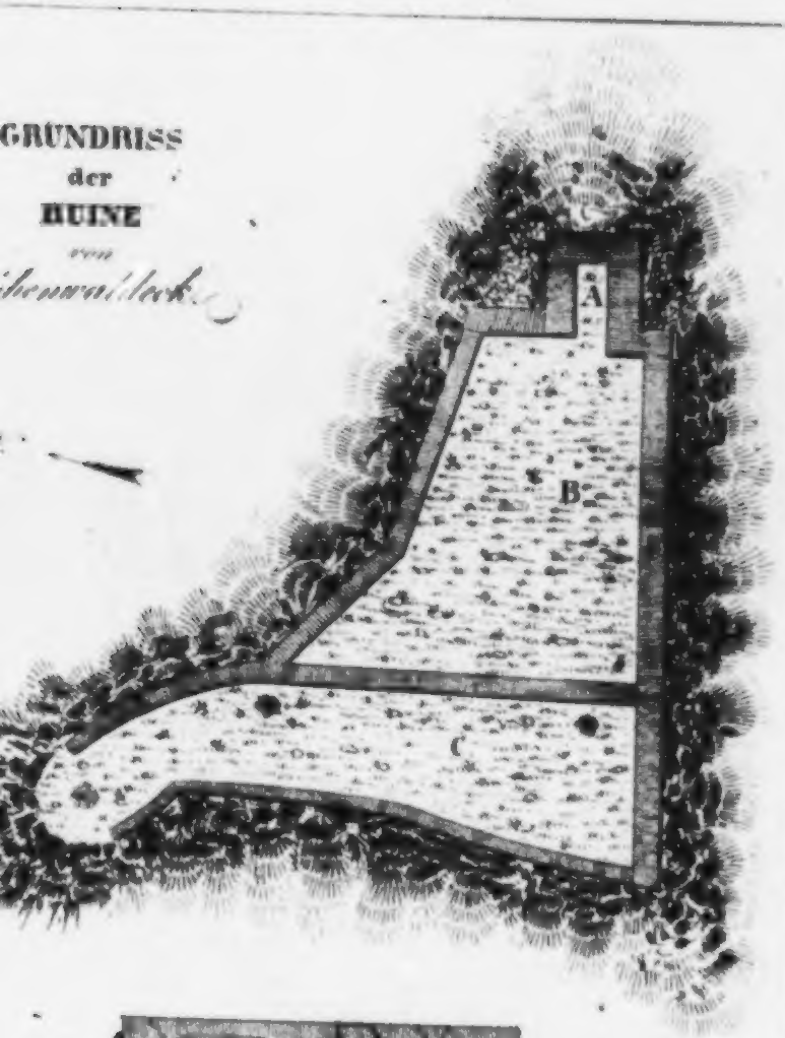
Einige der ſehenswerthen Waſſerfälle haben wir dem geneigten Leſer bereits genannt, doch als den merkwürdigſten, waſſerreichſten und großartigſten müſſen wir noch den Katarakt an der Rottach aufführen, der es verdient, vor allen andern beſucht zu werden. Der Weg führt von Tegernſee durch das ſchöne Rottachthal, und man legt ihn in zwei Stunden zurück. Badegäſte, welche dieſen Fall von Kreuth aus beſuchen, können füglich die Gelegenheit nützen, auch die, wenn auch minder erheblichen, Waſſerfälle an der Bodenalpe und beim Angermaier zu bewundern.

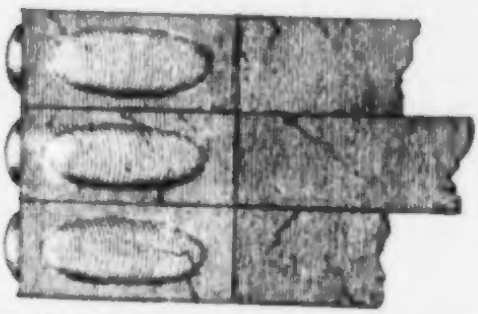
Unverkennbar tragen die vielen Flüßchen, Bäche und Ströme in dieſen Gebirgen weſentlich dazu bei, deren Wohlſtand zu fördern; dieſe Gewäſſer beleben und befruchten vorerſt in ſehr erſprießlicher Weiſe die Alpenweiden und Thäler, füllen Schleuſen, liefern eine Menge ſonſt der Geſellſchaft verloren geweſenes Holz, tragen Flöße, treiben Mühlwerke — und theilen ſo die Schätze der Natur, die Früchte der Induſtrie, entfernten Gegenden mit. Dieſe Gewäſſer allein machen es möglich, daß wir es im Flachlande wagen dürfen, die Wälder zu lichten, um mehr Land dem Getreidebau zu gewinnen, denn ſo lange die Flüſſe im Gebirge ſtrömen, werden ſich unſere Holzdepots ſtets von Neuem füllen.

Man ſchelte doch ja überhaupt nicht unſere lieben romantiſchen Berge, wenn wir gleich ihrer Nähe in der Haupt- und Reſidenzſtadt ſolch unbeſtändiges, oft rauhes Wetter, verdanken müſſen. Sie bergen dagegen die nützlichſten und nothwendigſten Foſſilien in ihrem Schooße, ihr Pflanzenreich veredelt die Viehzucht und in ihren liebreizenden Thälern und wilden Schluchten leben Völker, welche, als die Koryphäen bayeriſcher Nationalkraft, den Stolz dieſes alten, deutſchen Landes ausmachen.

Und nun, mein geneigter, freundlicher Leſer! leben Sie wohl, wenn mein anſpruchsloſer, gegenwärtiger Wegweiſer dazu beiträgt, Ihnen die ſchönen, wenigen Stunden genußreicher zu geſtalten, welche Sie an den Ufern des Tegern- oder Schlierſees zu verleben gedenken, dann iſt meine Abſicht erreicht, und hinlänglich ſieht ſich mein eifriges Mühen belohnt.

GRUNDRISS
der
RUINE
von





Sentimentale

und

humoristische Rückblicke

auf

mein viel bewegtes Leben.

Herausgegeben

durch

Adolph von Schaden.

Im Spiegel der Vergangenheit,
Wie dunkelschön erheben sich
Des Jugendlebens lang verblichne Farben,
Die Sterne an dem Himmel der Erinnerung.

Charles Swain.

Leipzig, 1838.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

An die Leser.

Oft ſpendet mir der alte Vater Rhein
Ein Gläschen echten deutſchen Wein;
Mit der Vergangenheit ich pflege dann zu koſen,
Aus meinem Pfeifchen blaſend duft'ge blaue Roſen,
Und aus der Wolke taucht manch' Nebelbild,
Das meinen Sinn mit Luſt erfüllt.
Kühn ſuch' ich ſchnell mit Laune alle feſtzuhalten,
Die mir aus ferner Zeit bekannten Luftgeſtalten;
Ich zeichne ſie für Euch mit flücht'ger Fauſt,
Bevor des Weines Geiſt verbrauſt.
Die Bilder wollen nicht der Nachwelt Lob erſtreben,
Sie hauchen nur — ein augenblicklich friſches Leben.

A. v. Sch.

Vorwort.

Nicht kann es geleugnet werden, daß ſich geniale Dichtungen in einen Zauber zu hüllen vermögen, welchen eine ſchlichte Darſtellung wirklich erlebter, wenn auch nicht unintereſſanter Begebenheiten kaum zu erreichen im Stande ſein wird. Dagegen übt aber wieder die Wahrheit eine eigene Macht auf uns verwandte und befreundete Seelen.

Ein Schriftner, von dem die Herrn *marchands d'esprit* — wie Voltaire die Buchhändler nennt —

während etwa zwanzig Jahren nahe an hundert Bände *) drucken ließen, welche Werke nicht nur häufig wiederholte Auflagen, sondern selbst Uebertragungen in fremde Sprachen erlebten **), dürfte doch wohl nicht der Unbescheidenheit beschuldiget werden, wenn er sich mit der Ueberzeugung schmeichelt: Er müsse denn doch wohl sein eigenes Publikum haben, ein Publikum, welches ihm zu entfrem-

---

*) Man sehe „Meußels gelehrtes Deutschland" oder „das gelehrte München i. J. 1834."

**) So z. B. wurde mein Roman „Theodora, die Leipziger Jungemagd" (Kollmannscher Verlag in Leipzig) bei Korn in Breslau ins Polnische übertragen, und vor wenigen Monaten erst erschien von der zweiten Auflage meines „Taschenbuches für Reisende durch Bayerns und Tyrols Hochlande ꝛc.", eine französische Uebersetzung, welche folgenden Titel führt: Guide du Voyageur dans le Tyrol, a travers le Wurtemberg, la Haute-Baviere en passant par les contrees du Berchtesgaden et de Salzbourg etc. par M. Schaden, traduit de l'Allemand par M. Henri Viger. Paris Magasin des itinéraires de Richard, 1837.

den alle Anstrengungen noch so feindlich gesinnter Rezensenten nicht vermögend waren.

In diesem meinem Publikum nun suche ich die mir befreundeten Seelen, welche sicher die Schilderung wirklich vom Autor erlebter Schicksale mit nicht geringerer Theilnahme empfangen werden, als dieses bei den unzähligen Dichtungen des Verfassers der Fall war.

Nur ein einziger unter denen im gegenwärtigen Werkchen aufgenommenen Aufsätze ist — nicht unbedingt Original. Die Geschichte der mit einem Provinzbewohner zu München in der That bestandenen Abenteuer ist nämlich einem neuen Capriccio ähnlicher Tendenz von Paul Vermont einigermaßen nachgebildet, welches Capriccio der sinnige gallische Schriftner in der Revue de Paris abdrucken ließ, diesem nur für die höhere Pariser Welt berechneten, und in der französischen Belletristik

unter seinem jetzigen Redakteure, dem geistreichen Balzac, von Neuem den Ton angebenden Journale.

Was endlich die in diesem Buche enthaltene Portraits berühmter oder berüchtigter Männer, mit welchen ich während meines viel bewegten Lebens näher bekannt wurde, betrifft, so sind dieselben zwar nur mit einigen kühnen Zügen, aber, wie ich glaube, mit Discretion skizzirt; wenigstens meine Widersacher habe ich bei weitem glimpflicher und anständiger, als es dieselben um mich verdient haben, behandelt.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
An die Leser		III
Vorwort		V
I.	Alisen	1
II.	Das Haus des Grafen Basselet von Laroſée	19
III.	Madame Joli-Chaudron	30
IV.	Fragmente aus meiner Lebensgeſchichte. — Seltſame i. J. 1819 in Leipzig erlebte Abenteuer. — Hofrath Mahlmann	39
V.	Tragikomiſche Abenteuer einer Reiſenacht	65
VI.	Die Anſpacher Nanni	73
VII.	Auguſt Lewald	88
VIII.	Julius v. Voß	98
IX.	Friedrich v. Göllin	113
X.	A. Büſſel und deſſen Anagryphe	123
XI.	Adolph Bäuerle	130
XII.	Chevalier v. B**le, die Grazien und die ſeidene Schnur	136
XIII.	Saphir in München	150
XIV.	Ferdinand Raimund	157
XV.	Stanislaus Schmitt	171

		Seite
XVI.	Oberſt Guſtavſon	179
XVII.	Die Cholera in Wien und in München. Paralleliſirende Humoreske	187
XVIII.	Die Geſchichte vom Kropfe	199
XIX.	Der Beſuch aus der Provinz	202
XX.	Die Provinzbewohnerin in München. Nach der mündlichen Erzählung einer liebenswürdigen Münchnerin. Seitenſtück zum „Beſuch aus der Provinz"	211
XXI.	Einige bisher gänzlich unbekannt gebliebene Worte Napoleons	223

I.

Alison.

Kurz bevor im April des Jahres 1809 der große Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich entbrannte, stand die bayerische Armee, unterstützt von nur sehr kleinen Abtheilungen des Oudinot'schen Korps, in engen Kantonnirungen an den österreichischen Grenzen.

Ich diente damals als sechzehnjähriger Lieutenant im bayerischen sechsten Feldjäger-Bataillon Laroche. Die Kompagnie, welcher ich zugetheilt war, hatte nebst einem französischen Husaren-Detaschement ein Dörfchen inne, welches kaum zehn Häuser zählte.

Welche Nummer das Regiment führte, zu welchem unsere Husaren gehörten, weiß ich nicht mehr anzugeben, allein die Leute, meist junge Alsatiens, trugen ziegelrothe Inexpressibles und dunkelgrüne Dolmans.

Unter jenem Detaschement nun befanden sich zwei Husaren, Vater und Sohn, welche sogleich meine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade fesselten. Der Vater, Wachtmeister Durand, war ein mit Narben bedeckter, ernster und würdiger Veteran, der un-

ter Buonopartes Fahnen schon in Aegypten mit Auszeichnung gefochten hatte und dessen Brust das Kreuz der Ehrenlegion schmückte. In dem Sohne dagegen konnte selbst ein wenig geübtes Auge ein verkleidetes schlankes Mädchen nicht verkennen, auch nannten die übrigen Franzosen den zarten, allerliebsten Husaren nur Monsieur Alison (Elisabethchen).

Alisons Physiognomie zeigte eines der blassen, und doch so schönen Gesichter mit großen, melancholisch blauen Augen und üppig gelbenen Haaren — mit dem ätherischen Scheine, der nicht für diese Erde paßt, ein Gesicht, womit wir unwillkührlich die Idee eines frühen Todes verbinden. Des Mädchens Haltung war edel und verleugnete selbst unter dem Dollman zarte Weiblichkeit nicht.

Meine Kameraden — selbst unsern bejahrten Hauptmann nicht auszunehmen — hatten alle ein Auge auf den liebenswürdigen Husaren gerichtet; mich aber hatte Alison ganz und gar bezaubert und ihr Bild wich selbst im Schlafe nicht von mir.

Daß Alisons Geistesbildung sich weit über jene eines gewöhnlichen Husaren erhob, stellte sich dar. Uebrigens konnte man nicht leicht dazu kommen, das Husarenkind in ein längeres Gespräch zu verwickeln, denn Vater Durand hütete Alison mit Argusaugen und rief sie stets sogleich ab, wenn man mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen versuchte. Insbesondere uns deutschen Offizieren schien der Mann in gewisser Beziehung nicht vieles coute zuzutrauen.

Indessen lächelte mir bald ein besseres Glück als meinen Kameraden.

Die Einwohner des Dörfchens, in welchem unsere Kompagnie und die Husaren im Quartiere lagen, waren selbst bei der höchsten

Anstrengung, und schon nach Verlauf weniger Tage, nicht mehr im Stande, für so viele Menschen Lebensmittel herbeizuschaffen, und ich wurde beordert mit einigen Wagen nach der nächsten Stadt, wo sich das Hauptquartier und Magazine befanden, zu fahren und aus den letztern Fleisch, Brod und Branntwein für unsere Mannschaften zu fassen.

Einige Schützen und Husaren sollten die Eskorte der Wagen bilden, und unter den letztern befand sich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, Alisons Vater Durand aber konnte nicht mitreiten, weil er Tags zuvor durch einen Sturz mit dem Pferde etwas beschädigt worden war.

Ich ließ die Wagen mit der Eskorte abfahren und ritt ganz allein mit dem anmuthigen Husarenkinde in einiger Entfernung hinterher. Alison saß auf ihrem kleinen, falben Pferdchen mit vieler Grazie und lenkte das muntere Thierchen mit großem Geschicke.

Jetzt mußte mir die Kleine Rede stehen und sie that es auch mit der unbefangensten und liebenswürdigsten Offenheit, ohne daß sie nur daran dachte, ihr Geschlecht verleugnen zu wollen.

Alison hatte sehr frühe ihre Mutter durch den Tod verloren und war dann von einer sehr gebildeten Muhme erzogen worden, welche von einer mäßigen Pension in Straßburg lebte. Allein auch die Muhme war unlängst verstorben, hatte aber kein erhebliches Vermögen hinterlassen, und dem sechszehnjährigen, hülflosen Mädchen blieb beinahe kein anderer Ausweg offen, als bei fremden Leuten Dienste zu suchen. Allein Alison, als feiner gebildetes Mädchen, schauderte vor dem Gedanken der schnöden knechtischen Abhängigkeit einer gewöhnlichen Dienstmagd, und führte sofort mit großer Besonnenheit einen freilich etwas abenteuerlichen Plan aus. Die Muhme hatte der Kleinen doch eine mäßige baare

Summe hinterlassen, welche Alison dazu benützte, sich ein dressirtes Husarenpferd, Uniform und Rüstung anzuschaffen, und also ausgestattet, verlegte das kühne Mädchen dem Husarenregimente die Route, bei welchem ihr alter Vater diente und das so eben in Eilmärschen aus dem Innern Frankreichs dem Rheine zuzog.

Eines Tages stellte sich unser junger Husar dem Vater vor. Der Alte hatte Mühe in der Uniform seine Tochter zu erkennen, welche den Tod der Muhme und zugleich den eigenen unerschütterlichen Entschluß verkündete, an des Vaters Seite als Husar im bevorstehenden Feldzuge kämpfen zu wollen. Man kann denken, daß der erfahrene Veteran Einsprache machte: er schlug der Tochter vor, wenigstens als Marketenderin dem Regimente zu folgen. Alison aber verwarf den Vorschlag mit Indignation, und glaubte, vielleicht nicht mit Unrecht, doch eher noch eine unbefleckte Weiblichkeit mit dem Säbel in der Faust, als mit dem Branntweinfäßchen auf dem Rücken, wahren zu können. Endlich ergab sich Durand vor der Hand dem Willen des Mädchens, und wohl mochte in Geheim dem alten Krieger der einzigen Tochter heroischer Sinn schmeicheln: er staunte bald selbst über die Leichtigkeit, mit welcher sich die Jungfrau in die Pflichten des neuen schweren Berufs zu fügen wußte.

So weit die kleine Jugendgeschichte Alisons. Uebrigens sprach das Husarenkind gut; sein Vortrag trug den Stempel einer sorgfältigen Erziehung und rein bewahrten sittlichen Gefühls an sich. Eine junge, für den Ruhm des geliebten Vaterlandes begeisterte Französin verstand Alison recht gut dem Kriegerstande seine hochpoetische Seite abzugewinnen; bei dem allen aber verleugneten sich ein dem Mädchen inwohnendes zartes und tiefes Gefühl, und neben dem Feuer der Begeisterung eine rührende kindliche Sanftmuth keineswegs; allein auch ein volles Maß nicht gewöhnlicher Schwärmerei machte sich deutlich genug bemerkbar.

Dazumal, selbst ein ziemlich überspannter Knabenjüngling, war ich über das ganze Wesen des lieblichen Husarenkindes höchlich entzückt, und machte dem Mädchen von meinem hohen Pferde herab eine sehr feurige und ernstlich gemeinte Liebeserklärung. Die Jungfrau schwieg, aber ein schnelles Roth überflog die blasse zarte Wange des interessanten Gesichtchens. Besorgt fragte ich endlich: „Theure Alison! zürnst du mir?“ und nun bot die Kleine mit einem mir unvergeßlichen Blick ihr allerliebstes rundes Händchen herauf neben meinem Pferde. Ob ich das Händchen ergriff, ob ich es herzlich küßte und herzte? und mein Aug — es sah den Himmel offen.

Die Stadt, in der ich die Lebensmittel zu empfangen hatte, war etwa drei Stunden von unserm Dörfchen entfernt, allein ich glaubte auf dem Hin- und Rückwege kaum ein halbes Stündchen zugebracht zu haben. Daß indessen Liebe in der That blind macht, mußte ich am Abende dieses Tages erfahren, denn ich hatte auf dem Rückwege von meinen Wagen ein halbes ausgehauenes Kalb und mehrere große Brode verloren, mußte den Schaden ersetzen und wurde noch obendrein von meinem alten Hauptmanne tüchtig ausgescholten; doch was kümmerten mich derlei Kleinigkeiten, ich dachte an nichts als an mein allerliebstes Husarenkind.

In der Nacht, welche diesem seligen Tage folgte, stiegen von einer nicht sehr fernen Höhe schnell hintereinander drei mächtige Raketen prasselnd zur Höhe. Es war dieses das Signal, daß die Oesterreicher die bayerische Grenze überschritten hatten. Laut riefen sich unsere Posten zu, Lärmen wurde geblasen und im Dörfchen wurde es lebendig. Man zündete Kienfackeln an und rüstete sich zum schleunigen Abzug, denn das Signal gab uns Ordre, die Kompagnie schnell mit dem Stabe des Bataillons zu vereinigen, und auch die Husaren hatten sich zurück zu ziehen zu ihrem Regimente.

Kaum gewann ich Zeit meiner theuren Alison ein flüchtiges Lebewohl zu sagen, und noch einmal das allerliebste Händchen des reizenden Husarenkindes zu drücken, dann schmetterten Horner und Trommeten, und die bayerische Jägerkompagnie, so wie das französische Husarendetaschement zogen in verschiedenen Richtungen aus dem Dörfchen.

Der Trost blieb mir, dessen zu dürfen, mein Husarenkind im Verlaufe des Feldzuges öfters sehen und sprechen zu können, denn wir dienten ja bei einem und demselben Armeekorps.

Nachdem Oberstlieutenant von Laroche mit seinem Jägerbataillon zu der bayerischen Division Wrede, zu der es gehörte, gestoßen war, marschirten wir den ganzen Tag über und tief in die Nacht hinein, und als es tagte, standen wir den Oesterreichern gegenüber, deren schweres Geschütz uns donnernd begrüßte.

Der blutige Reigen war eröffnet und ein wichtiges Ereigniß folgte dem andern Schlag auf Schlag. Unser Bataillon kämpfte die große Schlacht bei Abensberg mit, und nahm hierauf den Flecken Pfeffenhausen mit Sturm. Viele Leute hatten wir verloren, doch war ich selbst bis jetzt unversehrt geblieben.

Die auf allen Punkten geschlagenen Oesterreicher flohen aus Bayern ihren Grenzen zu; das Korps des Generals Hiller hatte seine Flucht über Landshut, Mitsdiburg und Neumarkt bewerkstelliget, und dieses letztere Korps in Eilmärschen zu verfolgen, blieb für den Augenblick die Bestimmung der Division Wrede.

Wir erreichten am 25. April gegen Mittag das Städtchen Neumarkt an der Rott. Unsere Kundschafter, die uns hier erwarteten, sagten aus: es habe Hiller bereits glücklich das österreichische Gebiet gewonnen.

Die gesammte Mannschaft der Division war nun seit mehreren Tagen nicht aus dem Feuer gekommen, hatte während der ganzen Zeit weder abgekocht, noch gehörig geschlafen, und die Erschöpfung der Soldaten hatte den höchsten Grad erreicht. Wrede, der rastlose Feldherr, überzeugte sich von der Nothwendigkeit, die Verfolgung des Feindes einstellen und seinen Kriegern einige Ruhe gönnen zu müssen. Es wurde beschlossen, hinter der Rott feste Stellung zu nehmen, und in dieser den folgenden Tag zu erwarten.

Bekanntlich ist der Dienst der leichten Truppen anstrengender als jener der Linie; wohl hätte kein Bataillon in der Division eher der Erholung bedurft, als jenes des wackern Laroche, allein der Geist des neuern Kriegssystems ist gewohnt, leichten Truppen Uebermenschliches zuzumuthen, und für uns Jäger war vor der Hand noch an keine Ruhe zu denken.

Bereits waren zwei Eskadrons von den französischen Husaren mit den ziegelrothen Inexpressibles entsendet worden. Ihre Bestimmung hieß, die Rott zu passiren, auf der nach Salzburg führenden Landstraße vorzudringen, die Gegend zu recognosciren, allenfallsige österreichische Versprengte aufzugreifen, und endlich bei herannahender Nacht unfern dem, zwei Stunden von Neumarkt entfernten Dörfchen Erharting Stellung zu nehmen. Das Jägerbataillon Laroche erhielt jetzt Ordre den Ziegelrothen zu folgen, um denselben nöthigen Falles zur Unterstützung zu dienen.

Wir erreichten noch bei guter Zeit die Gegend von Erharting. In der Nähe und von Fern ließ kein Oesterreicher sich blicken. Unser Laroche nahm eine treffliche Stellung; jede der vier Kompagnien setzte abgesondert auf jenen Punkten bivachten, von welchen aus für jeden Fall die Neumarkter Straße am füglichsten zu beobachten und zu decken blieb. In einem weiten Halbbogen, in angemessener Entfernung, und vor unsern Stellungen bildeten die Ziegelrothen die äußerste Vorpostenlinie.

Man hatte uns Lebensmittel und Lagerstroh nachgeführt. In einem Nu loderten die Wachfeuer hoch auf und unsere ausgehungerten Jäger schickten sich an das Abendbrod zu bereiten.

Mein jugendlicher Körper hatte noch nicht seine volle Entwickelung erreicht, und die ungeheuren Anstrengungen der letztern Tage überstiegen seine Kräfte. Die Sehnsucht nach Schlaf besiegte selbst den nagenden Hunger und neben dem Lagerfeuer sank ich nieder auf's Stroh.

Ungefähr eine Stunde nur mochte ich in todähnlichem Schlafe gelegen haben, da wurde ich heftig gerüttelt und zur Höhe gerissen. Piff, paff ging es von allen Seiten; unsere Stellung war von einer sehr überlegenen feindlichen Macht angegriffen worden, und unsere Kompagnie hatte so eben den Befehl erhalten, sich mit den drei andern zu vereinigen.

Wir fochten uns nicht in Marsch, sondern wir liefen, was wir laufen konnten. Unser Weg führte durch ein einzeln stehendes, mit einer hohen Mauer umgebenes Gehöfte. Hier machte unser Hauptmann auf einen Augenblick Halt, indem er zu mir sprach: „Herr Lieutenant, Sie bleiben mit Ihrem Zuge hier und halten diesen Punkt besetzt. Unsere Vedetten sind noch nicht herein, Sie werden dieselben aufnehmen; ferner werden Sie den Punkt tapfer und bis auf den letzten Mann vertheidigen, denn Sie sichern dadurch die rechte Flanke unseres Bataillons." Hiemit eilte der Hauptmann mit dem Reste der Kompagnie von dannen.

Das Bauerhaus, in dessen Hof ich mich nun mit meinem Zuge befand, war von dem Feinde rein ausgeplündert und möglichst zerstört worden; die Bewohner des Hauses waren natürlich entflohen. In der Hofmauer waren von zwei entgegengesetzten Seiten große bogenförmige Oeffnungen angebracht, zu welchen aber leider die Thorflügel fehlten.

Ich wollte gerade beginnen hinter den offenen Zugängen, so gut es gehen würde, zu unserm Schutze Barrikaden zu improvisiren, da erhob sich in einiger Entfernung vor dem vordern Thore eine Staubwolke; es nahete Reiterei, ob Freund oder Feind konnte man noch nicht unterscheiden.

Mir blieb nichts übrig, als schnell meine Leute mit gefällten Bajonetten in dem bedrohten Thore aufzustellen. Die Reiterei kam näher; ein junger Husar von den Ziegelrothen hatte einen ziemlichen Vorsprung gewonnen; es war Alison. Sie erkannte mich und rief mir entgegen: „Sauvez moi mon ami!“

Schnell drängte ich ein paar meiner Jäger bei Seite, und ungemein behende schlüpfte Alison mit ihrem kleinen Falben durch die Lücke. Ich fragte: „Wo ist Vater Durand? meine Alison?“ Il est mort pour la patrie! erwiederte die interessante Amazone, schwang den Säbel und streifte leicht wie ein Vogel auf ihrem flüchtigen Pferdchen über die Ebene hin.

Jetzt kam mir die folgende Reiterei ganz nahe und ich vermochte trotz der Dämmerung zu unterscheiden, daß es französische Husaren waren, welche von Reitern des österreichischen Chevauxlegers Regiments Oreti verfolgt wurden und beinahe schon erreicht waren.

Meine Lage war in der That kritisch. Feuern durfte ich unter diesen Umständen nicht lassen, und ich aber Raum, so handelte ich gegen Ordre und setzte mich schwerer Verantwortung aus.

Ich rief den Franzosen zu umzuwenden und den Verfolgern die Spitze zu bieten, ich würde dann zur Stelle einen Ausfall wagen. Vergebens! die Rasenden warfen sich so ohne auf die dünne Linie meiner Jäger und durchbrachen dieselbe zur Stelle.

Nun erfolgte eine tolle Scene. Neben meinen Jägern füllte ſich der erwähnte Hofraum im Nu mit franzöſiſchen Huſaren und öſterreichiſchen Chevauxlegers. Freunde und Feinde ſchienen ſich nicht mehr zu erkennen; Alle ſchoßen, hieben, ſtachen und ſchlugen blindlings um ſich her.

Mit der größten Anſtrengung ſuchte ich meine Jäger um mich zu ſammeln, da erhielt ich plötzlich von hinten einen Kolbenſchlag über den Kopf, der mich betäubte und zu Boden ſtreckte. Der Kampf ging über mich weg, ich erlitt mehrere leichte Pferdetritte, endlich aber einen ſehr empfindlichen auf die Bruſt und es war um mein Bewußtſein geſchehen.

Nicht weiß ich zu ſagen, wie lange ich in dieſem Zuſtande gelegen, endlich aber erwachte ich wie aus einem ſchrecklichen Traume. Ich lag noch immer auf jenem Hofraume an der Erde, allein hell leuchtete der Mond, und um mich her war es ſtill geworden; nur ein dumpfes, leiſes Stöhnen ließ ſich zuweilen vernehmen. Mit großer Mühe gelang es mir endlich, mich einigermaſſen aufzurichten, um mich zu überzeugen, daß ich in Mitte von Leichen und Sterbenden lag. Meine Kopfwunde blutete, in der Bruſt fühlte ich heftige Schmerzen und das Athemholen war mir ungemein erſchwert. Eine neben mir liegende Leiche hielt noch eine Feldflaſche in der erſtarrten Hand. Ich bemächtigte mich der Flaſche; ſie war mit Cognac gefüllt und verzweiflungsvoll that ich aus derſelben einen herzhaften Zug.

In der That fühlte ich mich nun für den Augenblick erleichtert. Mit dem Taſchentuche verband ich nothdürftig die blutende Kopfwunde, und nicht ohne Anſtrengung fand ich endlich auf. Mein Gang war ſchwankend und unſicher, doch fand ich auf dem Hofraume einen ſtarken Prügel, auf den ich mich ſtützend durch das Hinterthor ins Freie trat.

So weit ich im hellen Mondeslicht auch um mich sehen konnte, nirgend waren weder Freunde noch Feinde zu entdecken, und nicht das leiseste Geräusch war zu vernehmen. Was nun hatte dieses zu bedeuten? war unser Bataillon von dem übermächtigen Feinde gänzlich zernichtet, oder gefangen genommen worden? —

Nicht vermochte ich diese Räthsel zu deuten, allein fest stand mein Entschluß, den Meierhof, diesen furchtbaren Schauplatz eines zwecklosen und unsinnigen Einzelnkampfes, zu verlassen. Doch nun entstand die Frage, wohin mich wenden? mußte ich nicht riskiren dem auf jeden Fall nahen Feinde geradezu in die Hände zu gehen? —

Unfern von dem Hause dehnte ein langer Wald sich aus, in dessen Dunkel ich für den Augenblick vielleicht geborgen zu sein hoffen durfte. An meinem Stabe schwankend erreichte ich auch das Gehölz, und taumelte in demselben halbbewußtlos so lange vorwärts, bis ein ungemein glücklicher Zufall mich plötzlich das Bataillon Laroche auffinden ließ. Doch bevor ich in der Erzählung meiner eigenen Schicksale fortfahre, erscheint es zum Verständnisse des Ganzen durchaus unerläßlich, zu berichten, wie es unterdessen dem Bataillon selbst ergangen.

Hiller, der österreichische Feldherr, hatte, nachdem er sich während seines Rückzuges von Landshut aus durchaus nicht verfolgt sah, fünf Stunde hinter Neumarkt Poste gefaßt.

Hier kam dem General die sichere Kunde zu, daß Wrede mit seiner bereits sehr geschwächten Division am 25. April Neumarkt erreicht habe.

An Zahl war das Hiller'sche Korps dem Wrede'schen um fünffache überlegen und bestand großen Theils aus Kerntrup-

pen, die an den blutigen jüngsten Kämpfen, als Reserven, gar keinen Antheil genommen hatten.

Unter diesen Umständen beschloß Hiller den Bayern in Neumarkt entgegen zu ziehen, eine Schlacht zu liefern und so vielleicht doch wenigstens auf diesem Punkte die Ehre der österreichischen Waffen zu retten.

Noch an demselben Abend ließ Hiller den größten Theil seiner sehr zahlreichen Reiterei in der Richtung nach Neumarkt aufbrechen, welcher er selbst etwas später mit dem Gros seines Korps folgte.

In der Gegend von Erharting stieß die österreichische Kavallerie auf unsere äußerste Vorpostenkette. Die französischen Ziegelrothen setzten der so ungemein überlegenen feindlichen Reiterei dennoch einen augenblicklichen tapfern Widerstand entgegen. Diese kurze Frist benutzte unser Laroche vortrefflich, um seine vier Kompagnien zu sammeln und in einem Quarré aufzustellen.

Es war die höchste Zeit gewesen, denn kaum stand das Bataillon im Viereck, als die Ziegelrothen vollkommen geworfen und zersprengt wurden; sie eilten einzeln mit verhängten Zügeln nach Neumarkt, um die Nachricht von dem Vorgefallenen in unser Hauptquartier zu bringen.

Nun sah sich des wackern Laroche Quarré von allen Seiten durch die österreichische Reiterei mit wüthendem Ungestüm angegriffen, allein das wohl unterhaltene Feuer unserer braven Jäger hielt die Feinde in Schach, und Laroche zog sich, Schritt vor Schritt und immer fechtend, nach dem nahen Walde zurück, in den er sich plötzlich mit dem ganzen Bataillon warf.

Den Jägern in den Wald zu folgen, konnte die Reiterei nicht wagen, und sie zog sich demnach vor der Hand zurück.

Nichtsdestoweniger durfte die mißliche Lage, in welcher sich das Bataillon in der That befand, nicht verkannt werden. Blieb man im Walde, konnte man darauf rechnen, von der Division abgeschnitten zu werden, führte dagegen Laroche seine Jäger abermals in's Freie, unterlag es keinem Zweifel, daß man von den Oesterreichern mit verstärkter Macht, und wahrscheinlich nun durch mehrere Waffengattungen zugleich, auf's neue mit Heftigkeit würde angegriffen werden, in welchem Falle die gänzliche Vernichtung des Bataillons als Gewißheit erscheinen mußte.

Nur Glück, Kühnheit und List konnten hier retten; einen Rettungsversuch aber um jeden Preis zu wagen, war der tapfere Laroche fest entschlossen.

Der Wald, in welchem man sich befand, grenzte dicht an die linke Seite der nach Neumarkt führenden Hauptstraße. Nun stellte Laroche sein Bataillon in einer langen Frontlinie an dieser Seite der Straße hinter Bäumen und Gebüschen auf. Bei Todesstrafe war jedes, auch das leiseste Geräusch verboten, und also fand ich armer, verwundeter Versprengter, das Bataillon wieder, hinter dessen Front ich nun, gänzlich erschöpft, zusammen sank.

Lautlos und starr wie eine Mauer mochte das Bataillon kaum eine halbe Stunde gestanden haben, da ließen sich aus der Ferne Stimmen vernehmen. Das Geräusch kam näher und bald erblickten wir eine starke auf der Heerstraße langsam nahende Avantgarde der Oesterreicher. Es war Reiterei, nun schon untermischt mit ungarischer Infanterie.

Sergies gegen die Oesterreicher an unserm linken Flügel vorüber, die ganze Bataillensfronte entlang. Als die Spitze jener Avantgarde endlich unsern rechten Flügel erreicht hatte, donnerte ihr Laroche ein lautes Wer da! entgegen und dieses war für unser Bataillon das Zeichen zu feuern.

Unsere Jäger hatten nur auf wenige Schritte Entfernung zu feuern, und im hellen Mondlicht Zeit gehabt scharf zu zielen. Die Wirkung dieser Bataillonsscharge war schrecklich gewesen; die Straße lag mit Menschen- und Pferdeleichen bedeckt, die wenigen Nichtgetroffenen aber warfen sich auf die Hintersten, und von panischem Schrecken ergriffen eilte der ganze feindliche Trupp in wilder, ungeordneter Flucht von dannen.

Jetzt brach Laroche aus dem Walde, stellte mit unglaublicher Schnelligkeit das Bataillon in eine Kolonne und trat mit derselben ungesäumt und in vollem Laufe den Rückzug gegen Neumarkt zu an.

Zwei wackere und rüstige Jäger wollten mich um keinen Preis im Stiche lassen. Sie faßten mich unter den Armen und schleppten mich so in Mitte der Kolonne mit vorwärts, allein die braven Männer würden dennoch bald unter dieser Last erlegen sein, aber glücklicherweise stießen wir jetzt auf eine unserer Infanterie-Brigaden, welche uns der General, Graf Minuzzi, entgegen führte, um unser übel zugerichtetes Bataillon aufzunehmen, welches in dieser Nacht wie durch ein Wunder und nur durch die besonnene Tapferkeit seines Chefs dem gänzlichen Untergange entronnen war.

Ich war wieder zu Boden gesunken und nun von einem heftigen Blutsturz befallen worden. Zwei Jäger mußten mich auf Befehl des Bataillonschefs zurück nach dem Städtchen Neumarkt geleiten, allein die Leute verliefen mit mir die Heerstraße, um, wie sie sag-

ten, einen nähern Fußſteig einzuſchlagen, gingen aber irre, und es dauerte lange, ehe wir endlich ein von Menſchen verlaſſenes Haus vor Neumarkt erreichten. Ich litt unausſprechlich, und bat die Leute mich auf die ſteinernen Treppen zu ſetzen, welche zu der verſperrten Thüre des Hauſes führten. Die Jäger gehorchten, kehrten aber dann, trotz meiner Gegenvorſtellungen, zum Bataillon zurück, weil ſie fürchteten, durch längeres Ausbleiben ſich Verantwortungen auszuſetzen.

Der Tag fing bereits an zu dämmern, und es fiel ein kalt-feuchter Morgenthau. Ich wurde jetzt von einem heftigen Wundfieber befallen, mein verwundetes Haupt ſank zurück auf eine der Stufen der ſteinernen Treppe und ein Zuſtand völliger Bewußtloſigkeit trat ein.

Unter zarten, kleinen Händen, welche mir Hülfe zu leiſten ſuchten, erwachte ich endlich wieder zum Bewußtſein. Ich ſchlug die Augen auf, der Tag war angebrochen, und mein wundes Haupt ruhte in Aliſons Schooß, welche auf einer der erwähnten Steintreppen ſaß.

„Armer, unglücklicher Freund!“ lispelte das anmuthige Huſarenkind, und heiße Thränen rollten aus des Mädchen ſchönen blauen Augen hernieder auf meine blaſſe Wange.

Ja wohl war ich jetzt in jeder Beziehung ein armer, ein ſehr armer Freund. Marodeurs, oder weiß der Himmel wer ſonſt, hatten meinen bewußtloſen Zuſtand benützt, um mich rein auszuplündern. Die ſilberne Feldbinde, Uhr und Börſe waren dahin, und ſelbſt die vergoldeten Knöpfe von der Uniform hatte man abgeſchnitten.

Alison blieb fortwährend beschäftigt, mit Essig und Wasser meine Kopfwunde auszuwaschen, und mit reiner Charpie, welche sie sich zu verschaffen gewußt hatte, zu belegen, dann zog sie ein feines, weiches Tuch unter dem Dollmann hervor, welches bis jetzt auf dem jungfräulichen Busen geruht hatte, und verband mit demselben ungemein geschickt mein schwer verletztes Haupt.

Uebrigens fühlte ich nun eine neue Ohnmacht nahen und ich flehte mit brechender Stimme: „Meine geliebte Alison! gieb mir einen Kuß, den ersten und letzten vielleicht in diesem Leben" — und im Nu hafteten die zarten, heißen Lippen des herrlichen Husarenkindes auf meinen Lippen. O himmlisches Entzücken, nimmermehr empfundene Lust! — meine Sinne schwanden.

Ganz naher furchtbarer Kanonendonner weckte mich aus meiner Ohnmacht. Ich lag im Städtchen Neumarkt auf Stroh in einem schnell improvisirten Offiziers-Hospitale in Mitte schwer verwundeter bayerischer und französischer Offiziere.

Mein Diener hatte sich endlich zu mir gefunden. Er sagte mir, es habe mich Alison mit Hülfe einiger französischen Husaren hieher gebracht; dann war das feurige Husarenkind zurückgekehrt in den blutigen Kampf.

Mit Anbruch des Tages schon hatte auf den Feldern von Neumarkt ein allgemeines und sehr heftiges Gefecht begonnen. Trotz der tapfersten und verzweiflungsvollsten Gegenwehr wurden Wredes wackere Schaaren von der feindlichen Uebermacht immer mehr nach der Rott zurückgedrängt.

Gegen Mittag erschien ein Offizier mit Mannschaft, der uns ankündigte, das Städtchen wäre nicht länger zu behaupten, und

der Feldherr habe befohlen, die Verwundete auf bereit ſtehende Wagen und in Sicherheit zu ſchaffen, da man von dem zum Höchſten erbitterten Feinde gerade keine ſehr gute Behandlung der Gefangenen erwarten dürfe.

Nur wenige von uns vermochten zu Fuße das Haus zu verlaſſen, um die Wagen zu erreichen, die übrigen mußten zu denſelben getragen werden, und unter dieſen letztern befand auch ich mich.

Allein nur kaum der freien Luft ausgeſetzt, wurde ich wieder von einer jener tiefen Ohnmachten befallen, die ſich ſeit meiner Verwundung überhaupt oft wiederholten.

Aus ſolcher, in meiner Lage beinahe wohlthätigen Betäubung erwachte ich erſt am Morgen des 26. Aprils wieder. Ich lag auf einem mit Verwundeten überladenen, offenen Leiterwagen in naſſem Stroh, denn es regnete fortwährend.

Der Anblick des Bergſchloſſes Trausnitz und der Martinskirche mit ihrem berühmten hohen Thurme überzeugte hinlänglich, daß ich mich in Landshut befand. Wie ich auf den Wagen und hieher gekommen, deſſen konnte ich mich nicht entſinnen.

Der ganze Markt der Stadt war mit ſolchen Unglückswagen überfüllt, denn der Magiſtrat hatte, obwohl von dem redlichſten patriotiſchen Willen beſeelt, dennoch bisher nicht vermocht, die Unzahl der Verwundeten unterzubringen.

Plötzlich bemerkte ich, daß meine Rechte in einer kleinen weichen Hand ruhte, und als von dieſer Seite ein leiſer Seufzer an mein Ohr drang, wendete ich mühſam das verletzte Haupt. O Himmel! was mußte ich erblicken — neben mir lag die kleine Aliſon; eine Kugel war durch ihre Bruſt gedrungen. Ein wehmüthiges Lächeln umſchwebte der Unglücklichen Mund; das bre-

chende blaue Auge blickte ungemein rührend zu mir herauf, und langsam flüsterte das Husarenkind: „Lebe wohl — mein theurer — mein geliebter Freund! — ich — sterbe" — Alisens Busen bob hier ein tiefer Seufzer und nach wenigen Minuten schon hatte sie vollendet.

Mir wurde schwarz vor den Augen, auch meinen Tod hielt ich für nahe, und ein ungemein beseligendes Gefühl brachte in mir der Gedanke hervor, daß meine und Alisens Seele zu gleicher Zeit die irdischen Fesseln zersprengt. — Um mein Bewußtsein war es geschehen.

Eilf volle Tage und Nächte war ich dieses Mal und zwar in höchst lebensgefährlicher gänzlicher Bewußtlosigkeit gelegen. Als ich am Morgen des zwölften Tages endlich wieder die Augen öffnete, befand ich mich in einem freundlichen Zimmerchen eines landsbuter Gasthofes, ausgestreckt auf einem freundlichen Lager, neben welchem ein junger schöner Mann stand, der mit sichtbarer Theilnahme meine Hand in der seinen hielt, um aufmerksam meinen Puls zu beobachten. Es war dieser Mann Dr. Loe, derselbe, welcher noch heutigen Tages sich als königlich bayerischer Obermediginalrath und erster Direktor des allgemeinen Krankenhauses zu München befindet, und in seinem schönen Berufe durch seltene Kenntnisse und eine noch seltenere hohe Menschenliebe sich unvergängliche Verdienste um die leidende Menschheit erwirbt. Es möge der edle Mann, welcher noch mehrere Male mein Lebensretter wurde, gestatten, daß ihm meine Dankbarkeit hier ein kleines Denkmal setze.

Das Tuch, welches auf Alisens jungfräulichem Busen geruht, habe ich sorgfältig bewahrt, und so oft ich es erblicke, beschleicht sanfte Rührung mein Herz.

II.

Das Haus des Grafen Waffelet v. Larosée.

Ludwig der Strenge von Bayern erbaute sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu München eine Burg. Sein Sohn baute die Burg von Neuem, und erweiterte sie, nachdem dieselbe bei dem großen Brande im Jahre 1327 nebst einem Drittheile der Stadt durch die Flammen verzehrt worden war. Man nannte sie Anfangs die Ludwigsburg, und nachher, als die neue Veste durch Albrechten IV. ihr Dasein erhalten hatte, wurde sie zum Unterschied der alte Hof geheißen. Es ist ein ungleiches Viereck, das einen geräumigen Hof einschließt, auf welchen zwei, sich gegenüber befindende Eingänge führen.

Vor etwa noch drei Decenien zierten das alte Gebäude höhere und kleinere, seltene Thürme, und auf dem Hofe stand eine Schloßkapelle von alterthümlich gemischter Bauart, auf welcher auch jener symbolisch-schaffende, durch allerlei Schnörkel-, Schnitz- und Bildwerk sich aussprechende Geist einer Geheimlehre ruhte, in die wir nur ungewiß, scheu und ahnend zu blicken vermögen.

Auf der Spitze eines jener Thürme bemerkte man dazumal noch einen aus Stein gebildeten Affen, der ein kleines Kind in seinen Armen hielt. Interessant genug war des Bildes Ursprung. Ein großes Schwein war einst im alten Hofe, durch Unvorsichtig-

keit der Hofleute, bis ins Schlafgemach der herzoglichen Kinder gedrungen, und schickte sich bereits an, den jüngsten Prinzen aufzufressen; da erfaßte ein großer, im Schlosse wohlgelittener Affe das Kind, riß es aus der Wiege, und trug es rettend auf das Dach, von dem er es auch nach einiger Zeit wohlbehalten wieder herunter brachte.

Eine vandalische Zeitperiode, welche sich so gerne an merkwürdigen Altbauten vergriff, räumte auch jene Schloßkapelle und den steinernen Affen mit seinem Kindelein bei Seite, allein die Sage hat sich erhalten und sogar Stoff zu einem volksthümlichen Drama gegeben, welches Schweiger alljährlich zu großer Belustigung seines Publikums auf der Volksbühne in der Au darstellen läßt. Der wackere Affe wird jedes Mal unter rauschendem Applaus gerufen.

Die Straße, welche zum alten Hof führt, heißt noch heutigen Tages „Burggasse", und wenn Sie, mein sehr verehrlicher Leser! einst das neue Athen besuchen, wird Ihnen in der Burggasse vor allen andern ein großes palastähnliches Gebäude in die Augen fallen. Dieses Gebäude ist im mittelalterlich-italienischen Style aufgeführt, stellt drei Etagen dar, und über der hohen Porticus erblickt man in einer kleinen Nische hinter Glas eine in Stein ausgeführte Abbildung der Madonna mit dem Kinde von Altötting. Der Palast ist seit zwei Jahrhunderten schon Eigenthum des mit Recht hoch geachteten Geschlechtes der Grafen Basselet v. Larosee, welches sich zu allen Zeiten um Fürst und Vaterland große Verdienste erworben hat. Ich stehe nicht selten halbe Stunden lang vor dem Larosee'schen Hause in der Burggasse und starre dasselbe mit ganz eigenthümlichen Gefühlen an. Wodurch mir jenes Haus in solchem hohe Grade interessant geworden ist, stehe ich jetzt im Begriffe meinen verehrlichen Lesern zu erzählen.

Nachdem die vielen, an den heißen Schlachtentagen bei Abensberg, Landshut und Neumarkt im Jahre 1809 verwundet gewordenen bayerischen Offiziere so weit hergestellt waren, daß sie transportirt werden konnten, schaffte man dieselben aus den Landstädtchen und Dörfern, wo man sie im ersten Augenblicke hatte unterbringen müssen, der bessern Pflege und Heilung wegen, nach der Hauptstadt des Landes, und auch meiner Wenigkeit wurde diese Aufmerksamkeit zu Theil.

Der mit Stroh gefüllte Bauerwagen, in welchem ich lag, hielt eines Abends in der Burggasse, vor dem erwähnten gräflich Laroſée'schen Hause, auf welches mein Quartirbillet lautete. Sogleich öffnete sich das große Thor des Palastes, alte, in reiche Livreen gekleidete Diener eilten geschäftig herbei, man hob mich sorgsam vom Wagen und trug mich die breiten Steintreppen hinan, ins dritte Stockwerk des Palastes. Dort war alles schon zu meinem Empfange bereit. Man bettete mich in ein weiches Flaumlager, eine Menge Erfrischungen wurden herbeigeschafft, und am Ende erschien der alte, ernste Kammerdiener des Hausherrn, des Grafen v. Waſſelet, ersten Präsidenten des königl. Obertribunals, mich im Namen seiner würdigen Herrschaft zu bewillkommen. Der alte Mann sprach, es nähme die hochgräfliche Familie an meinem, im Dienste des Vaterlandes erlittenen großen Unglücke den innigsten Antheil, man betrachte mich keineswegs als einen Fremden, sondern als Sohn des Hauſes, und es würde allen nur erdenklichen Mitteln aufgeboten werden, meine möglichst baldige Heilung herbeizuführen. Noch fügte der Kammerdiener bei: die hochgräfliche Familie wolle mich jetzt so spät am Tage und da ich der Ruhe sehr bedürftig sein würde, nicht mehr belästigen, allein es werde sich die hochgräfliche Familie am andern Tage das Vergnügen nicht versagen können, mich zu besuchen.

Ein solcher Empfang blieb in der That ausgezeichnet und vielversprechend, allein ein ähnlicher Empfang war

allen meinen ſchwer verwundeten, groſsentheils in den erſten Familien der Hauptſtadt untergebrachten Kameraden zu Theil geworden, denn der bayeriſche hohe Adel ſetzte zu allen Zeiten ſeinen Stolz darein, die im Kampfe des Vaterlandes verwundeten Krieger wie eigene Söhne zu pflegen, und es wurde in dieſer Beziehung kein Opfer geſcheut.

Die Aerzte waren gekommen, meine Wunden zu unterſuchen. Es wurden neue Verbande angelegt und eine groſse, durch die Beſchwerlichkeit der Reiſe herbeigeführte Erſchöpfung ausgenommen, blieb mein Geſundheitszuſtand ziemlich befriedigend. Die Aerzte empfahlen annoch Ruhe und Schlaf und verliefsen mich.

In der That wollte ich mich ſo eben der für mich heilſamen Ruhe überlaſſen, als ich mit einem Male meine Brieftaſche vermiſste, welche für mich wichtige Papiere enthielt. Beinahe ohne allen Zweifel hatte mein Diener, ein ehrlicher, aber etwas unbeholfener Schwabe, den Portefeuille im Gaſthofe der letzten Poſtſtation liegen laſſen. Der gutmüthige und erſchrockene Burſche, um mich zu beruhigen, erbot ſich, zur Stelle nach der Poſtſtation zurückzukehren, und die vermiſste Taſche herbeizuſchaffen; ich meiner Seits konnte dem Manne den Nachtmarſch nicht erlaſſen, denn ich wäre durch den Verluſt des Portefeuilles zu ſehr betheiliget geweſen und es war hier keine Zeit zu verlieren.

Es war indeſſen finſter geworden und ein gräflicher Lakai brachte brennende Wachskerzen. Der Mann hörte nur kaum, warum es ſich handelte, als er ſich ſogleich erbot, in dem auf dem Vorſaale für meinen Diener aufgeſchlagenem Bette zu ſchlafen, um in der Nacht, wenn ich etwa Beiſtandes bedürftig ſein würde, in meiner Nähe zu ſein. Ich lehnte das Anerbieten ab, und verſtändigte mich mit dem Lakaien dahin, es ſollte derſelbe, die Nacht über, nur von Zeit zu Zeit ſich nach mir umſehen. Hierauf ent-

fernte ſich der Lakai und mein eigener Diener trat ſeine Reiſe an, um die vermißte Brieftaſche aufzufinden.

Aus einem unruhigen Schlummer erwachend befand ich mich allein und neben meinem Bette flimmerte das matte Flämmchen des Nachtlichtes.

Jetzt verkündete die Uhr vom nahen Peterſsthurme herab in dumpfen Schlägen die Mitternachtsſtunde, allein mit dem zwölften Schlage erloſch plötzlich mein Licht.

Wenn man im gräflichen Palaſte, wie in jedem Hauſe von gutem Anſtande, ſchon am Tage ein Mäuschen laufen hören konnte, ſo herrſchte jetzt in demſelben vollends Grabesſtille. Doch horch — plötzlich fängt es an, im weiten Vorſaale ſich zu regen und ſeltſam zu rumoren. Ich vernehme deutlich die ſchweren Tritte gewappneter Männer, das Raſſeln der Harniſche und der eiſernen Schilder, dann dumpfes Gemurmel, Schwerterklirren, Kampfgewühl — das Fallen und Stöhnen der ſchwer Verwundeten und der Sterbenden.

Von früheſter Jugend allem Geſpenſterglauben entfremdet, glaubte ich anfangs zu träumen, doch ich überzeugte mich bald und mit vollſter Gewißheit vom Gegentheile. Von meinen Wunden am ganzen Körper gelähmt, vermochte ich ohne fremde Hülfe kaum mich ein wenig im Bette aufzurichten. Ich rief laut und fragte: was der Lärm im Vorzimmer zu bedeuten habe? allein meine Stimme wurde durch das immer fortwährende Getümmel im Vorſaale übertäubt.

Nun fingen in der That meine Sinne an ſich zu verwirren, Schweißtropfen ſtanden auf meiner Stirne, ich lauſchte ängſtlich auf den wilden Lärmen im Vorſaale, und alſo verging eine lange

peinliche Stunde. — Mit dem Schlage ein Uhr endete plötzlich der geſpenſtige Rumor und es waltete durch das ganze weite Haus die vorige Grabesſtille.

Ich wurde nach und nach ruhiger und ſuchte mir das Vorgefallene auf natürliche Weiſe zu erklären, doch wollte es mir damit nicht recht gelingen. Gegen Morgen fiel ich wieder in einen unruhigen Schlummer, aus dem ich endlich durch meinen Diener erweckt wurde, der mit der glücklich aufgefundenen Brieftaſche triumphirend vor meinem Lager ſtand. Bald erſchien auch der gräfliche Lakai mit dem Frühſtücke, ſich entſchuldigend, daß er in vergangener Nacht durch ungewöhnlich feſten Schlaf übermannt und verhindert worden ſei, ſich nach mir umzuſehen.

Die innere Ausſtattung des gräflichen Karoſée'ſchen Hauſes entſprach dazumal wenig der Zeit, in welcher man lebte. Die Wände der großen Zimmer waren mit ſchweren grünen, oder karmeſinrothen Seidenſtoffen bekleidet, die Decken mit ſeltſamen Arabesken geſchmückt, Spiegel und Getäfel in lange vergoldete Rahmen eingefaßt. Alle Meubles ſteiften ſich prachtvoll und wohl erhalten dar, allein der Form nach gehörten ſie unverkennbar dem Zeitalter des galliſchen vierzehnten Ludwigs an, denn bekanntlich huldigte man in den Häuſern der deutſchen Großen in jener Zeit ſchon dem franzöſiſchen Geſchmacke. Die altmodiſchen ſchweren Kemeden und porphyrenen Kamine waren im reichſten Maße mit jenen ausländiſchen alterthümlichen, und doch in unſerer allerneueſten Zeit wieder ſo modiſchen Tändeleien verſehen. Da ſtanden japaniſche und ſineſiſche Vaſen von grünem und goldenem Porzellan und buntem Glaſe; andere Glaſuren, roth und ſchwarz; Carricaturen brennend roth gemalt u. dgl. m. Nichtsdeſtoweniger trug aber hier alles dennoch jenes ſo ernſte Gepräge des Alter-

thums, welches zeigte, daß man ſich auf die Poeſie der Erinnerungen verſtehe.

Der Ton der Bewohner dieſes Hauſes entſprach vollkommen deſſen Ausſtattung. Vom oberſten Familienhaupte hernieder bis zum niedrigſten der alten Diener huldigte man einem gewiſſen feierlichen Anſtande und einer ſchweigſamen Grandezza; alle Verrichtungen wurden mit ernſter Pünktlichkeit und ruhiger Gemeſſenheit auf den Glockenſchlag vollzogen, und nichts wurde von jenem ſtörenden und polternden Geräuſche vernommen, welches in unſerer Zeit den modernen Haushalt der Großen nicht zu ſeinem Vortheile auszeichnet, wobei neben anſtändiger Fülle eine nicht knickeriſche, ſondern eine höchſt verſtändige und nichts unnütz verſchwendende Wirthlichkeit waltete.

In ſpäter Morgenſtunde an jenem Tage, welcher der erſten ängſtlichen Nacht folgte, die ich in dieſem Palaſte erlebt hatte, beehrte mich die Gräfin Mutter mit einem Beſuche.

Die Dame mochte dazumal ſchon etwa ſechzig Lebensjahre zählen, allein eine feierliche Haltung und edler Anſtand charakteriſirten eine zarte Geſtalt, die eben dadurch höher und größer erſchien, als es wirklich der Fall war. Die Gräfin hatte viel Roth aufgelegt, allein das Geſicht verrieth in ſeinen noch immer feinen Zügen Spuren ehemaliger nicht gewöhnlicher Schönheit. Die blauen Augen entbehrten nicht allen Feuers und blickten theilnehmend und mild, wobei das Koſtüme der Dame ganz geeignet ſchien, der Erſcheinung noch mehr Feierlichkeit zu verleihen.

Auf der hohen blendgepuderten Haarfriſur der Gräfin wogte eine lange ſtattliche Feder. Eine alterthümlich gefaßte Guirlande von Rubinen und Smaragd bedeckte den zarten Hals mit ſeinen durchſichtigen Adern, und ein langes braunfarbiges Kleid von ſchwerem

Atlas mit großen bunten Blumen reichte hernieder bis zu den kleiner schwarzen Sammetpantoffeln mit hohen Absätzen, und mit blitzenden Flitterchen übersäet. Nichts fehlte als der Reifrock um das Kostüme einer vornehmen Staatsdame des vorigen Jahrhunderts darzustellen.

Die Gräfin unterhielt sich mit mir so gütig und herablassend, und gewann mein Zutrauen bald in solchem hohen Grade, daß ich es wagte, mein Abenteuer von der vorigen Nacht zu erzählen. Ich war darauf gefaßt, die hohe Dame von schweren Träumen, Wallungen des Geblütes u. dgl. sprechen zu hören.

Allein nachdem mich die Gräfin mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, erwiederte sie auf meine Mittheilungen mit seltsamen Lächeln und zu meinem großen Erstaunen folgendes: „Ei, ei, also lassen sich die gespenstigen Ritter einmal wieder hören, es war seit länger als zwanzig Jahren der Fall nicht mehr. Doch beruhigen Sie sich mein Guter! Sie werden in diesem Hause nicht sterben, sonst hätten sich Ihnen die Gespenster in anderer Weise angekündiget. Wer diesen Spuck vernommen, gehört gleichsam zu unserm Hause, aber ich bitte mein Lieber! halten Sie, um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, reinen Mund, und sollten Sie den Spuck noch einmal vernehmen, beten Sie ein andächtig Vaterunser; Schaden werden Ihnen die gespenstigen Ritter nicht zufügen, dafür stehe ich Ihnen."

Man wird leicht ermessen, daß meine Neugierde durch diese Worte aufs höchste gespannt worden war. Ich bestürmte die Gräfin mit Bitten, ein Näheres über den Spuck mitzutheilen, allein vergebens! „Sie sollen dereinst mehreres über die Sache hören — sprach die Dame — allein es ist jetzt nicht an der Zeit, darum mein Lieber! gedulden Sie sich."

Bald lernte ich die ganze würdige gräfliche Familie kennen. Der alte Graf hatte in seiner Jugend durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd das eine Auge verloren; seine Nase war von violeter Farbe und höchst unförmlich, allein die unschöne Hülle barg einen scharfen, höchst gebildeten Geist und das trefflichste aller Herzen.

Von den vier Sprossen des gräflichen Paares befanden sich nur zwei zu Hause. Der eine, Graf Desider, erschien nur bei Tafel und hielt sich die übrige Zeit in seinen Zimmern verschlossen; er schien an einer Gemüthskrankheit zu leiden. Comtesse Josephine*) aber glich an Güte und Milde einem Engel und die linden Töne ihrer Meisterharfe versüßeten mir manche Stunde auf meinem Schmerzenslager. Eine ältere Schwester war an einen Grafen v. L—berg verehlichet und ein zweiter Bruder, Graf Xavier, hatte bereits als Stabsoffizier in mehreren Feldzügen Lorbeeren gesammelt und diente jetzt als Oberst in der Leibgarde der Hatschire (Archers).

Dieser Graf Xavier war ein in der That höchst originelles Mann, ein geborenes Genie im ganzen Sinne des Wortes. Natur hatte einen Callot, Garrik, oder Beethoven schaffen wollen, allein Geburtsverhältnisse lehnten sich gegen eine solche Bestimmung auf und machten aus dem Genie einen Hatschiroberſten. Das Genie fühlte sich nicht glücklich, beachtete häufig nicht ängstlich genug die beengenden Schranken seiner Geburt und seines Standes, und wurde endlich von jener genialen Lebens-Ironie ergriffen, welche noch keinen Sterblichen glücklich gemacht hat.

*) Diese Comtesse, an den Hrn. Staatsrath v. H—i verehelichet, ist das einzige jetzt noch lebende Mitglied der ältern gräflichen Larosée'schen Familie.

Ich verlebte mehrere Monate im gräflich Laroſee'ſchen Palaſte und wurde wahrlich von der Familie nicht anders gehalten, als deren Sohn.

Einige Sommermonate brachte ich dann auf den herrlichen Gütern der Familie, in Poſſenhofen und Garatzhauſen*) am Starenbergerſee zu, und es ſtellte die milde Luft jenes liebreizenden Sees in der That meine ſehr geſchwächte Geſundheit in dem Grade wieder her, als es damals möglich war.

Lange Jahre blieb ich häufig von München getrennt, allein ſo oft ich nach der Hauptſtadt kam, verfehlte ich nie im Laroſée'ſchen Hauſe Viſite zu machen, und wurde dort ſtets mit gleichem Wohlwollen aufgenommen. Befand ich mich mit der alten Gräfin allein, wagte ich wohl zuweilen von jenem Spuck des Jahres 1809 zu ſprechen, bis mir endlich die Dame einmal für immer ſagte: „Mein Lieber! ich mag davon nicht gerne hören, die geſpenſtigen Ritter ſind zur Ruhe gegangen und laſſen ſich nicht fürder vernehmen; doch beſuchen Sie mich, wenn ich einſt auf dem Sterbebette liege, dann werde ich mein Wort löſen, und Ihnen vertrauen, was mir von der Sache bekannt geworden iſt.“

Gräfin L—berg, die älteſte Tochter des gräflich Laroſee'ſchen Hauſes, war längſt verſtorben; Gräfin Joſephine hatte ſich vermählt; der alte Graf und Präſident ſegnete das Zeitliche, ſo auch ſein Sohn der geniale Graf Xavier. Die Gräfin Mutter

*) Dieſe ſchönen Güter wurden nach dem Abſterben der ältern gräflichen Familie verkauft und ſind nun Eigenthum J. K. H. der Frau Herzogin Ludovike Wilhelmine, geb. Prinzeſſin v. Bayern und Gemahlin des ſinnigen Herzogs Maximilian in Bayern. Das herrliche Poſſenhofen wird von der Frau Herzogin zur Sommerszeit bewohnt.

lebte noch in einem ungewöhnlich hohen Alter, endlich hieß es, auch sie befinde sich dem Tode nahe. Mit klopfendem Herzen schlich ich nach dem alten Palaste in der Burggasse; jetzt hoffte ich endlich Aufklärung über meine gespenstigen Ritter zu erhalten, doch meine Hoffnung wurde getäuscht; die alte Gräfin kämpfte bereits des Lebens letzten Kampf und Niemand wurde mehr vorgelassen.

Auch Graf Desider folgte schnell genug der Gräfin Mutter in ein besseres Leben, und Haus und Güter der ältern gräflichen Familie fielen nun an deren Enkel, welche auswärts wohnen. Mit dem alten Stammhause in der Burggasse sind mächtige Veränderungen vorgegangen. Neben dem hohen Porticus wurden Kaufmannsläden ausgebrochen und in denselben treiben Käsestecher und Tabackshändler ihr alltäglich Wesen. Der ehemalige poetische Typus ist ganz von diesem Hause gewichen; statt der feierlichen Stille waltet in jenen Hallen und in den weiten, hohen, stattlichen Sälen ein recht bürgerlicher und prosaischer Lärm, und wohl glaube ich, daß die gespenstigen Ritter den Leichen der alten gräflichen Familie in die Todtengruft gefolgt sein mögen, denn die ernste Poesie des Geisterreiches mag nicht bestehen neben der schalen Alltäglichkeit des Lebens gemeiner Plebejer, die für nichts Sinn haben, als für ihr Geld und ihre stinkenden Waarenballen. Unschwer aber werden die geneigten sinnigen Leser die Gefühle zu würdigen wissen, mit welchen ich nun, oft noch und lange, das alte Haus in der Burggasse betrachte.

Am Tage aller Seelen walle ich alljährlich nach der Gruft, in welcher die ältere gräflich Larosée'sche Familie nun ruht; ich hänge dann Blumenkränze an deren Todtenurnen auf, und bete mit gläubigem Herzen zu Gott dem Allmächtigen, für das Seelenheil der Entschlafenen.

III.

Madame Joli-Chaudron.

Es war an einem trüben, naßkalten Novemberabende im Jahre 1816, als das Bataillon, bei welchem ich als Offizier im zweiten französischen Feldzuge Dienste leistete, sein ihm neu angewiesenes Standquartier, das freundliche Städtchen Bourbonne les Bains, im Departement der obern Marne, bezog.

Mein Quartierbillet lautete auf eine Madame Joli-Chaudron, welche eines der stattlichsten Häuser im Städtchen ihr Eigenthum nannte. Durchnäßt bis auf die Haut und von einem höchst beschwerlichen Tagesmarsche sehr ermüdet, verspürte ich durchaus kein Verlangen, noch am bezeichneten Abende, mich meiner Madame Chaudron vorzustellen; ich ließ mir mein Zimmer anweisen, soupirte allein und sank bald in des Mohnbekränzten Morpheus Arme.

Am andern Morgen gedachte ich mich in die berühmten stärkenden, natürlich warmen Bäder des Städtchens zu begeben und stand bereits mit Hut und Degen unter der Thüre, als mir unser Bataillonsadjutant entgegentrat, und den Degen mit großer Artigkeit aus meinen Händen nahm, indem er sprach: „Ich bedauere ganz unendlich, mein lieber Herr Kammerad! aber auf Befehl des Bataillonskommandos.“ —

Was war anders zu thun, als gute Miene zum schlimmen Spiele zu machen. Von dem Adjutanten erfuhr ich die Ursache meines Arrestes.

Ich war ehever mit einem Zuge Schützen in Riviere les Fausses, einem kleinen Dörfchen unweit Langres, in Kantonnirung gelegen, wo sich ein schönes Landschloß befand, in welchem ich mein kleines Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Besitzer des Schlosses war hagestolz und dabei ein alter, grämlicher, ungemein geiziger Krautjunker, von dem ich jeden Bissen Brod, jedes Gläschen sauern Weines durch Zank und Streit erkämpfen mußte, und es war daher wohl kein Wunder, daß mir der langweilige Aufenthalt in diesem verwünschten Schlosse höchst widerlich wurde. Eines Tages schritt ich über einen der langen Corridore; ein alter Topf stand mir im Wege, in meinem Unmuthe stieß ich das Gefäß mit dem Fuße bei Seite und der Topf ging in Trümmern. In der folgenden Nacht kam zu meiner großen Freude Marschordre. Allein ich hatte nur erst mit meinem Detaschement das Dörfchen verlassen, als mein grämlicher Krautjunker mit einem eigenen Boten einen Brief an unsern Bataillonschef sendete, und denselben benachrichtigte, daß ich vor meinem Abmarsche das Schloß in Riviere demolirt und ihn, den Krautjunker, beinahe ermordet hätte. Das „audiatur et altra pars“ gehörte nicht unter die Maximen unseres strengen Bataillonschefs und so saß ich im Hausarreste.

Als an jenem verhängnißvollen Morgen die Stunde herangekommen war, in welcher die Etikette eines französischen Landstädtchens erlaubte, der Dame vom Hause Visite zu machen, wollte ich von dieser Anstandsregel dennoch nicht Umgang nehmen.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich der festen Ueberzeugung lebte, Madame Joli-Chaudron müsse ein altes häßliches Mütterchen sein, allein der Augenschein überzeugte mich vom Gegentheile.

In sehr verbindlicher Weise sah ich mich von Madame empfangen; man nahm Platz im Divan.

Madame war eine ſchlanke Brunette und mochte etwa zwanzig und zwei Lebensjahre zählen. Ihr höchſt intereſſantes Geſichtchen hatte die klare Olivenfarbe des Südens, aber von jenem friſchen Roth, dem Zeichen eines lebhaften Temperaments, durchglüht, während die großen, dunkeln Augen Feuer ſprühten. Ein ſehr ſchön geformter, aber nicht zu voller Buſen, eine kleine runde Hand und ein fineſiſches Füßchen vereinigten ſich zu einem allerliebſten Enſemble.

Nur wenige Monden war Madame mit einem Eskadronschef der Kaiſergarde vermählt geweſen, dann machte ſie eine öſterreichiſche Kanonenkugel ſchnell zur Wittwe. Ob dieſe kurze Ehe glücklich oder unglücklich geweſen, habe ich nie ergründen können, doch kam man beinahe in Verſuchung das letztere zu glauben, denn Madame ſprach nicht gerne von dem ſeligen Eskadronschef und gab dem Geſpräche ſchnell eine andere Wendung, wenn die Converſation auf dieſen Gegenſtand führte.

Uebrigens hatte Madame in Paris eine gute Erziehung genoſſen und vereinigte mit dem feinſten Anſtande der pariſer Salons, natürliche Liebenswürdigkeit und eine nicht gewöhnliche Geiſtesbildung.

In der That verließ ich nach dieſer erſten kurzen Viſite Madame mit großer Zufriedenheit. Das ſpäte Diner vereinigte uns wieder. Auſſer mir war noch ein zweiter bayeriſcher, bei Madame einquartirter Offizier, Graf Wenzel-Sternau *), der Etapenkommandant des Städtchens, bei Tiſche gegenwärtig.

Mit unübertrefflicher Grâce machte Madame die Honneurs

*) Er ſchlaft bereits ſeit Jahren den langen Schlaf.

bei der Tafel; Graf Sternau war ein jovialer, herrlicher Gesellſchafter, und ich fing allmählig an, mich in dieſem Hauſe behaglich und meinen Arreſt erträglich zu finden.

Nur beim Mittageſſen wurde Graf Sternau ſichtbar, ſeine übrigen Stunden nahmen Dienſtgeſchäfte hin, oder er ſuchte Zerſtreuung auſſer dem Hauſe. Ausgehen durfte ich nicht, in meinem einſamen Zimmer plagte mich Langeweile, und ſo war es denn wohl natürlich, daß ich, ſo viel es nur immer thunlich blieb, die Geſellſchaft meiner intereſſanten Hauswirthin ſuchte.

Madame hatte ihr Beſitzthum in Bourbonne nur erſt vor kurzer Zeit durch Erbſchaft gewonnen; ihr lebten für jetzt im Städtchen weder Verwandte noch Bekannte, nie ſtellten ſich Beſuche ein und meine Geſellſchaft ſchien Madame nicht beſchwerlich zu fallen.

In einem hohen Grade beſaß Madame Unterhaltungsgabe. Sie ſprach, eine begeiſterte Franzöſin, voll Enthuſiasm von Napoleons; in Paris war ſie wie zu Hauſe, keine Intrigue des Hofes und der Salons ſchien ihr entgangen zu ſein. Die Weltdame plauderte Stunden lang mit bezaubernder Naïveté und ich wurde nicht müde, ihr zuzuhören.

Außerdem war Madame eine große Freundin der Lektüre. Abends ſaßen wir traulich beim hell lodernden Kaminfeuer und laſen einander wechſelweiſe vor; die freundliche Wirthin gab ſich unſägliche Mühe, meinen etwas unſchönen und harten Accent zu verbeſſern.

Tragödien der ältern franzöſiſchen Dichter las Madame mit beſonderer Vorliebe, Begeiſterung und wahrem innigen Gefühle. Häufig vergoß ſie über einer ſchönen Phraſe der Voltaireſchen Zaire oder irgend einer andern Theaterheldin Thränen. Einmal wagte

ich es, ein ſolches Thränchen meiner liebenswürdigen Wirthin von der Wange zu küßen. Die Wange der Dame färbte ſich höher, die langen ſeidenen Wimpern ſenkten ſich nieder, eine Pauſe des Stillſchweigens trat ein, aber Zeichen des Unwillens ſtellten ſich nicht dar.

Bei ſolch' bewandten Umſtänden müßte man großer Tölpel geweſen ſein, hätte man nicht Verſuche der Art wiederholt. Bald genügte mir die Wange der holden Frau nicht mehr, ich wußte die Roſenlippen zu finden und meine Feuerküße wurden endlich nicht minder leidenſchaftlich erwiedert. Es war wohl von keiner Seite erſte Liebe, nichts deſtoweniger lebten wir nun in goldenen Stunden, und die Lektüre wurde minder eifrig betrieben, als ehevor.

Eines Tages fiel es Madame doch auf, daß ich nie das Haus verließ. Eine galante Antwort lag hier nahe genug, aber ich reichte damit nicht aus, und mußte die Wahrheit geſtehen. Madame lachte herzlich und ſcherzte dann höchſt launig, um ihren pauvre prisonnier — wie ſie mich von nun an gerne und häufig nannte — zu zerſtreuen.

„Aber ma chère Henriette! — fragte ich endlich — befürchten Sie nicht, daß die böſe Laune des Wütherichs von Riviere les Fauſſes auch einmal in Bourbonne wiederkehren könnte? befürchten Sie nicht, ich würde einmal Ihren herrlichen Service aus der Fabrike von Sèvres zertrümmern; oder ein anderes Unheil in Ihrem Hauſe anrichten."

Sanft erröthend, mit geſenktem Blicke und einem unbeſchreiblich anmuthigen Lächeln erwiederte Henriette: „Für meinen Service aus Sèvres iſt mir zwar nicht bange, aber ich befürchte nichtsdeſtoweniger ſehr, daß Sie auf dem geraden Wege ſind, in dieſem Hauſe großes Unheil anzurichten."

Unheil anrichten in ſolcher Beziehung! Unheil anrichten im Herzen einer reizenden, geiſtreichen jungen Frau! — welch' herrliche, welche begeiſternde Hoffnung für einen verliebten, eitlen Mann! — Ach welche ſüße Zauber verbinden ſich mit dieſem Begriffe! Wie gerne möchte ich heute noch ſolche Unheile anrichten, aber damit iſt es nun leider vorbei, denn — hinc illae lacrymae — ich zähle bereits vierzig Lebensjahre und muß nun ſchon das Unheil-Anrichten dem jungen Deutſchland überlaſſen.

Mein Verhältniß zu Henrietten geſtaltete ſich immer ernſter, wir wechſelten Locken und Ringe, und Freund Sternau flüſterte mir ins Ohr: Ah mon ami! Ihr habt Euch in dem niedlichen Keſſelchen (chaudron) zu Bourbonne die Finger abſcheulich verbrannt, und Euer Herz ſteht obendrein in Flammen.

In der That führte die Intrigue weiter, als ich Anfangs dachte, und Hymen ſelbſt ſollte mich mit der liebenswürdigen Chaudron verbinden.

In der Hauptſache waren wir einig, allein über die Art der Ausführung theilten ſich die Anſichten gewaltig. Ich ſchlug Madame vor, das Beſitzthum in Bourbonne zu verkaufen, der Armee nach Deutſchland zu folgen und dort die Meinige zu werden. Davon aber wollte Henriette nicht hören; nach ihrem Plane ſollte ich den Kranken ſpielen, das Bataillon ziehen laſſen und hubſch im Städtchen bei Madame zurückbleiben. Von Bourbonne aus ſollte ich dann meinen Abſchied geben, Henriettens Gemahl werden und ſofort als möglichſt ſolider Spießbürger eines franzöſiſchen Landſtädtchens meine Tage verleben.

Es kamen hier vaterländiſche Intereſſe ins Spiel, und keine der ſtreitenden Parteien wollte der andern weichen. Madame, ein

allerliebſtes Trotzköpfchen, begann nun zuweilen zu ſchmollen, aber die Verſöhnung mit allen ihren Reizen blieb nie lange aus. Nicht wohl abſehen läßt es ſich, welcher Theil am Ende der ſiegende geblieben wäre. Indeß endete das ganze Verhältniß auf eine höchſt ſeltſame Art.

Ich pflegte täglich früh Morgens mit dem Grafen Sternau in deſſen Arbeitszimmer, aus welchem man die Ausſicht auf den Hofraum des Hauſes hatte, den Caffee einzunehmen. So ſaß ich eines Morgens noch bei meiner Taſſe, als der am Fenſter ſtehende Graf plötzlich in ein ſchallendes Gelächter ausbrach, mich dann ans Fenſter zog und mit ſeinem Finger, fortwährend lachend, nach einer Ecke des Hofraumes deutete. Meine Augen folgten der Richtung des gräflichen Fingers, aber o Himmel! was mußte ich erblicken — ja, ich gerathe in der That in große Verlegenheit, indem ich, ohne den Anſtand zu verletzen, nun dem geneigten Leſer berichten ſoll, was ich dazumal erblickte, doch der Verſuch muß nun ſchon einmal gewagt werden.

Madame Joli-Chaudron ſaß in einer Ecke des Hofraumes etwas niedergeduckt, und verrichtete ein, an und für ſich höchſt unſchuldiges Geſchäft, dem ſich in der Regel jeder Sterbliche ein Mal im Tage unterziehen muß, allein in Deutſchland pflegt höchſtens nur eine rohe Bauerdirne ein ſolches Geſchäft auf dem offenen Hofe zu vollziehen, aber in Frankreichs Provinz geſtalten ſich freilich ſo manche Begriffe über Schicklich- und Unſchicklichkeit ganz anders, als in unſerm lieben Vaterlande. Teniers kühner Pinſel hat manche obſcöne Attitüde, aber unſeres Wiſſens doch nie eine wie die in Rede ſtehende, dargeſtellt.

Ich ſtand wie vernichtet. Es iſt ein großer Gemeinplatz zu fragen: Wer begreift die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens? und dennoch ſieht man ſich veranlaßt, ſo oft

die Frage zu wiederholen. Wie durch einen Zauberſchlag war es um meine heftige Leidenſchaft geſchehen, und mir wurde klar, nimmermehr konnte ich der Gatte dieſer Frau werden.

Sternau hatte mich verlaſſen und die Ankunft des Bataillonsadjutanten erweckte mich aus meinem träumeriſchen Zuſtande. Der Mann brachte mir zur gelegenen Stunde meinen Degen wieder.

Schnell kleidete ich mich an und mied, ohne Madame zu ſehen, das Haus. Ich ließ mich entſchuldigen und erſchien nicht beim Diner; auch Abends blieb ich weg und verbrachte den größten Theil der Nacht im Caffeehauſe am Faroliſche. Genau in derſelben Art verlebte ich den folgenden Tag, aber vergebens ſuchte ich mich zu zerſtreuen. Frühe oder ſpät mußte ich mich erklären, und was ſollte ich ſagen? — nicht gering war meine Verlegenheit.

Noch graute nicht der Tag und ich lag in unruhigen Träumen, da wirbelte der Generalmarſch durch die Straßen des Städtchens. Schnell wurde alles lebendig, ich trieb meinen Diener zur Eile, half ſelbſt einpacken. Das Bataillon hatte in der Nacht Ordre erhalten, unverzüglich den Rückmarſch nach der Heimat anzutreten.

Jetzt war der Tag angebrochen. Ich ſtand marſchfertig im Hausgange. Plötzlich öffnete ſich die zu Madames Apartements führende Thüre. In ein elegantes, blüthenweißes Negligé gekleidet, trat Henriette hervor, reizender als je. Ein intereſſantes Blaß bedeckte der ſchönen Frau liebliches Geſicht, und mit zarter, bebender Stimme liſpelte ſie: Mais mon ami! ditez moi un peu, pourquoi —

Ich ergriff Henriettens Hand und geleitete ſie zu der Thüre, welche auf den Hofraum führte. Schweigend deutete ich

nach der verhängnißvollen Ecke hin. Madame verſtand, bedeckte mit beiden Händen das Geſicht und ſtürzte zurück in ihr Schlafgemach.

Eine lange Pauſe folgte, ich ſtand verblüfft — endlich tönte vom Markte her der bareiſche Schützenmarſch, und noch einmal öffnete ſich die Thüre des Schlafgemachs. Henriette trat abermal hervor. Sie hielt nur noch die eine Hand leicht über den Augen und lachte aus vollem Halſe; ich lachte mit. Ein Kuß noch wurde lachend gegeben, lachend erwiedert. Jetzt ſaß ich auf meinem Pferde, lachend winkten wir uns das letzte Lebewohl zu, und ich ſprengte von dannen.

Moore, der große Dichter der Britten, ſchrieb:

„Und Liebe, wo ſie zündet, läßt
Ein Herz, gebrochen und verzehrt, zurück"

Nun ſo ſchlimm war es mit uns nicht geworden. Mein und der Chaubron Herz waren ganz geblieben; ſo oft mir aber der Zufall jetzt noch die Locke und den Ring aus Bourbonne les Bains in die Hände ſpielt, muß ich immer herzlich lachen.

IV.

Fragmente aus meiner Lebensgeſchichte. — Seltſame im Jahre 1816 in Leipzig erlebte Abenteuer. — Hofrath Mahlmann.

Ich erhielt im Jahre 1808 das Offizierspatent, und war im Begriff von München nach Lindau im Bodenſee abzureiſen, denn in letzterer Stadt lag das Jägerbataillon in Garniſon, bei welchem ich meine Anſtellung erhalten hatte.

Als ich von dem geheimen Rathe v. L —, einem ſehr würdigen und in großem Anſehen ſtehenden Anverwandten, Abſchied nahm, führte mich derſelbe in ſein Kabinet, und redete mich alſo an:

„Lieber Vetter! Sie ſind nun Offizier und gewiſſermaßen ſelbſtſtändig. Jetzt erachte ich es an der Zeit, Ihnen ein Geſchenk zu behändigen, welches Ihnen längſt zugedacht iſt. Es wird Sie, wenn Sie ſich einſt verehelichen wollen, in Stand ſetzen, die Kaution zu erlegen, auch bleibt wohl noch ein Kapitälchen zur erſten Einrichtung übrig.“

Ich horchte hoch auf, hier konnte von keinem ganz unbedeutenden Geſchenke die Rede ſein, denn die Heirathskaution eines bayeriſchen Offiziers betrug dazumal viertauſend Gulden.

Herr v. K — langte aus dem Sekretär eine Urkunde hervor, und überreichte mir dieselbe. Ich schlug das Papier auseinander. Es war eine auf 3500 Gulden von einem Baron v. M — auf den geheimen Rath von K — ausgestellte Schuldverschreibung, in welcher als Sicherung des Gläubigers ein dem Baron gehöriges Schloß im Dorf M. nebst einigen Grundstücken aufgeführt waren. Bei dieser Urkunde befand sich eine zweite, durch welche Herr v. K — jenes Kapital in hergebrachter Form an meine Person cedirte.

Ich war ungemein gerührt und überrascht. Der geheime Rath nahm wieder das Wort. „Rechnen Sie mir, lieber Vetter! — sprach der redliche Mann — das Geschenk nicht zu hoch an, denn ich mache damit nur eine Verbindlichkeit quitt, die ich Ihrem Vater hatte, und es könnte aus diesen und andern triftigen Gründen das Kapital keinen Falls auf meine eigenen Kinder übergehen. Doch geben Sie auch Ihr Ehrenwort, daß Sie von der Sache kein Aufhebens machen, und während meiner Lebenszeit weder darüber mit andern Gliedern unserer Familie reden, noch aber je das Kapital ohne mein Wissen und Willen aufkünden wollen."

Ich gab das verlangte Ehrenwort, dankte dem großmüthigen und gewissenhaften Manne für sein Geschenk aus aufrichtigem Herzen innig, steckte meine Papiere in die Tasche und reiste des andern Tages an den Ort meiner Bestimmung ab.

Der Baron v. M —, auch ein weitläufiger Verwandter meiner Familie, war ehevor in einem kleinen an Bayern angrenzenden Staate im Besitze einer sehr einträglichen Sinecure gewesen, wurde aber, nachdem jenes Ländchen Bayern einverleibt worden, pensionirt. Uebrigens blieb des Barons Ruf sehr zweideutig. Er hatte mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin v. K — k, ein bedeutendes Vermögen erheirathet, behandelte aber die Unglückliche und

seine Untergebene auf die roheste Weise. Ferner war M— ein berüchtigter Hazardspieler; jede Woche fuhr er zwei oder drei Mal nach A—, einer benachbarten großen Stadt, legte in einem gewissen Gasthofe, hinter verschlossenen Thüren, Farobank auf und zog in aller Ordnung reiche Mutterſöhnchen bis auf's Hemde aus.

In einem an den Baron erlassenem Schreiben machte ich ihm in geziemender und höflicher Weise bekannt, wie ich an des geheimen Rathes v. K— Stelle nunmehr sein Gläubiger geworden. Der Baron erwiederte, daß ihn über diese Angelegenheit der geheime Rath selbst bereits verständiget habe, und daß er nicht verfehlen werde, das Kapital nach wie vor pünktlich zu verzinsen, und somit erschien Alles gehörig geordnet.

Durch eine eigene, „Alison" überschriebene Erzählung hat der geneigte Leser erfahren, unter welchen wenig erfreulichen Umständen ich das Unglück hatte, in einem verhängnißvollen Nachtgefechte bei Neumarkt an der Rott schwer verletzt zu werden.

Sehr langsam ging meine Heilung von Statten, und am Ende erklärten mich unsere obersten Feldärzte, durch amtlich ausgestelltes Zeugniß, als untauglich für den Feldbienst.

Feldbienst-untaugliche Offiziere konnten dazumal in Bayern nicht mehr avanciren, wohl aber hatten sie Anspruch im Civilstaatsdienste in geeigneter Art untergebracht zu werden

Ich machte solche Ansprüche geltend und sollte im Jahre 1812 gerade angestellt werden, als die bayerische Armee beordert wurde, nach Rußland zu marschiren. Dieses Ereigniß veränderte plötzlich den Stand der Dinge. Es wurde für den Dienst im Innern ein Mangel an Offizieren fühlbar, und selbst Felddienstuntaugliche mußten sich nach Maßgabe ihrer Kraft und Befähigung verwenden lassen.

Ich wurde als Erzieher und Adjutant im königlichen Kadeten-Korps zu München angestellt, und als ich wegen meiner sehr geschwächten Brust diese Stellung in die Länge nicht behaupten konnte, zum Platzadjutanten in Kempten ernannt.

Die Platzadjutantenstelle in einer kleinen Stadt oder Festung bleibt auch nichts weiter, als eine Art Sinecure, und ich fühlte mich in meiner damaligen Bestimmung wenig behaglich.

Als Napoleon Elba verlassen hatte, befand sich durch die mir vergönnt gewesene längere Ruhe meine Gesundheit dermaßen erstarkt, daß ich sogleich um Wiedereinreihung in die aktive Armee nachsuchte. Ich wurde auch in der That als Adjutant dem Hauptreserveparke der Armee beigegeben, und als dieser nach endlich eingetretener Waffenruhe aufgelöst wurde, zur Dienstesleistung bei einem unserer National-Feldbataillone beordert.

Nach geschlossenem Frieden wieder ins Vaterland zurückgekehrt, eilte ich nach München, um meine Wiedereinreihung im aktiven Heere und die Herstellung meiner Anciennetè zu betreiben. Der damalige Kriegsminister, Herr v. J****, gab mir den Bescheid, „daß trotz meiner nun geleisteten ersprießlichen Felddienste meinem Gesuche die frühern Aussprüche der königlichen Sanitäts-Kommissionen entgegen ständen, daß ohnedin durch die Einreihung der Nationalfeldbataillons-Offiziere die Armee über Bedürfniß versehen sei, daß ich aber zu einiger Belohnung meiner langen und treuen Dienste zum Oberlieutenant bei der Veteranenanstalt Donauwörth demnächst befördert werden sollte.

Die Aussicht, als junger, wissenschaftlich ausgebildeter Offizier nun den ganzen übrigen Rest meines Lebens in einem kleinen Landstädtchen in müßiger Lage unter ergrauten Kriegern zubringen zu müssen, war für einen lebhaften Geist zu abschreckend, als daß

ich nicht hätte verſucht werden müſſen, einer ſolchen trüben Beſtimmung nach Kräften entgegen zu arbeiten, und ich faßte daher den Entſchluß, meine früher erlangte Befähigungen und Anſprüche abermals geltend zu machen, und eine Anſtellung im Civilſtaatsdienſte nachzuſuchen. Bei dieſer Gelegenheit ſagte mir einer der damals höchſt geſtellten Staatsdiener: „Es thäte mir wahrhaft leid, wenn ich Ihre ſeltene Fähigkeiten in einem ſubalternen Staatsdienſte ſollte zu Grunde gehen ſehen. Sie haben das Gymnaſium abſolvirt, nehmen Sie doch vorerſt die Penſion und befähigen Sie ſich auf einer tüchtigen Hochſchule zum höhern Staatsdienſte; namentlich rathe ich Ihnen das Studium der Statiſtik an, dafür geſchah in unſerm Vaterlande bisher nicht Bedeutendes, doch wird es in der Folge anders werden, und wenn Sie wiſſenſchaftlich für das Fach ausgebildet in ein paar Jahren wiederkehren, kann Ihnen bei bereits begründeten Anſprüchen eine ehrenvolle Stellung im höhern Staatsdienſte unmöglich entgehen.“

Dieſer wohlgemeinte und verſtändige Rath reizte mich dermaßen an, daß ich zur Stelle entſchloſſen blieb, demſelben nachzukommen. Der wackere geheime Rath v. L— war indeſſen verſtorben, und ich konnte demnach über das beim Baron M— aufliegende Kapital frei und unbeſchränkt diſponiren; dieſes Kapital aber ſollte mir die Mittel an die Hand geben, einige Jahre ſorgenfrei an vorzüglichen deutſchen Hochſchulen ſtudiren und etwa noch eine zu meiner weitern Ausbildung dienliche Reiſe unternehmen zu können.

Vorerſt war ich gewillt, ein Semeſter lang die Univerſität in Leipzig zu frequentiren, weil ich dort nebenher einen beträchtlichen Theil des großen deutſchen Handels in der Nähe zu beobachten Gelegenheit finden könnte, deſſen nähere Kenntniß mir für das ſpecielle Fach, zu dem ich mich auszubilden gedachte, von großem Nutzen ſeyn mußte.

Ich schrieb nun an den Baron v. M—, unterrichtete ihn von meinen damaligen Verhältnissen und Entschlüssen, sagte das bei ihm stehende Kapital auf, und fragte zugleich an, ob er wohl geneigt und im Stande wäre, mir das Kapital zurückzubezahlen, weil ich im entgegengesetzten Falle veranlaßt sein würde, meine Forderungen an einen Dritten zu verkaufen, um die zur Realisirung meiner Lebenspläne nöthigen Summen in die Hände zu bekommen.

Uebrigens ließ ich mich, bei solch' gestalteten Umständen, Seiner Majestät dem höchst seligen König vorstellen, offenbarte demselben in Unterthänigkeit meinen Lebensplan, und um denselben ungestört und konsequent verfolgen zu können, bat ich um allergnädigste Bewilligung der Normalpension und mit Fortbezug derselben zugleich um einen zweijährigen Reiseurlaub; der hochherzige und edle König Maximilian Joseph gewährte sogleich meiner unterthänigsten Bitte allerhuldvollste Zusage, und trug mir auf, von dieser allergnädigsten Bewilligung den Herrn Kriegsminister v. T**** in Kenntniß zu setzen. Allein Herr v. T**** nahm sehr ungnädig auf, daß ich es gewagt, mich persönlich an des Königs Majestät zu wenden, und widersetzte sich hartnäckig meiner Pensionirung, da dieselbe bei meinen jungen Jahren und noch anderweitiger Dienstbrauchbarkeit durchaus nicht mit denen ein Mal feststehenden Grundsätzen in Einklang zu bringen sein sollte.

Bei dieser ungünstigen Lage der Dinge war ich nothgedrungen, mich noch einmal der allerhöchsten Person des Königs vorzustellen, bei welcher Gelegenheit Seine Majestät, nachdem Allerhöchstdieselbe mich huldvollest angehört, in die mir stets unvergeßlichen Worte ausbrachen: „Um der Geschichte ein Ende zu machen, nehmen Sie den Abschied als Offizier à la Suite; es gilt gleichviel und Sie sollen dabei eher gewinnen als verlieren; die Pension zahle ich Ihnen aus meiner Privatkasse; Ihre Ansprüche bleiben dieselben;

ſtudiren Sie nur tüchtig darauf los, und eine gute Anſtellung ſoll Ihnen nicht entgehen."

Dieſem allerhöchſten Befehle gemäß ſchied ich nun auch ſogleich als Oberlieutenant à la Suite aus dem engern Militärverbande der bayeriſchen Armee aus, und konnte nun gehen, wohin es mir beliebte.

Inzwiſchen war auch vom Baron M — eine über alle Erwartung günſtige Antwort eingetroffen. Er ſchrieb, daß es ihm ganz und gar erwünſcht ſey, das in Rede ſtehende Kapital rückzuzahlen, und beſtimmte einen Tag, an welchem er mich zuverläßig zur Abmachung dieſes Geſchäftes auf ſeinem Schloße in B. erwarten wolle, bei welcher Gelegenheit er mir noch beſondere, gewiß höchſt intereſſante Eröffnungen zu machen habe.

Dieſer Brief verſetzte mich in eine große Spannung. Das Schloß des Barons war nur eine ſtarke Tagreiſe von München entfernt, und genau zur gegebenen Stunde hielt mein Wagen an Ort und Stelle.

Es lag das Schloß ſelbſt in einiger Entfernung vom Dorfe und in ſehr einſamer Gegend. Die Burg war verfallen und ſchien gänzlich unbewohnt; die Laden an den Fenſtern und das Eingangsthor ſelbſt waren verſchloſſen; der Schloßgarten ſtellte ſich ganz verwildert dar.

Hier nun wohnte Baron M —, wie man mir ſchon im Gaſthofe des Dorfs geſagt — ganz allein mit weniger Dienerſchaft, denn ſeine Gattin hatte ſchon vor drei Jahren eine Scheidung erzielt, und war zu ihrer Familie zurückgekehrt.

Nach wiederholtem heftigen Pochen am Schloßthore öffnete mir daſſelbe endlich ein großer, mürriſcher, ſchwarzer Burſche, der in eine alte, verſchoſſene Jäger-Livree gekleidet war.

Ich nannte meinen Namen und verlangte dem Herrn Baron gemeldet zu werden. „Sie werden bereits erwartet — erwiederte der Jäger — belieben Sie nur mir zu folgen.“

Man führte mich verfallene Treppen auf und nieder, durch lange finſtere Corridore, in ein Hintergebäude, in welchem endlich der Jäger eine Thüre öffnete und mich eintreten hieß.

Ich befand mich jetzt, wie es ſchien, in dem Empfangszimmer des Barons, allein ein Prunkzimmer konnte daſſelbe nicht füglich genannt werden. An den rauchigen, einſt weißen Wänden hingen einige mittelmäßige Oelgemälde, ſogenannte Jagdſtücke, und dazwiſchen Hirſchfänger, Piſtolen, Gewehre, Pfeifenköpfe. Die Meubels waren unſcheinbar. An einer der Wände ſtand ein altes Sopha, davor ein wackeliger Tiſch. Auf den zerriſſenen Stühlen lagen alte, häßliche Hunde, welche bei meinem Eintritte brummend die Köpfe zur Höhe hoben. Ueberall Schmutz und Spinngewebe; — man konnte ſchnell zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier ſeit lange her keine ordnende weibliche Hand gewaltet.

Nach einer Weile trat der Baron ſelber aus der Thüre eines Nebengemaches. Er war ein ungemein hagerer und langer Mann, der etwa funfzig Lebensjahre zählen mochte und etwas gebückt einherſchritt. Ein alter Schlafrock hing ſchlotternd an der Geſtalt. Uebrigens hatte die Phyſiognomie des Mannes etwas ſehr Widerliches und Zurückſtoßendes; das lange blaße Geſicht war ebenfalls ſehr hager; zwei kleine graue Augen blickten lauernd und von der Seite nur auf mich; den ohnedem unſchönen und zahnloſen Mund umſchwebte ein höhniſcher Zug, und nur wenige dünne rothliche

Haare bedeckten den beinahe kahlen Schädel. Es war dieser der Kopf eines Spielers von Profession.

Nichtsdestoweniger empfing mich der Baron mit großer Artigkeit. Er nöthigte mich im Sopha Platz zu nehmen, und der Jäger in der verschossenen Livree servirte kalten Wildbraten, starke Weine und Liqueure.

Die Conversation drehte sich lange um alltägliche Gegenstände. Endlich kam mein Mann zur Sache. „Sehen Sie, mein werthester Herr Vetter! — fing er an — ich lobe es, daß Sie das Militär verlassen wollen, denn mir däucht, es nahen jetzt Zeiten, die der Uniform nicht sehr günstig sind. Es ist mir ungemein lieb, daß Sie gerade nach Leipzig reisen, denn zufällig mußte ich vor einigen Wochen in einem Geschäfte Papiere nehmen, die auf jenen Platz gestellt, und gerade so gut wie baares Geld sind; nun diese Papiere können für Sie nicht anders als erwünscht sein. Indessen, ich kann mir wohl denken, Sie bedürfen zu Ihrer ersten Einrichtung, zur Reise u. dgl. auch baarer Summen, nun auch damit soll Ihnen gedient werden. Wir wollen als gute Freunde und Verwandte uns ausgleichen; mein fester Grundsatz bleibt: Einem Jedem das Seinige, und redlich dauert am längsten. Aber apropos! Sie haben doch die Schuldurkunde und die Cession des seligen geheimen Raths mitgebracht?“ —

Ich bejahte. „Gut, gut — nahm der Baron wieder das Wort — nun, zum Mittagessen kömmt mein Rechtsfreund aus A. zu mir heraus, dann wollen wir das kleine Geschäftchen gleich in Ordnung bringen, denn Ordnung muß sein in allen Dingen. — Doch von etwas anderm nun, aber ich bitte, schenken Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit.“

„Als ich mich vor einer langen Reihe von Jahren als junger Mensch in Wien befand — also begann der Baron nach einer

Pause — lernte ich dort einen Mann kennen, der mir, aber noch viel näher Ihnen verwandt ist. Der Mann heißt v. Sch —, und diente dazumal im österreichischen Regiment Pallavizini als Hauptmann. In der Folge rückte v. Sch — bis zur Charge eines kaiserlichen Generalmajors vor, nahm aber als solcher seinen Abschied und heirathete eine unermeßlich reiche polnische Gräfin, mit welcher er im Winter in Warschau lebt, den Sommer aber auf seinen Gütern zubringt. Mit diesem General v. Sch — blieb ich in fortwährendem Briefwechsel, indem ich verschiedene seiner Angelegenheiten in Deutschland ordnete und besorgte. Die Ehe des Generals ist kinderlos geblieben, und er äußerte mehrere Male in seinen Briefen den Wunsch, ich möchte ihm aus Deutschland einen jungen hoffnungsvollen Verwandten senden, dessen Glück er zu machen gedenke. Hätten Sie, mein sehr werther Herr Vetter! — fuhr der Baron höchst widerlich-lächelnd in seiner Rede fort — hätten Sie sich mir früher freundschaftlich genähert, würde ich Ihnen längst diese für Sie gewiß interessante Notiz mitgetheilt haben, allein Sie vermieden stets, recht absichtlich und geflissentlich, mir zu begegnen; nun ich habe viele, sehr viele böse Feinde, und kann mir wohl denken, man wird mich, wie es mir oft schon begegnet ist, als einen Menschenfeind, als einen Spieler, als ein moralisches Ungeheuer geschildert haben. Von allem diesem bin ich Gottlob nichts. Wahr ist es, ich liebe es, kleine Gesellschaftsspiele zu entriren, aber immer nur zu den niedersten Sätzen; alle Glücksspiele sind mir ein Greuel. Doch lassen wir das! — Ich will Ihnen des Generals Briefe alle mittheilen. Seit einiger Zeit kränkelte der Ehrenmann in sehr bedenklicher Weise, und ich fürchte, er dürfte es nicht mehr lange treiben. Wenn Sie übrigens meinen wohlgemeinten Rath befolgen wollen, so versäumen Sie keine Zeit, und machen von Leipzig einen Abstecher nach Warschau. Wahrscheinlich vermögen Sie es, sich schnell und ohne große Mühe ein glänzendes Sort zu begründen. Solche Gelegenheiten kommen nicht alle Tage, darum noch ein Mal wiederhole ich es, eilen

Sie nach Warschau. Meine Empfehlungsbriefe für Sie an den General liegen bereit, und ich hoffe, es sollen Ihnen dieselben eine gute Aufnahme bereiten."

Ich dankte dem Baron für die unverkennbare Theilnahme die er an meinem Schicksale nahm, und zeigte mich keineswegs abgeneigt, die Reise nach Warschau zu unternehmen. Endlich bat ich um die versprochene Einsicht der Briefe des Warschauer Vetters, von welchem in meiner Jugend öfters reden gehört zu haben, ich mich allerdings erinnerte.

Der Baron ging ins Nebenzimmer und kehrte bald mit vielen Papieren zurück. Vorerst händigte er mir einen dicken versiegelten Brief ein, der an den Warschauer Vetter adressirt war und mir als Beglaubigungsschreiben dienen sollte. Dann entfaltete er mehrere Briefe von dorther, von denen ich einige flüchtig durchlief, und in denselben in der That die Verhältnisse theilweise bestätiget fand, von welchen mich der Baron ehevor unterrichtet hatte. Dieser aber unterbrach bald meine Lektüre mit den Worten: „Sie werden nachher noch Zeit genug finden, die Briefe vollends durchzulesen, mein schätzbarster Herr Vetter! für jetzt giebt es noch allerlei zu besprechen, und die Augenblicke sind kostbar, denn nicht lange werden wir allein sein."

Ich konnte, ohne unhöflich zu sein, diese Aufforderung nicht unbeachtet lassen, und legte die Briefe bei Seite.

In der That wußte mich der Baron in ein mir keineswegs uninteressantes Gespräche zu verwickeln, in welchem er mir die Verhältnisse und Eigenheiten des Warschauer Vetters sehr redselig und klar auseinander setzte, und mir auf diese Weise deutliche Fingerzeuge hinsichtlich meines einzuschlagenden Benehmens gab.

Auf dieſe Weiſe rückte unvermerkt die Mittagsſtunde heran, und mit ihr erſchien der erwartete Gaſt aus A., des Barons Anwald nämlich. Es war ein kugelrundes, beinahe kriechend höfliches Männchen, in deſſen unſchönem Alltagsgeſichte mir gleichwohl ein gewiſſer lauernder Zug auch nicht entging.

Nach kurzer Zeit erſchien der Jäger in der verſchoſſenen Livree und meldete, es ſei ſervirt. Bei Tiſche wurde nicht von Geſchäften geſprochen, wohl aber ſprachen die Herren deſto eifriger den Flaſchen zu, und ſchenkten auch mir fleißig ein; es ſchien mir beinahe, als wäre es darauf abgeſehen, mich zu bezechen, und obwohl mir der Baron, an dieſem Tage wenigſtens, noch keine Veranlaſſung zu gerechtem Mißtrauen gegeben hatte, beſchloß ich doch, auf meiner Hut zu ſein.

Nach aufgehobener Tafel endlich kamen unſere Angelegenheiten an die Tagesordnung. Der Advokat erſuchte mich vorerſt, die öfters erwähnte Original-Schuldurkunde nebſt Ceſſion zu präſentiren. Es geſchah. Nun legte der Baron mehrere Wechſel, im Geſammtbetrage von 5200 Gulden, auf dem Tiſche auseinander. Sie waren von einem Frankfurter auf ein Leipziger Haus ausgeſtellt, und, nach Verlauf zweier Monden noch, ſämmtlich fällig. Der Advokat nahm das Wort. „Hochverehrteſter Herr! — ſprach das Männchen mit ſchwerer Zunge — Sie ſehen hier Wechſel, für deren Solidität wir unbedingt haften, und Euer Hochwohlgeboren werden Ihr Geld zur Verfallzeit von dem Leipziger pünktlich, oder auch noch früher erhalten, wenn Sie ſich kleine Diskontirgebühren gefallen laſſen; die fehlenden 500 Gulden aber wird Ihnen der Herr Baron baar einhändigen, Zinsrückſtände ſind nicht vorhanden, und ſomit alſo wäre die Angelegenheit geſchlichtet.“

Ich zeigte mich zwar bereit für 4200 Gulden Wechſel auf Leipzig anzunehmen, verlangte aber den Reſt der Summe in

baarem Gelde. Jetzt kam es zu langen Diskussionen, und wir verständigten uns endlich dahin, daß ich 5000 Gulden in Papieren, 500 aber in Baarem erhielt, wogegen ich dem Baron seine Schuldurkunde aushändigte. Der Advokat nahm über den Akt ein kleines Protokoll auf, welches wir unterzeichneten und besiegelten.

Der Baron lud mich ein, im Schlosse zu übernachten, ich schlug aber die Einladung aus, und fuhr die ganze Nacht hindurch, um am andern Tage wieder zeitig in München einzutreffen.

Ich baute in dieser Nacht in meinem Reisewagen die unvergleichlichsten Luftschlösser. In der Jugend, wie im trunkenen Zustande, malt unsere Phantasie stets grün und blau. Man hält es für geradezu unmöglich, daß zufällige Hindernisse unsere sanguinische Hoffnungen vernichten könnten, und also erging es auch mir. Es hatten sich mir plötzlich und unerwartet gar glänzende Aussichten eröffnet. Die in Leipzig zu erhebende Summe sollte mich in den Stand setzen, mich stattlich auszurüsten, damit ich dem Warschauer Vetter zu imponiren vermöchte, der dann nach meiner Ankunft, wie ich zuversichtlich hoffte, nichts eiligeres würde zu thun haben, als zu sterben, nachdem er mich ehevor zum Universalerben seiner unermeßlichen Schätze eingesetzt. Nichtsdestoweniger berührte mich mit einem Male und in Mitte dieser Schwärmereien ein trüber Gedanke höchst unangenehm. Mir war eingefallen, daß mir dieser Baron v. M — von vielen sehr rechtlichen und wackern Männern in A. und andern Orten, als ein sehr gefährlicher und grundschlechter Mensch geschildert worden war. „Wie, fragte ich mich selbst, wenn nun der saubere Patron dir falsche Papiere beschert hätte?“ — Ich wurde unruhig und hieß den Kutscher schneller fahren. Am andern Morgen befand ich mich wieder in München, und kaum nahm ich mir Zeit, mich umzukleiden, um den mir bekannten jüdischen Großhändler St — r, der damals noch lebte und für einen der umsichtigsten Wechsler galt,

zu besuchen. Ich zeigte dem Herrn St — r meine Papiere; er erklärte sie für gut und echt, und mir fiel gleichsam ein Stein vom Herzen. Schnell traf ich meine Anstalten, und nach Verlauf weniger Tage schon befand ich mich auf dem Wege nach Leipzig.

Meine Reise machte sich übrigens dennoch nicht allzurasch. Ich berührte Neuburg, Eichstädt und Nürnberg, Städte, welche mir bis jetzt fremd geblieben.

Ueberall galt es, Merkwürdigkeiten zu beschauen, und in den Umgegenden malerische Naturschönheiten zu bewundern; überall traf ich alte Waffengefährten und gute Kameraden, welche mich so schnell nicht weiter ziehen lassen wollten. Ich lebte flott und guter Dinge, verbrauchte auch ziemliches Geld, denn es war die edle Sparsamkeit gerade keine der mir dazumal beiwohnenden Kardinaltugenden.

Endlich erreichte ich Leipzig. Die Verfallzeit meiner Wechsel war nicht mehr fern und ich beeilte mich, dieselben bei dem Hause, auf welches sie gestellt waren, zu präsentiren. Der Chef war in wichtigen und sich schnell ergebenen Geschäften nach Hamburg gereist, wurde aber täglich zurückerwartet. Einer der Buchhalter, mit einer allgemeinen Procura zwar ausgestattet, versicherte nichtsdestoweniger meine Wechsel bis zur Rückkunft des Prinzipals nicht acceptiren zu können, da er bei der schnellen Abreise desselben wie von manchem andern Geschäfte, so auch von diesem, keine nähere Kenntniß erlangt habe. Uebrigens bezweifelte der Mann keineswegs, es würden meine Wechsel angenommen werden.

Die Wendung, welche meine Angelegenheit genommen, konnte mir freilich nicht erwünscht sein, indessen — ich besaß vor

band noch Geld und beſchloß, in Ruhe die Zurückkunft des
iger Wechſelherrn abzuwarten.

Es gefiel mir in Leipzig regem Leben ungemein wohl. Ich
nte ein paar ſchöne Zimmer in einem kleinen Gaſthofe auf
P— platze, ſpeiſte im Hotel de Baviére zu Mittag und nahm
in Glaſſis großem und lebhaften Salon den Caffee ein.

Man traf dazumal in dieſem Caffeehauſe in den Nachmittags-
en immer ſehr zahlreiche, zum Theil intereſſante, aus Fremden
Einheimiſchen zuſammengeſetzte Geſellſchaft.

Das Schachſpiel machte mich hier mit einem Leipziger be-
, deſſen imponirendes Aeußere gleich Anfangs meine Aufmerk-
eit erregt hatte. Er war ein großer, ſchöner, etwa vierzig-
ger Mann, einfach aber doch elegant, meiſt in einem Ueber-
von ſuperfeinem braunem Tuche gekleidet. Anmuth und Ge-
charakteriſirten die männlich-ſchöne Phyſiognomie, und aus
großem feurigen Auge leuchtete ein ſcharfer, durchdringender
. Die höchſt anziehende Geſellſchaft dieſes intereſſanten, un-
in witzigen und ſinnigen Mannes zog mich insbeſondere an,
wurde mir bald Bedürfniß; den ganzen Tag über freute ich
auf die Stunde, welche mich bei Glaſſis mit meinem lie-
würdigen Braunen zu vereinigen pflegte, über deſſen Namen
Stand ich aber nicht die geringſte Aufklärung zu erhalten
te, da ich außer ihm im Caffeehauſe Niemanden kannte, den
darüber befragen konnte und wollte.

Die Zurückkunft meines Leipziger Banquiers aus Ham-
g verzögerte ſich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche;
e Börſe wurde immer ſchlaffer. Wenn mich übrigens dieſer
Stand auch zuweilen etwas bedenklich machen wollte, ſo durfte
nur mein Portefeuille öffnen, und die ſchönen Wechſelchen

betrachten, gleich kehrte dann die alte Zuversicht in mein Herz zurück.

Endlich erschien der ersehnte Tag, welcher jenen Banquier wieder nach Leipzig führte. Ich eilte in sein Comptoir, und stellte mich ihm nebst meinen Wechseln vor. Der Mann betrachtete mich und die Papiere mit seltsam großen Augen, schüttelte mehrmal bedenklich das Haupt, behielt aber die Wechsel, und bat mich, in einer Stunde wieder zu kommen.

Mir wurde jetzt doch nicht wohl ums Herz. Ich umkreiſete die gute Stadt Leipzig mit langen Schritten, und jene Stunde erschien mir als eine der längsten meines Lebens. Endlich trat ich wieder ins Comptoir des Banquiers: einer der Commis sagte mir: sein Prinzipal erwarte mich oben in seiner Wohnung.

Ich stürzte die Treppen hinan und stand im nächsten Augenblicke im Kabinete des Herrn J —. Nachdem wir Platz genommen, fragte der Banquier ganz feierlich und ernst: „Um Ihres eigenen Besten willen, mein Herr! ersuche ich Sie, mir genauest anzugeben, wie Sie zu diesen, auf unser Haus gestellte, Wechseln gekommen?“ —

Mit pochendem Herzen erzählte ich die ganze Geschichte, wie der geneigte Leser sie bereits kennt. — „Ich fürchte sehr — erwiederte der Banquier — daß Sie, mein guter Herr! schändlich hintergangen worden sein mögen. Doch ist das Ihre Sache, wir unserer Seits bedauern, diese sämmtliche Wechsel mit Protest zurückweisen zu müssen“ — und hiemit schob mir der gute Mann die Papiere in die Hand.

Ich saß wie vom Schlage gerührt und war nicht im Stande, eine Sylbe vorerst vorzubringen: zwei große Thränen erfüllten

meine Augen, und rannen dann auf den Wangen hernieder. Selbst den Banquier rührte mein Zustand; er versuchte es, mir Trost einzusprechen, und rieth mir vor allem, mich einem geschickten Advokaten anzuvertrauen. Ich hatte auch meiner vorhabenden Reise nach Warschau erwähnt. „Hm — nahm der Banquier wieder das Wort — da fällt mir plötzlich ein, daß sich einer meiner Handelsfreunde aus Warschau, Herr L — a — ki, hier befindet; er wohnt im Hotel de Saxe. Ich schreibe Ihnen ein Billetchen an den äußerst dienstfertigen Mann; er kennt Warschau von Aussen und Innen; gehen Sie doch gleich hin, vielleicht können Sie mit ihm reisen; er kehrt nach einigen Tagen schon nach Warschau zurück."

Mit Begierde greift der Schiffbrüchige nach dem Strohhalme selbst. Ich dankte dem Banquier für seine Theilnahme, erhielt das versprochene kleine Empfehlungsschreiben, und rannte mit demselben zur Stelle nach dem Hotel de Saxe. — Herr L — a — ki war zu Hause und empfing mich mit freundlicher Zuvorkommenheit. Ich brachte mein Anliegen vor. „Seltsam — ließ sich hierauf der Warschauer vernehmen — fürwahr, sehr seltsam! ob ich den General v. Sch — gekannt? — mein Gott, ich habe mit dem Ehrenmanne selbst manches Geschäft gemacht. Aber der General ist seit Jahr und Tag schon todt, und seine Gattin starb mehrere Monden vor ihm. Da der größte Theil des Vermögens von der Dame herrührte, hat dieselbe auch, mit des Generals Bewilligung, Alles ihrer Verwandtschaft zugewendet, und nur die Nutznießung hatte sich der General bis zu seinem Tode vorbehalten. Ich weiß dieses Alles ganz genau und gewiß, darauf können Sie sich verlassen, mein theurer Herr!"

Ich stand im ersten Augenblicke wie vernichtet, dann stürzte ich aus dem Gemache, lief nach Hause, langte das vom Baron M — an den General v. Sch — gerichtete Empfehlungsschreiben

hervor, erbrach hastig die Adresse und fand unter derselben — zwei weiße, ganz leere Briefbogen.

Naßkalter Regen fiel nieder und ein wilder Sturm brauste durch die Gipfel der Bäume. Ich sah, hörte und fühlte nicht, und durchkreuzte bis tief in die Nacht das Rosenthal nach allen seinen Richtungen. Spät erst und gänzlich durchnäßt, kehrte ich nach Hause zurück, allein so ermüdet ich auch war, kein Schlaf kam in meine Augen.

Uebrigens blieb es nicht zu leugnen, ich befand mich momentan in einer sehr mißlichen Lage. Es unterlag nicht mehr dem geringsten Zweifel, daß der schändliche Baron M— mit meiner jugendlichen Unerfahrenheit ein niederträchtiges Spiel getrieben. Nun aber waren jene 3000 Gulden der Rest meines damaligen Vermögens, auf welchen ich alle Hoffnungen meines künftigen Lebens gebaut. Blieb diese Summe unwiederbringlich verloren, stand ich in einer fremden Stadt hülflos und nackt, wobei noch das Schlimmste war, daß ich mich mit allen Verwandten in der Heimat brouillirt hatte, indem ich gegen deren Rath den Dienst und das Vaterland verlassen, und es war vor der Hand also auch von dieser Seite durchaus keine Hülfe zu erwarten.

Bald lernte ich auch noch mich von der Richtigkeit des Sprichwortes überzeugen, daß nämlich den Sterblichen selten ein Unfall ohne Begleitung anderer nahe. Ich saß am andern Morgen am Tische und war eifrig mit Anfertigung der Instruktion für einen Advokaten beschäftiget, den ich zur Verfechtung meiner Rechte annehmen wollte, als der Kellner ins Zimmer trat, und mir eine Rechnung des Wirths vorlegte. Nun hatte ich zwar in dem Hause während meines Aufenthaltes in Leipzig durchaus nichts als Morgens nur Caffee zu mir genommen, allein der Preis für meine

beiden Zimmer war ungemein hoch gestellt, und überschritt den Rest meiner Baarschaft. Ich nahm übrigens diese momentane Verlegenheit ganz leicht, und ließ dem Wirthe sagen, ich würde ihn bei meiner in einigen Tagen ohnehin erfolgenden Abreise bezahlen. Ich hielt die Sache für abgemacht, und arbeitete emsig fort, als ich aber mit meiner Denkschrift zu Ende war, wollte ich mich ankleiden, um auszugehen; allein zu meinem nicht geringen Befremdem waren alle meine Kleider, und selbst andere Effekten! aus meinen Zimmern verschwunden. Ich beruhigte mich aber, und dachte, es würde der Kellner vergessen haben, die Kleider, nachdem sie gereiniget, wieder zurück zu bringen. Heftig riß ich an dem Glockenzuge; der Kellner erschien und berichtete auf Befragen, der Wirth habe vor gut gefunden, sich meiner Effekten zu bemächtigen, welche er solange sorgfältig aufbewahren wolle, bis ich meine Rechnung gefälligst tilgen würde.

Dieser Vorfall erschien mir so neu und possirlich, daß ich im ersten Augenblicke herzlich lachen mußte; als aber der Kellner die Stube verlassen hatte, fühlte ich das ganze schwere Gewicht meiner entsetzlichen Lage wieder, und verzweiflungsvoll warf ich mich aufs Lager.

Es pochte jetzt an der Thüre, und gleich darauf trat Herr v. K**cht**ki in das Zimmer.

Dieser Herr v. K**cht**ki, welcher in demselben Hause wohnte, stammte aus einer edlen polnischen Familie und war früher königlich sächsischer Ulanenoffizier gewesen; jetzt diente er als Hauptmann in einem Infanterieregimente, welches in Leipzigs Vorstadt garnisonirte. Ich hatte die Bekanntschaft dieses Mannes an der table d'hote im Hôtel de Bavière gemacht, und in ihm einen höchst liebenswürdigen und unterrichteten Kavalier von ungemein sanftem Karakter schätzen lernen.

Herr v. K**cht**ki forderte mich auf, mich anzukleiden, um mit ihm auszugehen. Mein Herz fühlte den Drang nach Mittheilung, und seufzend vertraute ich dem Offizier einen Theil der traurigen Lage, in welcher ich mich befand. Der Hauptmann war höchlich entrüstet ob des schnöden Mißtrauens unsers Wirthes, den er einen s. v. — nannte und verließ schnell das Zimmer.

Nach Verlauf weniger Augenblicke kehrte K**cht**ki mit meiner Garderobe zurück. Der edle Mann hatte für mich, einen ihm eigentlich doch gänzlich Fremden, gut gesagt. Tief gerührt warf ich mich an des Hauptmanns Brust, und er versprach, mich in der mißlichen Lage, in welcher ich mich unverschuldet befand, nicht zu verlassen, und als Bruder an mir zu handeln. Der Ehrenmann hat redlich Wort gehalten, und wenn ihm diese Zeilen zufällig zu Gesichte kommen, mögen sie ihm sagen, daß er mir unvergeßlich bleiben wird, bis zu meiner letzten Stunde. Traun! es wäre die Erde mehr als ein irdisches Jammerthal, sie wäre eine Hölle, wenn auf einen Haufen Schurken nicht einmal wieder ein echter Biedermann käme. Allein wie sich das Zahlenverhältniß der Schurken zu jenem der Biedermänner darstellt, hat unsers Wissens bis jetzt noch kein Statistiker ermittelt.

Alle erdenkliche Mühe gab sich der gute K**cht**ki mich zu erheitern, allein es wollte nicht gelingen. Nach aufgehobener table d'hôte mußte mich der Hauptmann, Dienstgeschäfte halber, verlassen, und ich schlenderte nach Glaffis Caffeehaus.

Mein Mann mit dem braunen Rocke saß an einem Seitentischchen, und ich nahm neben ihm Platz. Der Braune redete mich freundlich an, allein ich war zerstreut und gab verkehrte Antworten. Jetzt fixirte mich der Braune schärfer und rief dann plötzlich aus: „Aber mein junger Freund! Sie sehen ja ganz verstört, als ob Sie den Tod erblickt! mein Gott, was ist Ihnen begeg-

?" — Ich gab zu, daß mir Unerwartetes und Unangenehmes derfahren, meinte aber, es werde vorübergehen.

Nach einer Pause nahm der Braune wieder das Wort: „Mir acht — sprach er — Ihnen thut ein Freund noth, sind Sie an nicht an irgend einen wackern und verständigen Mann in unr Stadt addreſſirt?"

Ich zog mein Portefeuille hervor, denn mir fiel plötzlich ein, ich von einer vornehmen und geiſtreichen Freundin in M— Empfehlungsſchreiben an den Hofrath Mahlmann in Leipg erhalten, welches abzugeben ich ganz und gar vergeſſen hatte. n Brief dem Braunen überreichend, fragte ich: „Kennen Sie Mann?" — Sichtbar überraſcht, rief mein Unbekannter aus: ch ich Mahlmannen kenne, er iſt fürwahr mein beſter Freund; llen Sie mir den Brief anvertrauen?" — Ich zögerte ein we mit der Antwort, da lächelte der Braune, ſprechend: „Sie ben recht, es iſt beſſer, daß Sie den Brief dem Hofrath ſelbſt rgeben. Ich will ſehen, daß Mahlmann für Sie Morgen der Frühe um zehn Uhr zu Hauſe iſt; er wohnt in Reichels Hof."

Zur bezeichneten Stunde verfehlte ich am andern Tage nicht, ch in Reichels Hofe einzuſtellen. Ich wurde bei Mahlann gemeldet und vorgelaſſen; wie freudig ſah ich mich aber rraſcht, als ich in ihm meinen Braunen aus Glaſſis ffeehauſe erkannte.

Sehr gut wurde ich von dem Hofrathe aufgenommen. Er erch und las meinen Brief. Dann ließ er ſich vernehmen: „Sie mir hier von einer ſehr werthen Hand dringend empfohlen. brigens hätte es deren nicht bedurft, denn uns hat der Zufall

bereits bekannt gemacht, und ich habe Sie liebgewonnen. Nun, lieber Freund! faſſen Sie Zutrauen zu mir. Sprechen Sie zu mir, wie der Sohn zum Vater. Sagen Sie mir, auf welche Art ich Ihnen dienen kann?"

Ich erzählte, wie es mir mit meinen leidigen Wechseln ergangen. Der Hofrath wurde immer aufmerkſamer und ernſter. Als ich geendet hatte, rief er aus: „Sie ſind, mein theurer junger Freund! in eine abſcheuliche Geſchichte gerathen. Dieſer Baron M — iſt ein Schurke der Art, wie man Sie häufig in Romanen, aber, zur Ehre der Menſchheit, ſeltener im wirklichen Leben trifft. Doch nehmen Sie mir nicht übel, Ihr Benehmen war in einem hohen Grade — jugendlich unüberlegt. Sie waren gewarnt; Sie kannten des Barons zweideutigen Ruf — warum erſchienen Sie in ſeinem Schloſſe nicht in Begleitung eines tüchtigen Anwaltes? Warum forderten Sie von dem Protokolle, welches über die ganze Verhandlung des Barons Rechtsfreund und offenbarer Sündengenoſſe aufnahm, keine Abſchrift? Warum öffneten Sie das Couvert des vorgeblichen Beglaubigungsſchreibens, welches Ihnen der Baron einhändigte? Dieſe Eröffnung hätte von den Gerichten geſchehen müſſen, und würde dann offenbar gegen den Baron gezeugt haben."

Nichts wußte ich auf alle dieſe ſehr natürliche Fragen zu erwiedern, und ich fühlte vor Scham meine Wangen erglühen.

„Geſchehenes — nahm der Hofrath wieder das Wort — iſt nun ſchon einmal nicht zu ändern. Doch ſagen Sie mir, lieber junger Freund! was gedenken Sie nun zu beginnen?" Auflodernd rief ich aus: „Ich will nach B — zum Baron M — eilen; der Schändliche ſoll ſich mit mir über die Barrière ſchießen. Ich oder er" — Lächelnd und kopfſchüttelnd unterbrach mich der Hofrath, indem er fragte: „Nun, und wenn ſich auch der Baron von

Ihnen wirklich todtschießen läßt, sind Sie dadurch bezahlt? Im ntgegengesetzten Falle aber, wenn er Sie niederstreckt, sind Sie reilich bezahlt; aber ein Loth tödtendes Blei statt 5000 Gulden — er Ersatz will mir nicht gefallen. Glauben Sie mir, junger reund! — fuhr der Hofrath redend fort — auch diesen M — wird, wie alle Schlechte, Nemesis zeitig genug erreichen. Uebrigens glaube ich selbst, Sie würden am vernünftigsten han=ein, wenn Sie in Ihr Vaterland zurück kehrten und die kaum erlassene Carrière wieder zu gewinnen suchten."

„Nein, theuerster Herr Hofrath! — rief ich aus — diesen Rath kann ich um keinen Preis befolgen. Von allen Freunden nd Bekannten habe ich auf Jahre lang Abschied genommen. Be=enken Sie, welche lächerliche Rolle ich spielen würde, wenn ich ach Verlauf weniger Monden unverrichteter Sache in die Heimat urückkehrte. Der Wurf ist nun einmal geschehen. Komme es, ie es komme, und wenn alles verloren wäre — ich will hinaus n die Welt und kühn der eigenen Kraft vertrauen."

Zufrieden lächelnd klopfte mich der wackere Mahlmann auf ie Schulter, indem er wieder sprach: „So gefallen Sie mir, unger Freund! man muß ringen und wagen, wenn man in der Welt Tüchtiges erreichen will, und geben unsere Angelegenheiten uweilen etwas schief, nur Ausdauer, man geht dann nicht so eicht zu Grunde, insbesondere in der Jugend nicht. Doch hören Sie jetzt meine Vorschläge. Vertrauen Sie mir Ihre unselige Wechsel, nebst der Instruktion, welche Sie für Ihren künftigen Rechtsfreund in dieser Angelegenheit niedergeschrieben haben. Ich will alles genau prüfen, auch den Rath tüchtiger Juristen erho=en, und dann für Sie handeln. Außerdem habe ich Ihnen noch inen andern Vorschlag zu machen. Sie haben mir bei Glassis anche interessante Scene aus dem jüngsten Feldzuge der Alliirten egen Frankreich geschildert. Sie sprechen gut, und ich glaube,

Sie werden auch verſtehen, gut zu ſchreiben. Verſuchen Sie doch jene Scenen an einander zu reihen und in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Es könnten daraus intereſſante Aufſätze für meine Zeitung für die elegante Welt entſtehen, mit deren Redacteur (dazumal Methuſalem Müller) ich Sie bekannt machen werde. Es wird — alſo endete Mahlmann — dieſe Arbeit Ihnen eine angenehme Zerſtreuung gewähren, und nebenbei mehrere blanke Goldſtücke, die Ihnen in Ihrer Lage vor der Hand auch nicht unwillkommen ſein dürften."

Ich verſprach den von dem Hofrathe gewünſchten ſchriftſtelleriſchen Verſuch zu wagen, und alſo endete für dieſen Tag meine Unterhaltung mit dem wackern Manne, der unverkennbar einen zarten Weg eingeſchlagen hatte, mir Baarſchaft zuzuwenden.

Ich eilte nach Hauſe und nahm das Tagebuch zur Hand, welches ich glücklicherweiſe während jenes Feldzuges in Frankreich gehalten. Mein Lebenlang war mir bis jetzt nicht in den Sinn gekommen, ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu unternehmen. Anfangs wollte die Sache nicht gehen, allein ich fand mich bald darein, wie ſich der Menſch denn in Alles findet, was er mit Ernſt und Liebe angreift, und wozu ihm Natur auch nur einige Befähigung verliehen hat.

Den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht hindurch blieb ich am Schreibtiſche ſitzen, ſo daß ich am andern Morgen Mahlmann ſchon einige Bogen Manuſkript überbringen konnte. Er fing ſogleich an zu leſen, und je länger er las, deſto mehr erheiterten ſich zu meinem unbeſchreiblichen Vergnügen die Züge ſeines männlich-ſchönen Geſichtes.

Endlich hatte der Hofrath meine Bogen durchlesen. Er sprach: Ei mein lieber junger Freund! Sie haben meine Erwartungen weit übertroffen, und ich glaube, in Ihnen schlummert recht eigentlich ein Schriftstellertalent." Der gelehrte und geschmackvolle Mann lehrte mich annoch einige schriftstellerische Kunstgriffe kennen, welche mir in der Folge sehr zu statten kamen, und machte mir mehrere treffliche Wendungen bemerkbar, durch welche meine Arbeit augenscheinlich gewinnen mußte; dann eilte ich wieder nach Hause, das begonnene Werk fortzusetzen.

Mahlmanns Lob hatte mich übrigens ganz und gar begeistert, und es fuhr nur zu bald jener furor scribendi in mich, der — dem Himmel sei es geklagt — bis auf diese Stunde nimmermehr von mir gewichen ist, und in einer Reihe von Jahren beinahe ein Hundert gedruckte Alphabete mehr in die Welt gebracht hat, ohne welche die Welt füglich hätte bestehen können. Der selige Mahlmann, welcher dazu die nächste Veranlassung gab, hat es noch im Himmel zu verantworten.

Meine Arbeit füllte viele Bogen, und wurde in der Zeitung für die elegante Welt unter dem Titel: „Fragmente aus dem Tagebuche eines deutschen Offiziers, während des Feldzuges im Jahre 1815" abgedruckt, und können diese Aufsätze im Jahrgange 1816 genannten Zeitschrift von etwa neugierigen Lesern aufgefunden werden; sie sind mit dem Chiffre V. S. bezeichnet. Die kritische Schere des Herrn Methusalem Müller hatte übrigens meine literarischen Erstlinge von einigen zu üppigen Auswüchsen befreit.

Hofrath Mahlmann honorirte meine Aufsätze sehr großmüthig; später aber lernte ich einen andern Maßstab kennen, nach welchem man sich mit angehenden Schriftstellern abzufinden pflegt. —

Inzwiſchen war die Ausfechtung meiner unglücklichen Wechſelgeſchichte dem Herrn v. H—ch, einem ſehr bewährten Advokaten in M—, übergeben worden. Allein Mahlmann hatte wahr prophezeiet, und Baron M— wurde von Nemeſis nur zu bald ereilt. Die Glücksgöttin hatte ihm im Spiele den Rücken gewendet, ſein ganzes Vermögen war dahin, und nun ſuchte der unſelige Mann ſich durch unzählige Fälſchungen wieder auf die Beine zu helfen. Solche Verbrechen wurden entdeckt und Baron M— ſtarb auf der Feſtung R—th—nb—g. — Meine 5000 Gulden blieben unwiderbringlich verloren.

Der edle Mahlmann iſt längſt nicht mehr. Leicht ruhe die Erde auf des Biedermannes Aſche.

V.

Tragikomische Abenteuer einer Reisenacht.

Dessen Lebenswagen sich, gleich einer Locomotiv-Dampf-Maschine, regelmäßig auf ebener Bahn in geglätteten Schienen und mit immer wieder leicht zu ersetzender Kraft fortbewegt, ein Solcher freilich glaubt nicht an Abenteuer im Großen und Kleinen, welche Sterbliche zuweilen aufzusuchen pflegen; allein man verlasse nur ein Mal die breite Straße des Lebens, man suche sich einen eigenen Pfad zu bahnen, durch Heide und Forst, über Strom und See — dann werden die Abenteuer nicht ausbleiben und sie gestalten sich in der Wirklichkeit oft toller noch, als man dergleichen in Romanen findet.

Ein junger ehemaliger Jägeroffizier, dem für 5000 Gulden Wechsel protestirt worden sind, bleibt leicht auf den Füßen und in der Tasche, und entschließt sich unschwer die Mode des Fußreisens mitzumachen.

Freudigen Muthes wanderte ich dazumal auf der alten Straße, welche von Leipzig nach Berlin leitet. Anfangs ging Alles gut, allein etwa noch drei Stunden von Wittenberg entfernt, überraschte mich die Nacht mit einem furchtbaren Unwetter. Der Sturm heulte aus Norden so gewaltig, daß ich mit jedem Augenblicke befürchten mußte, niedergeworfen zu werden, und dabei fiel der Regen in Strömen.

Mein Mantel war bald durchnäßt und ſchwer wie Blei; von Minute zu Minute wurde das Vordringen ſchwieriger, und ich hielt es daher für einen wahren Glücksfall, als ich endlich einen Lohnkutſcher erreichte, der mit ſeiner plumpen aber leeren Chaiſe und zwei abgetriebenen Pferden, trotz Sturm und Regen, im Schneckenſchritte und voll unerſchütterlichen Phlegmas die Straße verfolgte.

Mein Vertrag mit dem Manne war bald geſchloſſen und ich kroch in den alten Kutſchkaſten, in dem ich mich ganz behaglich fühlte. Wenigſtens ſaß ich hier doch vor Wind und Wetter geſchützt, und konnte den naſſen Mantel und ſchweren Reiſeterniſter ablegen. Die Reiſe ging freilich ungemein langſam nur vorwärts, allein vor Mitternacht konnte ich doch hoffen, Wittenberg zu erreichen, und mich dort durch ein kräftiges Nachtmahl und ein weiches Lager für die Beſchwerlichkeiten der Reiſe entſchädiget zu ſehen.

In Erwartung dieſer Dinge war ich vorerſt eingeſchlummert, aber krach — wurde ich durch einen heftigen Stoß aufgeweckt und fiel ſogleich etwas unſanft zur Seite. Die Achſe und ein Vorderrad waren gebrochen und der alte Kaſten lag umgeworfen. Schaden hatte ich nicht genommen, und mir blieb demnach nichts übrig, als aus der Chaiſe hervorzukriechen.

Mein Kutſcher ſtand neben ſeinem geſtürzten Reiſegebäude und ließ die originellſten Flüche vernehmen, die er, ohne außer Odem zu kommen, hervorſprudelte, indem er ſich nur zuweilen unterbrach, um einige lange Züge aus ſeiner Schnapsflaſche zu machen. Damit wurde nun freilich die Sache nicht beſſer. Der Sturm hatte zugenommen, der Regen ſtrömte heftiger als zuvor, und eine der ſchwärzeſten Nächte ließ nicht die Hand vor den Augen erkennen.

Nachdem sich der ehrliche Wagenlenker satt geflucht und getrunken hatte, fing er endlich an, kälter zu werden, und mit mir zu überlegen, was in dieser mißlichen Lage zu unternehmen. Rechts von der Straße ab lag ein Dörfchen, aus dessen Fenstern uns Licht entgegen schimmerte. Der Kutscher meinte, ich möchte suchen das Dorf zu gewinnen und dann im Kruge seiner harren; er selbst wollte eine Schleife improvisiren und vermittelst derselben mit dem zerbrochenen Wagen mir langsam folgen. Im Dorfe hoffte er einen Stellmacher zu finden, der über Nacht das Fuhrwerk zur Noth mobil machen würde, auf daß wir des andern Tages, früh am Morgen, wenigstens Wittenberg erreichen könnten. Ich wußte keinen bessern Rath, und trennte mich vorerst von meinem unglücklichen Reisegefährten.

Mit großer Anstrengung gelang es mir endlich, ganz durchnäßt und ungemein ermüdet, das bezeichnete Dorf zu erreichen und in demselben den Krug aufzufinden. Es war in der That kein Gasthof ersten Ranges. Die allgemeine Gaststube, ein niedriges, mit Rauch erfülltes Gemach, befand sich im Erdgeschoße. Die Wirthin, eine unsaubere Frau, in widerlich ansprechendem Nachtnegligé trat mir entgegen; allein ob das Weib kasubisch oder bobokubisch sprach, weiß ich heutigen Tages nicht zu bestimmen, denn ich war nicht so glücklich, eine Sylbe verstehen zu können.

Außer ungenießbarem Käse, hartem, schwarzen Brode und ganz abscheulichem Fusel war hier für Geld nichts zu erlangen. Nun man wird während Feldzügen derlei gewöhnt und lernt sich darein zu schicken. Ich hängte meinen nassen Reisemantel am riesigen, überhitzten Ofen auf, brannte mein Pfeifchen an, und setzte mich nieder, um die Ankunft des Kutschers zu erwarten.

Außer mir befanden sich noch zwei Gäste in der Stube. Es waren ein paar junge, wilde Burschc mit frechen Gesichtern,

welche, bereits halb trunken, in der Karte spielten, sich jeden Augenblick verunreinigten, und sich den nächsten darauf wieder versöhnten.

Diese beiden Gäste waren ebenfalls Fußreisende, welche die ungestüme Witterung angetrieben hatte, im Kruge des Dörfchens Schutz zu suchen, doch hielt ich gerathen, mich von den wüsten Gesellen fern zu halten.

Es waren indessen zwei Stunden verstrichen, Mitternacht nahete, allein noch immer nicht wollte mein Kutscher mit dem zerbrochenen Wagen erscheinen. Ich wurde unruhig. Zwar trug ich meinen Paß und Geld bei mir, allein den mit Wäsche, Kleidungsstücken und andern Reiseutensilien gefüllten Tornister hatte ich im Wagen zurückgelassen.

Hier blieb übrigens nichts zu bewerkstelligen, als sich in Geduld zu fassen.

Durch Pantomime gab ich der Wirthin, die auch ihrer Seits mein Idiom nicht kannte, zu verstehen, ich wünschte ein eigenes Zimmer mit Bett zu erhalten. Das Weib lachte laut auf, ging aus der Stube, kehrte bald mit einem Bunde Stroh zurück, bereitete an den Diehlen eine sogenannte Streue, und lud mich durch Zeichen ein, hier auf dem wenig einladenden Lager die Nachtruhe zu suchen.

Ungemein ermüdet, folgte ich dem Winke, bedeckte mich mit meinem, nun schon halb trockenen, Mantel, und behielt meinen schweren, am obern Ende mit einem eisernen Beithammer versehenen Stock im Arme; doch floh der Schlaf meine Augen.

Die Wirthin hatte indessen am heißen Ofen in einem alten Großvaterstuhle Platz genommen, und ließ bald darauf ein sehr unliebliches und lautes Schnarchen vernehmen.

Die beiden Fremden spielten bei der düster brennenden und flinkenden Oellampe am vordern Tische noch in der Karte und tranken immer mehreren Branntwein.

Das laute Schnarchen der Wirthin machte endlich die Bursche aufmerksam. Sie lachten und flüsterten untereinander, nahmen dann den Kork aus der Branntweinflasche, schwärzten denselben an beiden Enden an der Flamme der Lampe, und schlichen sofort auf den Zehen zu dem schlafenden Weibe.

Mit großer Behutsamkeit wußten die Taugenichtse der Wirthin, vermittelst des geschwärzten Korkes, einen ungeheuern Knebelbart ins Gesicht zu malen; allein sie gingen noch weiter, nahmen der Schlafenden das Umschlagtuch weg und zeichneten nun auf die schlaff hernieder hängenden Brüste der Frau Sonne, Mond und allerlei possirliche Figuren.

Das Weib sah endlich einem phantastischen Scheusal ähnlicher, als einem Menschen. Ich war zwar über die Büberei indignirt, hielt es aber mit der Klugheit nicht vereinbar, mich hier einzumischen, sondern blieb ruhig auf meinem Strohlager liegen.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde heftig an die Hausthüre gepocht; die Wirthin fuhr in die Höhe und ging zu öffnen. Ich glaubte nicht anders, als daß endlich mein Kutscher angekommen; doch ich hatte geirrt, denn die Frau trat jetzt mit einem großen, unverkennbar auch stark betrunkenen Manne in die Stube, der, wie es schien, ihr Gatte war. Der Neuangekommene schrie und tobte laut, und zwar in demselben mir unverständlichen Jargon, den auch die Wirthin sprach. Soviel wurde mir klar, der Mann war wüthend über die Beschimpfung, welche seiner Frau im Schlafe widerfahren, und drang mit einem langen dicken Prügel, den er in der Hand hielt, auf die am Tische sitzenden frem-

den Gäste ein. Diese aber wußten sich dem Tobenden verständlich zu machen, und aus ihren Zeichen nahm ich ab, daß sie die verübte Büberei mir zur Last legten.

Hastig sprang ich von meinem Strohlager auf, und es war auch in der That die höchste Zeit gewesen, denn schon drang der betrunkene Wüterich mit seinen Prügel auf mich ein. Allein unterstützt durch Besonnenheit und Nüchternheit gelang es mir, mit meinem guten Hammerstecke alle Streiche zu pariren, welche der Betrunkene gegen mich führte, und endlich traf mein schwerer Eisenhammer die Rechte des Gegners so gewichtig, daß er auf der Stelle seinen Prügel fallen ließ und laut fluchend aus der Stube rannte.

Der günstige Augenblick mußte benützt werden. Ich raffte schnell meinen Mantel auf, öffnete das nächste Fenster und sprang, ohne mich lange zu besinnen, durch dasselbe.

Das beschneite Feld lag vor mir. Ich nahm mir nur Zeit, schnell den Mantel am Halse zu befestigen, und floh dann auf gut Glück feldeinwärts.

Allein bald sah ich meine Flucht gehemmt. Der tolle Wirth hatte nachgeschnaubend eine große Dogge losgelassen und dieselbe mir nachgehetzt. Grimmig wurde ich nun von dem Thiere angefallen, und es riß mir vorerst den Mantel stückweise vom Leibe. Ich hatte genug zu kämpfen um nicht zu Boden gezogen zu werden. Endlich gelang es mir, den rechten Arm frei zu bekommen. Schnell faßte ich meinen Stock in der Mitte und führte sofort mit dem Hammer einen solch' nachdrücklichen Streich in die Weiche der Bestie, daß diese zur Stelle heulend niederstürzte und schon im nächsten Augenblicke verendete.

Flüchtigen Schrittes und nicht weiter verfolgt, setzte ich nun meine Flucht fort und erreichte bald ein dickes Gebüsche, in welchem ich mich für geborgen hielt.

Meine Lage blieb indessen nicht erfreulicher Art. Der grimme Hund hatte mir dennoch zwei tiefe Bisse in den linken Oberschenkel beigebracht, welche mich heftig schmerzten, und die ich mit meinem Taschentuche nur nothdürftig zu verbinden vermochte, und verzweiflungsvoll, wie König Lear, irrte ich bei Nacht und Sturm durch die Heide.

Endlich, spät genug, dämmerte der Morgen. Von Bauersleuten zurecht gewiesen, fand ich endlich die nach Wittenberg führende Straße, und bedeutend hinkend, erreichte ich gegen Mittag die Stadt.

Mein Aufzug erregte Aufsehen. Den Hut hatte ich in dem verhängnißvollen Kruge jenes Dorfes zurücklassen müssen; von meinem Mantel hingen nur noch einzelne Fetzen um meine Schultern, und meine Kleider und Hände trugen Blutspuren an sich.

Es bedurfte großer Ueberredungskunst, den Wirth zur blauen Weintraube in Wittenberg zu bewegen, daß er einen so seltsamen Gast, als welchen ich mich wirklich darstellte, in seinem Hause aufnahm.

Nachdem ich vom Wundarzte verbunden worden war, und meine Toilette, so gut es gehen wollte, gemacht hatte, kaufte ich mir einen Hut und schickte mich an, meinen Lohnkutscher und seinen verunglückten Reisewagen aufzusuchen, denn beide hoffte ich zuverlässig in Wittenberg zu finden. Allein all mein Mühen blieb vergeblich, und es gelang mir nicht, auch nur die leiseste Spur von meinem Vetturino zu entdecken.

Ich glaubte, die Polizeibehörde von meinen Unfällen in Kenntniß ſetzen zu müſſen, und man verſprach mir, es an Nachſpürungen, zu meinen Gunſten, nicht fehlen zu laſſen, allein auch mein Reiſegepäck blieb unwiederbringlich verloren.

Alſo führt nun ſchon einmal hienieden in der Regel jedes Mißgeſchick ein anderes im Gefolge, und nur eine nicht kleine Doſis Stoa vermag

in des Lebens höchſten Stürmen
Sterbliche zur Noth zu ſchirmen.

VI.

Die Anſpacher Nanni.

Es war am 5. November 1819 als ich auf der Rhede von Stockholm an Bord eines Kauffahrers ſtieg, den Kapitän Stöwe durch den finniſchen Meerbuſen nach Kronſtadt leiten ſollte.

Wir waren kaum einige Stunden in der See, als uns ein wilder Sturm überraſchte. Die Matroſen arbeiteten angeſtrengt, der Kapitän ertheilte, bald gellend pfeifend, bald laut ſchreiend, ſeine Befehle, und wir Paſſagiere zogen uns nach der Kajüte zurück.

Gegen Abend gerieth das Fahrzeug in eine ungemeine bedenkliche Lage. Unſer Kauffahrer hatte nämlich zu Stockholm als Ballaſt Kalkſteine geladen. Nun aber kollerten plötzlich die Steine alle auf die eine Seite; dadurch bekam das Schiff ein entſchiedenes Uebergewicht, und in demſelben Augenblicke bildeten die Maſten zu der wild bewegten Meeresfläche einen ſpitzen Winkel.

Ein neuer heftiger Windſtoß warf das Schiff ganz platt, und kenterte den Ballaſt vollends. Unſer naher Untergang ſchien unvermeidlich.

Indeſſen verlor der wackere Stöwe keineswegs Muth und Faſſung. Er befahl etlichen rüſtigen Matroſen, die Maſten hinan zu klettern und an deren höchſten Spitzen beſondere Taue zu befeſtigen, in welche ſich, der Seite entgegen, welche ſich ins Salz-

wasser tauchte, die ganze Schiffsmannschaft hängen mußte; Stöwe selbst stand am Steuer; die Todesangst verlieh Allen beinahe übernatürliche Kraft, eine kühne Wendung des Fahrzeuges wurde gewagt, und der Kauffahrer erhob sich; nun eilten zwei Drittheile der Equipage hernieder in den Raum, um die Kalksteine in Ordnung zu bringen und die Bretterverkleidung über denselben zu befestigen; glücklicherweise hatte die, für den Augenblick etwas nachgelassene Wuth des Sturmes das Manöver begünstiget.

Unter den Passagieren befand sich eine junge Jüdin, deren Sinne die Todesangst gänzlich verwirrt hatte, und welche nun eine Scene darstellte, die zu jeder andern Zeit ein allgemeines Gelächter veranlaßt haben würde.

Die junge, reizende Esther stürzte nämlich plötzlich, mit fliegenden Haaren und entblößten Schultern, auf das Verdeck, warf sich auf die Knie und schrie so laut sie konnte: „Meines Lebens Stern ist mit Finsterniß bedeckt; ich bin geworden ein Gegenstand des Fluches Plani, des Himmels, des Windes, Feuers und der Erde, der Großen und Kleinen in ganz Israel; ich bin aussätzig wie Gehasi, denn ich habe groß gesündiget hundert und viele hundert Mal mit verruchten Söhnen des Stammes jener sieben Völker, welche Jehovah geboten hat, auszurotten. Wende deine Rache von mir, Gott des Zorns! sonst muß ich enden, wie Ahitophel; siehe Jehovah, ich züchtige mich nach deinem Gebote."

Mit diesen Worten zog die junge Jüdin eine Peitsche hervor und fing an, sich mit derselben auf die entblößten üppigen Schultern neun und dreißig herbafte Streiche zu verabreichen, indem sie dabei in hebräischer Sprache den 38sten Vers des 78sten Psalms drei Mal hermurmelte.

Der Sturm war mit erhöhter Gewalt wiederkehrt. Der Kapitän nahm mich bei Seite und sagte mir:

„Wir befinden uns noch in großer Gefahr und sehen einer verhängnißvollen Nacht entgegen; ich habe nur über wenige Arme zu gebieten; mit den übrigen Passagieren ist, wie Sie sehen, nichts anzufangen; es sind Bönhasen. Wären Sie wohl geneigt, für eine Nacht nur sich dem Schiffsdienste zu unterziehen?"

Nachdem ich mich zu Allem bereit erklärt hatte, nahm Stöwe wieder das Wort: „Sehen Sie — sprach er nun leiser — jene beiden Lichter, es sind zwei, ziemlich von einander entfernte Leuchtthürme an der Küste, auf welcher zu stranden am meisten zu befürchten ist; nun werde ich Sie am Vordertheile des Schiffes festbinden lassen, sonst reissen Sie die ungestümen Wellen ins Meer. Verwenden Sie ja kein Auge von den zwei Lichtern; solange Sie die beiden, von einander so weit entfernt, wie jetzt, erblicken, ist es gut; wenn aber die beiden Lichter sich einander nähern, oder sich gar zu decken scheinen, dann, mein Lieber! schreien Sie, so laut Sie es vermögen; der Steuermann weiß dann schon, auf welche Art die drohende Gefahr zu vermeiden."

Es war für einen Nicht-Seemann eine schlimme Verrichtung, welche ich übernommen. Ich wurde mit Tauen am Vordertheile des Schiffes befestiget; der Kapitän reichte mir eine Flasche Rum, und ermahnte mich, derselben fleißig zuzusprechen, wenn ich anders bei guter Gesundheit bleiben wolle.

In wenigen Augenblicken war ich bis auf die Haut durchnäßt, denn Wellen über Wellen brachen sich an des Fahrzeuges Vordertheile und überströmten mich; oft schienen sich die Lichter an der Küste einander schnell zu nahen, dann mußte ich, laut erhaltener Instruktion, schreien, so laut ich es vermochte; ich wurde heiser;

Fieberſchauer rüttelte mich; es war eine böſe Nacht. Endlich fing es an zu tagen; der Sturm hatte ſich gelegt; ich wurde losgebunden und vermochte kaum noch nach der Kajüte zu wanken, in ſolchem hohen Grade fühlte ich mich erſchöpft.

Ohne fernere gefährliche Abenteuer zu erfahren, erreichten wir den Hafen von Kronſtadt; ich befand mich ſehr unwohl, und eilte nach St. Petersburg, wo ich, wie die meiſten deutſchen Reiſenden, im Gaſthofe bei Demuth in der großen Perſpektive von Newski abſtieg.

Am andern Morgen befand ich mich etwas wohler, und als mir das Fremdenbuch vorgelegt wurde, in welches ich mich einzeichnen ſollte, fand ich in demſelben den Namen des ſo eben angekommenen Kabinetskouriers D—t. Dieſer D—t war einer meiner Jugendbekannten, ein Mann von Bildung und Erfahrung, wohl werth, einen wichtigeren Poſten, als den ihm gegenwärtig anvertrauten, auszufüllen.

Zur Stelle ließ ich D—ten zu mir bitten, und nach Verlauf weniger Minuten ſchon trat er in die Stube. Wer es nicht erfahren, kann ſich keinen Begriff von dem Vergnügen machen, welches man empfindet, wenn man plötzlich im fernen Auslande einem vertrauten Bekannten aus der lieben Heimat begegnet.

Wir überließen uns dem Vergnügen des Wiederſehens bei einem gemeinſchaftlichen Frühſtücke in vollem Maße, indem wir uns wechſelſeitig die erlebten Schickſale mittheilten, welche beide betroffen, ſeit wir uns nicht geſehen.

Ich wollte einige Monate in St. Petersburg verweilen, dann nach Tula an der Oga reiſen, um die merkwürdigen

Hauptwaffenfabriken des russischen Reichs, welche sich dort befinden, kennen zu lernen.

D — t sagte mir: „Wenn Sie nicht wichtige Empfehlungsschreiben bei sich führen, dürften Sie Ihren Planen große Schwierigkeiten entgegen gesetzt finden, denn die Herrn Russen sind etwas mißtrauisch geworden, und die Zeiten, in welchen dieselben allein der Theil waren, welcher fremden Nationen ihre Kunstwerke abzusehen hatte, sind nicht mehr."

Ich zeigte dem Landsmanne meine mitgebrachten Empfehlungsschreiben, allein nur ein einziges unter denselben fesselte seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Es war vom Grafen G*** zu Berlin an den Fürsten G***** ausgestellt.

„Dieser wäre der Mann — sprach D — t — welcher Ihnen ungemein nützlich werden könnte. Aus einem der ältesten Dynastengeschlechter dieses Reichs entsprossen, im Besitze ungeheurer Reichthümer, hat er sich nie um Staatsdienste beworben; allein sein Einfluß bleibt dennoch bedeutend. Zudem ist der Fürst an eine Deutsche verheirathet. Die Fürstin soll eine ausgezeichnete Schönheit und eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Damen sein. Versäumen Sie ja nicht, mein Freund! sich bald möglichst dem Fürsten vorzustellen."

Völlig genesen, fuhr ich nach Verlauf weniger Tage schon beim Fürsten G**** vor. Der Kammerdiener forderte mir im Vorgemache meine Empfehlungsschreiben ab. Bald darauf öffneten sich die Flügelthüren und ich wurde in des Fürsten Kabinet eingeführt.

Die russische Durchlaucht war ein kleines, schmächtiges Greislein, doch drückten dessen helle, graue Augen und die Züge des magern Gesichtes Wohlwollen und Gutmüthigkeit aus.

Der Fürst empfing mich sehr herablassend, unterhielt sich lange mit mir, bewährte Scharfsinn und Geist, und verabschiedete mich endlich mit den Worten: „Sie sind mir, lieber junger Mann! von Jemanden, den ich sehr hochschätze, dringend empfohlen worden; geben Sie mir recht bald Gelegenheit, Ihnen gefällig sein zu können; übrigens hoffe ich Sie heute Abends bei einem rendezvous in meinem Hause zu sehen; Sie werden mehrere Deutsche treffen, auch will ich Sie dann meiner Gemahlin, Ihrer Landsmännin, vorstellen."

Der Luxus in den Palästen der russischen Großen ist zu oft zur Sprache gekommen, als daß hier davon zu reden unsere Absicht sein kann. Genug, — als ich gegen Mitternacht die blendend erleuchteten Gemächer des G*****schen Hotels betrat, wurde ich von dem Fürsten schnell bemerkt; er ergriff lächelnd meine Hand, führte mich an einen Divan, in welchem eine Dame in glänzendem Putze saß, und stellte mich derselben mit den Worten vor: „Es ist Ihr Landsmann, liebe Emilie! von welchem ich Ihnen bereits heute gesprochen."

Der Fürst war weggegangen; ich erhob mein Auge zu der Gebieterin dieses Palastes: Himmel! wie wurde mir, das war ja, wie sie leibte und lebte, die — doch nein, ich will der Entwickelung des seltsamen Abenteuers nicht vorgreifen.

Auch die junge, ungemein reizende Fürstin schien höchlich betroffen; glühende Röthe wechselte auf deren zartem Antlitze mit Leichenblässe; doch faßte sie sich gewaltsam und schnell, und sagte mir, mit kaum bemerkbar bebender Stimme, einige verbindliche Worte, ich stotterte, im höchsten Grade befremdet, wie ich war, eine nichtssagende Antwort heraus, verbeugte mich, und zog mich sofort in das Gedränge der Gesellschaft zurück.

Bald darauf öffnete sich der brillante Tanzsaal, und der Ball begann; ich stand, ein stummer Zuschauer, ganz allein in einem Bogenfenster, da trat plötzlich, mit der ihr eigenthümlichen Grazie und Anmuth, die fürstliche Herrin des Hauses zu mir. Sie leitete ein Gespräche über unser gemeinschaftliches Vaterland ein, fragte dieses und jenes, aber als sie bemerkte, daß einige in der Nähe gestandene Gäste sich entfernt hatten, und sie sich überzeugt halten mochte, von Niemanden, außer mir, verstanden zu werden, flüsterte sie hastig und ängstlich: „Wir sehen uns nicht zum ersten Mal in diesem Leben, mein Herr! ich weiß es, Sie haben mich sogleich erkannt; erwägen Sie die Angst meines Herzens; ich schwöre es Ihnen bei Gott — ein einziges unglückliches Wort, aus Ihrem Munde, und auf diesem Boden ausgesprochen, würde meinen schnellen Tod veranlassen; aber nein, sie sind ein Mann von Ehre; Sie werden nicht die entsetzliche Katastrophe herbeiführen, o ich flehe, versprechen Sie mir — —"

Ich versprach; dann fuhr die Fürstin redend fort: „Sie werden in diesen Tagen von meinem Gemahle, dem Fürsten, zu unserer Tafel geladen werden; stellen Sie sich eine Stunde vor der festgesetzten Zeit ein; ich lasse Sie in mein Boudoir führen, dort können wir ungestört plaudern; Sie sollen alles, alles der strengsten Wahrheit gemäß, erfahren." —

Jetzt bildete sich wieder, unfern des Fensters, in welchem wir standen, eine Gruppe; zugleich ertönte die Musik zu einer Ecossaise, die Fürstin reichte mir, anmuthig lächelnd, die Hand, und mir wurde die Ehre die Durchlauchtige in die Reigen des Tanzes führen zu dürfen.

Um das Jahr 1810 war in M—n plötzlich ein junges, liebliches Mädchen, in der That ein wunderholdes Kind aus der Fremde, erschienen, doch wußte man recht gut, daß es aus Anspach gekommen.

Die Fremde war — um nicht zur Unzeit hinter dem Berge zu halten — im Grunde nichts anderes, als eine Phryne, aber doch nicht eine Phryne gewöhnlicher Art, sondern eine moderne Lais, von der man mit Fug und Recht, wie einst von ihrer hellenischen Schwester sagen konnte: „Non omnibus licet adire Corinthum!“ —

Anspacher Nanni, wie man dazumal in M—n jene Schöne zu nennen pflegte, war in der Wahl ihrer Anbeter etwas eigensinnig; Geld übte wenige, oder gar keine Macht über sie. Uebrigens stellte die Anspacherin nicht nur glänzende Schönheit zur Schau, sondern sie war auch ein witziges, ungemein angenehmes und feingebildetes Mädchen; sie sprach mehrere Sprachen, zeichnete besser als eine Schülerin, sang beinahe so gut wie eine Sonntag, spielte Pianoforte, und tanzte allerliebst. Dem Geliebten der Wahl, so lange er dieser war, blieb die anmuthige Blondelockte treu, eine andere Penelope, aber den Wechsel liebte sie nichtsdestoweniger, wie einst die berühmte Ninon selbst.

Ich machte, als etwas leichtsinniger junger Mann, in einer der wenigen Zwischenperioden, in welchen der anmuthigen Anspacherin Herz gerade für frei galt, derselben angelegentlich den Hof und fand Gnade vor ihren Augen, wenigstens vier Wochen lang. Nach Verlauf dieser langen Zeit löste sich das Verhältniß von beiden Seiten in ungemein freundlicher Weise, und ein junger Dragoner-Offizier nahm meine Stelle ein. Der Dragoner war ein etwas roher Wüstling; bald kompromittirte er die Anspacherin auf solche auffallende Art, daß darüber die halbe Stadt sprach. Das

Mädchen war so tief nicht gesunken, daß es seine Schmach hätte gleichgültig ertragen können; es verschwand, wie es gekommen, und Niemand wußte, wo es geblieben. — Anspacher Nanni aber fand ich nach zehn Jahren in eine russische Fürstin umwandelt.

Die verheißene Einladung zur Tafel des Fürsten G***** blieb nicht lange aus. In Gala vom Federbusch bis auf die Zehen — verfügte ich mich eine Stunde vor der schicklichen Zeit in's fürstliche Palais. Ich war bereits von einer jungen, schwarzäugigen, allerliebsten Kammerzofe erwartet worden; sie leitete mich schweigend in das schweigsame Boudoir ihrer hohen Gebieterin.

Die Fürstin G***** mochte jetzt ungefähr acht und zwanzig Lebensjahre zählen; zwar der Jugend erste Frische war von den zarten Zügen dieses holden Antlitzes gewichen, aber keineswegs — die Anmuth; noch ringelte sich das üppige Haupthaar in goldenen Locken um die hohe schöne Stirne; noch strahlte in mildem Feuer das große, veilchenblaue Auge, und vollends der musterhafte Bau des vollendetsten aller weiblichen Körper entwickelte eine strahlende Lichtgestalt.

Ein sehr einfaches Kostüme kleidete heute die Fürstin sehr zu ihrem Vortheile; sie erglühte bei meinem Eintritte in Purpur, und deutete mir schweigend an, neben ihr im schwellenden Divan Platz zu nehmen.

Nach einer Pause ließ sich die Fürstin also vernehmen: „Ihre Diskretion, mein Herr! macht, ich fühle es lebhaft, gerechten Anspruch auf unbedingtes Vertrauen. Sie werden begierig sein, zu erfahren, auf welche Art ich in die Lage gerathen bin, in welcher

Sie mich, wohl unerwarteter genug, hier fanden; hören Sie! — Als mich jene, Ihnen wohlbekannten Vorfälle aus M— n entfernten, suchte ich vorerst bei meinem Cousin, einem Forster im Fränkischen, einen Zufluchtsort. Ich sah mich auch in der That von dem Cousin recht gut, aber weniger liebreich dagegen von seiner Gattin aufgenommen, und ich dachte nach Verlauf einiger Wochen bereits an die Wahl eines andern Aufenthalts, als mich ein eben so unerwartetes als angenehmes Ereigniß plötzlich dieser Mühe enthob. Am Ende des großen, schönen Dorfes, in welchem sich meines Cousins Amtswohnung befand, stand ein herrliches Schloß, welches von dem jungen Gutsherrn, dem russischen Fürsten Alexander G*****, bewohnt wurde. Der Fürst hatte als Rittmeister in der Kaisergarde zu St. Petersburg gedient, und war mit einem General-Adjutanten und Günstlinge des Kaisers in Streit gerathen. Die Herren schlugen sich, und Fürst Alexander tödtete seinen Gegner. Nur die schleunigste Flucht vermochte den Rittmeister von einer Verbannung nach Sibirien zu retten; er wandte sich nach Deutschland, und kaufte sich daselbst an. Häufig besuchte der Gutsherr meinen Cousin, den Förster; der junge Fürst sah mich und warb angelegentlich um meine Gunst; nicht als Heuchlerin, sondern nur dem Entschlusse treu, fortan achtungswürdigen Grundsätzen zu huldigen, betrug ich mich gegen ihn, wie ich mir es nun selbst schuldig zu sein glaubte. Mein Widerstand steigerte des Fürsten Leidenschaft zur höchsten Potenz, und er bot mir am Ende vor dem Altar seine Hand. Ich lebte mit dem jungen, gebildeten und gutmüthigen Gemahl zwei Jahre lang, wenn auch in einer kinderlosen, aber nichtsdestoweniger glücklichen Ehe, nur des Gatten leidenschaftliche Neigung zur Jagd, welche sich leider zuweilen mit der noch schlimmern zum übermäßigen Trinken paarte, verbitterte mir manche Stunde. Nach Verlauf der angegebenen Zeit machte der Fürst eines Tages einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde und noch dieselbe Nacht verschied er in meinen Armen.

„Mein Gemahl hatte den Aufwand, welchen er stets getrieben, mit großen baaren Summen bestritten, die ihm, von Zeit zu Zeit, ein ungemein reicher Onkel aus St. Petersburg sendete; allein selbst diese bedeutenden Zuschüsse reichten dem vornehmen Verschwender nicht hin, und er hatte seine deutsche Hofmark mit übermäßigen Schulden belastet; nach seinem plötzlichen Tode griffen die Gläubiger zu, und mir, der unglücklichen Wittwe, blieb nicht viel mehr übrig, als nichts.

„Ich schrieb nun an den alten Fürsten G***** nach St. Petersburg, und meldete ihn seines Neffen, meines Gatten, unglückliches Ende und meine traurige Lage. Nach Verlauf einiger Monate erhielt ich von dem alten Onkel einen starken, auf ein berühmtes Haus nach Augsburg gestellten Wechsel, nebst der freundlichen Einladung, selbst nach St. Petersburg zu kommen. — Ich nahm die Einladung an, setzte meinen Wechsel in baares Geld um, und reisete ab.

„Bei meiner Ankunft in jener Kaiserstadt wurde ich von dem alten Fürsten G***** ungemein artig empfangen, es waren bereits in seinem Palaste glänzende Appartements eingerichtet, bestimmt, mich aufzunehmen. Der Fürst fand von Tag zu Tag größeres Gefallen an mir, und endlich wurde des Neffen junge Wittwe, des betagten fürstlichen Onkels Gattin."

„Mein nunmehriger Gemahl" — also endete die Fürstin ihre Erzählung — „ist der edelste und liebenswürdigste Greis unter der Sonne; sein Verhältniß zu mir ist das eines zärtlichen Vaters zu einer geliebten Tochter, und sein einziges Streben geht dahin, meine leisesten Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Ich lebe im höchsten Glanze und überschwenglichen Ueberflusse, ausgezeichnet vom Hofe und dem höchsten Adel dieses Reiches: aber nimmermehr will der schmerzhafte nagende Wurm in meinem Busen ruhen, —

das Andenken an den Leichtsinn und die Schmach meiner Jugend. Bedenken Sie, mein Herr! wenn ein leicht möglicher Zufall, wie Ihr Zusammentreffen mit mir es war, wenn, sage ich, die mindere Diskretion eines Dritten mein furchtbares Geheimniß offenbarte — bedenken Sie! wie schrecklich würde ich dernieder stürzen von der hohen Stufe der Verehrung und Achtung — — nein, nein, ich vermag ihn nicht auszudenken den schrecklichen Gedanken."

Die schönen blauen Augen der unglücklichen, liebreizenden Fürstin hatten sich mit Thränen gefüllt; sie fing an, leise zu schluchzen.

In Trostgründen mich erschöpfend, ergriff ich im Feuer des Gespräches die Rechte der Dame, bedeckte die runde, kleine, weiche Hand mit glühenden Küssen, und — jetzt naheten Fußtritte der Thüre des Boudoirs; man kam, der Fürstin zu melden, daß ihr Gemahl sie bereits im Speisesaale erwarte; ich reichte der Dame den Arm, und es wurde mir die Ehre, die Gebieterin des Palastes zu Tafel zu geleiten.

Man setzte sich zu Tische. Die Gesellschaft war klein aber erlesen; sie bestand aus etlichen vom hohen Adel, aus fremden Künstlern und Gelehrten.

Emilie stellte sich nun in der That als das vollendetste, als das unverbesserlichste Weib dar. Keine Spur von Thränen, von Kraft oder Bekümmerniß mehr! — Diese schönen Augen, dieser küßliche kleine Sammetmund lächelten so heiter, und auf den zarten Zügen des holden Antlitzes thronte eine solche milde Ruhe, daß selbst der schärfste Beobachter das Gesichtchen für den Spiegel der ungetrübtesten aller Weiberseelen halten mußte.

Anziehender vermochte keine Staat, keine Pichler zu unterhalten, als die Fürstin; wir alle waren ganz Ohr, und der

greise Fürst fühlte sich sichtbar erhoben und geschmeichelt durch die Bewunderung, welche man der Anmuth und dem Geiste seiner herrlichen, jungen Gemahlin zollte.

Wir möchten solche liebenswürdige Damen der großen Welt lebendige Xenien nennen, denn pikante Unterhaltung und feuriger Wein sind ja lediglich die Gastgeschenke, welche in unsern Tagen der freundliche Wirth bietet; solche Unterhaltung spenden aber bei Gastmahlen vorzüglich die Damen, welche — feiner oft als selbst Martial — den Tadel mit Lob zu mischen verstehen, darum stellen sie leibhaftige Xenien dar, und von einer Hebe Hand kredenzt, wandelt sich der Becher selbst — in eine doppelt erfreuliche Xenie. Alternde, schmähsüchtige, widerliche Damen freilich sind Xenien anderer Art, denn es giebt deren verschiedene, und selbst die Göthe'schen und Schiller'schen sprechen nicht immer an, wie Wieland versichert.

Genug — Emilie war eine Xenie der erfreulichsten Art, von der wir uns erst spät am Abende zu trennen vermochten; als ich beim Abschiede der Fürstin Hand küßte, fühlte ich von derselben einen leisen Druck, und der Dame dankbarer Blick geleitete mich aus der Thüre.

Noch viele vergnügte Stunden verlebte ich im G*****schen Palaste, allein die Fürstin schien es beinahe vermeiden zu wollen, mich je wieder unter vier Augen zu sprechen. Ich wußte, was mir zu wissen ersprießlich, und begriff recht wohl, daß das Zartgefühl der Dame keine fernere Unterredungen mit dem Manne wünschen konnte, der Dinge wußte, die in St. Petersburg Niemand ahndete.

Durch des alten Fürſten Verwendung erhielt ich Päſſe und Empfehlungsſchreiben nach Tula an der Oka. Mit dankbarem Herzen nahm ich endlich im G*****ſchen Palaſte Abſchied und trat meine Reiſe an.

Länger hielt ich mich in Tula auf, als es Anfangs in meinem Plane gelegen.

Als ich nach Verlauf mehrerer Monden wieder nach St. Petersburg zurückgekehrt war, führte mich mein erſter Gang ins Palais G*****. Ich fand die Thore des Hotels verriegelt und alle Fenſter mit Läden verſchloſſen. Heftig war mein Schreck, ich zog ſogleich Erkundigungen ein, — Himmel! welche Trauerkunde mußte ich vernehmen, ein finſterer Geiſt war ſeitdem durch jene Mauern gewandelt, und hatte ſchnell geendet mit dem Glücke ſeiner Bewohner.

Der von Emilie ſo ſehr gefürchtete Unfall war in der That eingetreten. Ein reiſender fremder Kavalier hatte in der Fürſtin ebenfalls die ehemalige Anſpacher Nanni erkannt und keineswegs reinen Mund gehalten.

Seltſame Gerüchte verbreiteten ſich in der Kaiſerſtadt, und erreichten das unvorbereitete Ohr des alten, höchſt ehrgeizigen Fürſten G*****. Der ſchwache Greis erlag; ſchnell endete ein Schlagfluß ſein Leben. Es hatte der Fürſt kein Teſtament hinterlaſſen, und Verwandte einer Nebenlinie nahmen die hinterlaſſene Schätze in Anſpruch. Der beklagenswerthen Emilie war im Stillen der Hof verboten worden, und ihr blieb nur die Alternative, unter den ungünſtigſten Umſtänden, mit den habſüchtigen Vettern des entſchlafenen fürſtlichen Gemahls einen gefährlichen Prozeß zu beginnen, deſſen Ende nicht abzuſehen war, oder den ihr

gebotenen Vergleich anzunehmen und ſich mit einer allerdings
ehr unbedeutenden Abfindungsſumme zu begnügen.

Emilie wählte das letztere, empfing die Summe und reiſte
ach Deutſchland zurück. In Wien wollte ſie, jedoch zurückgezo-
n, den Reſt ihrer Tage verleben; ſpäter hatte ſie, um die Som-
ermonate dort zuzubringen, eine Villa in Hernals käuflich
erworben.

Als mich einige Jahre ſpäter das Schickſal nach Wien führte,
kundigte ich mich angelegentlich nach der verwittweten Fürſtin
*****; doch ſie war bereits, in der Blüthe ihres Lebens, hin-
ergegangen in das Land des ewigen Friedens.

VII.

August Lewald.

In frühern Jahren wurden in München die königliche Hof- und Nationalbühne, so wie jene — nun längst eingegangene — am Isarthore von einem und demselben königlichen Intendanten geleitet. Das Personale des Isarthor-Theaters wurde daher auch zuweilen zu großen Darstellungen der Hofbühne verwendet, und umgekehrt traten die königlichen Hofschauspieler häufig auf der Bühne am Isarthor auf.

Schon vor etwa sechzehn Jahren endete dieses zwischen beiden Bühnen bestandene Wechselverhältniß, und das Isarthor-Theater nahm den Karakter einer Privatanstalt an, deren Leitung Herr Karl übernahm.

Unter diesen Umständen mußte Herr Karl nothgedrungen eine eigene Gesellschaft bilden, und er setzte diese mit Umsicht großentheils aus jungen Leuten zusammen, welche auf keine große Gagen Anspruch machten und deren Ausbildung für die Bühne durch verständige Leitung noch gesteigert werden konnte.

In jener Zeit nun kam auch Herr August Lewald als junger Schauspieler an die Bühne am Isarthore, allein die Natur hatte ihm das Talent der Darstellung versagt, und viele Münchner wollen wissen, es habe der unglückliche Mime, nachdem er

als darstellender Künstler mehrere Male gänzlich durchgefallen, endlich außer der Bühne einige Zeit lang die Rolle eines Stiefelputzers bei Hrn. Karl übernommen. Ich glaube daran nicht *), und wahrscheinlich ist diese Angabe nichts als Erfindung der Malice, allein Herr L. hat später den Münchnern so viel Malice gezeigt, daß er sich nicht wundern darf, wenn auch ihm derlei zu Theil wurde. In meinen Augen würde Herr L. als wirklich geistreicher Erzähler und scharfsinniger Beobachter durch den Umstand gar nicht verlieren, denn J. J. Rousseau hat sich bekanntlich längere Zeit durch Notenabschreiben das Leben fristen müssen, allein er blieb trotz des Notenabschreibens dennoch Rousseau, wie Herr Lewald, trotz des ehemaligen Stiefelputzens, Lewald bleiben würde.

Als ich vor fünfzehn Jahren, nach langer Abwesenheit, wieder nach München zurückkehrte, versah Herr L. beim Theater am Isarthore bereits die Stelle eines Sekretärs im Bureau des Herrn Direktor Karls. Da letzterer die Güte hatte, von mir ein neues Lustspiel **) in Scene zu setzen, machte ich bei solcher Gelegenheit auch die Bekanntschaft des Herrn Lewalds und lernte in ihm einen verständigen und damals höchst anspruchlosen jungen Mann kennen.

---

*) Ein Stiefelputzer? — nein fürwahr ich kann's nicht glauben, obwohl Hr. A. L. in seinen Aquarellen (Theil 3, S. 262 und 263) selber von sich erzählt: „Ich ging ganz ernst damit um, zu hören, ob ich nicht als irgend ein Domestik dem Gefolge des Herrn Gesandten angereiht werden konnte. — Solch' ein Stiefelputzer — welch' ein reizendes Incognito!"

**) Die Posse hieß „Aurelius Commodus und die Königin von Saba" und wurde später im Verlage der v. Jenisch- und Staegerschen Buchhandlung gedruckt.

Ich selbst sah Herrn Lewald nur ein Mal als darstellenden Künstler; er gab die Parthie Voltaires in Töpfers Tagebefehl, zwar nicht mit Glück, aber nach meinem Urtheile keineswegs ohne Umsicht.

Uebrigens war Herr L. der erklärte Liebhaber eines jungen und artigen Münchner Bäckermädchens, welches ebenfalls bei Herrn Karln Komödie spielte. Herr L. bewohnte dessenzufolge ein Stubchen in einem Bäckerhäuschen am Isarthore, und um mich seiner eigenen, so oft von ihm wiederholten Worte zu bedienen: „Es herrschten damals weder in seinem Tone, noch in seiner Lebensweise Ungezwungenheit und Comfort."

Herr L. dachte in jenen Tagen schwerlich daran, er werde — wie sich Freund Büssel (man sehe den Art.) äußert — dereinst eine nicht unbedeutende Rolle „unter jenen konvertirten Juden spielen, die nun den Geschmack der Deutschen schrauben, und mit ihrem Gemüthe spekuliren, wie mit Metalliques."

Nichtsdestoweniger machte sich Herr L., in seiner damaligen Laufbahn schon, als dramatischer Dichter in München bekannt. Es brachte seinen Blaubart, das graulichste aller graulichen sogenannten Spektakelstücke auf die Bretter der Bühne am Isarthore. Es kann nicht geleugnet werden, daß jener Lewald'sche Bluthund vor den Augen der Plebejer der Vorstädte und des Sonntagspublikums große Gnade fand. Blaubart füllte mehrere Mal die Theaterkasse ansehnlich und Karl, der großmüthige Direktor, verehrte dem Dichter eine Uhr, damit er sehen möchte, wie viel es geschlagen — also drückten sich unsere Lokalblätter dazumal ungemein witzig aus. Endlich verließ Herr L. München, und später ging auch das Isarthor-Theater ein.

Mehrere Jahre waren verfloſſen, als von einem Auguſt Lewald Novellen und Erzählungen erſchienen, welche zu den erfreulicheren Erſcheinungen im Gebiete ſchöngeiſtiger Literatur gehörten. Man ſtritt jetzt in München über die Identität der Perſon, denn Niemand wollte dem Verfaſſer des Blaubart zutrauen, er vermöge ſolche Novellen zu ſchreiben. Als aber endlich alle Zweifel ſchwanden, freuten ſich die Beſſeren, daß es Herrn Lewald gelungen, aus beträchtlicher Tiefe ſich zu einiger Höhe zu erheben.

Endlich erſchien Herr L. ſelbſt wieder in den Mauern des neuen Athens. Er kam von Paris, wo er eine deutſche Bühne hatte gründen wollen, allein bei'm Nahen der Cholera wohlweislich entflohen war. Herr L. reiſte jetzt in Begleitung einer ſinnigen Lebensgefährtin; ſeine Garderobe hatte ſich anſehnlich vermehrt. Der Dichter des Blaubarts wohnte nun mit der ſinnigen Lebensgefährtin im Gebäude des Frohſinns und umgab ſich mit leiblichem Comfort.

Herr L. ſchien ſich in München förmlich anſiedeln zu wollen; er ließ vorerſt bei Herrn Georg Jaquet eine theatraliſche Staberl-Zeitung anonym erſcheinen, allein das Blatt machte durchaus kein Glück und entſchlief bald und unbemerkt eines ſanften Todes.

Nun redigirte Herr L unter ſeiner eigenen gefeierten Firma ein Theaterblatt höherer Tendenz, welches in der G. Franz'ſchen Buchhandlung erſchien. Dieſe neue Zeitſchrift Lewalds zeichnete ſich ſehr zu ihrem Vortheile aus. Der Herausgeber entwickelte unverkennbar eine nicht gewöhnliche Bühnenkenntniß, beſonnenes Urtheil und pikanten Scharfſinn. Nichtsdeſtoweniger — wie es denn überhaupt nicht immer das Gute iſt, welches Anklang findet —

wollte auch dieſes Theaterjournal nicht recht flott werden. Der Verleger ließ mir die erſten Hefte des Journals zukommen, und ich machte mir es zum wahren Vergnügen, daſſelbe nach Verdienſten in in- und ausländiſchen Blättern anzupreiſen und zu empfehlen. Lauter erweisliche Thatſachen, welche Herrn Lewalden keineswegs unbekannt geblieben ſind.

Alles vergebens! Herrn Lewalds Theaterjournal ging ein. Man behauptet hier, der Dichter habe hierauf eine Anſtellung als Dramaturg bei unſerer königl. Hof- und Nationalbühne zu erzwecken geſtrebt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß Herr L. ganz und gar der Mann wäre, auf einem ſolchen Standpunkte mit Erfolg zu wirken, allein alle ſeine Plane ſcheiterten und Herr L. vermochte nun einmal durchaus nicht, Fortunen in München ein Lächeln zu ſeinen Gunſten abzugewinnen und wahrſcheinlich war es dieſes unverdiente Mißgeſchick, welches Lewalds Buſen mit Ingrimm gegen München und deſſen Bewohner erfüllte.

Eines Tages wohnte ich einem ſogenannten großen italieniſchen Diner des Hrn. Tamboſi, in einem der Säle des Frohſinngebäudes, bei. Herr Lewald ſaß mir gegenüber. Es herrſchte bei dieſer Tafel in der That ein ſehr anſtändiger Comfort, und behagte mir auch die italieniſche Küche nicht ſonderlich, entſchädigte mich dafür die gute Laune der intereſſanten Tiſchgeſellſchaft. Balletmeiſter Horſchelt ließ ſeine unverbeſſerlichen Wiener Witze los; der indeſſen nur zu früh entſchlafene pariſer Baßbuffo Santini gab Roſiniſche Arien und Barcarolen zum Beſten, und Herr Lewald unterhielt ſeine nächſte Umgebungen mit geiſtreichen Anekdoten und Geſprächen, zu welchen ſein jüngſter Aufenthalt in Paris den Stoff lieferte.

Endlich wurden die Champagnerflaſchen entſiegelt. Die Geſellſchaft wurde lauter und heiterer; wir glaubten keinen

Judas in unserer Mitte zu hegen; man trank auf langes ungetrübtes Leben der Anwesenden und auf unverbrüchliche Freundschaft. Auch mein Glas klirrte mit dem Lewald'schen fröhlich zusammen, einige Monate später aber las ich in Herrn Lewalds Panorama von München einen langen, gegen meine Person gerichteten und höchst hämischen Schmähartikel —

„Es trinkt der Wilde selbst nicht mit dem Opfer,
Dem er das Schwert will in den Busen stoßen!
Das war kein Heldenstück, Octavio!“*)

Glücklicherweise waren Lewalds Schwertstöße nur Papierstöße. Sie verwundeten meinen Busen nicht sehr und die Wunden schmerzten nicht. Wundern mußte es mich bei dem Allem doch, daß Herr L. unbefangenes, ihm erzeigtes Wohlwollen in solcher Weise vergelten konnte, doch das Räthsel sollte mir bald genug gelöset werden. Herr L. hatte der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung in München Manuskripte zum Verlage angetragen, allein die Buchhandlung hatte höflich abgelehnt. Nun aber druckte dieselbe Verlagshandlung in einer Reihe von Jahren viele Werke aus meiner Feder, und dem Herrn L. schien nichts gewisser, als das ich meinen Einfluß auf jene Buchhandlung zu seinem Nachtheile angewendet. Nun kann ich mir freilich nicht schmeicheln, auf die Jos. Lindauer'sche Buchhandlung und deren Unternehmungen auch nur den geringsten Impuls auszuüben, oder je ausgeübt zu haben, allein dergleichen untersucht ein grober, schöner Geist, wie Lewald, nicht. Genug, wir hatten, nicht nach seinem Willen gethan, Grund für ihn genug, die Buchhandlung und mich obendrein mit Koth zu bewerfen. Hätte der wackere Hr. Sauer (der Eigenthümer der Joseph Lindauer'schen Buch-

*) Worte des Schiller'schen Wallenstein.

handlung) Lewalds angebetene Manuskripte mit Gold aufgewogen — er und meine Wenigkeit würden in Lewalds literarischem Elysium wahrscheinlich Ehrensesseln erhalten haben, anstatt in dessen papiernen Tartarus verstoßen worden zu sein.

Nun die Firma „Jos. Lindauer" erfreut sich seit langer Zeit auf der Leipziger Börse eines guten Klanges: sie pflegt ihre Verbindlichkeiten nimmermehr mit hohl klingenden Versprechungen, sondern stets mit hell klingenden Bayerthalern abzumachen, und solchen Klang in Mißklang zu umwandeln, traun! es wird einem Lewald nicht gelingen.

Ich meines Theils mußte darüber lächeln, daß sich Lewalds Schmähungen theilweise gerade für mich in Schmeichelworte umwandelten. Herr Lewald versichert dem Publikum, es befinde sich in und um München bald kein Stein mehr, der nicht schon von mir beschrieben worden. Keiner meiner innigsten Freunde hätte mir, als vieljährigem Topographen Münchens, ein erfreulicheres Kompliment sagen können. München ist reich an interessanten Steinen, und dieser Steine halber insbesondere strömen alljährlich zahlreiche Fremde aus allen Gegenden Europas nach dem deutschen Athen: wenn es mir gelungen, die merkwürdigen Steine alle treffend zu schildern und zu beschreiben, so ist dieses ein Verdienst, welches mir den Dank der Einheimischen wie der Gäste erwerben wird und auch in der That erworben hat. Dem guten Topographen soll auch kein bemerkenswerther Stein entgehen. Ferner meint Herr L., es sei das von mir bebaute Feld recht eigentlich dasjenige, welches goldene Früchte einbringe. Auch hierin hat Herr Herr L. keineswegs Unrecht. Die Joseph Lindauersche Buchhandlung hat so eben von meiner topographischen Beschreibung Munchens die dritte Auflage zur

Presse befördert *) und von derselben einen Auszug in deutscher und französischer Sprache drucken lassen. Allein wer begreifen will, wie solche Thatsachen sich als Gegenstände gestalten können, die dazu dienen müssen, die Verlagshandlung und meine Wenigkeit herabzusetzen und mit Geringschätzung zu behandeln, der mag Herrn Lewalds Panorama von München selber lesen; ein Buch, welches man gar nicht näher zu würdigen nöthig hat, denn jeder rechtliche und unbefangene Leser wird zu dessen Beurtheilung schnell den richtigen Maßstab aufzufinden wissen.

Uebrigens würde mich ein ernstlich gemeintes Lob aus Herrn Lewalds Feder in der That in große Verlegenheit versetzt haben, denn die von ihm Belobten sind großentheils Leute, welche des Lobes sehr bedürftig sind, in keinem großen Ansehen stehen und überdies wenig Ursache hatten, dem Herrn L. für gemachte Elogen dankbar zu sein. Ich stehe viel lieber in dem zahlreichen Reigen derjenigen, welche, für dem Herrn L. erzeigte Theilnahme und aufrichtiges Wohlwollen, Spott und Geringschätzung erndteten, traf doch ein solches Loos selbst eine Person, welche zu hoch und erhaben steht, als daß man es nur wagen möchte, sie in dieser unsaubern Geschichte näher zu bezeichnen.

Als Verfasser des Panoramas von München erscheint mir Lewald überhaupt zu bemitleidenswerth, als daß ich je ernstlich hätte daran denken mögen, mich deshalb an ihm zu revangiren, obwohl die Gelegenheit nahe genug lag. Es erstand hier eine Sammlung von Anekdoten, in welchen Herr L. als Held eine seltsame Figur spielt. Die Broschüre sollte gedruckt werden, und man wollte mir die Redaktion derselben übertragen; allein ich lehnte nicht nur die letztere ab, sondern brachte es er-

*) Sie ist nun bereits erschienen, und auch die kleinere deutsche und französische Beschreibung haben inzwischen eine zweite Auflage erlebt.

weislich dahin, daß das Unternehmen unterdrückt wurde: denn es giebt nach meiner Meinung keine so große Gemeinheit, daß je durch dieselbe eine gegen sie gerichtete zweite Gemeinheit gerechtfertiget werden könnte.

Nimmermehr möchte ich überhaupt Herrn Lewalden einen Rückblick weihen, allein indem derselbe meine Person verunglimpfte, ging er selbst so weit, die Manen meines theuersten und mir stets unvergeßlichen Freundes, des in Berlin verstorbenen Julius v. Voß zu beschimpfen, und deshalb nur erachte ich es für verdienstlich und selbst für Pflicht gemäß, hier diesen Punkt einigermaßen zu erörtern.

Jul. v. Voßens unvergängliches Verdienst um die deutsche Bühne, insbesondere um das Lustspiel, wurde längst von Männern anerkannt, welche in der gelehrten Republik eine etwas höhere Stelle einnehmen, als Lewald je erreichen kann. Diesem Verdienste ließ selbst Göthe in mehrern eigenhändigen, an Voßen gerichteten Briefen, die schmeichelhafteste Anerkennung angedeihen. Voß war zu bescheiden, als daß er je hätte daran denken mögen, die Göthe'schen Briefe drucken zu lassen, allein in Berlin leben noch viele dem Verklärten in Freundschaft zugewendet gewesenen Männer, welche nicht Anstand nehmen werden, meine Angabe zu bestätigen.

Doch damit nicht genug — auch der Mann des Jahrhunderts urtheilte über Voßen in etwas anderer Weise, als Herr Lewald.

Napoleon ließ sich zu einer gewissen Zeit mehrere der interessantesten militärischen und politischen Schriften, welche von Norddeutschland ausgingen, ins Französische übersetzen. Unter andern kam die Reihe auch an Heinrich v. Bülows „Geist

des neuen Kriegssystems" und an Jul. v. Voßens Abhandlung: „Was war nach der Schlacht von Jena zu unternnhmen?"

Diese beiden Bücher nun erregten Napoleons besonderes Interesse; er las beide vom Anfange bis zum Ende durch, und gab Berthiern den Befehl, sich nach den nähern Lebensverhältnissen jener beiden Autoren zu erkundigen.

Berthier berichtete bald darauf: „Es sei Bülow wegen der Freimüthigkeit seiner Schriften eingekerkert und beim Annahen der Franzosen gegen Berlin in mehr nördlich gelegene Gegenden abgeführt worden, was aber Voßen beträfe, so lebe derselbe, lediglich von den Erträgnissen seiner Feder, in einer der Vorstädte Berlins; worauf der Kaiser in die Worte ausbrach: „Bon — que m'importe, pourvu que mes ennemis ne savent tirer parti de leurs bonnes têtes, qui sont partout en petit nombre. Si ce *Bulow* s'etait trouvé en face de moi à la bataille d'Jena, je n'aurais pas eu si beau jeu, *et si on avait fait après cette bataille ce, que l'on a demandé, perdus nous ne serions pas à cette heure ci à Berlin.*"

Es ist auch diese Anekdote in einer gewissen Sphäre der Berliner Gesellschaft keineswegs Geheimniß geblieben, und noch wird mancher Berliner höhern Standes deren unbedingte Wahrheit bekräftigen können.

Aber mein guter Herr Lewald! — wenn Ihre Wassergebilde (Aquarellen) nebst meinen Rückblicken längst der Strom der Zeit verschlungen haben wird, werden lange, lange noch, die Worte leben des Mannes mit dem kleinen Hute, und damit kann sich meines Bedünkens Voßens, von ihnen so liebles verunglimpfter, Schatten vollkommen beruhigen.

VIII.

Julius von Voß. *)

Vor etwa zwanzig Jahren gab es zu Berlin auf dem Hackeschen Markte eine sehr anständige und selbst elegante Bürgertabagie, die Weirodt'sche genannt.

*) Ein Berliner Anonymus ließ vor einiger Zeit in einem norddeutschen Journale (dem in Leipzig erscheinenden „Planeten" Jahrg. 1834. Nro. 60) eine sogenannte „polemische Erörterung zu Gunsten des verstorbenen Julius von Voß" einrücken, durch welche man belehrt wird, daß sich in des bekannten Hrn. Spindlers Zeitspiegel (2ter Jahrg. B. III. Heft 5 und 6. S. 221 u. 25) unter dem Titel „der Einsiedler des Vogtlandes", eine Erinnerung aus Berlin befindet, welche auf den Verstorbenen ein ungünstiges Licht zu werfen beabsichtigen muß. „Jeder in Berlin — außer sich namlich Referent — sieht in seinem (dem Einsiedler) den am 31. October 1833 verstorbenen Julius v. Voß und erklärt Herrn Adolph v. Schaden für den Verfasser dieser Erinnerungen. Sollte diese Meinung auf Wahrheit beruhen, so wäre Herr v. Schaden zu bedauern, daß er, wegen solcher Erinnerungen, hat ganz vergessen können, mit welcher Zuvorkommenheit Jul. v. Voß ihn stets behandelt und wie viele Theilnahme und Freundschaft er ihm erwiesen."

Ich leugne zwar keineswegs, daß ich längere Zeit Mitarbeiter an Hrn. Spindlers Zeitspiegel gewesen. Jener Aufsatz (der Einsiedler des Vogtlandes) ist übrigens gar nicht zu meiner Kenntniß

Bei dieſer Tabagie nun befand ſich ein großer, ſchöner Garten, in welchem zur Sommerszeit in einem luftigen und von allen Seiten offenen Salon Mittags 1 Uhr table d'hote geſpeist wurde, bei welcher ſich ganz gute Geſellſchaft, nämlich Beamte, Kaufleute, Offiziere der allgemeinen Kriegsſchule u. dgl. m., verſammelte.

Ich wohnte in jener Stadtgegend und fand mich längere Zeit regelmäßig bei der Beirodt'ſchen table d'hote ein, endlich aber erſchien mir dieſe Stunde des Mittageſſens zu frühe und für meine Arbeiten zu unpaſſend, und ich ſpeiſte von nun an, in Beirodts anmuthigem Garten, erſt in der dritten oder auch wohl vierten Stunde nach Mittag.

Uebrigens traf beinahe täglich zu derſelben ſpäten Stunde in Beirodts Gartenſaal noch ein zweiter Gaſt zum Speiſen ein, allein er aß am unterſten, wie ich am oberſten Ende der langen Tafel; kein Theil nahm von dem andern Notiz und nimmermehr wechſelte der eine mit dem andern Silben.

---

nis gekommen. Wenn ich je im Stand geweſen wäre, einen Aufſatz zu ſchreiben, durch welchen Jul. v. Voſſens Manen verunglimpft werden konnten, müßte ich mich ſelbſt verachten.

Was übrigens den Einſender der polemiſchen Erörterung betrifft, ſo iſt derſelbe ein in Berlin wohlbekannter alter Mann, oder beſſer noch — ein altes Weib, welches mit Gierde nach jeder Veranlaſſung haſcht, um ſeine erbärmlichen literariſchen Klatſchereien an den Mann zu bringen.

Gegen eine ſogenannte polemiſche Erörterung wurde zwar im Planeten (Jahrg. 1814. Nro. 103) eine bündige Erklärung aus meiner Feder eingerückt, allein das alte Weib in Berlin lief ſich, nach alter Weiber Art, das letzte Wort (im ſ. den Planeten Jahrg. 1814 Nro. 1[illegible]) nicht nehmen; ein Triumph, welcher dieſer betagten Klatſchin wohl gern überlaſſen wurde.

Der Gast, von welchem hier die Rede ist, war ein etwa fünfzigjähriger, starknochiger Mann von mehr als gewöhnlicher Größe, daher sich seine Haltung auch einigermaßen gebückt darstellte. Des Mannes schwarzes, etwas struppiges Haar fieng bereits an zu grauen. Die blauen Augen blicken unter finstern Brauen und umwölkter Stirne ungemein ernst und menschenfeindlich beinahe, und um den Mund schwebte ein ganz eigenthümlicher Zug, man wußte nicht recht eines tiefen Schmerzes oder bittern Hohnes voll, allein nichtsdestoweniger stellte sich dennoch die Physiognomie des Mannes als eine ungemein geistreiche und anziehende dar, in welcher man oft, wie unwillkührlich, die Zeichen warmer Theilnahme, des Mitleids und anderer menschenfreundlicher Gefühle klar und unverkennbar auftauchen und den Sieg über die grauenlichen Dämonen eines eingewurzelten Menschenhasses davontragen zu sehen glaubte.

Die Kleidung jenes Mannes war tagtäglich dieselbe, freilich nicht vom neuesten Schnitte und nicht vorzüglich elegant, doch aber reinlich und anständig. Der Mann trug stets einen hellgrauen Frack mit blanken Metallknöpfen, Unterbeinkleider von Kaschemir und ähnlicher Farbe, hohe, runde, bis an die Knie reichende Stiefeln, eine kurze schwarze Seidenweste und eine dunkle seidene Halsbinde, eben nicht äußerst serafältig um den Hals gewunden. Dazu kommen noch ein hoher Filzhut und ein derber Knotenstock.

Uebrigens blieben in des Unbekannten ganzem Benehmen eine höhere Bildung, guter Ton und Erziehung nicht zu verkennen.

Ich fühlte mich unwillkührlich zu dem Manne hingezogen, allein zudringlich wollte ich mich nicht zeigen, und seiner Seits gab der schweigsame Gast auch nicht das geringste Zeichen freundlichen oder aufmunternden Entgegenkommens, bis endlich ein Zufall mich mit meinem fernen Tischgenossen plötzlich in nähere Berührung brachte.

Der Mann im grauen Fracke fieng eines Tages, während er gerade sein Mittagsbrod verzehrte, an, plötzlich zu erbleichen und auf seinem Stuhle zu schwanken. Ich sprang zu und nahm den Tischgenossen in meine Arme auf, als er gerade zu Boden fallen wollte. Glücklicherweise hielt zufällig eine Droschke vor dem Gasthofe, ich nahm dieselbe in Beschlag, leitete den Kranken in das Fuhrwerk, begleitete ihn nach Hause und verließ ihn nicht eher, als bis der gerufene Arzt dem Manne eine Ader geöffnet und ihn außer Gefahr erklärt hatte.

Der Erkrankte war Julius v. Voß. Er rechnete mir eine unbedeutende Handlung gewöhnlicher Menschenliebe so hoch an, daß er von Stunde an mein wahrer und treuer Freund wurde, und es bis zu seinem letzten Odemzuge verblieb.

Vier volle Jahre lang verging nur selten ein Tag, an welchem wir nicht in der dritten oder vierten Stunde nach Mittag zusammen speisten und den Rest des Tages miteinander verlebten. Trotz der Verschiedenheit der Jahre entstand zwischen uns nie die geringste Spannung, und man war in Berlin so sehr gewohnt, uns beisamm' zu sehen, daß die etwaige Abwesenheit des einen oder andern Theils sogleich auffiel, und daß man mit Bestimmtheit annahm, es müsse der Fehlende krank darnieder liegen.

Gegen meine schriftstellerische Thätigkeit hatte Voß Anfangs vieles einzuwenden, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, mir einen Wirkungskreis zu verleiden, der mir so ungemein lieb geworden war und dem ich mich leidenschaftlich hingab.

„Die berühmte Pompadour — pflegte mir Voß häufig zu sagen — schrieb dem doch gewiß in gutem literarischen Rufe

ſtehendem Marmontel die denkwürdigen Worte: „Malheur à celui, qui tout attend de sa plume; rien est plus casuel. L'homme, qui fait des souliers, est sûr de son salaire; l'homme, qui fait un livre, n'est jamais sûr de rien.“ — Und, gegen Deutſchland betrachtet, war und iſt Frankreich immer noch ein Elyſium für Schriftſteller. Bringt ein galliſcher Dichter zwei oder drei Dramen auf die franzöſiſche Bühne, welche Glück machen, iſt er einer Art Leibrente für ſein ganzes übriges Leben gewiß, und ein paar Bändchen nur einigemaßen intereſſanter Memoiren oder ein gelungener Roman werden mit zwanzigtauſend Francs honorirt. In Deutſchland dagegen kaufen unter zwanzig Bühnen noch nicht zwei, neue Stücke im Manuſkripte an, man wartet lieber, bis das Stück im Drucke erſcheint, um es für ſechzehn oder zwanzig Groſchen zu acquiriren. Schämt ſich zuweilen eine Hofbühne eines ſolchen niedern Verkehrs, wird eine neue gelungene Tragödie oder ein treffliches Luſtſpiel wohl mit acht oder zwölf Dukaten abgelohnt, dafür aber erhält der Verfaſſer von einem Dutzend anderer Bühnen ſeine Reinſchriften mit kühlen Entſchuldigungsſchreiben zurück, und am Ende ſieht ſich der unglückliche deutſche Theaterdichter nicht einmal für ausgelegtes Porto und für Kopialgebühren entſchädigt. Der Verkehr mit den deutſchen Buchhändlern dagegen — fuhr Voß erzählend und ſeufzend fort — iſt nicht minder ſchwierig. Literariſche Juwelen und belletriſtiſches Gold verlangen die Herren, aber Blei wollen ſie bezahlen. Sich mit einem deutſchen Buchhändler einigen und Alpen verſetzen — läuft bald auf eines hinaus, und am Ende, wenn das Glück gut will, erhalten Sie für ein wackeres Manuſkript, welches bei angeſtrengter Arbeit, nach Verlauf von Jahr und Tag und noch länger, endlich vollendet wurde — hundert und fünfzig Thaler; allein will man ſich in Deutſchland erſt ſolcher Honorare erfreuen, muß der literariſche Ruf des Autors ein guter und bereits feſt begründet ſein. Ausnahmen von der Regel mag es geben, doch ungemein ſelten ſtellen ſie ſich ſicher dar.“

Ich hörte solche und diesen ähnliche, ungemein emphatische Reden wohl aufmerksam an, allein sie machten keinen großen Eindruck auf mich. Ich war der Meinung, man müsse überhaupt nicht des Geldes, sondern nur der Ehre halber dichten; eine in der That recht erhabene Ansicht, von der man aber leider nur nicht satt werden kann, wenn man Hunger verspürt; allein in der Jugend behält man bekanntlich immer nur ein selbstgeschaffenes chimärenhaftes Ziel im Auge, und es werden die Beschwerlichkeiten des zurückzulegenden Weges wenig nur beachtet.

Endlich hatte ich den Erstling meiner Muse, ein dramatisches Gedicht, vollendet, welches „Theodor Körners Tod" betitelt war. Voß selbst verkaufte das Manuskript an einen Berliner Buchhändler, und indem er mir das erlöste Honorar zuschob, sprach er sarkastisch lächelnd: „Empfangen Sie hiemit den köstlichen Ehrensold, es sind sicher so viele Pfennige, als Ihr Verleger mit dem Werkchen Thaler verdienen wird, denn ich setze meinen Kopf zum Pfande, Ihr Stück erlebt früher oder später eine zweite Auflage sichertich."

In der That hatte Voß nicht falsch prophezeit, denn Körners Tod wurde in der Folge, trotz eines in Augsburg zu Stande gekommenen Nachdruckes, in Berlin zum zweiten Male gedruckt, und von mehreren Bühnen in Scene gesetzt, welche das Manuskript abgelehnt hatten.

Von nun an bearbeiteten wir mehrere Werke gemeinschaftlich. Alle entstanden: Feindliche Freunde und freundliche Feinde, psychologischer Roman; Gallerie üppiger gekrönter Damen, nebst philosophischen Betrachtungen über den Prozeß der Königin von England; zwei Bände Theaterpossen nach dem Leben u. dgl. m.

Was Voßens Lebensverhältnisse betrifft, so sind dieselbe keineswegs unbekannt geblieben. Er gab schon in frühern Jahren eine Selbstbiographie heraus, und eine ähnliche, bei weitem kürzer gefaßte befindet sich in „Biogias gelehrtem Berlin." Nur einiger, weniger bekannten Umstände will ich daher hier erwähnen. Voß war sehr frühe in die Kriegsdienste seines Vaterlandes getreten, und hatte sich bei einer frühern Belagerung Thorns, als Adjutant des Festungskommandanten, dermaßen ausgezeichnet, daß ihm der von Friedrich dem Großen gestiftete Militär-Verdienst-Orden (pour le merite) zu Theil wurde; in jener Zeit noch eine seltene und große Auszeichnung. Ein Feuergeist wie Voß konnte aber freilich an dem Kamaschendienste der Garnisen auf die Länge nur geringes Behagen finden; er nahm seinen Abschied und bereisete Holland und Frankreich; längere Zeit hatte er in Paris und Wien verweilt. Voß hatte seine Zeit übrigens gut angewendet; seine Studien und Forschungen erstreckten sich auf äußere Politik, auf Heer- und Finanzwesen.

Gereift an Kenntnissen und mannichfaltigen Erfahrungen kehrte der ideenreiche Mann nach Jahren in sein Vaterland zurück. Er gedachte dort unschwer beim Generalstabe des Heeres oder aber im höhern Staatsdienste angestellt zu werden, allein die Wege, welche Voß einschlug, um zum Ziele zu gelangen, waren freilich gerade nicht die am meisten praktischen und geeigneten.

Voß hatte mehrere Memoiren verfaßt und bei höchsten Landesstellen eingereicht. Diese Memoiren nun bezweckten nichts geringeres, als die größten, beim vaterländischen Heere und in der Finanzverwaltung bestehenden Mängel schonungslos aufzudecken und die Mittel anzugeben, wie jenen abzuhelfen. Schon dazumal verkündete V. das große Unglück, welches das alte preußische Heer mit seinen veralteten, und nicht mit den Zeiten fortgeschrittenen tak-

tischen, strategischen, formellen und Administrativ-Systemen bei Gelegenheit eines Feldzuges nothwendig treffen müsse.

Es konnten übrigens die alten preußischen Generale und Minister gar nicht begreifen, wie ein Mann wie Voß, ein ehemaliger Lieutenant nur, dazu kommen mochte, bedeutsame Reformen im Heerwesen und Staatshaushalte vorzuschlagen, und es sah sich der Reformator in spe überall schnöde und mit Hohn zurückgewiesen. Tief fühlte Voß solch' kränkendes Uebersehen und Zurücksetzen seiner Person. Er zog sich von der Welt zurück und wurde einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller seiner Zeit. Sein Herz erglühte fortwährend für König und Vaterland, allein jener alten Exzellenzen und deren versteinerten unseligen Grundsätze vermochte er nur mit Ingrimm zu gedenken.

In einer Beziehung hat das oben in einer Note erwähnte alte Weib unsern Helden in der That richtig bezeichnet. „Es war nämlich Vossens Steckenpferd, den Charakter, die Sitten, Denkungsart, und das Thun und Treiben der niedern Volksklassen zu studiren, um in seinen Bühnenstücken und Romanen sie treu nach der Natur zu schildern, und bei seiner Beobachtungsgabe und seinem Darstellungstalente wurde er für Berlin (nein, nicht für Berlin allein, sondern für das nördliche Deutschland) was in Paris ein *Figaro le Barbier* gewesen."

Um seiner angeregten Beobachtungsgabe Nahrung zu verschaffen, bewohnte Voß viele Jahre lang ein Zimmer im russischen Bade im Vogtlande, einer Vorstadt Berlins, in welcher, wenigstens zu jener Zeit größtentheils, nur die Hefe des Volks hauste.

Voß vermochte nicht anders als in seinem Bette liegend zu schreiben. Diese Eigenheit nun und die Wohnung im Vogtlande wurden öfters öffentlich, und keineswegs in Herrn Spindlers

Zeitspiegel zum ersten Male, besprochen. Lewald'scher Comfort war in Voßens literarischem Atelier im Vogtlande auch wirklich nicht anzutreffen, dagegen war V. auch keineswegs jenem groben Cynismus ergeben, dessen man ihn so oft beschuldigte. Das Arbeitszimmer im Vogtlande war nur wenigen, und nur sehr vertrauten Freunden zugänglich, und Viele sprachen und schrieben davon ohne es je gesehen zu haben, denn Voß hielt großentheils in der Stadt eine zweite und sehr anständige Wohnung, wo er Fremde und Einheimische, mit welchen er zu sprechen hatte, in den Nachmittags- und Abendstunden empfieng, oft aber auch freilich vergebens warten ließ, denn der Mann war nicht frei von dem genialen Fehler der Zerstreut- und Vergessenheit.

Als norddeutscher *Vogel le Brun* — um dieser nun einmal aufgestellten Parallele treu zu bleiben — war Voß zu einer seltenen Popularität gelangt. Seine frühern Romane z. B. die Geschichte einer preußischen Marketenderin wurden verschlungen und recht eigentlich zur Volkslektüre erhoben. Die Buchhändler machten mit diesen Verlagsartikeln große Geschäfte, ohne daß V. dabei sonderlich prosperirte, denn zum merkantilischen Verkehr blieb er schlechterdings verdorben.

Unstreitig ein größeres und bleibenderes Verdienst aber erwarb sich V. als origineller Lustspieldichter. Wie Göthe selbst in dieser Beziehung Voßens Verdienste anerkannte, wurde bereits bei einer andern Gelegenheit gegliedert. Merkel — der kritische Wolfgang Menzel jener Zeit — schrieb in seinem Werke über Deutschland: „Voß ist, seit Kotzebue sich herabgewürdiget, der Deutschen einziger erheblicher Lustspieldichter."

Vor allen andern Lustspielen des Dichters machte „Künstlers Erdenwallen" Sensation, und es dürfte in der That Jedem schwer werden, die stereotypen Schattenseiten des

Künſtlertreibens nach dem Leben, treffender und launiger wiederzugeben, als hier geſchehen. Insbeſondere hat ſich V. in ſeinem Magiſter Lämmermeier ſelbſt übertroffen.

Des genialen Hippels Worte: „Die Dichtkunſt iſt ein Pathengeſchenk, das der liebe Gott ſeinen Lieblingen in die Hand drückt; was kann er dafür, wenn der Beſchenkte es in der erſten Schenke liederlich vergeudet.“ Dieſe Worte waren es, welche Voßen zu jenem trefflichen Zerrbilde begeiſterten, welche Hippels Idee gleichſam perſonifizirt.

Lämmermeier blieb eine Lieblingsparthie der berühmteſten dramatiſchen Künſtler, z. B. Ifflands und des unſterblichen Devrients in Berlin. Noch hat ſich „Künſtlers Erdenwallen“ auf den Repertoiren der norddeutſchen Bühnen erhalten und dürfte von denſelben auch keineswegs bald verſchwinden. Wahrheit bleibt es aber, daß Voßens Luſtſpiele, wenn auch, noch ſo wahr und treffend komiſche Eigenthümlichkeiten Norddeuſchlands auffaſſend, auf Süddeutſchlands Bühnen nie bedeutendes Glück zu machen vermochten. Ich ſelbſt hatte für die königl. Hof- und Nationalbühne zu München, unter einer frühern Intendanz, Künſtlers Erdenwallen, mehr dem ſüddeutſchen Geſchmacke entſprechend, umzuarbeiten verſucht, allein die Aufführung entſprach, obwohl unſer wackerer Heiget den Lämmermeier köſtlich darſtellte, den gehegten Erwartungen nur zur Hälfte.

Das mehrmal erwähnte alte Weib in Berlin, ließ ſich in ſeiner polemiſchen Erörterung unter anderm auch vernehmen, wie folgt:

„Man hat den Verſtorbenen (Jul. v. Voß) oft der Servilität und des Ariſtokratismus beſchuldiget, von der erſtern

war er frei, von dem letztern konnte er sich nicht ganz losſagen; es gereicht ihm aber zur Entſchuldigung, daß er zu einer altadeligen Familie gehörte; noch Kind, wurde er ſchon als Junker bei einem Regimente eingeſtellt, wo noch im Heere der Stock und das Gaſſenlaufen herrſchten, und Jeder, der nicht zu der adeligen Kaſte gehörte, wie ein Geſchopf von einer weit niedrigern Natur betrachtet wurde. Vorurtheile, mit der Muttermilch eingeſogen, durch Umgebungen und Erziehung immer genährt, laſſen ſich faſt nie ganz ausrotten. Davon liefert ſo Mancher ein auffallendes Beiſpiel. Die Amme und die Kinderwärterin haben Manchem Furcht vor Geſpenſtern eingeimpft. Zum reifen Verſtand gekommen, erkennt er dieſe Furcht vor einen thörichten Wahn, aber in der Dunkelheit wandelt ihn, trotz ſeiner beſſern Ueberzeugung, ein unwiderſtehliches unheimliches Grauen an, und er würde für keinen Preis des Abends oder gar in der Nacht über einen Kirchhof oder vor einem Hochgerichte vorübergehen."

Nur Schade, daß alle dieſe oft gehörten Gemeinplätze gerade auf Voßen gar nicht paßten, denn Niemand war weniger laudator temporis acti, Niemand verſtand es, in der Regel, beſſer ſich über die Vorurtheile des Standes, der Geburt und der Jugend zu erheben, als gerade Voß. Merkwürdig in dieſer Beziehung blieb die nächſte Veranlaſſung, welche Voßen entſchied, ſeine Entlaſſung aus dem Militärdienſte zu geben.

Ein junger liebenswürdiger und fein gebildeter Franzoſe, der Sohn reicher Eltern, war auf Reiſen unglücklicherweiſe unter preußiſche Werber gerathen, und in der Folge als Gemeiner in der Kompagnie eingereiht worden, in welcher Voß als Lieutenant diente. Der junge Franzoſe faßte Zutrauen zu ſeinem menſchenfreundlichen Offizier und entdeckte demſelben ſeine Familienverhältniſſe. Voß ſchrieb ſelbſt an des jungen Franzoſen Eltern, ſchloß einen Brief

des Unglücklichen bei, gab die Mittel an, durch welche des letztern Freiheit wieder zu erlangen war, und bezeichnete die hiezu nöthigen Summen. Die Eltern des Franzosen ließen lange, sehr lange auf Antwort warten; des jungen Menschen Verzweiflung stieg von Tag zu Tage, und trotz Vossens freundlichen Mahnungen zur Geduld desertirte der Unglückliche, wurde aber wieder eingebracht. Zu gleicher Zeit liefen von des Franzosen Eltern Briefe und Summen beim Regimente ein, die letztern reichten zu, wenigstens zehn andere Rekruten zu stellen; Voß und viele andere Offiziere verwendeten sich für den unglücklichen jungen Menschen, allein die strenge Militärjustiz blieb unerbittlich. Der Deserteur mußte in die Gasse, und Vossen traf die Reihe, in die Truppe einzutreten, welche die Execution zu vollführen hatte. Vergebens suchte Voß seiner Rührung Meister zu werden; es wollte nicht gelingen und der Major sendete den zu weichherzigen Lieutenant in Arrest, worauf Voß um seine Entlassung einreichte. Ueberhaupt vermochte Voß nur mit der höchsten Indignation von dem ehemaligen barbarischen Gassenlaufen und so vielen andern Uebelständen zu sprechen, welche die ältere deutsche Soldateska im allgemeinen charakterisirte.

Vossens Aristokratismus war ganz eigener Art. Er hatte nichts gemein mit jenem des Fürsten Pückler-Muskau, welcher es kein Hehl hat — man sehe „Tutti Frutti“ —: „daß der Bürgerliche nur dazu da ist, dem Adel mit Leib und Seele, Hab' und Gut dienstbar und eigen zu sein, jetzt einmal fürs Geld, bald aber — wenn der Adel wieder über Fürsten, Länder und Völker herrschen würde, von Neuem gezwungen und umsonst.“ Noch weniger würde sich Voß mit den Ideen befreundet haben, welcher Frhr. Werner von Harthausen in neuerer Zeit in seinem als Manuskript gedruckten und verbreiteten Buche veröffentlichte, in welchem Manifeste der Adelspartie geradezu behauptet wird: „daß die Bürgerlichen sich des Ruders bemäch-

tiget haben, daß die Monarchie einzig und allein dadurch gerettet werden könne, daß alles wieder zurückkehre in den Zustand von — 1440."

Voß dagegen wollte die Aristokratie veredelt wissen. Sie sollte sich durch patriotische Opfer, durch weise Sparsamkeit, durch Uneigennützigkeit und durch Tugenden jeder Art vor den Bürgerlichen auszeichnen, und dadurch des Thrones Stütze werden. Sie sollte freiwillig ältere Prärogativen, welche sich nun einmal mit den Rechten der Menschheit nicht vertrügen, entsagen, und dann meinte Voß, würden die Bürgerlichen von selbst jene Achtung und Vorzüge, welche dem Adel gebühren, demselben einräumen.

Voß war ein edler Aristokrat, ein frommer, patriotischer Schwärmer, wurde aber von Adelichen wie von Bürgerlichen mißverstanden.

In jeder Art blieb Voßens Karakter ein ganz trefflicher. Selbstbewußtsein und edler Stolz, unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe und glühender Patriotismus, unausgesetzte Thätigkeit und unbesiegbarer Muth in Leiden, in Mangel und Noth, dann zärtliche Sorge für seine Kinder, bildeten die Grundzüge dieses Karakters, der aber, wie jeder andere, auch seine Schattenseiten hatte, zu welchen ein sehr überhand genommenes Mißtrauen in die Menschen und eine weit getriebene leidenschaftliche Empfindlichkeit gehörten, welche den sonst so wackern Mann oft zu Mißgriffen verleiteten.

Das in diesem Aufsatze häufig citirte schriftstellernde alte Weib in Berlin erwähnt in seiner polemischen Erörterung einer Anekdote, welche in der That buchstäblich wahr ist, die mir Voß selbst öfter erzählte und die plötzlich eine der angeregten Schattenseiten beleuchtet.

„Jul. v. Voß war, wie schon erwähnt wurde, nicht blos belletristischer Schriftsteller, sondern schrieb auch, und zwar mit nicht geringer Sachkunde, über Gegenstände der Kriegskunst und Politik.

In dem Journale „die Zeiten", welches der verstorbene Professor Voß in Halle herausgab, war eine dieser Schriften unmännig beurtheilt worden. Ein noch in Berlin lebender schöner Geist (Hr. M. St.) erlaubte sich, Jul. v. Voßen zu versichern: jene Kritik in der Zeitschrift, „die Zeiten", habe einen als Schriftsteller bekannten königlichen Beamten zum Verfasser.

Der letztere empfieng darauf einen Brief von Jul. v. Voß, in welchem er seiner aufgereizten Galle Luft machte, und mit der Drohung schloß, sein vermeintlicher Tadler möge sich vor ihm in Acht nehmen, und nicht vergessen, daß er Offizier und Edelmann sei, und er für nichts stünde, wenn er ihm einmal auf der Straße begegne.

Dem Empfänger dieses Briefes mußten solche Aeußerungen um so mehr auffallen, da er Voßen lange Zeit persönlich kannte, wenn er auch mit ihm in keiner nähern freundschaftlichen Verbindung stand. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er antwortete: der erhaltene Brief habe ihn sowohl wegen dessen Inhalt, noch mehr aber wegen des darin herrschenden Tons befremdet. Was das Urtheil, das über ihn in der Zeitschrift „die Zeiten" gefällt worden, betreffe, so würde er kein Bedenken tragen, falls es von ihm herrühre, sich dazu als Verfasser zu bekennen. Er versichere ihm aber auf seine Ehre, daß er daran keinen Theil habe, und erwarte, daß er keinen Zweifel darein setzen werde, ob er gleich weder Offizier noch Edelmann sei. Was übrigens den Schluß seines Briefes betrafe, so hätte er sich ungemein gewundert, daß ein so aufgeklärter Mann wie er, noch solchen Vorurtheilen sich hingeben könne. Er sei also sehr bereit, in solche Vorurtheile einzu-

geben. Er wolle sich einbilden, er sei noch Student und erwarte nur darüber des Herrn v. Voß nähere Erklärungen.

Jul. v. Voß schrieb gleich darauf eine Captatio benevolentiae an seinen vermeintlichen Gegner, erkannte darin sein Unrecht, und diese Correspondenz brachte eine größere Annäherung zwischen beiden hervor, die auch bis zu des Ersteren Tode durch nichts gestört worden ist."

So wie hier, ließ sich Voß in ähnlichen Fällen häufig mystificiren und es trat dann der sonst sehr besonnene Mann ganz aus seinem ursprünglichen Karakter hervor und ließ sich zu Leidenschaftlichkeiten verleiten, welche er später bereute.

Nichtsdestoweniger kann ich es nun und nimmermehr glauben, daß Jul. v. Voß mich je für den Verfasser eines im Spindler'schen Zeitspiegel abgedruckten und gegen ihn gerichteten Aufsatzes gehalten haben sollte, denn Voß kannte mich zu lange und zu genau, als daß er mich einer solchen Gemeinheit und Erbärmlichkeit hatte für fähig halten können. Zudem bin ich im Besitze eines sehr wohlwollenden und schmeichelhaften Schreibens, welches Voß wenige Monate nur vor seinem Tode, an mich erlassen ließ. Er wollte nämlich einen neuen Roman, „Geschichte einer bayerisch-griechischen Marketenderin", schreiben und verlangte hiezu von mir mehrere Notizen, die ich im Stande war zu ermitteln und auch mit Freuden mittheilte.

Ob übrigens, mein Versuch, Jul. v. Voßens Portrait mit einigen Zügen zu skizziren, ein gelungener oder verunglückter zu nennen — werden des verstorbenen wackern Dichters in Berlin noch lebende Freunde am besten zu beurtheilen verstehen. Sie auch werden das Zartgefühl zu würdigen wissen, welches mich abhielt, ein Gemälde ganz und gar nach dem Leben zu vollenden.

IX.

Friedrich von Cölln.

Eines Morgens, im Jahre 1817, wollte ich in Berlin einen Buchhändler besuchen. Ein Diener sagte mir: „Treten Sie nur gefälligst ein, Herr Vetter*) ist zwar weggegangen, wird aber bald wiederkehren; Sie treffen übrigens in der Stube schon Gesellschaft.“

In Hrn. Vetters Wohnzimmer eingetreten, fand ich einen etwas ältlich und kränklich aussehenden Mann im schlichten grauen Ueberrocke im Divane sitzen. Schon deckten weiße Haare das gesenkte Haupt; unter den buschigen Brauen blitzten kleine graue Augen voll Leben und Feuer; die Wangen hingen schlaff, aber den

*) Herr Vetter, ein geborener Leipziger, hatte die Maurer'sche Buchhandlung in Berlin kauflich an sich gebracht. Der Ehrenmann trieb den Buchhandel nicht wie ein Handwerk, sondern er gedachte große wissenschaftliche Zwecke zu fördern, und ließ es sich insbesondere angelegen sein, aufkeimende Talente zu ermuntern und nach Kräften zu unterstützen. Ob sein edles Streben ihm Belohnung, ob seine vielen, den Wissenschaften geweihten Opfer ihm Dank einbrachten? — ich weiß es nicht, möchte es aber bezweifeln; denn gemeine und niedrige Speculation lohnt sich in der Regel besser als großartiges Walten. Uebrigens gehört Herr Vetter unter die edelsten Männer, welche ich während meines vielbewegten Lebens kennen lernte, und deren Andenken mir theuer bleiben wird, so lange ich lebe.

Mund umschwebte, man wußte nicht recht, ob ein satyrisches oder gutmüthiges Lächeln.

Nach höflicher Begrüßung fragte mich der Unbekannte ohne Umstände nach Namen und Vaterland, und nachdem er Auskunft erhalten hatte, begann er ein höchst interessantes Gespräche über München und Bayern. Zu meinem nicht geringen Erstaunen kannte der Mann die Verhältnisse des Landes, des Hofes, der damaligen Akademie der Wissenschaften u. dgl. m., aufs genaueste und bis ins größte Detail, und doch war mein Unbekannter, nach seinem eigenen Geständnisse, nie in München, ja nicht einmal in Bayern gewesen. Später freilich wurde mir das Räthsel klar: der Berliner im grauen Ueberrocke unterhielt nämlich eine sehr lebhafte und vertraute Correspondenz mit dem gelehrten und berühmten Christoph von Aretin in München, und es war mein Unbekannter überhaupt in ganz Deutschland gewissermaßen zu Hause, wie in seiner eigenen Stube.

Herr Retter war noch nicht wiedergekehrt; des Unbekannten Wagen war vorgefahren, er wollte nicht länger harren, und sagte mir im Abgehen, ungemein freundlich, die Worte: „Ich bin der Kriegsrath v. Göllin; wenn Sie mich recht bald besuchen wollen, wird es mir sehr angenehm sein; ich wohne auf dem Döhnhof'schen Platze im Eckhause, dem goldenen Adler gerade gegenüber."

Des Kriegsraths v. Göllin allgemeine Lebensverhältnisse sind hinlänglich bekannt geworden, dennoch glaube ich hier dieselben in gedrängter Kürze und zu Gunsten des einen und andern meiner verehrlichen Leser berühren zu müssen.

Friedrich v. Göllin war 1767 im Lippe'schen geboren und befand sich bei der Katastrophe von Ulm bei der Oberrechen-

kammer in Berlin angestellt. Hier durch seine Weigerung, den von den Franzosen geforderten Diensteid zu leisten, brodlos geworden, warf er sich auf eine ganz eigenthümliche Art der Schriftstellerei, welche man eine politische nannte, und durch welche er zu einem seltenen Ruf gelangte. Er trat zuerst mit den vertrauten Briefen über die innern Verhältnisse Preußens auf, die nach und nach bis auf sechs Bände ausgedehnt wurden. Als Commentar zu denselben erschien zugleich das bekannte Journal „Feuerbrände". Nach dem Frieden kam v. Gölln wegen seiner Schriftstellerei in Untersuchung und wurde nach Glatz auf die Festung geführt; zur Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde ihm der Besuch der Bäder zu Landeck gestattet, den er hierauf benützte um nach Oesterreich zu entfliehen. Der König von Preußen schlug späterhin die, gegen ihn eingeleitete Untersuchung nieder; er trat wieder in preußische Dienste und wurde zum Chef eines literarischen Bureaus ernannt, das dem Fürsten-Staatskanzler v. Hardenberg über Preußen betreffende Schriften und Aufsätze Bericht zu erstatten hatte. Der Fürst-Staatskanzler lernte übrigens Göllns ausgezeichnetes Genie und vielseitige Kenntnisse immer mehr kennen und schätzen, und gewiß ist es, daß Gölln einen größern Einfluß übte, als mancher viel höher gestellte Staatsmann in des Fürsten Umgebung.

Ich schob es nicht lange auf, dem Kriegsrathe meinen Besuch zu erstatten. Er nahm mich sehr gütig auf, und es dauerte nicht lange, so gestaltete sich mein Verhältniß zu ihm, wie jenes eines Sohnes zu einem würdigen Vater und ich befand mich nun beinahe täglich in Göllns Haus.

Es war gerade die Zeit, in welcher der schnöde Ultraliberalismus in Deutschland anfieng immer tiefer Wurzel zu

faſſen und gewiſſermaßen, wenn auch nur aus der Ferne, der beſtehenden Ordnung der Dinge gefährlich zu werden drohte. Ein Verein beſonnener deutſcher Gelehrter, zu welchen auch G. gehörte, unternahm es, kräftig zu Gunſten des monarchiſchen Prinzips und der Legitimität aufzutreten, und auch ich, ohnedin von Kindesbeinen an ſolchen Grundſätzen befreundet, ſchloß mich jenem Vereine an. Es wurden mehrere von mir in dieſem Geiſte entworfene Abhandlungen als z. B. das Süddeutſchthum; Geſpräche im Reiche der Todten zwiſchen Dr. Martin Luther und Ph. Melanchthon u. dgl. m. in Görres freimüthigen Blättern für Deutſchland abgedruckt, welche zu ihrer Zeit zwar Senſation erregten, mir aber auch den Haß und die Verfolgungen der wüthenden Oppoſitionen in einem hohen Grade zuzogen.

Das damalige junge Deutſchland pflegte uns nie anders als „feile Fürſtenknechte und Satrapen der Tyrannei und Deſpotie" zu nennen, allein das deutſche Jugendthum irrte gewaltig. Die Jünger unſerer Fahnen begriffen recht wohl, daß bedeutſame Erweiterungen geiſtiger und bürgerlicher Freiheit unverkennbar zu den Bedingungen der vorgeſchrittenen Zeit gehörten, allein das Streben der Edlern deutſcher Nation ging ſtets dahin, nach einer geſetzmäßigen, und durch die Monarchen ſelbſt ſanctionirten Freiheit zu ringen.

Nur unglücklich geleitete Unmündige und Schurken, welche im Trüben zu fiſchen hofften, konnten je daran denken, das Heil der Welt im Umſturz der Thronen auffinden zu wollen. Gerade die vielen unſinnig improviſirten Emeuten jener Partei waren es, welche dem völligen Aufkommen der geſetzmäßigen Freiheit dennoch Schranken in den Weg ſtellten.

Alſo dachte ich damals, alſo denke ich noch, und ich meine, es ſeien ſolche Geſinnungen würdig eines konſtitutionellen Staatsbürgers, und dennoch vermochte ich nicht, hämiſchen Verdächtigungen und ſtrengen Unterſuchungen zu entgehen, welche die Unreinheit meiner politiſchen Färbung ans Tageslicht zu fördern bezweckten. Nun — es ſei dem Himmel gedankt — längſt bin ich aus dieſen Feuerproben unverſehrt hervorgegangen.

Nicht unintereſſant war es den Kriegsrath v. Cölln ſich über ſein früheres ſchriftſtelleriſches Wirken und über die aus demſelben für ihn hervorgegangene Verfolgungen äußern zu hören. „Es iſt merkwürdig — pflegte er zu ſprechen — daß ein ſchriftſtellernder preußiſcher Staatsbeamte, der ſich nie anders als für das abſolute monarchiſche Prinzip, und aus voller Herzensüberzeugung, erklärte, von einer monarchiſchen Regierung ganz und gar mißverſtanden und in eine Feſtung geſperrt werden konnte. Ich weiß es wohl, meine Schriften wurden für tadelns- und verdammungswerth gehalten, weil ſie die Schwächen der preußiſchen Verwaltung, ſo wie ſämmtliche Staats- und Finanzverhältniſſe Preußens auf die ſchonungs- und rückſichtsloſeſte Weiſe aufgedeckt und den Feinden des Staates dadurch Vorſchub geleiſtet haben ſollen. Was nun den erſten Punkt betrifft, ſo iſt es nur Wahrheit, daß das damalige preußiſche Verwaltungsſyſtem viel analoges mit der alten deutſchen Reichsverfaſſung hatte. Beide glichen kranken und gänzlich abgelebten Körpern; mit Palliativen war hier nicht auszureichen, eine Radicalcur blieb unerläßlich. Allein ſchon Hipocrates ſtellte den Grundſatz auf: „Si medicamenta non sanant, ferrum sanat, et si ferrum non sanat, ignis sanat" — und in der That war es mit unſerer höhern Adminiſtration ſo weit gekommen, daß ſie nur durch Feuer geläutert

werden konnte, oder beſſer noch, es mußte das alte, morſche und elende Gebäude geradezu verbrannt werden, auf daß aus ſeiner Aſche, dem Phönix gleich, ſich ein feſter und der Zeit gemäßer neuer Bau erheben möchte. Allein wer nun ſollte den Impuls zu dem kühnen Werke geben? — Von unſern höchſten Staatsbeamten konnte er nicht ausgehen; ſie waren mit dem alten Hauſe alt geworden, fühlten ſich in demſelben behaglich und waren ſchlechterdings unfähig, deſſen Mängel zu bemerken und zu beurtheilen. Bei ſolcher Lage der Dinge — meinte ich — es müßten ſich patriotiſche Wortführer aus der Nation ſelbſt erheben, welche ſchonungslos dem Uebelſtande auf den Leib zu rücken und das alte Haus zu verbrennen den Muth hätten, ich glaubte mich berufen als einer der Aerzte und ſchürte wacker unter, legte manchen helllodernden Feuerbrand bei. Nun bin ich zwar nicht ſtolz genug zu behaupten, es habe mein Wirken zu der allgemeinen großen Militär- und Verwaltungsreform beigetragen, welche Preußen endlich vorgenommen und wodurch es ſich unverkennbar in die erſte Reihe der Muſterſtaaten erhoben hat; allein aus meinen Schriften geht nichtsdeſtoweniger die unantaſtbare Wahrheit hervor, daß jene Militär- und Verwaltungsreform ganz in der Art und Weiſe vor ſich ging, wie ich dieſelbe lange ehevor, als die einzige zweckmäßige, angegeben hatte, und zwar immer den Grundſatz feſthaltend, es müſſe in jeder Sphäre der Feind ſtets mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen werden.

„Was nun den andern Punkt, nämlich den Vorſchub betrifft, welcher den Feinden des Staates durch rückſichtsloſe Aufdeckung der Gebrechen des letztern geleiſtet werden ſoll, ſo läßt ſich hier kaum anderes erwiedern, als: „risum teneatis amici!“ — Denn es iſt nur zu gewiß, daß es im neunzehnten Jahrhunderte dahin gekommen iſt, daß gar kein Staat mehr im Stande iſt, aus ſeinen Finanz- und andern Verhältniſſen ein Ge-

heimniß zu machen, und man wird verſucht, in dieſer Thatſache einen Triumph der höhern Statiſtik zu erkennen. Es kann auch aus ſehr einleuchtenden Gründen gar nicht im Intereſſe eines wohl geordneten Staates liegen, aus ſeinen Finanzverhältniſſen ein Geheimniß machen zu wollen, und wie leicht es fällt, den Schleier ſolcher und dieſem ähnlicher Geheimniſſe zu lüften, darüber könnten, wenn ſie möchten, die Geſandte fremder Mächte die erklecklichſten Aufſchlüſſe ertheilen."

Alſo ließ ſich der Kriegsrath v. Cölln vernehmen, und in wie fern er recht oder unrecht hatte, möge der geneigte Leſer ſelbſt beurtheilen.

Als Publiciſt und Staatswirth der höchſten Potenz hatte es v. Cölln zu einem ſeltenen Grade der Vollendung gebracht. Er las mit mir mehrere ausgezeichnete, in dieſe Sphären einſchlägige Werke, unter andern auch „Adam Smiths unübertroffenes Buch über den Nationalreichthum", und unvergeßlich bleiben mir jene überraſchenden, von der höchſten Genialität und dem tiefſten Scharfſinn zeugenden Anſichten und Urtheile, welche der Kriegsrath bei ſolchen Gelegenheiten entwickelte und ausſprach.

Cölln war auch ein ungemein glücklicher Prophet im Reiche der Politik. Noch jetzt erinnere ich mich bei manchen wichtigen Ergebniſſen der Zeit nicht ohne Staunen, daß ſie Cölln längſt vorausgeſagt hatte. Die Dauer einer allgemeinen Waffenruhe in Deutſchland pflegte er, ſeltſam genug, bis zum Jahre 1856 feſtzuſtellen; auf Gründe, welche ihn hier leiteten, ließ er ſich nie ein und es mochte mit dieſer gar zu genauen Beſtimmung doch wohl nur auf eine ſcherzhafte Myſtifikation abgeſehen ſein.

Die patriotische Freimüthigkeit, welche in seinen Schriften vorherrschte, hatte Gölln früher, und selbst in seinem Privatleben, in mancherlei Verdrießlichkeiten, insbesondere mit Offizieren, verwickelt, denn jeden Tadel, welchen Gölln, hinsichtlich der Einrichtungen in der alten preußischen Armee, laut werden ließ, bezogen die Herren auf ihre eigenen Personen und suchten mit dem Kriegsrathe Ehrenhändel anzuknüpfen. Gölln benahm sich bei solchen Gelegenheiten mit vieler Entschlossenheit, Umsicht und Menschenkenntniß.

Noch leichter nahm er die literarischen Fehden, in welche er verwickelt wurde, und in des Kriegsraths Bibliothek war eine Sammlung von Schmähschriften zu finden, welche gegen seine eigene Person gerichtet waren. Als eine der interessantesten in ihrer Art gab er mir die Apologie der Gräfin von Lichtenau *) zu lesen. „Es ist — äußerte sich Gölln bei dieser Gelegenheit — eine unerhörte Unverschämtheit von dem Weibe, zu behaupten, ich hätte ihr meine Hand antragen lassen, denn wahrlich, eher wäre mir eingefallen, eine Gattin an der Königsmauer**) zu suchen. Uebrigens — fuhr er fort — war der Einfluß dieser Lichtenau in der Wirklichkeit weniger bedeutend, als man dafür hielt. Man kann übrigens nichtsdestoweniger über die Regierungsperiode Friedrich Wilhelms II. dennoch nicht schreiben, ohne

*) Der vollständige Titel dieses nun seltener gewordenen Buches lautet: „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. Leipzig und Gera, 1793. Bei W. Heinsius. 2 Bde. 12. — Lessings Worte „Nothwehr entschuldigt Selbstmord", dienen diesem Werkchen als Motto, und in dem Munde einer Lichtenau lautet eine solche Sentenz allerdings etwas seltsam.

**) Eine damals sehr berüchtigte Stadtgegend in Berlin.

wenigſtens mit einigen Worten der Lichtenau zu erwähnen. Meine Feder verfuhr mit ihr ſehr glimpflich, ich hätte von dem Weibe tauſend Mal ärgere Dinge ſchreiben und dieſelben auch beweiſen können, allein ich wollte der vom Unglücke ohnehin tief Gebeugten nicht wehe thun und noch viel weniger ihr ſchaden. Zum Lohne dafür hat ſie mich mit lächerlichen Schmähungen und niederträchtigen Verläumdungen überhäuft, auf welche auch nur eine Sylbe zu erwiedern ich unter meiner Würde halte."

Als Cölln von dem Verbrennen ſeiner Schriften durch deutſche Jünglinge bei Gelegenheit der Wartburgfeier hörte, lachte er herzlich. „Solche papierne Auto—da—fes—rief er aus — gehören unter die lächerlichſten Kinderpoſſen, und ich konnte es ſelbſt Luthern nie vergeben, daß er ſich zu ſolchen albernen Spie-tereien hergab. Das iſt der Triumph der Typographie, daß ſich der Geiſt eines Druckwerkes, welches Senſation erregte und zur Oeffentlichkeit ein Mal übergegangen iſt, gar nicht mehr vertilgen läßt. Was ſoll nun durch das Verbrennen einzelner Exemplare bezweckt werden? etwa eine Beſchimpfung des Verfaſſers? — du lieber Himmel! wie wenig kennen dieſe jungen Enthuſiaſten den Volksgeiſt. Gerade durch ihre läppiſche Feuergerichte arbeiten ſie unverkennbar auf eine neue Verbreitung ſolcher Werke hin, welche vielleicht ſchon halb und halb vergeſſen waren, und ein vernünftiger Autor wird ſich durch die Verkohlung einiger Papierbogen ſo wenig beeinträchtiget finden, als einſt Großbrittanien, nachdem Napoleon einige hundert, in engliſchen Manufakturen erſtandene Naſentücher auf dem Kontinente den Flammen übergeben ließ."

Uebrigens war Cölln ein höchſt angenehmer, witziger und geiſtreicher Geſellſchafter, und Menſchenfreund im edelſten Sinne des Wortes. Menſchliches Elend konnte ihn tief bewegen, und um

zu dessen Linderung beizutragen, that er oft mehr, als seine Kräfte erlaubten. Seine brustkranke Gattin pflegte er bis zu dem letzten Athemzuge voll großer Liebe und Fürsorge. Ein bereits sich ebenfalls im preußischen Staatsdienste befindlicher Sohn lebte in Coblenz.

In den letzten dreien Jahren seines Lebens hatte der Kriegsrath viel mit chronischen Körperleiden zu kämpfen, doch hörte man ihn nur selten klagen. Noch auf dem Todbette gab er mir Beweise seines Wohlwollens. Endlich starb Cölln mit der vollkommensten Ruhe des Weisen am 13. Januar 1820.

An Voßens Seite folgte ich dem Sarge des berühmten Verfassers der vertrauten Briefe. Als sich der Trauerzug durch das Halle'sche Thor nach dem Friedhofe zu bewegen wollte, kam uns ein Garde-Infanterie-Regiment mit rauschender Janitscharenmusik entgegen; wir mußten anhalten und die Truppen vorerst vorüberziehen lassen. Das Militär hatte sich immer feindlich gesinnt gegen den Kriegsrath gezeigt, und jetzt veranlaßte es zu guter Letzt, daß dessen Asche eine halbe Stunde später zur ewigen Ruhe kam.

X.

M. J. Büſſel und ſeine Anaglyphe.

Ich beſuchte neulich meinen Freund Büſſel, den Verfaſſer der Irr- und Minnefahrten des Rypo-Noryk und vieler anderer genialer Erzeugniſſe. Er hatte ſo eben die folgende Anaglyphe niedergeſchrieben, deren intereſſante Originalität gewiß keiner meiner ſinnigen Leſer verkennen wird.

„Hören Sie, mein theurer Freund! — rief ich aus — ich laſſe ſo eben „Rückblicke auf ein viel bewegtes Leben“ drucken, und es wird das Buch unter anderm auch etwas kühn ſkizzirte Portraits intereſſanter Männer meiner Bekanntſchaft enthalten. Auch Sie ſollten in die kleine Gallerie aufgenommen werden, doch könnten Sie mich der Mühe überheben, wenn Sie mir für mein Werkchen Ihre Anaglyphe ablaſſen wollten.

Freund Büſſel erfüllte meine Bitte und ſeine Anaglyphe wird ſonder Zweifel meinen Rückblicken eine beſondere Zierde verleihen.

Der erste May in München

im Jahre 1812.

(Eine verstummelte Anagnyphe.)

Richte dein Augenmerk, schrieb man mir, wenn du zum Thore hereinfährst, auf das Aug Gottes,*) das dir goldstrahlend vom Dache in gigantischer Form entgegen leuchtet. Hast du dieses Zeichen wohl ins Aug gefaßt — also Aug' im Auge — so kannst du die Wohnung deiner Freunde nicht verfehlen. Ich schickte mich zur Reise an und nahm, um schnell nach München zu kommen, die Diligence. Wir fuhren Tag und Nacht. Der April verfolgte uns ununterbrochen mit seinen Launen, obwohl er in Salzburg mit freundlichen Blüthenmienen durch die grünenden Zweige blickte und ein warmes Lebewohl versprach. Wir saßen enggepreßt im Wagen. Ich träumte vor- und rückwärts — ich durchlief phantasirend meine ganze Jugendwelt, schwärmte über Thäler und Hügel, über Berge und Gebirge, über Gletscher und Alpen und huschte im leichten Kahn über die tiefblauen Seen der malerischen Heimat, die mich an ihrer treuen Mutterbrust aufgefängt hatte — aber ich schaute auch vor in die Zukunft — in die Residenzstadt Bayerns, das ich als mein viertes Vaterland, wie ein verlassener Sohn voll Liebe und Vertrauen — als meine letzte Amme begrüßen sollte! Der allgemeine geistige Aufschwung, die neuen, herrlichen Institutionen, die lachenden Aus- und Fernsichten eines glücklichen Lebens und ein schöner Wirkungskreis — dieß Alles sich mir verkündend an den blumenreichen Ufern der Isonta, erfüllte mir die Seele mit einer Begeisterung, wie sie einen Dichter durchglüht. —

---

*) Das Wahrzeichen eines Hauses im sogenannten Thale zu München.

Die Nacht war überstanden. Ein junger Kaufmann aus Hamburg, der mein Reisegefährte war, unterhielt mich über den Jungfernsteig und über Norddeutschland, das mit seinen Literatur-Oasen wie ein interessantes Fabelland vor meinen reizbaren Sinnen stand. Die Isarbrücke war passirt und in drei Minuten schlof die Diligence mit ihren Passagieren durch das altgothische, finstere Thor.

Ich streckte den Kopf zum Schlag hinaus; ich suchte forschend das goldflammige Aug Gottes, allein die Diligence rüttelte mich bald zurück, und ich gab alle Hoffnung auf, das beschriebene Zeichen meines Absteigquartieres zu finden.

Wir stiegen im Hofe des k. Postgebäudes aus und ich nahm den Weg wieder zurück nach dem Thal, wo mir das Aug zuwinken sollte. Ich fand es. Ein Gebirgländer, der von der zartesten Jugend an gewohnt ist, den Kopf immer aufrecht zu tragen, der seine Blicke immer nach den Höhen instinktmäßig richtet, und selbst in den Nächten in das funkelnde Sterngewölbe wie ein geborner Astronom schaut, erkennt schnell alle markirten Höhenpunkte und stolpert daher im Leben so häufig über holperichte Unebenheiten und Flachheiten, weil da die Pfade wenig Sorgfalt gebieten. — „Vier Treppen hoch" — so lautet der Aviso. Sie werden hurtig angeschritten, so dicht sich auch der Flurdunkel entgegen drängte, aber wie staunte ich — vielmehr der Fuß, als er nicht, wie in Salzburg, auf Marmor, sondern auf Holz stieß und viermal zwanzig Holzstufen emporsteigen mußte, um beinahe in unmittelbare Berührung mit dem Gottesauge zu kommen! In S — wird freilich der Marmor verschwendet, allein es gewährt etwas Imposantes, auf breiten, glatten Marmorstufen emporzuschreiten, die bis zur letzten Etage gleichförmig führen. O du freundliche Marmorstadt mit deinen einladenden Dachterrassen, rief es in mir, als wie Karls des Großen Geist im Felsengewände des Untersbergs — wo bin ich? — — Die spitzen Giebeldächer kamen mir vor wie

lange und langweilige Gesichter mit gerunzelten, länglichen, dunkelgeröthelten Wangen. Diese Pyramidenform überraschte mich, aber ich versöhnte mich bald mit ihr, denn was hoch hinan strebt, war mir immer befreundet, wenn es mich auch nie selbst hoch hinantrug. — —

Meiner neuen Wohnung gegenüber begegnete mein Blick den Söhnen und Töchtern Israels. Es war die erste Begegnung in meinem Leben, und ich glaubte, Joseph, Hagar u. s. w. zu sehen; ich träumte mich an den Tabor hin und das hohe Lied Salomons — diese Poesie aller Poesien — umflötete und umflatterte mich mit tausendfältigen Tönen und Farben.

Ich fand mich im lebensfrohen München bald heimisch; seine Physiognomie war so gastlich einladend. Die ersten Stunden glaubte ich mich schon in seine Lebens-Mysterien eingeweiht — denn heiterer Genuß und derbe, gesunde Laune mit schlichtem Sinne gepaart, verlangen keine besondere Einweihung, und Jeder, der einen frischen Kern in sich birgt, ist schnell sein Priester mit dem blühenden Kranze um die sorgenfreie Stirne. Der erste May in München vereinte mich wieder mit einem theuern Freunde, der vor Kurzem aus Norddeutschland zurückgekehrt war, nachdem er mit einem Mitglied der Pariser Societé statistique dasselbe als Dollmetscher durchwandert hatte. Wir lebten als Jünglinge auf den väterlichen Alpen und lasen Bion und Theokrit, in der Ursprache. Wir schwärmten arkadisch damals zusammen, wir schäferten — und deklamirten griechische Gedichte, um sie im sechsfach wiederholten Echo zu unserem Entzücken am Königsstuhle *) zu hören. Er beschäftigte sich, als ich ihm wieder gegeben war, mit Zeichnen verschiedener geographischer Karten. Palästina

*) In der Nähe am Kaiserberge.

war vollendet, das Blatt überraschte mich, es war mit der größten Sauberkeit und Eleganz ausgeführt. Er hatte es mit der Feder gezeichnet!

Mathematik, Physik und Sprachenkunde waren seine Lieblingssphären. Er sprach das Französische mit einer solchen Richtigkeit und Feinheit, daß es ihn Mühe kostete, die Franzosen zu überzeugen, daß er der Sohn eines begüterten Bauern am Mauriser Tauern sei. Er machte mich mit dem philologischen Jammer vertraut, der ihn in sein einsames Zimmer, zu seinem Homer und Herodot, zurückgeschreckt hatte, denn er bewies mir, daß man auch, ohne Stockphilolog von bestimmter Färbung zu sein, den Geist der Griechen erfassen lernen könnte. — —

Der Edle schlummert seit 1821 neben der Kapelle des heiligen Robert in Salzburg. Ich drückte ihm in München am 1. May 1812 nach seinen Irrfahrten die Hand und stand am 1. May 1821 an seinem Grabhügel. Von seinen Talenten war Großes zu erwarten. Vor seinem Tode beschenkte ihn Se. K. K. Maj. der Kaiser Franz mit hundert Dukaten für eine Verbesserung, die er bei der Soolenleitung in D . . . angeordnet hatte. — Bei uns lehrte er in der Primärklasse. — C'est la philologie! —

Die trefflichsten Philologen traf ich im Bockkeller, *) wohin man mich am ersten May als Fremdling ex officio führte! — Lebt kein niederländischer Meister, der mir nachphantasirt? — „Seid gegrüßt, ihr ernsten, düstern Hallen und du trauliches Kerzengeflimmer, überdacht mit den hermetisch-geschlossenen Glaskugeln!“ Hier ist Poesie! wer leugnet es? Harfengetön, Lieder

*) Bock heißt das berühmte Münchner Doppelbier, welches nur im Monate May getrunken wird.

und Paganiniſches Violinaeſäte, glühende Wangen, leuchtende Stirnen, begeiſterte Lippen, flammende Augen und die Suade bethörter und bethörender Liebe, himmelan ſtrebende Gedanken und tiefe Blicke in die unendliche Tiefe des labenden Quells! Goldene Riegelhäubchen flimmern wie Sterne durch das mattbeleuchtete Dunkel und die ſilbernen Geſchnüre ſtrahlen wie Orionsgeſtirn um die ſchwellenden Buſen üppig blühender, ſchöner Töchter der herrlichen Bavaria!

Konvertirte Juden, die nun den Geſchmack der Deutſchen ſchrauben und mit ihrem Geiſte und mit ihrem Gemüthe ſpekuliren wie mit Metalliques, hätten damals lernen können, daß hier die Poeſie eine That aber keine gezierte Phraſeologie ſey. — Doch hinweg, ruf ich mit Child Harold — hinweg! Laß ſein! Zu Anderm!

Ich, der urſtämmliche Hohenriſtfeuchter am Saalſtrome, ließ mich zum Philologen preſſen! O Emmerich Norus! deine ſinnige „Ferienliebe" erſtarrte zur Philologie; du warſt auf dem Wege, ein Paul zu werden, und wurdeſt ein philologiſcher Saul! — Der „Jean" wäre dir zugewachſen, aber das kritiſche Gartenmeſſer durchſchnitt das Pfropfreis des blühenden Humors!

Ich hatte die Weihe nationalen Lebens empfangen! — Ich taumelte trunken in den breiten Altvaterſeſſel zurück; neben mir lagen Buttmann, Mathiä und Thierſch's homeriſche Dialekts-Grammatik — unerquicklich wie die abendlichen Converſaterien, die mich umklapperten wie das Geſchrei der Kapitoliniſchen Gänſe! — — Ich that einen homeriſchen Traum im breiten Altvaterſeſſel und lag an den ſchwellenden Brüſten der ſchönen Heimat, wo ein hochbegabter, deutſcher Königsſohn die goldene Saat zu großen Thaten des Geiſtes unbelauſcht ausſtreute! Ich ſah als Jüngling den

ſtill Begeiſterten, dem eine Schöpfung im königlichen Buſen gehr — ein Jahrhundert reich an genialen Erſcheinungen! — —

Am Iſarthore arbeitete die archimediſche Pumpe, um das Iſarthortheater aus dem Grunde emporzuheben! Man behandelte die Steinmaſſen wie koſtbare Edelſteine. Ach, rief ich aus, München, fehlt es dir an Steinen, an Felſen, an Marmor! — — Ich hatte mein Herz in den Grund Bayerns gelegt, um einen Tempel der Poeſie aufführen zu helfen! Ich hielt mich für einen Dichter und wähnte reich zu ſein. — — Ich verſank darauf in tiefen, tiefen Schlaf, und erwache nun am 1. May 1837; ich ſehe meine Locken ergraut, fühle mein Herz gepreßt, ſehe Tempel und Paläſte prangen — und Bayerns Dichtermorgen heranglühen. — —

XI.

Adolph Bäuerle.

Griesgram ſieht alles grau,
Freude malt grün und blau —

ja in der That, der echte, der angeborene, der volksthümliche Humor des deutſchen Südens malt nie grau in grau, er wählt unaufhörlich roth, grün und blau; ſeine Farben ſind friſch und ſaftig und iſt deren Nüancirung auch nicht immer zu ängſtlich, zu kunſtgerecht angelegt, beleidiget ſie auch wohl gar durch zu grellen Ton ein durch die edelſten Kunſtformen verwöhntes und zu ſtrenges Auge, gerade dieſe Farbenmiſchung erfreut dennoch das ſchlichte Herz des Naturmenſchen und wirkt draſtiſch auf deſſen proſaiſches Zwerchfell.

Stehen wir im Begriffe die Bekanntſchaft eines nicht unintereſſanten Mannes zu machen, ſtellen wir uns im Voraus deſſen Aeußeres beinahe immer ganz anders vor, als wir es dann in der Wirklichkeit finden. Nur allein mit Bäuerle erging es mir anders!

Am ſpäten Abende des Tages aller Narren Faſtnacht i. J. 1822 traf ich bei ganz abſcheulichem Wetter in Wien ein und ſtieg in der Leopoldſtadt im Gaſthofe zum ſchwarzen Adler ab.

Ermüdet von der Reiſe, verſpürte ich keine Luſt mehr, noch an dieſem Abende mit Wiens Merkwürdigkeiten nähere Bekanntſchaft

zu ſuchen; ich machte mirs bequem und trat ſofort in den Speiſeſaal des Hotels um zu ſoupiren.

Nur wenige Gäſte befanden ſich im Salon; ſchweigſam verzehrten dieſelben ihre Reſtbraten und kälbernen Schnitzeln. Seufzend nahm ich an einem Tiſche Platz und bereitete mich auf einen langweiligen Abend vor. Der Kellner, ein höflicher Sachſe, rieth mir nach der Redoute, in die Mehlgrube oder zum Sperl zu gehen, denn nur an ſolchen und dieſen ähnlichen Orten ſollte an dieſem Abende viele und luſtige Geſellſchaft zu finden ſein. Bereits war ich halb entſchloſſen, des guten Garçons Rathe nachzuleben, als ein großer, wohlgenährter, elegant gekleideter und im beſten Lebensalter ſtehender Gaſt in die Stube trat. Freude ſtrahlte aus des Mannes glänzendem Augenpaare, Frohſinn leuchtete aus allen Zügen einer nicht unangenehmen Phyſiognomie, und eben nicht ſelten öffnete ſich der Mund um zu lachen und zeigte zwei Reihen ſehr ſchöner, gleicher und weißer Zähne.

Der neue Gaſt nahm Platz, forderte eine Flaſche Champagner, und machte auf eigene Fauſt ſich luſtig; es ließ nämlich der Mann eine Maſſe ganz eigenthümlicher Witze los, die nicht den Karakter der gewöhnlichen Wiener Witze hatten und nichtsdeſtoweniger ſich als ungemein national darſtellten.

„Das iſt Bäuerle" — ſagte ich mir unwillkührlich, und in der That — es war Bäuerle. Ich rückte zu, bald wurden wir beide näher bekannt, und noch im Verlaufe dieſer Nacht tranken wir in ſchäumendem Champagner — Brüderſchaft. —

Nach meinem Dafürhalten gehört unter den Wiener dramatiſchen Poſſendichtern der neuern Zeit Bäuerle unſtreitig die erſte Stelle, denn es haben ſeine Stücke doch wenigſtens Halt und

Zusammenhang, und es wird in selben stets ein origineller Hauptgedanke konsequent durchgeführt.

Der weltbekannte Staberl, Bäuerles Schöpfung, ist der eigentliche und echte, nicht österreichische, sondern — der süddeutsche John Bull. Er hat nichts gemein mit dem durchaus plumpen und roh-gemeinen ältern deutschen Hanswurst, welchen keineswegs die durch Gottscheden bewerkstelligte Grablegung, sondern Bäuerles Staberl erst, ganz und vollkommen, von der deutschen Bühne zweiten Ranges verdrängte. Dieser Staberl gleicht auch in keiner Weise dem ausländischen Arlequino, sondern er ist jeden Zoll Original, der psychologisch geordnete Abglanz einer etwas bizarren Volksthümlichkeit, deren konzentrirte *vis comica* nie der entschiedensten Wirkung ungewiß bleiben kann, und Staberl wird so lange und vielleicht länger noch leben als Molieres George Dandin: er wird noch leben und sein tolles Wesen treiben, wenn tausend unnatürlich carrikirte Schöpfungen, welche jetzt auf Staberl verächtlich hernieder schauen, längst und zwar — ohne eines Gottscheds Hülfe zu Grabe getragen sein werden.

Ich lebte längere Zeit in Wien und befand mich während derselben beinahe täglich in des jovialen Bäuerle Gesellschaft. Er führte mich in seine Familie ein und bewies mir die ausgedehnteste Gastfreundschaft, eine Gastfreundschaft, welche den wackern Wienern überhaupt zur andern Natur geworden ist.

Glühender Patriotismus, stets ungetrübter Frohsinn, echter Humor, heitere Lebenslust, Gutmüthigkeit, arglose freundschaftliche

Hingebung, und ein unbesiegbarer Trieb zum Wohlthun — bilden die Grundzüge zu Bäuerles liebenswürdigem Karakter.

Leidet irgend eine Gemeinde in den vielen und verschiedenen Theilen des ungeheuern Kaiserstaates oder durch Feuersbrunst, Hagelschlag, Bergstürze u dgl. m. beträchtlichen Schaden, so ist Bäuerle gleich bei der Hand, in der originellsten Weise durch seine weit verbreitete Theaterzeitung zur Unterstützung der Verunglückten aufzufordern und stets erfreuen sich seine Fürsprachen der glänzendsten Erfolge. Es grenzt beinahe ans Unglaubliche, zu wie bedeutenden und unzähligen wohlthatigen Spenden Bäuerle auf diese Art und in einer langen Reihe von Jahren Veranlassung gegeben hat.

Bäuerle ist ein trefflicher Gesellschafter. In seinem Munde gestaltet sich die Erzählung der unbedeutendsten Begebenheit des Lebens zu einem köstlichen, ungemein unterhaltenden Capriccio; seine Conversations-Witze aber übertreffen an eigentlichem Gehalte nicht selten — seine Bühnenwitze noch.

In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, war ich annoch ein junger Mann, leider zum Jähzorn und zur Heftigkeit sehr geneigt, Leidenschaften, welche der Champagner nährte und förderte, allein Bäuerles munterer Gleichmuth ließ meine Heftigkeit nie zum Ausbruche kommen. Am Tage vor meiner Abreise von Wien wäre es beinahe anders geworden. Bei einem mit mehrern Freunden veranstalteten fröhlichen Gelage im schwarzen Adler, bei vollen Gläsern schäumenden Champagners belästigte uns ungemein ein zudringlicher Judenjunge aus Breslau, der längst der ganzen Gesellschaft ein Dorn im Auge war. Die Arroganz des Juden erreichte den höchsten Grad; mein Jähzorn entbrannte und ich hatte bereits eine volle Weinflasche ergriffen, um dieselbe dem unausstehlichsten aller Juden an den Kopf zu werfen.

Glücklicherweise verhinderte der neben mir sitzende Bäuerle den Wurf, der Jude aber ergriff das Hasenpanier. Lachend rief mir Bäuerle zu: „Schau, lieber Bruder! mir bangte nicht so fast um den Juden, als um das große venetianische Spiegelglas vor welchem der Jude saß, und am Ende ist es doch das beste, daß beide, der Spiegel und der Jude, ganz geblieben sind.

Unlängst befand sich einer meiner literarischen Agenten, in Wien. Bäuerle bat denselben, er möchte mir sagen, daß er folgende Stelle der im gelehrten München enthaltenen Biographie Saphirs (wir werden auf diese seltsame Biographie später zurückkommen), für eine Lüge erklären müsse, und daß er wünsche, es möge diese Erklärung in irgend einer Art veröffentlicht werden, welchem Wunsche ich hiemit gern entspreche. Die angeregte Stelle in der Biographie Saphirs lautet also:

„Zuletzt übernahm er (Saphir) die literarische Führung der allgemeinen Theaterzeitung und machte diese zum Lieblingsblatt der Wiener und bekannt und gelesen in ganz Deutschland. Den Ruf und die Liebe, die er dem Blatte durch Geist und Talente verschaffte, erhält dasselbe jetzt kümmerlich durch Freundschaftlichkeiten."

Ich halte es für überflüssig, daß Herr A. Bäuerle eine öffentliche Erklärung hinsichtlich dieser jammerlichen Prahlerei nöthig erachtet. Jedermann weiß, daß die literarische Führung der allgemeinen Theaterzeitung zu Wien, sich seit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen in Herrn Bäuerles Händen befand, der auch das Blatt selbst begründet hat, und daß die-

ses Journal vor und nach Saphirn den besten Fortgang hatte. Ein Blatt, welches wie die allgemeine Theaterzeitung sehr anständig honorirt, hat wahrlich keineswegs nöthig seine Existenz auf Freundschaftlichkeiten zu gründen, und es bleibt unverkennbar erwiesene Wahrheit, daß der Verfasser der Saphirschen Biographie in dieser Beziehung gelogen, und zwar sehr derb und unverschämt gelogen hat.

XII.

Der Chevalier v. W**lé, die Grazien und die seidene Schnur.

Im Februar des Jahres 1824 wurde ich zum damaligen Staatsminister Grafen v. Th**heim, welcher mir sehr gewogen schien, zum Frühstück geladen. Ich traf die Exzellenz allein und deren erste Frage lautete:

„Kennen Sie den Chevalier von W**lé?"

Ich verneinte. — „Nun denn — nahm der Graf das Wort — ich werde Sie in der nächsten halben Stunde mit dem Chevalier bekannt machen. Es ist wahr, und Sie werden es finden: der Mann ist etwas exaltirt, allein Gewandtheit und vielseitige Bildung sind ihm nichtsdestoweniger dennoch nicht abzusprechen. Der Chevalier hat große Reisen gemacht und ist reich an Erfahrungen; auch fehlt es ihm weder an bedeutenden Connexionen noch an Geld — doch um auf die Hauptsache zu kommen, es beabsichtiget der Chevalier hier eine neue Zeitschrift herauszugeben, welche unserer Stadt Ehre machen und dem Morgenblatt, der Dresdener Abendzeitung, kurz allen deutschen Journalen ähnlicher Tendenz den Rang ablaufen soll." —

Ich lächelte ungläubig und hob die Schultern. „Nun — fragte der Graf gespannt — was halten Sie von der Sache?"

Ich ſuchte mit vielen und triftigen Gründen zu beweiſen, daß ein Unternehmen der angeregten Art, von München ausgehend, wenige erſprießliche Folgen hoffen laſſe, wie dieſes ſelbſt unzählige Verſuche bewieſen hätten. Und es iſt Thatſache, daß ſelbſt heutigen Tages noch im deutſchen Athen nur feurrite Zeitſchriften ſo recht eigentlich zu proſperiren vermögen. Es iſt hier nicht der Ort, die Urſachen der auffallenden Erſcheinung zu berühren, ſo überzeugend dieſelben ſich auch den meiſten meiner verehrlichen Leſer darſtellen würden.

Unwillig unterbrach mich der Graf mit den Worten: „Ich kenne das; Sie gehören der norddeutſchen Schule an und hegen nun einmal gegen die ſüddeutſche mächtige Vorurtheile. Kaſin — es wird ſich alles finden. Ich intereſſire mich lebhaft für die Grazien, wie Herr v. B*ll* ſeine neue Zeitſchrift nennen will, und werde meinen und den Einfluß aller Freunde verwenden, um dem Blatte auf die Beine zu helfen. Indeſſen will ich es nicht leugnen, B*ll* ſcheint mir doch dem Unternehmen nicht ganz und gar gewachſen, ihm thut ein Mitredacteur Noth, welcher Erfahrung, Geſchmack und Kenntniß des deutſchen Publikums beſitzt, und die Stelle dieſes Mitredakteurs müſſen Sie, vor der Hand wenigſtens, ausfüllen. Ich nehme durchaus keinen Refus an."

Der Antrag kam mir ſehr ungelegen; ich verbeugte mich und wollte ſprechen — allein in demſelben Augenblicke wurde der Chevalier gemeldet.

Der Mann blieb in der That eine ungewöhnliche, eine ganz eigenthümliche Erſcheinung. Er trug elegante Uniform und um den Hals einen groſſen ruſſiſchen Orden; dazu kam, ſeltſam genug kontraſtirend, ein dunkelblauer Carbonari mit vielen dicken goldenen Schnüren verziert.

Herr v. B**lle war übrigens ein ſchlanker, ſehr wohlgebauter Dreißiger. Ungemein beweglich, wie alle Muskeln ſeines Körpers, ſtellten ſich auch alle Züge des blaſſen, aber keineswegs unangenehmen Geſichtes dar. Die großen dunkeln Augen ſchienen ſich fortwährend, wie Kugeln um ihre Axen, im Kreiſe zu bewegen und die rabenſchwarzen, kurzen, ſtarren Haare ſtrebten, eiſernen Nadeln gleich, zur Höhe.

Graf Th**heim machte mich mit dem Chevalier bekannt, allein von nun an ſcheiterten meine und des Grafen Verſuche, je wieder zu Worte zu kommen, denn des Herrn v. B**lle Redefluß glich einem reißenden Strome, der jede Hemmung, welche man ihm entgegen zu ſtellen verſucht, überwältiget. Der Mann ſprach in einer halben Stunde mehr, als ich in einem Monate niederzuſchreiben unternehmen möchte. Ueber den Gehalt ſeiner Rede konnte man im erſten Augenblicke nicht füglich urtheilen, denn es blieb wahrlich keine Kleinigkeit dem Ideenfluge dieſes Enthuſiaſten zu folgen, der mit Blitzesſchnelle von einem Extreme zum andern überſprang.

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, weil der *******ſche Geſandte kam, den Grafen v. Th**heim zu beſuchen. Der Chevalier und meine Wenigkeit gingen zuſammen aus des Miniſters Hotel.

Herr v. B**lle nahm mich förmlich für den ganzen übrigen Reſt des Tages in Beſchlag und es half hier kein Widerſtreben. Vorerſt ſchleppte er mich nach der Arcisſtraße, wo er ein eigenes Haus gemiethet hatte, daſſelbe, in dem ſich jetzt Herrn Dr. Wallburgers Kunſtbad- und Brunnenanſtalt à la Struve befindet.

Hier nun ſollten die Grazien ins Leben treten. Die Thüren zu den Zimmern waren bereits mit Inſchriften verſehen. Es gab Expeditions-, Anfrage-, Ueberſetzungs-, Redaktions- und der Himmel weiß, wie viele Bureaus. Im Erdgeſchoße wollte Hr. v. B**lé eine große Buchdruckerei mit engliſchen Schnell- und Dampfpreſſen einrichten. Eine große Holzſchnitt-Form lag bereit; ſie ſollte der neuen Zeitſchrift Vignetten liefern, und ſtellte drei nackte Frauengeſtalten dar, die ſich im Tanze zierlich umſchlungen hielten, und mit Roſen und Myrthen geſchmückt waren. Der Chevalier war ſo gütig, mich zu belehren, daß man die drei nackte Schönheiten: Aglaja, Euphroſyne und Thalia zu nennen pflege. Ferner hatte Herr v. B**lé bereits in Rom, Neapel, Paris, Berlin, St. Petersburg, Dresden und Wien Correſpondenten geworben. Es befanden ſich unter denſelben in der That Männer von großer literariſcher und artiſtiſcher Bedeutung. Mehrere hatten bereits intereſſante Probeartikel eingeſendet, allein beinahe alle dieſe Herren hatten ſich auch namhafte Vorſchüſſe erbeten, welche der Chevalier und zwar in ſehr großmüthiger Weiſe geleiſtet hatte. Die Geſandten der auswärtigen Höfe hatten, auf des Grafen v. Th**heim Fürſprache, ermittelt, daß mehrere Monarchen und Fürſten ſich auf die Grazien abonnirt hatten, von denen ſchon nach Verlauf von vier Wochen die erſten Nummern erſcheinen ſollten. Es ließ ſich dieſes nun Alles wohl hören und es klang ſogar trefflich, allein die Hoffnungen des Herrn v. B**lé waren auch in ſo hoher Art ſanguiniſcher Natur, daß dergleichen ſicher nimmermehr ein Redakteur gehegt hatte. Die Grazien ſollten auf das beſte Papier gedruckt werden und wie die engliſchen und franzöſiſchen Zeitſchriften im möglichſt größten Formate, und zwar täglich eine Nummer, erſcheinen; ferner ſollte die neue Zeitſchrift ſämmtliche Tendenzen aller übrigen deutſchen Journale in ſich vereinigen, in der Ausführung aber alle bei weitem übertreffen. Die Auflage war von dem Chevalier auf 20,000 Exemplare feſtgeſetzt; das Abonnement war ſehr hoch geſtellt, allein nach

Herrn v. B**lles Calcul konnte es auch nicht fehlen: die Entreprise mußte ihm nach Abzug aller Unkosten einen jährlichen Reinertrag von wenigstens 10,000 Thalern zum allerersten Anfang schon abwerfen.

Nachdem mir der gute Mann mit einem ungeheuern Wortaufwande alle seine Plane und Berechnungen auseinander gesetzt hatte, fiel er gänzlich erschöpft in seinen Fauteuil zurück, indem er mit matter Stimme fragte: „Nun, was sagen Sie zu dem Allem?"

Endlich, nach vielstündigem Harren, zum Worte kommend, rief ich aus: „Ich glaube, als ehrlicher Mann Sie versichern zu müssen, daß, wenn Sie Ihre Grazien nach dieser allerdings sehr grandiosen Anlage höchstens ein paar Jahre lang erscheinen lassen, die guten Grazien ganz sicher und gewiß Bankerott zu machen sich veranlaßt sehen werden."

Mitleidig lächelnd erwiederte der Chevalier, nun doch etwas gereizt: „Sie sind nicht der erste, welcher, nicht eingehend in das Großartige und doch zugleich Sichere des Unternehmens, mir ein solches Prognostikon stellt, allein der Erfolg wird die Herrn bald eines Bessern belehren."

Des Herrn v. B**lle bisherige Lebensgeschichte blieb nicht ganz uninteressant. Er war der Sohn eines wackern Justizbeamten zu W**zburg, der sich schlechtweg B**lle nannte und unterzeichnete. Unser Grazienfreund aber zeigte sich mit dieser Caprize seines Vaters höchst unzufrieden und bewies, wie immer mit großem Gepränge, Jedem, der ihn anhören wollte, das Abstammen der B**lles aus einem alten lothringischen und ebenbür-

tigen Rittergeschlechte, dessen Glieder, am Schlusse des eilften Jahrhunderts, dem berühmten Gottfried von Bouillon Jerusalem erobern halfen. Nichtsdestoweniger hatte der Chevalier seines behaupteten alten Adels und der lothringischen Ahnherrn wegen manche Anstände, die er aber immer, und wenn es nicht anders ging, selbst mit der blanken Waffe männlich und ritterlich ausfocht.

Herr v. B**lé war, noch sehr jung, als Freiwilliger in ein österreichisches Chevauxlegers-Regiment eingetreten, hatte mehreren Feldzügen beigewohnt und endlich die Charge eines Oberlieutenants erlangt. Als des Chevaliers Heimatsland an Bayern überging, vertauschte er die österreichische mit den Diensten des neuen Vaterlandes und diente nun in gleicher Eigenschaft im zweiten bayerischen Husarenregimente.

Bald nachher führte der Glückliche ein reizendes und sehr reiches Fräulein als Gattin heim. Der Chevalier verließ in Folge dieser Verbindung, mit dem Prädicate eines Rittmeisters, den aktiven Dienst, allein seine junge Gattin starb nebst dem Söhnchen, das sie geboren, im Wochenbette; nach einem vorgefundenen letzten Willen aber wurde der Rittmeister Universalerbe der Gattin, und trat unbestritten in den vollkommensten Besitz eines in der That nicht unbedeutenden Vermögens.

Tief fühlte der Chevalier den so frühen Verlust der zärtlichen geliebten jungen Gattin, und um sich zu zerstreuen, beschloß er nach Hellas zu ziehen, wo so eben der Freiheitskampf entbrannt war.

In Griechenland errichtete sich Herr v. B**lé aus vorhandenen Philhellenen mit großem Kostenaufwande einen eigenen kleinen Trupp, mit dem er, zwar in Uebereinstimmung mit den Griechen, aber dennoch so viel als möglich unabhängig, gegen die Osmanen

kämpfen wollte. Allein er gerieth darüber mit den griechischen Anführern in Uneinigkeit und endlich wurde dem Chevalier Gift beigebracht; ein gefangener türkischer Arzt wendete sogleich Gegenmittel an und rettete also dem Philhellenen das Leben.

Der Chevalier kehrte nun nach Deutschland zurück, wurde aber in Nürnberg verhaftet, weil er von einer benachbarten großen Macht angeklagt worden war, derselben durch falsche Vorspiegelungen und unerlaubte Mittel viele wackere Offiziere entzogen und dieselben dann in Griechenland verlassen zu haben. B**tés Arrest dauerte viele Monate, allein, außer einiger rascher und unüberlegter Handelsweise, war ihm wenig zur Last zu legen. Die lange Haft wurde ihm als Strafe angerechnet, auch mußte er die ziemlich hoch angelaufenen Prozeßkosten tilgen, dann wurde er wieder auf freien Fuß gestellt.

Jetzt kam der abenteuerliche Mann nach München. Sein ererbtes Vermögen war freilich ziemlich geschmälert, allein er besaß noch immer genug, um als Einzelner unabhängig und auf anständigem Fuße leben zu können, allein Herr v. B**tés vermochte nimmer zu rasten; er vertauschte das Schlachtenschwert mit der goldenen Lyra und dem Federkiele, wie er aber dabei gefahren, wird die nächste Folge uns zeigen.

Materialien zu der neuen Zeitschrift hatten sich indessen in großer Fülle angehäuft, denn der Chevalier scheute keine Ausgabe. Es befanden sich unter den eingelaufenen Manuskripten in der That mehrere treffliche Aufsätze, aber freilich auch viele mittelmäßige und ganz schwache, wie nun dieses schon zu geschehen pflegt.

Jeden Antheil an der Redaktion der Grazien hatte ich auf das Bestimmteste abgelehnt, dagegen versprochen, dem Chevalier mit Rath und That zur Seite zu stehen. Allein diesem Manne war weder zu rathen noch zu helfen. Herr v. B*lle verstand französisch, italienisch und böhmisch zu sprechen und zu schreiben, allein die deutsche Feder war keineswegs die seinige. Von den Obliegenheiten und Geschäften eines Redakteurs hatte er auch nicht den geringsten Begriff. Er wollte an allen Aufsätzen, selbst an den ausgezeichnetsten, bessern und ändern, allein es geschah ganz und gar in dem berüchtigten Geiste Johann Batthorns. Außerdem neigte sich B*lle sehr zum Eigensinn und zur Polemik hin, allein ihm fehlten durchaus alle erforderlichen Schutz- und Trutzwaffen des Witzes und Scharfsinns. Er selbst lieferte für sein Blatt lyrische Gedichte, war aber nicht einmal mit dem Versmaße vertraut. Seine Dichtungen waren keine Schülerarbeiten, nein — sie stellten sich geradezu als Erzeugnisse des Unsinns und der Tollheit dar, und nun mag der verehrliche Leser von selbst ermessen, wie die neue Zeitschrift beschaffen sein konnte, deren Herausgabe dieser Mann besorgte.

B*lle's Grazien waren nun wirklich ins Leben getreten, doch war die Auflage von 20,000 auf 2000 Exemplare herabgesetzt worden. Zwar hatten sich nur 300 Abonnenten gemeldet, die übrigen 1700 Exemplare aber ließ der Herausgeber gratis vertheilen und versenden, um sein Blatt überall bekannt zu machen. Alle Tage erschien ein feiner, ganz übervoll gedruckter Medianbogen. Diese Grazien glichen ganz und gar einer Musterkarte — neben einem Gedichte von Platen ein B*lle'sches, zur Seite eines klassischen Kunstartikels aus Rom eine ganz und gar verunglückte Burleske irgend eines obscuren Dilletanten.

Ich hatte nicht umhin gekonnt, vorerst die Beurtheilung der Darstellungen der k. Hofbühne zu übernehmen und den Grazien

mehrere Novellen zu liefern, welche später gesammelt wurden und unter dem Titel „Phantasiestücke in des höllischen und sammetnen Breughels Manier" im Verlage einer Leipziger Buchhandlung erschienen sind.

Es geschehen in der That viele Dinge unter der Sonne, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Trotz der unbeholfenen und verrückten Weise, in welcher die Grazien redigirt wurden, meldeten sich nichtsdestoweniger im zweiten halben Jahre beinahe 1000 Abonnenten.

Nun kannten des Chevaliers Uebermuth und Eigendünkel keine Schranken mehr, und er nahm die Verwirklichung seiner kühnen Träume als ausgemachte Sache an.

Ich hatte für die Grazien eine humoristische Beschreibung des Münchner Oktoberfestes geliefert, welche die Erlanger Zeitung nachdruckte, ohne die Quelle zu nennen, aus welcher sie geschöpft hatte. Darüber gerieth nun B**lle in Wuth und alles Abrathens ungeachtet, griff er die Erlanger Zeitung in der ihm eigenthümlichen plumpen und groben Art an. Der Erlanger Zeitungsschreiber dagegen veröffentlichte einen Artikel, in welchem B**lle als Redakteur nicht nur im höchsten Grade lächerlich gemacht, sondern sogar seine persönliche Ehre ungemein keck angetastet wurde. Mit den höhnenden Worten Molieres: „George Dandin! tu l'as voulu!" schloß der Erlanger sein Libell.

Was blieb hier nun zu thun? — Mit einem Erwiederungsartikel in den Grazien war des Chevaliers bemackelte Ehre nicht rein zu waschen. Sich mit dem bürgerlichen Redakteur der Erlanger Zeitung aber zu schlagen, erlaubten hinwiederum B**lles lothringische Ahnen nicht, welche dereinst mit Gottfrieden

v. Bouillon Jerusalem erobert hatten, und so geschah dann in der Sache nichts.

Allein des Erlangers Replike hatte nichtsdestoweniger dem Chevalier und seinen Grazien einen mächtigen Stoß versetzt. Vielen Standesgenossen dielten die Streitigkeiten, in welche er als Redakteur einer Zeitschrift verwickelt wurde, mit der Ehre der Uniform nicht vereinbar. Man fieng an den Rittmeister in den Salons scheel anzublicken, die Thüren mehrerer seiner vornehmen Gönner blieben ihm verschlossen und selbst sein eifrigster Protector, Graf Th**heim, bereute bereits, sich mit diesen Grazien en-filirt zu haben.

Ein schnell folgender zweiter und noch unangenehmerer Vorfall war durchaus geeignet, des Chevaliers und seiner Zeitschrift Credit gänzlich zu zernichten. Die k. Bühne am Isarthore*) wurde zu jener Zeit von dem Theaterdirektor Herrn Karl, jetzt in Wien, mit großer Umsicht und unverkennbarem Geschmacke, und auf dessen eigene Gefahr, geleitet. Herr Karl machte gute Geschäfte; er blieb der Liebling der höchsten, wie der niedrigsten Stände. Nun aber hatte der Redakteur der Grazien mit den Redakteuren mancher Zeitschriften gemein, gerade dasjenige zu schmähen und anzutasten, was die allgemeine Meinung erhob. Ein sehr boshafter und schwarzgalliger Federheld ergriff, von dem Chevalier aufgemuntert, jede Gelegenheit, die Leistungen jener Bühne herabzusetzen und lächerlich zu machen.

Allein es war eine gewagte Sache mit Herrn Karln anzubinden, denn er geiselte als Staberl seine Gegner mit der ihm

*) Es sind die damaligen Verhältnisse jener Bühne bereits oben des Näheren erörtert worden.

stets zu Gebote stehenden salzigen Laune unerbittlich, und nie blieb von Seite des Publikums der rauschendste Beifall aus. Aehnliches war schon mehrere Mal den Grazien begegnet und B*lle kochte Rache. Ein Schmähartikel, wie noch nie einer ans literarische Tageslicht getreten, sollte Karln mit einem Schlage moralisch tödten, also dachte der verrückte Chevalier in seinem Wahn. Der in Rede stehende Artikel hub, so viel mir noch erinnerlich ist, ungefähr also an: „Man läßt sich gefallen als allerlei geboren zu sein, nur will Niemand ein geborener Hanswurst gelten, und doch finden wir es verdienstlich als solcher geboren zu werden. Um nun Herrn Karln sein Verdienst nicht zu rauben, erklären wir ihn hiemit für einen hochgeborenen Hanswurst etc. u. s. w." In diesem faden und beleidigenden Tone ging es nun durch drei oder vier Columnen fort und über Herrn Karln her, an dem nicht ein gutes Haar bleiben sollte.

Herr v. B*lle las mir noch im Manuskripte diesen Aufsatz hoch triumphirend vor. Ich beschwor den Chevalier den Schandartikel zu unterdrücken, aber vergebens, das Libell erschien am andern Tage in den Grazien. Herr Karl nahm dieses Mal die Sache ernst und veröffentlichte eine Entgegnung, durch welche die Ehre des Chevaliers in noch viel grellerer Weise kompromittirt wurde, als ehevor durch den Erlanger Zeitungsschreiber.

Nun wurde Lärm. Des Chevaliers erbitterte Standesgenossen riethen ihm, seine schwer verletzte Ehre herzustellen, oder aber den Rock der Ehre abzulegen.

Der Schauspieldirektor Karl ist geborener Edelmann und hat als Offizier im österreichischen Heere gedient. Man hielt einen Zweikampf auf Leben und Tod zwischen ihm und dem Chevalier für unvermeidlich. B*lle schwur auch, er entweder oder Karl müsse auf dem Kampfplatze bleiben, allein das Duell selbst wurde,

der Himmel mag wiſſen warum, von einem Tage zum andern verſchoben, und immer mehrere und lautere Stimmen erhoben ſich gegen Herrn v. B**lé.

Eines Abends lag ich unpäßlich zu Bette, da ſtürzte der Chevalier in voller Uniform, mit gezogenem Säbel und ganz erhitzt in meine Stube. Ich glaubte im erſten Augenblick nicht anders, als der exaltirte Mann ſei verrückt geworden, und komme mich zu ermorden; doch, es war ſo ſchlimm nicht gemeint.

„Triumph — rief B**lé — ich habe meine Satisfaction; meine Ehre iſt rein gewaſchen, und den will ich ſehen, der nun noch [illegible]en mich zu ſprechen wagt.“

Ich fragte erſchrocken: „Haben Sie den unglücklichen Karl im Zweikampfe getödtet?“

„Nein — ſchrie der Chevalier — ich habe ihm ärger noch mitgeſpielt. Hören ſie nur. Ich wußte, daß Karl täglich in Tivoli (ein Gaſthof im engliſchen Garten) Nachmittags 4 Uhr den Kaffee einzunehmen pflegt. Ich ging früher hin und hielt mich im Nebenzimmer des Salons verborgen. Als nun Karl beim Kaffee ſaß, ſtürzte ich hervor, gab ihm eine Ohrfeige und zog zugleich den Säbel, damit mir Niemand auf den Leib kommen konnte.“ Mit dieſen Worten führte Herr v. B**lé mit ſeiner Waffe einen Hieb und ein paar Porzellantaſſen flogen zertrümmert von meiner Kommode.

Ich konnte die Art, wie ſich nun der Rittmeiſter abermals gegen Herrn Karl benommen, unmöglich billigen, und erwartete von dem Vorfalle für erſtern keine gute Folgen; es zeigte ſich nur zu bald, wie richtig meine Betrachtungen geweſen.

Es wurde gegen Herrn v. P**lé ein förmlicher Prozeß eingeleitet, und die Stimme des Publikums erklärte sich jetzt unumwunden gegen ihn, während Kart, so oft er auf den Brettern erschien, nach wie vor mit dem entschiedensten Beifalle empfangen wurde.

Auf des Chevaliers Zeitschrift übten jene Vorfälle die möglichst nachtheiligen Impulse. Die meisten Abonnenten und alle bessern Mitarbeiter versagten den Grazien ihre fernere Theilnahme, und bald erschien das Blatt nur mehr drei Mal in der Woche, dann umwandelte sich das ehemalige größere Format in ein kleineres, das herrliche weiße Schreib- in Löschpapier.

Die verunglückte Zeitschrift ganz und gar eingehen zu lassen, wie es unter diesen Umständen Klugheit gebot, dazu konnte P**lé sich dessenungeachtet nicht entschließen. Er übertrug die Redaktion der Grazien einem kleinen jüdischen Schöngeist, und steckte fortwährend in das nun winzige Blättchen, welches Niemand mehr lesen wollte, verhältnißmäßig vieles Geld, welches wie ins Wasser geworfen zu betrachten war.

Des Chevaliers Prozeß zog sich übrigens in die Länge und er suchte sich durch galante Abenteuer zu zerstreuen, durch Abenteuer, die ihm leider wieder ganz und gar nicht zur Ehre gereichten. Eines Zuckerbäckers Tochter, eine reizende, junge, höchst liebenswürdige Blondine, bezahlte ihre unglückliche Liaison mit dem abenteuerlichen Manne mit dem Leben.

Endlich waren P**lés Kasse und Kredit gänzlich erschöpft. Die Grazien waren sanften Todes entschlafen und ihr bisheriger Nährvater hatte sich, ohne das Ende seines Prozesses abzuwarten, von München entfernt. Von Paris aus sagte er sich schriftlich von allen Verhältnissen los, die ihn bisher noch an sein Vaterland und an einen ehrenwerthen Verband gekettet hatten.

Unſeres abenteuerlichen Helden fernere Lebensſchickſale, inſofern wir von denſelben Kunde erhalten haben, laſſen ſich füglich in wenige Worte zuſammendrängen.

Herr v. B**lle war nun einmal von der Zeitungsſchreiber-Manie befallen und wollte ſeine deutſchen Grazien nach Paris überſiedeln. Der Verſuch mißlang, der Chevalier gerieth in Haftungen und endlich in den Schuldthurm, aus welchem ihn eine milde weibliche Hand bald wieder befreite.

Nun verließ der ehemalige Philhellene Paris um am Hofe zu Stambul ſein Glück zu erproben.

Der Chevalier wurde Renegat, und als ſolcher in dem auf europäiſche Weiſe neu gebildeten Generalſtabe des Großſultans ſehr vortheilhaft angeſtellt. Bei einiger Lebensklugheit hätte unſerer Abenteurer ſein Leben in der üppigen Behaglichkeit eines Bonneval beſchließen mögen, allein ſeine Unverträglichkeit und ſein Hang zur Intrigue machten ihn bald verhaßt: er wurde von allen Seiten verfolgt und verleumdet, und an einem ſchönen Morgen brachte ihm der Kapigi (Kapidſchi) Baſchi, im Auftrage Mahmuds II. — die ſeidene Schnur.

Alſo hatten ſich für den Chevalier die Grazien in Parzen verwandelt, denn ohne jene wäre er ſchwerlich in die Türkei gerathen.

B**lle hatte übrigens zu der großen Zahl jener Sterblichen gehört, denen Fortuna mehr als einmal in ihrem Leben lächelt, welche aber die Glücksgöttin mit Füßen treten, und in unbegreiflicher Verblendung und Eile dem ſichern Verderben in die Arme rennen.

XIII.

M. G. Saphir in München.

Saphir kam mit dem bekannten Stuttgarter Buchhändler J. G. Franckh i. J. 1829 nach München, und trat daselbst sogleich mit einer neuen Zeitschrift, seinem Bazar, auf. Sein pikanter Witz, welcher grossentheils in einer eigenthümlichen Wortspielerei besteht, gefiel, und es spricht letztere in der That, und insbesondere bis man ihrer mehr gewohnt wird, ungemein an. Durch kurze und zartsinnige Poesien gewann Saphir den Beifall der höhern Damenwelt, und die leidenschaftliche Art, in welcher er unaufhörlich die Intendanz unserer Hofbühne angriff, schmeichelte einer gewissen Partei.

Der „Bazar" gewann grosse Theilnahme, und eine Zeit lang ging alles gut; man lobte an der neuen Zeitschrift auch mit Recht, daß sie die rohen und unedlen Ausfälle der ältern Blätter gänzlich unbeachtet ließ.

Allein eben so unklug als übermüthig verunglimpfte Saphir plötzlich Eßlairn, den Roscius der deutschen Bühne, in höchst unzarter Weise. Eßlair reichte um seine Entlassung ein; ein allerhöchstes Reskript kompromittirte die Kritik des Bazars und Eßlair blieb. Saphir aber trieb seine Unbesonnenheit noch weiter, und zog sich endlich strenge Ahndungen auf den Hals.

Die Warnung fruchtete wenig. Herrn Saphirs Bazar wurde mit jedem Tage persönlicher. Unter Anderm tastete er die Blüthe des weiblichen Bürgerstandes, unsere allerliebste, mit der Zeit fortschreitende, reizende junge Bürgermädchen, die auf Bällen sich recht artig zu benehmen wissen, in solch' roher, unedler und handgreiflicher Weise an, welche tief verwundet und die man selbst mit Indignation aufnimmt, wenn sich derselben gänzlich feurrile Blätter schuldig machen.

Es konnte nicht fehlen: Parteien erhoben sich nun ernsthaft gegen den Bazar. Ein Glied derselben, der junge Maler Hahn, verhöhnte Saphirn auf einem Maskenballe, und prügelte ihn bald darauf auf öffentlicher Straße durch. Kein vernünftiger und anständiger Mann wird derlei Rohheiten zu rechtfertigen suchen.

Mehrere Verehrer Saphirs gaben demselben, unmittelbar auf die ärgerliche Scene, ein ironisches, glänzendes Diner im Gasthofe zum goldenen Hahn.

Nachdem im Frühjahre 1830 ein im Baue begriffenes großes Haus eingestürzt und bei dieser Gelegenheit mehrere Maurer und Zimmerleute getödtet und verstümmelt worden waren, beging Saphir die abermalige Unbesonnenheit, über jenes Unglück in einer empörenden und menschenfeindlichen Weise zu scherzen. Um hierüber den gerechten Unwillen des Publikums zu versöhnen, hielt Herr Saphir eine Vorlesung im Museum gegen Eintrittspreise. Den nicht unbedeutenden Geldbetrag bestimmte Saphir für die Hinterbliebenen der bei den Neubauten Verunglückten, und das war gut und brav — suum cuique!

„Trotz dieser schmeichelhaften allgemeinen Anerkennungen — wie sich Herr Saphir später selbst äußerte — zog er sich durch unaufhörliche, heftige Angriffe gegen die Theater-Intendanz die Un-

gnade Sr. Maj. König Ludwigs, und endlich durch seine Halsstarrigkeit seine Verbannung aus München und Bayern im Jahre 1832 zu."

Er ging nach Paris, wo er sich aber nicht sehr gefiel. Se. Majestät König Ludwig gestattete ihm endlich nach München zurückkehren zu dürfen, wo er nun wieder den Horizont und den Bazar in veränderter Gestalt redigirte.

In diese Zeit nun fällt Saphirs Ernennung zum Theater-Intendanzrath. Mit dieser viel besprochenen Ernennung verhält es sich also. Es wurde dieselbe Herrn Saphiren nämlich lediglich durch ein Billet des Hoftheater-Intendanten bekannt gemacht. Weder Gehalt, noch Funktion, noch andere Prärogative, ja nicht einmal ein Freiplatz im k. Hoftheater gingen aus dieser Ernennung hervor. Uebrigens erhalten in Bayern alle Ernennungen, Titelverleihungen u. dgl. m. erst ihre eigentliche Sanktion dadurch, daß dieselben im k. Regierungsblatte ausgeschrieben werden: Herrn Saphirs Ernennung aber wurde in diesem Blatte nie ausgeschrieben, und man erinnerte sich dabei unwillkührlich einer Anekdote von Friedrich dem Großen, welcher ein Mal einen Titelsüchtigen zum geheimen Rath ernannt, aber demselben zugleich bei allerhöchster Ungnade verboten hatte, von dieser Ernennung irgend Jemanden ein Wort mitzutheilen.

Weder mit dem Horizonte noch mit dem Bazare wollte es mehr gehen, Herrn Saphirs schriftstellerischer Horizont verhunzte sich immer mehr und beide Blätter mußten aufhören. Jetzt übernahm Herr Saphir die früher von Herrn Bruckbräu geführte Redaktion des bayerischen Beobachters nebst Conversationsblatte. Allein Herrn Saphirs Zeit in München war vorüber; seine Personen, wie seine Zeitschrift vermochten Niemanden mehr im geringsten zu interessiren, auch Beobachter und Conversa-

tionsblatt mußten eingehen und Herr Saphir verließ endlich München um seinem Genius in Wien eine neue Aera erblühen zu lassen.

Uebrigens befindet sich in dem von mir redigirten Werke: „Gelehrtes München im Jahre 1834" eine nur zu weitläufige Biographie Saphirs, welche große Sensation erregte. Herr Saphir hat erweislich an mehrern Orten jede Theilnahme an dieser Biographie von sich abgelehnt und es kamen mir von allen Seiten Aufforderungen zu, ich möchte doch erklären, wie denn eigentlich jene Biographie entstanden, und diesen Aufforderungen will ich hiemit, streng der Wahrheit treu, genügen.

Während ich noch mit den Vorarbeiten zur Herausgabe des gelehrten Münchens beschäftigt war, besuchte mich eines Tages Herr Firmenich, ein sehr ausgezeichneter junger Gelehrter aus Köln am Rhein. Hr. Firmenich äußerte den Wunsch, ich möchte doch mein Vorurtheil gegen Herrn Saphir zu besiegen suchen und dessen Selbstbiographie im gelehrten München aufnehmen. Ich versicherte Herrn Firmenich, gar kein Vorurtheil gegen Herrn Saphir zu hegen, und zeigte mich bereit, gern Herrn Saphirs Selbstbiographie aufnehmen zu wollen, wenn dieselbe dem Plane des Werkes entsprechend sich darstellen würde.

Schon nach wenigen Tagen brachte mir mein Agent Herr B— eine seltsame Biographie Saphirs in sehr undeutlicher Handschrift. Nachdem in diesem Manuskripte Herrn Saphirs Lebensschicksale ziemlich ruhig erörtert worden waren, folgte eine Stelle, welche also lautete:

„Es bleibt uns nach dem herkömmlichen Gebrauche noch übrig ein summarisches Urtheil über Saphirn zu fällen, obgleich eigentlich der Biograph eines lebenden Schriftstellers von dieser Sitte entbunden sein sollte.“

Um nun jenen Lesern dieses Werkchens, welchen das gelehrte München nie zu Gesicht gekommen sein dürfte, einen überhauptigen Begriff beizubringen, in welcher Art und Weise das summarische Urtheil über Saphirn sich gestaltet hatte, werden ein paar kleine Proben genügen:

„Jetzt haben diese beide (Heine und Börne) sich einseitig geschrieben, während Saphir nie sich ausschreiben kann.

„In der Allseitigkeit steht Saphir neben Jean Paul, dem er in nicht weniger Rücksichten nachsteht, als er ihm vorgeht.

„Saphir hat lyrisches Talent, wie manche sehr gelungene Gedichte bezeugen, Jean Paul hat keines.

„Möge man mir es ohne Beweis glauben, daß Saphir gutmüthig und gutherzig gegen Alle, aufrichtig und schon den Stachel seines Witzes einziehend gegen Freunde, nachgiebig und sanft gegen Untergebene ist; daß er der liebenswürdigste Gesellschafter sei, glaubt man, ohne daß ichs versichere.“

Welcher verständige Mann wird nun in diesem Aufsatze eine Selbstbiographie erkennen wollen? — ich frage!

Ich trug meinem Agenten auf, Herrn Saphiren, von dem er selbst das Manuskript erhalten haben wollte, dasselbe zurückzustellen, und ihn aufmerksam zu machen, daß es feststehender Grundsatz bleibe, nur solche Artikel im gelehrten München

aufzunehmen, zu welchen der betreffende Theil selbst die Materialien geliefert habe, und daß dessenfolge auf dem Haupttitel des Buches die Bemerkung zu lesen sein würde: „Aus den von ihnen (nämlich den in Bayerns Hauptstadt lebenden Schriftstellern) selbst entworfenen oder revidirten Artikeln zusammengestellt."

Zu meinem nicht geringen Erstaunen brachte mein Agent das Manuskript unverändert und mit der mündlichen Antwort zurück: Man bestehe darauf, daß die Handschrift wörtlich im gelehrten München abgedruckt werden möge.

Es wäre nach meiner Meinung wohl nicht ungeeignet gewesen, wenn Herr Saphir überhaupt sich persönlich an mich gewendet hätte. Dieses war nun aber nicht geschehen, und ich fühlte keinen Beruf in mir, dem Manne entgegen zu kommen. Um mir aber Licht zu verschaffen, ging ich nach der Rösl'schen Buchdruckerei, wo Herrn Saphirs Zeitschrift gedruckt wurde, und zeigte das in Rede stehende Manuskript dem Faktor und den Setzern vor, welche alle sogleich die Schrift als Herrn Saphirs eigenhändige erklärten.

Nun war ich entschlossen, schon der Seltsamkeit halber, das Manuskript, so wie es war, abdrucken zu lassen, allein es mußte, nach meiner bestimmten Anordnung, bevor der eigentliche Druck begann, Herrn Saphirn noch eine Revision zugesendet werden. In dieser Revision wurden nun mehrere und zwar von Herrn Saphirn eigenhändige Verbesserungen vorgenommen, und es leistete mir deshalb die Rösl'sche Buchdruckerei gewähr.

Und nun frage ich das Publikum, wie es möglich ist, daß Herr Saphir an seiner Biographie im gelehrten München jede Theilnahme ablehnen kann? —

Es möge Herr Saphir dieſe Frage ſelbſt beantworten. Er möge — um in ſeinem Geiſte zu ſprechen — mit allen Waffen, die in einem ehrlichen Schriftkampfe erlaubt ſind, gegen meine Behauptungen zu Felde ziehen, und ich bin in der That ſehr begierig, ob ſein brillanter Witz, ſein feiner Scharfſinn, die bittere Satyre und die unbegrenzte Ironie den Sieg über die Wahrheit davon tragen werden.

XIV.

Ferdinand Raimund.

Im Februar 1831 trat eines Morgens ein ſchmächtiges, ungemein höfliches, und zierlich gekleidetes Männchen in mein literariſches Atelier.

Ein höchſt ſeltſames, ganz eigenthümliches Lächeln, eine feine ſpitze Naſe, lichtblondes dünnes Haar, ein etwas unſteter ganz eigener Blick, ſehr blaße Geſichtsfarbe und eine große Behendigkeit karakteriſirten die äußere Erſcheinung des Fremden.

In Wiens unübertrefflicher lingua rustica redete mich der kleine Mann alſo an: „Verzeihens halt, daß ich Ihnen inkommodir, ich weiß wohl, daß Sie mein Feind ſind und daß Sie mich in Ihrem Meiſter Fuchs*) halt ganz abſcheulich durchg'laſſen haben. Aber ich weiß halt von Jemand ganz gwiß, daß Sie doch a guts Herzerl haben, und Sie werden mir halt a Bitt ſchon nicht abſchlagen.“

Der Fremde war Ferdinand Raimund. Er befürchtete, ich würde ſeine Gaſtſpiele in München, ſowohl in Lokal- als

*) Der vollſtändige Titel des Buches heißt: „Meiſter Fuchs, oder humoriſtiſcher Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Paſſau. Allermeueſtes Capriccio, als drittes Tableau in der Gallerie der Kaiſer- und Bauernſprünge. Donau, 1822.

auch in auswärtigen Blättern, ungünstig beurtheilen, und bat mich dieses zu unterlassen. Sehr naiv sprach er: „Ich glaubs halt recht gern, daß ich Ihnen nit g'fall, aber ich kann ja g'wiß nix dafür, und ich g'fall aber halt doch so viel ander Leut', und es schadet mir und thut mir halt gar so weh, wenn's mich durchlassen (ungünstig beurtheilen), und was habens auch halt davon, gar nix habens davon. Gelten Sie thuns halt nit, Sie zuckernes Mandl Sie!" —

Ich mußte unwillkührlich lachen und erwiederte Raimunden: daß ich überhaupt an Münchens Zeitschriften keinen Antheil nähme, und ihm auch recht gerne versprechen wolle, seiner Gastspiele nicht ungünstig in auswärtigen Blättern zu erwähnen.

Sehr befriedigt verließ mich der Mime. Er meinte, wir würden uns nicht zum letzten Male gesehen haben.

Die Wahrheit zu gestehen, die karmoyante Art und Weise, in welcher Raimund seine komischen Parthieen auffaßte und durchführte, mochte allerdings neu und originell sein, allein mich vermochte sie nie anzusprechen, und es war stets ein unheimliches Gefühl, welches dieser melankolische und menschenfeindliche Arlequin in mir rege machte. In dem Abstoßen und Ueberſprudeln seines Vortrags aber konnte ich vollends nur Unnatur und Mangel an gutem Geschmacke erkennen.

Möglich, daß ich irrte, und von einem unbesiegbaren Vorurtheile befangen, kein gesundes Urtheil zu fällen vermochte, allein seine eigene Meinung in solcher Sphäre darf denn doch Jedermann bewahren, und wenn die Meinung des Einzelnen ganz und gar nicht dieselbe des großen Haufens ist, liefert dieses noch immer keinen Beweis, daß sich der Einzelne auf falschem Wege befindet.

Raimund war schon in drei seiner Lieblingsrollen auf der königlichen Hof- und Nationalbühne zu München aufgetreten, und hatte hier, wie überall, den allgemeinsten, rauschendsten und ungewöhnlichsten Beifall geerntet.

Plötzlich erhielt ich von Raimunden eine Einladung zu einem Gabelfrühstück. Ich mochte den in der That sehr guten Mann nicht kränken, und ging hin.

Die Matadore unserer Bühne, Costair, Vespermann u. a., vielleicht einige Schöngeister und Rezensenten hatte ich erwartet bei dieser Gelegenheit in Raimunds Wohnung zu finden, allein es stand ein glänzend gedeckter Tisch mit nur zwei Couverts im Zimmer; ein Zeichen, wir würden allein bleiben.

Zum ersten Male in meinem Leben bekam ich einen Begriff davon, wie ein Mime von Ruf, der aber für öffentliches Lob oder herben Tadel nicht unempfindlich ist, einen Rezensenten zu empfangen pflegt, denn für einen solchen hielt mich Raimund zu meinem großen Leidwesen nun schon einmal.

Vorerst wurde aus ungeheuren, bauchigen Kannen Kaffe und Chokolade servirt, dann kamen feine Weine verschiedener Gattung, Geflügel, Schinken, Kuchen, Früchte und Dessert.

„Aber lieber Raimund — nahm ich das Wort — ich bin ein kränklicher Mann, an strenge Lebensordnung gewöhnt und nicht im Stande, außer der Zeit, Speisen und Getränke der Art zu genießen; krank aber werden Sie mich doch nicht machen wollen?"

Ich hatte gut reden; mit der Hospitalität Raimunds galt es sich in ernstere Kämpfe einzulassen, und doch vermochte man nicht Sieger zu bleiben. Mit dem begeisterten Entzücken eines

echten Wiener Wohlschmeckers rief er aus: „Was, einen Korb wollen Sie mir geben? das geht halt nicht an! Schauens nu a mal das schöne braune Brüstel von dem fetten Kapaunerl an, der muß halt a Fleischerl haben, daß einem auf der Zungen vergeht als wie noch a mal a Bischkoten (Biscuit), na ich thus halt nit anders, das Kapaunerl müssens verkosten. Ich bitt' gar schön, thuns halt doch's Tüchel weg."

Nothgedrungen nahm ich die Serviette vom Teller, aber in diesem Augenblicke fühlte ich mein Gesicht heiß erglühen, denn es hatte unter der Serviette ein versiegeltes Päckchen gelegen, dessen Inhalt unschwer zu errathen war.

Unwillig schob ich den Teller zurück und fragte voll Indignation: „Aber Herr Raimund! wie kommen Sie dazu mich in solcher Art zu beleidigen und zu verletzen?"

Erschrocken war mein Wirth aufgesprungen. Er hatte sich schnell des Päckchens bemächtiget und es unter einen Polster des Divans geschoben, dann lief er wie toll die Stube auf und nieder, indem er in abgebrochenen Sätzen ausrief: „Verdammter Streich! — So was ist mir halt mein Lebtag nicht passirt! — es ist halt blos ein Mißverständniß! — nehmen Sie's halt nit übel, es ist wahr, es ist ne rechte Dummheit! — Es war g'wiß nit bös g'meint!" —

Beim Lichte betrachtet, war Raimunds Mißgriff wohl zu entschuldigen. Er hielt mich nun einmal schlechterdings für einen Rezensenten, und ihm wohnte die fixe Idee bei, nur durch die Gunst der Rezensenten lasse sich jene des Publikums bewahren. Diese fixe Idee hatte dem guten Mann schon dazumal hübsche Sümmchen gekostet; er hatte diese Ausgaben alle sehr genau verzeichnet und ließ mich später Einsicht von seiner Verrechnung neh-

men. Ich fand in dem Papiere zu meinem großen Erstaunen Namen, welche man wahrlich hier zu finden nicht erwarten konnte.

Uebrigens fühlte ich Mitleid mit Raimunden und ich lenkte endlich das Gespräche unbefangen auf ein anderes Thema. Der gute Mann athmete nun leichter und setzte sich wieder zu mir an den Tisch. Um unsere beiderseitige Verlegenheit zu verbergen, griffen wir zum Weinglase und schienen die Scene von vorhin vergessen zu haben.

Raimund wurde warm und erzählte mir vieles Interessante aus dem Wiener Theaterleben. Plötzlich sprang er auf, stemmte sich mit untergeschlagenen Armen vor mich hin und fragte mich gespannt: Ich weiß halt ganz g'wiß, Sie haben mich die vorige Woche spielen sehen, nun sagen Sie mir halt recht aufrichtig: G'fall ich Ihnen jetzt noch nicht besser als dort in Wien.

Ich gerieth wieder in große Verlegenheit. Meine Ueberzeugung verleugnen wollte ich nicht, meinen gütigen Wirth zu kränken, vermochte ich eben so wenig — und so suchte ich mir denn dadurch zu helfen, daß ich meine ungeheuchelte Freude über die schmeichelhafte Weise zu erkennen gab, in welcher Raimund in der That vom Publikum aufgenommen worden war.

Allein traurig und langsam bewegte der Komiker sein Haupt von der einen zur andern Seite, indem er wehmüthig sprach: „Ich sehe wohl, ich gefalle Ihnen noch nicht, und ich kann es Ihnen aufrichtig gestehen, ich gefalle mir selber nicht, wenn die Leute so unsinnig applaudiren, meine ich immer, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Dieses ist ja das Unglück meines Lebens.

Vergebens suchte ich die sehr melankolische Stimmung zu besiegen, in welche Raimund jetzt verfiel und am Ende hielt ich es am gerathensten, mich zu empfehlen.

Uebrigens kam ich noch oft mit Raimunden zusammen; er schien großes Vertrauen zu mir gefaßt zu haben und forderte bei vielen Veranlassungen meinen freundschaftlichen Rath.

In einer traulichen Stunde erzählte mir Raimund seine kurze Lebensgeschichte, wie ich nun im Begriffe stehe, dieselbe meinen verehrlichen Lesern mitzutheilen. Raimunds Freunde und Verwandte in Wien selbst werden eingestehen müssen, daß die folgende biographische Skizze auch nicht die kleinste Unrichtigkeit enthält, während die vielen biographischen Notizen, welche in der allerneuesten Zeit nach Raimunds Tod in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt wurden, erweislich nichts anderes, als mehr oder minder verunglückte Improvisationen sind.

Ferdinand Raimund, der Sohn eines Kunstdrechslers, wurde zu Wien im Jahre 1791 geboren. Ferdinands Vater war ein rechtlicher, geachteter und ziemlich wohlhabender Bürger in der Kaiserstadt gewesen.

Der Held dieser Skizze besuchte eines der Wiener Gymnasien, verrieth große Anlagen, hatte als Jüngling selbst Aussichten zeitig im Staatsdienste seines Vaterlandes versorgt zu werden, allein eine nicht niederzukämpfende Neigung führte ihn, nach seines Vaters Tode, mit unwiderstehlicher Gewalt zu Thaliens Tempeln.

Raimund begann — und wir leben es — auf kleinen Provinzialbühnen und versuchte sich in mehrern Fächern, doch bald

führte ihn sein Genius zu jenem, von welchem man sagen kann, daß es ausschließlich das seinige war, und welches wir, ein ihm eigenthümliches: ironisch-tragi-komisches nennen möchten.

Daß Raimund später, angestellt als erster Komiker am Volkstheater der Leopoldstadt, die Gunst des Wiener Publikums im allerhöchsten Grade gewann, ist bekannt.

Der junge, gefühlvolle Mann entbrannte in ernster und leidenschaftlicher Neigung für einen, seiner würdigen Gegenstand. Nanette Wag—r, die Tochter eines Kaffeewirths an der Sch—gbrücke, ein ungemein reizendes und liebenswürdiges Mädchen*) hatte Raimunds Herz gefesselt und der Mime fand zwar Gnade vor den schönen, dunkeln und seelenvollen Augen Nanettens, aber leider nicht vor jenen ihrer Aeltern, welche der Tochter Hand an keinen Priester Thaliens, und wäre es auch der hochgefeierteste, vergeben wollten.

Raimunds Schmerz war tief, doch faßte er sich als Mann und gedachte in einer, seinen Standesverhältnissen mehr entsprechenden Verbindung, seinen Gram und seine erste unglückliche Liebe vergessen zu können.

Zu derselben Zeit war eine junge, vollendete, üppige Schönheit, Demoiselle Gl°i°, Tochter des bekannten Lokal-Theaterdichters, als erste Sängerin, an der Leopoldstädter Bühne angestellt.

*) Ich bewohnte während meines Aufenthaltes in Wien im Jahre 1822 zufällig einige Monate ein paar Zimmer in dem Nanettens Aeltern gehörigen Hause, und mußte, hinsichtlich seiner ersten Geliebten, dem guten Geschmacke Raimunds volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Raimund fing nun an der ersten Sängerin ein bischen den Hof zu machen, und Demoiselle kam ihm auf halbem Wege entgegen. Die neue Liaison nahm bald einen weniger platonischen Karakter an, als jene erstere und reinere ausgezeichnet hatte und des Komikers Verhältniß blieb nicht ohne Folgen. Der rechtliche Raimund versprach Demoiselle zu ehelichen, der Tag der Verbindung wurde angesetzt und damit war Alles gut, aber — es wurde dennoch nicht Alles gut.

Von dem Augenblicke an, als Raimund das Eheversprechen geleistet hatte, umwandelte sich das zeitherige Benehmen der Demoiselle Gl°i° in ungemein auffallender Art. Die Sängerin schenkte dem Geliebten geringere Aufmerksamkeit, vermied oft sogar seine Gesellschaft und zeigte Raimunden häufig unfreundliche Launen, welche ihn für sein künftiges Lebens- und Eheglück mit Recht bangen machten.

Als die Sängerin eines Abends auf dem Soyha ruhte und Raimund es wagte, derselben wegen ihres räthselhaften Benehmens geeignete Vorstellungen zu machen, ergriff sie plötzlich des Verlobten Hand und hätte von dieser beinahe den kleinen Finger abgebissen.

Durch solchen rohen Ausbruch gemeiner Leidenschaftlichkeit wurde der gute und langmüthige Raimund höchlich indignirt und er zeigte nun unumwunden seine Abneigung gegen eine Verbindung, welcher diese ungünstige Zeichen vorhergingen.

Jetzt entstand Lärmen. Demoiselle Gl°i°, ihre Familie, ihre zahlreichen Anbeter schrien: „Schimpf und Schande!" der unglückliche Raimund wurde in der ganzen großen Kaiserstadt verketzert, und als er am kommenden Abende auftrat, mit großem Geräusche — ausgepocht.

Der sehr ehrliebende Komiker weinte Thränen der bittersten Wehmuth; er, dem die Gunst des Publikums über Alles galt, brachte dem Phantome sein Lebensglück zum Opfer und wurde der Sängerin Gatte. Es geschah, was ohne Prophetengabe vorherzusehen war: diese Ehe gestaltete sich als eine der denkbar unglücklichsten.

Die nunmehrige Madame Raimund entzog sich bald dem nähern Umgange ihres Ehemanns und über Unzartes schnell hinwegschlüpfend, begnügen wir uns zu erzählen, daß Raimund seine Gattin der Untreue überwies und in Folge dessen eine Scheidung von Tisch und Bett bezweckte, denn es ist diese die einzige unter Katholiken bekanntlich in der Regel mögliche Trennung, welche aber, bei Lebenszeiten des einen oder andern Theils, keine anderweitige, eheliche Verbindung zuläßt. — Der edelmüthige Raimund setzte seiner ehevorigen Gattin einen jährlichen Subsistenzbeitrag aus, welchen er, unter den obwaltenden Verhältnissen, gar nicht zu leisten schuldig gewesen wäre.

„Leben gleicht der Töne Beben,
Und der Mensch dem Saitenspiel;
Wenn es hart zu Boden fiel,
Kehrt der reinte Klang nicht wieder u. s. w"

Also der hehre Müllner. — Um unseres gefühlvollen Künstlers Lebensglück war es geschehen und sein Saitenspiel begann sich nun in jener originellen und ironisch-trostlosen Weise zu regen, welche aber unsere Zeit nun ein Mal in hohem Grade anspricht.

Daß mir Raimunds Darstellungsart durchaus nicht zusagte, habe ich schon oben auseinandergesetzt; allein so hart beurtheilte ihn meines Wissens auch Niemand, dagegen hieß die Zahl seiner unbedingten Bewunderer Legio.

Herr Herrmann Meynert urtheilte in dieser Beziehung, wie folgt: „Als darstellender Künstler ist Raimund mehr ein wahrhafter und geübter Maler menschlicher Launen, als menschlicher Leidenschaften zu nennen. Er ergreift jeden Karakter in seinen bezeichnendsten Momenten höchst richtig, denn komische und ernste Natur steht ihm gleich sehr zu Gebote, doch zweifle ich, daß er zu einem ausgeführten eigentlichen Karakterbilde die Ausdauer und die Kraft besitze. Er ist weit mehr mimischer Humorist, als Komiker."

Ueber Raimunds dramatische Dichtungen äußerte sich Herr Meynert also: „Bei allen Flachheiten ist Raimunds Stücken dennoch Witz, ja sogar echte(?) Poesie, vor allem aber Originalität nicht abzusprechen. Auf wunderbare Weise versteht er das Gewöhnliche, Alltägliche und Natürliche mit dem Uebersinnlichen und Fabelmäßigen, das Niedrigst-Komische mit dem Pathetischen und Großartigen, das Lächerliche, Läppische mit dem Hochtragischen, und das Antike, Mährchenhafte mit dem rein Modernen und der compaktesten Wirklichkeit zu verschmelzen. Seine Stücke bilden, von diesen verschiedenen Kehrseiten aus betrachtet, eine unwillkührliche Ironie ihrer selbst; sie erzählen es gleichsam offen und unbefangen, daß sie uns belügen wollen, und während andere Tragödien — namentlich Schiller in seiner Jungfrau von Orleans — streben, das Natürliche dem Wunderbaren nahe zu bringen und die Körperwelt zu vergeistigen, strebt Raimund umgekehrt, das Wunderbare dem Natürlichen anzunähern und das Geistige grob zu verkörpern, kurz, gleich einem dramatischen Thomasius, das Uebersinnliche auf die gemeine Sinnenwelt zurückzuleiten, es zu entlarven, ihm das Gespenstergewand der dichterischen Fabel abzureiben und es in sein Nichts zurückzubannen. Er frivolisirt Alles, das Entsetzlichste, wie das Erhabenste. Die begeisternde Tugendgröße leitet er durch neckische Proben, die deren Würde, wenn auch nicht deren Bestand gefährlich werden. Die

Schreckensgestalten der Menschheit, die Popanze des Lebens, Schicksal und Tod, müssen sich bei Raimund ebenfalls zur intimen Gesellschaft mit dem Burlesken, niedrig Abenteuerlichen bequemen, die Nähe des Possenhaften wirft auch auf sie einen lustigen Abglanz, und wenn sie auch nicht freundlicher dadurch werden, so werden sie wenigstens fratziger (sic), toller dadurch, und man kann sie nicht mehr fürchten, weil man über sie lachen muß. Er stellt die Schreckniße der Menschenwelt in ihrem fröhlichen Stündchen dar und selbst den unbändigsten Ideen, Laster, Vernichtung u. a. m. lauscht er eine schwache Seite ab."

In der That recht schöne Phrasen! allein ich lebe der festen Ueberzeugung, daß Raimund in seinem ganzen Leben nicht an solche Dinge gedacht hat, und wie man dazu kommen konnte, ihn mit Schillern in eine Parallele zu bringen, bleibt mir vollends unbegreiflich. Nach meiner Meinung ist Raimund, der Possendichter und der Darsteller, der bewunderungswürdigste und glücklichste Empiriker, welcher je eine Feder berührt und die Bretter betreten hat.

Noch einige wenige Züge werden übrigens dazu dienen, gegenwärtige biographische Skizze zu vervollständigen.

Raimund war ein interessanter Gesellschafter und im Privatleben der liebenswürdigste und achtbarste Mann; bescheiden, friedfertig, wohlthätig, sparsam und ungemein mäßig. Er liebte, so viel möglich, zurückgezogen zu leben; geistige Getränke nahm er nur selten zu sich; für die Kunst wirkte er mit Leib und Seele.

Ihn erfüllte immer noch seine erste schöne, ob auch unglückliche Liebe; Ranettens Bild trug er stets in einer etwas umfangreichen vergoldeten Kapsel auf bloßem Herzen und je hoffnungs-

loser diese Liebe sich gestaltet hatte, desto mehr romantisch-ritterlich stellte sie sich dar.

Schon seit mehreren Jahren kränkelte Raimund und hatte sich mit großer Zuversicht der homöopatischen Kurart unterworfen, welche ihm, nach seiner eigenen Versicherung, Linderung verschaffte. Im letzten Jahre seines Lebens aber soll er hinsichtlich der erwähnten Kurart das Vertrauen gänzlich verloren haben.

Die Nachrichten von Raimunds schrecklichem Ende in neuester Zeit sind zu allgemein bekannt, als daß wir für rathsam erachtet könnten, dieselben hier zu wiederholen.

Es kamen viele Dichtungen zum Vorschein, welche Raimunds Tod behandelten; es fiel uns unter denselben eine auf, der es ohne großen poetischen Aufwand, doch ungemein wohl gelungen war, in Raimunds eigenthümlichen Geist einzudringen, und wir erachten es um so zweckmäßiger diesen Aufsatz mit dem erwähnten Gedichte zu schließen, da wir vollkommene Gewißheit haben, daß es, außer München, nirgend bekannt worden ist.

An Raimund.

(Als Valentin*) und Fortunatus,**)

Was ſiehſt du mich ſo düſter an,
So traurig, ſo bewegt?
Und deuteſt nach dem Hobel hin,
Zur Seite dir gelegt?

Du hatteſt doch der Arbeit viel,
Und reichlichen Gewinn,
Und dennoch legſt du ſchon ſo früh',
So leicht den Hobel hin!

Man ſchätzte deine Arbeit hoch,
Du blaſſer Tiſchlersmann!
Wohin Du blickteſt war vor Dir —
Die Werkſtätt' aufgethan.

Und Kunden ohne Maß und Zahl
Umſtanden früh und ſpät
Dein Haus, und forſchten liebreich nach:
Wie es dem Tiſchler geht.

Ein böſer Wurm zerfraß das Holz,
Das deinen Reichthum barg,
Es reichte nur ſo weit noch hin,
Zu zimmern Deinen Sarg.

---

*) Valentin, der Tiſchlermeiſter, in dem Zauberſpiele „der Verſchwender."

**) Fortunatus Wurzel, der Bauer als Millionär, erſcheint auch als Aſchenmann.

Ein Aſchenmann, gar ſchwach und blaß,
Schleicht ſtill an ſeinem Stab
Herbei, und leert die Aſche aus,
Und ſtreut ſie dort hinab.

Und ſpricht mit leiſem dumpfen Ton:
Ich ſah Dir's längſt ſchon an —
Was Du einſt ſchienſt, das biſt Du jetzt:
Du biſt ein Aſchenmann.

Schlaf ſanft, wie jeder ſchlafen möcht',
Der müd' ſein Auge ſchließt —
Den eignen Spruch beſiegelſt Du,
Das Alles Aſche iſt.

XV.

Stanislaus Schmitt.

O Nemesis und ihr hehlbrausenden
Gewitter Jovis, und du loher Strahl
Des nachtumgebnen Blitzes! Zähmet ihr
Den Trotz, der über Menschheit sich verstiget! —

Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides.

Jenseits der Isar, in Münchens größter Vorstadt, der Au, ist, an einem der kühlenden Kanäle, der anmuthige Neudeckergarten mit dem Gasthofe des ehrlichen, alten Hadler (so heißt nämlich der Wirth) belegen. Es gehörte der Neudeckergarten einst zu dem Paulanerkloster, welches hier der bayerische Herzog, Wilhelm V., gegründet hatte. „Da, wo einst finstere Anachoreten herum schlichen, und aus der lachenden Erde ein Grab machten — schrieb Dr. Christian Müller etwas freventlich — wandeln jetzt liebende Paare, denen die Erde ein sonniger Himmel scheint; wo fromme Seufzer aus gepreßter Brust erzwängt wurden, schallt jetzt das Trällern lustiger Mädchen, oder der Harmonikatant gestohlener und zurückgegebener Küße."

Der Neudeckergarten ist in neuester Zeit etwas zurückgekommen, allein ich liebe sehr an heißen Sommertagen im kühlen Schatten seiner hohen hundertjährigen Bäume neben dem plätschernden Forellenbächlein in den Nachmittagstunden, wo der Garten wenig

besucht wird, meinen Klassiker bei einer Cigarre und dem dampfenden Tranke aus Mokka zu lesen.

Also hielt ich es auch im Sommer 1854. Eines Nachmittags bemerkte ich an einem Tische, nicht weit von mir, einen jungen Artilleristen, in seine runde dunkelblaue Alltagsjacke gekleidet, sitzen, welcher eifrig, ohne sich irgend einer Erfrischung zu erfreuen, in einem sehr abgegriffenen Buche las. Es war ein schlanker Jüngling, dessen Physiognomie in der That edle Züge darstellte, aus welchen aber ein unverkennbarer finsterer Trotz keineswegs angenehm ansprach.

In der Absicht, an dem heißen Tage dem jungen Menschen ein Glas erfrischenden Biers zuzuwenden, stand ich auf und trat zu ihm, sprechend: „Was lesen Sie denn hier, mein lieber junger Freund?" — der Kanonier bot mir schweigend das Buch; es waren zu meinem Erstaunen Martials beißende Sinngedichte in der Ursprache.

Nicht mochte ich mein Erstaunen verbergen, solche Lektüre in solcher Hand zu finden. Bitter lächelnd erwiederte der junge Krieger: „Ich habe das Gymnasium absolvirt und es ist dieses das einzige Buch, welches ich noch von der Schule her besitze. Ich habe es hundert Male schon gelesen und lese es doch immer wieder."

Ich nöthigte den Martialsohn an meinem Tische Platz zu nehmen, ließ Bier und Butterbrod reichen, und bat meinen Gast freundlich, sich die kleine Collation gefallen zu lassen.

Der Jüngling wurde zutraulicher, und kam bald dahin, mir seine kleine Lebensgeschichte zu erzählen.

„Ich heiße Stanislaus Schmitt — also berichtete der Artillerist — und bin der Sohn sehr armer, nun bereits verstorbener Aeltern. Der Pfarrer unsers Dorfes glaubte bei mir das Vorhandensein ungewöhnlicher Geistesanlagen entdeckt zu haben, und überredete meinen Vater, mich studiren zu lassen. In der That blieb mein Fortgang sowohl in den Vorbereitungsschulen, als auch auf dem Gymnasio ein ganz ausgezeichneter, allein ich wurde weder von den Lehrern noch von meinen Mitschülern sonderlich geliebt, denn es ist nun einmal in der Welt nicht anders, man fordert von dem arm und niedrig Geborenen überall Kriecherei und händische Unterwürfigkeit, mir aber hat Natur einen Geist verliehen, welcher nimmermehr menschliche Würde zu verleugnen vermag, und wäre selbst das Leben der Preis einer solchen Verleugnung, wie sie leider nur zu alltäglich ist. Meine Aeltern starben, die Pfarrer des Dorfes, von dessen Unterstützungen ich meinen dürftigen Unterhalt auf der Schule deckte, verlangte, ich sollte mich für den geistlichen Stand bestimmen, doch erklärte ich offen, daß ich für diesen Stand keinen Beruf in mir fühlte; nun zog der Priester seine Hand gänzlich von mir ab, und ich wurde aus Noth Soldat. Ich hatte mich der Artillerie zugewendet, hoffend, in dieser Sphäre meine wissenschaftliche Ausbildung geltend machen zu können, allein konnte ich mich einst auf der Schule mit Vorgesetzten und Gefährten nicht vertragen, so war dieses nun in erhöhtem Grade der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß jenes Sklavenjoch, welches man Subordination nennt, jedes Widerstreben und selbst jedes Freiaufathmen unmöglich macht. Lange ertrug ich mein nunmehr sehr trauriges Loos mit philosophischer Ergebung in der sichern Hoffnung, es werde denn doch einmal wieder die Kriegsfackel die Welt entzünden, und für diesen Fall wäre mir nicht bange mich höher empor zu schwingen, denn Schiller hat Recht: „Im Kampf da tritt kein Anderer für uns ein, dort steht ein jeder auf sich selbst allein" — und im Kriege nur vermag ein kühner Bursche meiner Art den eitlen Muttersöhnchen, trotz ihres Geldes und ihrer Protektionen, den

Mang abzulaufen. Allein alle Hoffnungen ſchwinden, Deutſchland ſcheint beſtimmt zu ſein, ſich des Glückes eines ewigen Friedens zu erfreuen; an ein Vorrücken in höhere Dienſtesgrade aber iſt unter dieſen Umſtänden für mich nicht zu denken, und unwiederbringlich werde ich unter dem Joche erliegen, welches ich mir ſelbſt aufgebürdet." Alſo endete der Jüngling ſeine Erzöhlung. Ich ließ es mir ſehr angelegen ſein, die menſchenfeindlichen Anſichten des jungen Mannes zu berichtigen, ſeinen Muth anzuregen und ihm die Nothwendigkeit fernern Strebens und verträglichen Benehmens begreiflich zu machen.

Stanislaus hörte mich ſchweigend und mit gefaltetet Stirne an, allein ich wurde leicht gewahr, daß meine Worte auf ihn nicht den geringſten Eindruck hervorbrachten. Indeſſen fieng der ſeltſame junge Menſch dennoch an mich zu intereſſiren. Ich lernte ihn näher kennen und gelangte zu der Ueberzeugung, daß eine eigenthümliche und ſonderbare Miſchung von Trotz und Schwermuth, dann ein ſchreckliches und leicht zu weckendes Rachegefühl die Grundzüge eines unſeligen Karakters bildeten, welchem anderer Seits aber eine ungewöhnliche Feſtigkeit und Energie nicht abzuſprechen waren.

Ich erkundigte mich bei ältern Artillerie-Offizieren nach meinem Schützlinge. Man ließ ſeinen Kenntniſſen und ſeltenen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, klagte aber ſehr über ſeine Unverträglichkeit und ſeinen ſtörriſchen Sinn. Dennoch vermochte ich es nicht, dieſem unglücklichen Schmitt meine Theilnahme zu entziehen. Ich wandte ihm wo möglich Kopialgebühren zu und borgte ihm Bücher aus meiner kleinen Bibliothek. Eines Tages brachte er mir den Band von Theodor Körners Werken zurück, welcher das Trauerſpiel „Zrinn" enthält. „Nun — fragte ich — hat Ihnen das Buch gefallen?" — Des jungen Mannes Augen funkelten, und wie begeiſternd rief er aus: „das heldenmü-

thige Weib des Zrinyi ist herrlich gezeichnet; wie hehr und großartig ist die Idee, um einem entwürdigten Leben zu entfliehen, sich sammt allen unsern Feinden in die Luft zu sprengen."

Sehr ernst erwiederte ich: „Allerdings verdient eine solche That Bewunderung, wenn sie, wie hier, einen großen, einen vaterländischen Zweck fördert."

Stanislaus schwieg und verließ mich bald darauf. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen hatte. Monde verstrichen, der junge Schmitt ließ sich nicht mehr blicken, und ich hielt dafür, er müsse in eine andere Garnison versetzt worden sein.

Es war am 16. Mai 1835 Nachmittags gegen halb vier Uhr, als ich durch eines der geschlossenen Fenster meiner Wohnstube hernieder auf die Straße blickte. Plötzlich fliegen mir die Glasscheiben zertrümmert in's Gesicht, ich taumle rückwärts, ein schrecklicher Knall erdröhnt, und das Haus erzittert in seinen Grundfesten.

Ich blutete zwar an der Stirne, überzeugte mich aber sogleich, daß ich durch einen Glassplitter nur ganz leicht und unbedeutend verwundet worden war; dann eilte ich wieder ans Fenster. Die Straße war von Menschen erfüllt. Alte Weiber und Kinder heulten und jammerten laut, denn sie glaubten, es nahe der Welt Ende, aber selbst rüstige und sonst kühne Männer standen bleich und fassungslos, denn Niemand wußte, wie ihm geschehen.

Endlich kam, langsam und hoch über der Stadt, eine dichte, ungeheure und schwarzgraue Rauchwolke gezogen; sie nahm ihre Richtung von Norden nach Ost. Bald traf auch die Nachricht ein,

daß der Pulverthurm in dem von der Hauptſtadt kaum ein halbes Stündchen entfernten Oberwieſenfeld in die Luft geflogen.

Der Schaden, welchen die Exploſion angerichtet, war nicht unbedeutend; daß tauſende von Glasſcheiben zertrümmert an der Erde lagen, war das geringſte; allein es waren theilweiſe Mauern eingeſtürzt, Dachungen an Paläſten und Kirchen beſchädiget, ganze Fenſterſtöcke und Thüren aber ausgeriſſen worden u. dgl. m. Der Arm eines bei der Exploſion verunglückten Unteroffiziers und ein Zentnergewicht wurden bis in das eine halbe Stunde von Oberwieſenfeld entfernte Schwabing geſchleudert, in welchem Orte auch mehrere Scheunen zuſammen geſtürzt waren. Sichern Nachrichten zufolge war der furchtbare Knall ſelbſt auf der vierundvierzig Stunden von der Hauptſtadt entfernten Feſtung Oberhaus bei Paſſau, von den wachhabenden Kanonieren ganz deutlich vernommen worden.

Glücklicherweiſe noch war die Luft an dem Tage, an welchem die Exploſion ſtatt fand, ſchwer und von Regen erfüllt, auch war die Richtung des vorherrſchenden Windes der Stadt günſtig, ſonſt hätte München leicht ein mit jenem etwas verwandtes Schickſal treffen können, wie es im Jahre 79 nach Chriſti unter dem milden Himmel Campaniens die Städte Herkulanum, Pompeji und Stabiä erlitten.

Am folgenden Tage brachte ein Münchner Tagblatt über das unglückliche Ereigniß einen Artikel, den ich wörtlich gebe, weil der Aufſatz den Beweis liefert, wie trefflich und gediegen(!!) unſere Journaliſten zu ſchreiben verſtehen:

„Während in der Stadt über die Veranlaſſung dieſes geſchehenen großen Unglücks verſchiedene Gerüchter und Meinungen in den Umlauf gekommen ſind, die größtentheils die Schuld der

Unvorsichtigkeit zumuthen wollten, hatte man bei der vorgenommenen Monturvisitation der verunglückten Artilleristen in dem Tornister des mitverunglückten Oberkanoniers Stanislaus Schmitt einen eigenhändigen Brief aufgefunden, aus welchem man die schreckliche Gewißheit erhielt, daß dieser Elende, aus Rache und Bosheit, wegen angeblicher schlechter Behandlung, das Pulvermagazin absichtlich, und vermuthlich mit einem chemischen Zündhölzchen angezündet hat. Dieser Kanonier, ehemals ein Student, welcher gegenwärtig drei Jahre im königl. ersten Artillerieregimente gedient, hat laut den Aeußerungen seines hinterlassenen Briefes diese Schandthat schon seit längerer Zeit beschlossen, und sich zu diesem Zwecke an dem betreffenden Tage von dem Zeughausdienste zu den Arbeiten an dem Pulvermagazine absichtlich vertauscht, und leider mit kanibalischer Bosheit sich und noch andere schuldlose Menschen hingeopfert."

Die Nachricht, daß mein ehemaliger Bekannter vom Neudeckergarten einer solchen Schandthat fähig gewesen, erfüllte mich mit Entsetzen, denn es war in der That erwiesen, daß keiner von den mit ihm aufgeflogenen acht Männern ihn je beleidiget hatte, und der eine jener Unglücklichen, Magazinsaufseher Daiter, hinterließ fünf unmündige Kinder und eine schwangere Gattin.

Plötzlich fiel mir ein, daß die Körner'sche Tragödie „Zrinny" das letzte Buch gewesen, welches Schmitt von mir geborgt hatte. Mit zitternder Hand langte ich den Band aus dem Bücherschranke und durchblätterte ihn hastig. Eine Stelle gegen Ende des fünften Aktes war mit Rothstift frisch und dick unterstrichen. Dieses hatte Stanislaus gethan. Die bezeichnete Stelle lautet:

„Ein großes Todtenopfer zu bereiten,
Haucht Gott auch seine Kreatur in den Wurm."

O Himmel! ſchnöder und ſchändlicher wurden wohl nie eine
edlen Liebesſohnes ſchöne Worte gedeutet und angewendet.

Der Name Stanislaus Schmitt wird, mit gerechte
Schmach bedeckt, in Münchens Stadtgeſchichte fortleben. Leug
nen läßt es ſich bei dem Allem nicht, wäre dieſer Menſch, fünf
undzwanzig Jahre früher geboren, unter die dreifache Fahne getr
ten, er würde mit dieſer Todesverachtung und bei ſolcher Willens
und Thatkraft bei einigem Glücke vielleicht den Marſchallsſtab e
rungen haben und in der Geſchichte ſeiner Zeit als kühner Feldhe
glänzen.

XVI.

Oberſt Guſtavſon.

Amerikaner und Britten, Spanier, Franzoſen, Ruſſen und Deutſche einigen ſich in der Meinung, daß in München das goldene Kreuz unter die ganz ausgezeichneten deutſchen Gaſthöfe gehöre.

Herr Reiß, der Eigenthümer des Gaſthofes, ſtellt ſich dar als umſichtiger, freundlicher, als ganz und gar vollendeter Wirth, die Küche der artigen Madame Reiß läßt nichts zu wünſchen übrig, und Monſieur Nicolas, der Oberkellner, iſt eines der gewandteſten Sujets, welches je aus der Frankfurter Hochſchule der Kellner hervorging.

Neben ſeinem großartigen Geſchäfte unterhält Herr Reiß in einem beſondern Gemache des Erdgeſchoßes für ſeine vertrautere Bekannte eine Art Tabagie, in welcher ſich Abends Kaufherrn und andere ehrliche Münchner Bürger verſammeln, um bei einem Pfeifchen die Begebniſſe der Zeit, der Coburger Sechſer u. dgl. m. zu beſprechen.

In jenem Stübchen ſitze ich beinahe jeden Abend, oft aber kömmt Monſieur Nicolas gerannt, raunt mir ein paar Wörtchen ins Ohr, und ich verlaſſe dann das Rauchzimmer und gehe hinüber in den glänzenden Salon.

Also begab es sich auch am 17. Oktober 1836. Nicolas kam gelaufen und flüsterte mir zu: „So eben ist ein merkwürdiger Fremder angekommen; er sitzt bereits drüben im Saale. Nach seinem Passe heißt der Fremde Freiherr von M*****, allein Sie können sich darauf verlassen, es ist der Exkönig von Schweden. Ich irre mich nicht, denn ich habe den Exkönig schon früher mehrere Male in Frankfurt und Cassel gesehen."

Ich ging hinüber in den Saal. Dort saß hinter der langen Tafel, ein hoher stattlicher Mann, im schlichten blauen Ueberrocke —

Ja, jeder Zoll ein König.
Sein Auge blitzt, und sieht die Knechte zittern!" *)

Ich setzte mich dem Fremden gegenüber und ließ mir eine Flasche Wein reichen. Während nun aber Baron M***** seupirt, halte ich es zum bessern Verständniß des Ganzen und zu Gunsten mehrerer Leser für nöthig, vorerst einen Blick auf die frühere Geschichte Gustavs IV. von Schweden zu werfen.

Die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen (er wurde 1778 geboren und 1796 gekrönt) zeigt, wie, selbst mit Talenten, Verstand und Herzensgüte vereinigt, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglücke führen können. Als König zeigte Gustav IV. viele Energie, aber auch den starrsten Eigensinn. Er suchte im Jahre 1805 die deutschen Reichsfürsten für die damals ganz unausführbare Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Consuls wieder an die Spitze der französischen Regierung zu setzen, zu gewinnen. Als 1804 der Herzog von Enghien

*) Shakspeares Lear.

auf Buonapartes Befehl zu Vincennes erschossen wurde, äußerte Gustav über diese That laut und unumwunden seinen Unwillen. Der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Verbindung mit Großbritanien und Rußland war die Folge seines Hasses gegen Napoleon, den er als das Thier in der Apokalypse betrachtete, welches nur eine kurze Zeit regieren und von ihm gestürzt werden würde. 1810 nahm er an dem Kriege gegen Frankreich Theil, verwarf die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilsit gemachten Friedensvorschläge, handelte aber höchst unklug, als er am 5. Juli 1807 die Waffenruhe mit Frankreich aufhob, und selbst nach dem Tilsiter Frieden Rußlands und Preußens Vermittlung ausschlug. Seine blinde Anhänglichkeit an England verwickelte ihn in einen verderblichen Krieg mit Rußland und Dänemark. Finnland ging verloren, und drohend stand ein dänisches Heer an Schwedens Grenze. Taub gegen alle Vorstellungen, Frieden zu schließen, reizte er durch eigensinnigen Trotz den Adel und das Heer gegen sich auf und erbitterte die Nation durch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer. Als nur in seiner Entfernung Rettung erschien, trat zuerst General Adlerkreuz offen auf und ging mit 6000 Mann auf Stockholm los. Der König wollte sich anfangs in dieser Hauptstadt vertheidigen, änderte aber diesen Entschluß dahin ab, mit einem Theil der bewaffneten Macht nach Linköping zu gehen. Noch vor dem Aufbruche stellte er an die Bank die Forderung, ihm zwei Millionen Thaler vorzuschießen, und als diese abgelehnt wurde, schickte er sich an, Gewalt zu gebrauchen. Dieses beschleunigte seinen Sturz. Feldmarschall Klingsporn, General Adlerkreuz und der Präsident Terkmeden mit dem Hofmarschall Silfgerfparre machten nochmals nachdrückliche Vorstellungen. Als der König sich hierüber heftig aufgebracht zeigte, kam Adlerkreuz mit fünf Adjutanten in das königliche Gemach zurück und erklärte, daß ihm Gustav als Gefangener der Nation seinen Degen zu überliefern habe. Nach einem kurzen Widerstande, den der König geleistet und der Vereitlung seines Versuches, sich

durch die Flucht zu retten, ward Gustav auf das feste Schloß Drottingholm gebracht, und der Herzog von Südermannland übernahm die Regierung als Reichsverweser. Gustav IV. entsagte am 29. März 1809 in einer auf dem Schloße zu Grepsholm ausgestellten Akte der Regierung. Die schwedischen Reichsstände versammelten sich hierauf am 10. Mai, kündigten Gustaven IV. Treue und Gehorsam auf, und bekräftigten die Thronveränderung. Wenn man auch die Gründe eines solchen Verfahrens anerkennen mochte, mußte man in einer Erbmonarchie es doch mehr als befremdlich finden, daß auch des bisherigen Königs durchaus schuldlose, leibliche, geborene und ungeborene Erben der Krone auf immer verlustig wurden. Der entthronte Gustav ging mit seiner Familie aus dem Reiche, trennte sich aber von letzterer bald und verweilte als Oberst Gustavson bald hier bald dort. In der allerneuesten Zeit hat der Exkönig aus unbekannten Gründen den Namen eines Baron M***** angenommen.

Dieser Mann war es nun, welchem ich an dem oben bezeichneten Abende im Gasthofe zum goldenen Kreuz gegenüber saß. Ich hatte, während der Baron sein frugales Abendbrod verzehrte, hinlängliche Muße, ihn mir genau zu betrachten.

Sein Wuchs überschreitet gewöhnliche Mannesgröße; die Körperhaltung stellt sich edel, stolz, wahrhaft königlich dar. Uebrigens war der Baron stets gleich, sehr einfach, nachläßig beinahe, in einen dunkelblauen langen Ueberrock, graue Pantalons, schwarze Weste und Halsbinde gekleidet. Das Interessanteste an dieser Erscheinung blieb der schöne Kopf. Wenige dünne, kurze und bereits ganz weiße Haare strebten zur Höhe; die Stirne hoch und gewölbt, die Augen hellblau, lebhaft, oft feurig, eine ziem-

lich schlank geschweifte Nase, ein feiner Mund und ein rundes etwas hervortretendes Kinn vereinigten sich zu einer angenehmen und geistreichen Physiognomie, deren unterer Theil unverkennbare Aehnlichkeit mit jener Friedrichs des Großen hatte. Nichtsdestoweniger umschwebte diese feine Lippen ein seltsames sardonisches Lächeln, und die übrigens freundlichen hellblauen Augen blickten häufig so düster und ganz eigen unheimlich — daß einem recht sonderbar zu Muth wurde, und obwohl dieses Gesicht lebhaft gefärbt ist und noch wenige Furchen zeigt, so wird man doch versucht, den Baron für älter zu halten, da er doch nur fünfzig und acht Lebensjahre zählt.

Nachdem der Fremde abgespeist hatte, versuchte ich ihn in ein Gespräch zu verwickeln, in welches er auch ganz unbefangen einging. Die Unterhaltung drehte sich Anfangs um gewöhnliche Gegenstände, plötzlich aber fiel dem Baron meine neben mir stehende Tabaksdose in die Augen, auf deren Deckel die Brustbilder der Napoleoniden abgebildet sind. Er nahm die Tabatiere in die Hand, betrachtete die Portraits aufmerksam, und ließ sich mit einem ganz eigenen Ausdrucke also vernehmen: „Seltsam muß es sein, einmal König gewesen zu sein, und dann herab zu sinken in den Staub; doch alle diese waren keine geborene Könige, sie kannten von früher das Nichts, zu dem sie wieder niederfliegen. Nur diese Lätitia, die Mutter aller der Stegreifkönige, hatte mich lebhaft interessirt, sie, welche Glanz und Schmach geboren hatte, und länger als zwei Menschenalter die sie so nahe berührende Wechselscenen mit ansehen mußte, eine unthätige, aber tief bewegte Zuschauerin. O ich habe sie wohl gekannt diese Lätitia. Sie war übrigens eine lustige und wohl auch in ihrer Art ganz glückliche Frau, nahm vielen Tabak, trank gerne starken Kaffee und hatte einen prächtigen Ring, den sie mehr liebte als alles in der Welt." —

Höchst befremdet blickte ich den Fremden an; er sprach noch immer fort, aber leise, seltsam und unverständlich; sein Gesicht zeigte einen gespenstigen Typus, endlich ergriff er ein Licht und ging feierlich langsam nach seiner Stube. Unwillkührlich dachte ich an Edgars Worte beim Lear:

„O wie sich Unverstand mit Wahrheit paart!
Vernunft mit Raserei!"

Dem sey nun, wie ihm wolle, der Fremde im dunkelblauen Ueberrock gehört jeden Falls zu den seltsamsten Gästen, die je im goldenen Kreuze ihren Aufenthalt nahmen. Er reist ohne alle Dienerschaft und sein Gepäcke besteht aus einem kleinen Felleisen nur. Uebrigens lebt der Dunkelblaue sehr mäßig und sparsam. Nachts geht er unruhig auf und nieder und spricht heftig in schwedischer Sprache. Die Leute im Hause meinen: es rappele bei ihm, allein — „wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlor, hatte keinen zu verlieren", meinte jener unsterbliche Schriftner.

Seine Leidenschaftlichkeit vermag der Fremde noch immer nicht zu verleugnen. Kein Lohnbedienter vermag bei ihm auszuhalten, der eine, welcher ihn heute in die Kunstkabinete begleiten sollte, lief ihm auf der Straße davon. Nun wurde im Gasthofe zur Bedienung des räthselhaften Dunkelblauen der Hausknecht erlesen, und mit diesem scheint er sich ziemlich zu vertragen.

Monsieur Nicolas wußte es so einzurichten, daß ich bei der table d'hôte im goldenen Kreuze, welche ich dem Dunkelblauen zu lieb besuchte, dessen nächster Tischnachbar wurde.

Seine ehemalige fixe Idee handthieret, nur jetzt etwas umwandelt, noch immer im Microcosmus dieses Exkönigs. Er kann nicht anders; immer muß er wieder von Napoleon sprechen. Der Exkönig tadelt den Exkaiser nicht mehr, läßt sogar diesen großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, aber es geschieht mit einer unverkennbaren, ganz eigenthümlichen und unbeschreiblichen Ironie.

Bald war in der allgemeinen Zeitung ein Artikel zu lesen, in welchem gemeldet wurde: „Es befinde sich Oberst Gustavson noch immer zu München, und wohne daselbst im Gasthofe zum goldenen Kreuz."

Unser Gast nahm diese veröffentlichte Nachricht sehr übel. „Sie können nicht glauben — sagte er mir — wie unangenehm es ist, überall für einen Exkönig zu gelten, und der beschwerlichen Neugierde als Zielscheibe zu stehen. Ich will kein Exkönig sein, o ich bitte Sie, sagen Sie mir, daß Sie es glauben, daß ich der Oberstlieutenant von M***** bin."

Nun diesen Gefallen konnte ich dem armen Manne wohl erweisen, ihm, der wahrlich mit Lear sprechen kann:

„Willst du mein Loos beweinen, nimm mein Auge."

Möchte sich das noch immer wild bewegte Herz des unglücklichen Fürsten bald beruhigen, allein ich befürchte sehr, es wird nur dann erst Ruhe finden, wenn es aufgehört hat zu schlagen.

Bald nachher war in Schweizer Zeitschriften Folgendes zu lesen: „Am 7. Februar (1837) starb in St. Gallen der vormalige König von Schweden, Gustav IV., bekanntlich seit einer Reihe von Jahren den selbst gewählten Namen Oberst Gustavson führend. Seit drei Jahren hatte der Verblichene St. Gallen nicht mehr verlassen, wo er im Gasthofe zum Mostein wohnte."

Auf diese Art wären meine Wenigkeit und mit mir viele Münchner im Oktober 1836 durch einen Pseudo-Gustavson mystificirt worden, allein trotz der Versicherungen der Schweizer Blätter können wir daran nicht glauben, sondern wir sind fester als je überzeugt, daß es der echte Gustavson gewesen, welcher kurz vor seinem Ende einige Tage in München verweilte.

XVII.

Die Cholera in Wien und in München.

Parallelisirende Humoreske.

Geschrieben im November 1836.

Tela prævisa minus nocent! *) — Ein auch erwarteter aber unangenehmer Gast erregt freilich durch seine Ankunft immer keine Freude, wenn er übrigens am Ende doch in unser Haus weniger Unruhe und Beschwerde bringt, als wir Anfangs befürchtet hatten, ertragen wir den unwillkommenen Besuch mit desto größerer Geduld.

Dieser Satz paßte hinsichtlich der Cholera ganz auf München, allein auf Wien war er einst nicht anzuwenden.

Nachdem sich die ersten Cholerafälle unbezweifelbar ergeben hatten, gewährte die Kaiserstadt ein Bild, wie es der jetzt lebende Wiener nimmermehr gesehen. Schnell entvölkerten sich die sonst belebtesten Straßen und Plätze, selbst Kohlmarkt und Graben; in den Salons der Diplomaten und Großen herrschte Grabesstille; kein Käufer trat mehr in die sonst am meisten besuchten Laden; in den Kaffee- und Bierhäusern vernahm der

*) Vorhergesehenes Mißgeschick ertragt sich leichter.

desperate Wirth, mit halbem Ohre, allein nur noch seine große Spieluhr, welche moneten ihre Rossinischen Cavatinen herableierte, und wie in einem Anfalle unerhörter Ironie höchstens noch das „Einsam bin ich und alleine" erklingen ließ. Die Doktoren rannten und fuhren schweißtriefend umher und ihre Seelenangst blieb hinter der ihrer Mitbürger nicht nur nicht zurück, sondern überstieg dieselbe wo möglich noch; einzelne, ältere und echte Diener des Herrn eilten beflügelten Schrittes mit dem Sakramente über die Straßen zu Sterbenden; fromme Ergebung sprach aus den Zügen des Antlitzes jener Gottergebenen, würdigen Männer, und nur zuweilen sah man sie den bittend-fragenden Blick nach Oben wenden. Die Theater waren nicht gesperrt worden, allein ungemein sparsam fanden sich Zuschauer ein; die Freibilletler selbst erschienen nicht, und — allen Glauben übersteigt es — der Gänsekiel war der Faust des rüstigsten und hämischsten Rezensenten entsunken; nichtsdestoweniger offenbarten auch die Schauspieler unverkennbare Befangenheit, denn die Mimen sind es in der Regel nicht, welche im wirklichen Leben Heldensinn bewähren. — Staberl hätte lieber weinen als possenreißen mögen und nie haben traurigere Hanswurste als zu jener Zeit die Bretter der Wiener Volksbühnen betreten.

Die Tempel Gottes dagegen fand man alle überfüllt, denn wenn dem gewöhnlichen Menschen das Wasser bis an die Kehle dringt, dann sollen schnell die Götter helfen. Doch auch in den Kirchen fand man vieles umwandelt: Roue's und Phrynen, welche sich sonst hier zu Rendezvous eingefunden hatten, benahmen sich nun etwas anders; man sah berüchtigte Freigeister und Wüstlinge, gekleidet nach dem neuesten Modejournal, mit weit ausgespannten Armen, wie die Schächer am Kreuze, vor den Altären ihrer Schutzheiligen knieen und inbrünstiglich beten; die blühendsten und jüngsten Dirnen des leichten Schlages schlugen züchtiglich die Augen nieder und gingen, Vestalinen gleich, eingehüllt bis an die Zähne,

bärtige Husaren und riesige Grenadiere liefen eifrig das Pater noster durch die Finger gleiten und drängten sich zu den Beichtstühlen; Raderer und Stranitzki *) vergaßen neuen Opfern nachzuspüren und gelobten sich — von allem das Unerhörteste — ehrenvolle Leute zu werden und ihren Erwerb fürder nicht mehr auf den Untergang rechtlicher und unbescholtener Menschen zu bauen.

Mit großem Unrechte würde man mir den Vorwurf machen, hier mit zu grellen Farben aufgetragen zu haben; ich zeichnete treu und gewissenhaft nach der Natur, doch will ich gerne glauben, daß die Wiener bald wieder zur Besinnung gelangt sein mögen, denn auch die Furcht weicht endlich der Macht der Gewohnheit und der Feigling selbst lernt einer Gefahr stehen, der er nicht entfliehen kann.

Nachdem sich dagegen die ersten Cholerafälle unbezweifelbar in München ergeben hatten, konnte selbst der schärfste Beobachter, weder im geselligen noch im Geschäftsleben die geringste Veränderung wahrnehmen. Man sprach von dem Dasein der Cholera als von einer Sache, die wie andere Uebel ertragen werden müssen, bis sie von selber weichen. Alle Stände zeigten gleiche Zuversicht und Ergebung. Die Straßen und Märkte blieben belebt nach wie vorher, in den Gasthöfen vermißte man keinen der gewöhnlichen Gäste. Aufgerichtet durch das erhobene Beispiel des königlichen Ludwigs, dachte keiner unserer Vornehmen, wie anderwärts, daran — davonzulaufen; ja einer der treffliche und reiche Graf Arco vom Valley war so weit, in seinem eigenen Palaste für unbemittelte Choleraa-

*) Bekanntlich die Namen der geheimen Polizei.

franke ein Hospital errichten zu lassen, wo die Patienten auf des Grafen Kosten ärztlich behandelt und verpflegt wurden. Die diplomatischen Diners und Soirees hatten ihren ungehemmten Fortgang, ob sie schon manche Indigestion förderten, welcher der Tod folgte. Das Museum gab nach wie vor seine Bälle, der Josephstadt seine theatralische und musikalische Unterhaltungen. An Sonn- und Feiertagen fanden in den Kneipen die gewöhnlichen Freinächte statt, wo confluxum canaillorum bis spät nach Mitternacht tanzt und schwelgt. Unsere Phrynen fürchten ganz und gar nicht die Cholera, wohl aber die wachsamen Augen der Gendarmen und die Vorstellungen der Hof- und Nationalbühne wurden zahlreicher besucht als je. Zwar stehen viele unserer dramatischen Künstler und Künstlerinnen auf der Krankenliste, und unter ihnen die hochbegabten Matadore Costair und Vespermann *). Der Regisseur des Ballets, Herr Schneider, fiel als eines der ersten Opfer der Cholera, allein Lang, unser junger wackerer Komiker, hält sich tapfer, tritt nun mit entschiedenem Beifalle in Raimunds Parthien auf und sein jedesmaliges Erscheinen bewirkt eine epidemische Lachlust.

Derselbe unbefangene Sinn und die gleiche Fröhlichkeit, mit welchen wir die Cholera empfingen, walten immer noch, obwohl nun die zerstörende Krankheit seit mehreren Wochen schon in unsern Mauern hauset. Es sind der Seuche bereits viele Opfer auf allen Ständen gefallen und unter denselben befinden sich des griechischen Königs Otto beide Adjutanten, Mauromichaelis und Miaulis, Söhne aus edlen Heldengeschlechtern.

Man behauptet, es habe die Epidemie beinahe nun ihren Culminationspunkt erreicht, allein nichtsdestoweniger bleibt

*) Auch Vespermann wurde später ein Opfer der Cholera.

bemerkenswerth, daß die Krankheit durchaus die schreckliche Macht nicht zu erringen vermag, wie sie in Wien, Prag, Berlin, Neapel und an andern Orten dieselbe behauptete und daß sie verhältnißmäßig bei weitem nicht ähnliche Verheerungen anrichtet.

Männer, welchen in dieser Beziehung wohl ein kompetentes Urtheil zusteht, schreiben die bei uns mit größerem Glücke und Erfolg statt findende Bekämpfung der Cholera lediglich jener Vorbeugungs- (prophilaktischen) Methode zu, welche in gleicher Ausdehnung und mit solcher unerschütterlicher Konsequenz bis jetzt noch an keinem andern, von der Cholera heimgesuchten Orte ausgeübt worden ist.

Das berühmte große allgemeine Krankenhaus und das Militärhospital sind insbesondere zur Aufnahme und Heilung der Choleraskranken eingerichtet worden.

Außerdem bestehen neben dem schon oben erwähnten gräflichen v. Arcoschen noch eigene Cholera-Filialspitäler. Ferner wurden 72 von der Regierung besoldete Choleraärzte aufgestellt, welche Tag und Nacht bereit sind, in den Spitälern sowohl als auch in den Privatwohnungen allen vorkommenden Erkrankungen nach einem feststehenden Systeme prophilaktisch zu begegnen, wodurch bereits unzählige Menschen gerettet worden sind. Diese Choleraärzte sind beinahe lauter junge Männer, welche die Epidemie in Wien, Prag, Berlin u. s. w. lange genau zu beobachten Gelegenheit hatten, und es will uns beinahe bedünken, daß bei der Cholera die empirische Arzneikunst ersprießlicher als die rationelle zu wirken vermöge. In allen Stadtvierteln und Vorstädten sind eigene Amtslokale ausgemittelt worden, in welchen stets Choleraärzte, der an sie zu machenden Anforderungen um Hülfeleistung gewärtig, harren.

In deren leichtern Auffindung sind jene Amtslokale zur Nachtszeit von Außen durch rothe Laternen erleuchtet, deren ungewöhnlicher Blutschein aus weiter Ferne schon auffällt. Es haben diese rothe Laternen vor wenigen Wochen noch dazu gedient, beim Oktoberfeste auf der Theresienwiese den Lustwandlern zur Nachtszeit die Pfade anzudeuten, wo sie von Pferden und Wagen nicht gefährdet werden konnten. Vorerst waren diese rothen Laternen Signale der Lust und des Vergnügens, nun der Trauer und der Noth. Heute roth und Morgen todt, dieses ist das Schicksal der Menschen und jenes — der Laternen.

Uebrigens ist die prophilaktische Methode, ungemein zweckmäßig, viel weiter noch ausgedehnt werden, als auf die angeführten Fälle.

Nicht nur, daß in München nimmermehr von jenen unsinnigen Absperrungen die Rede gewesen, ging die Regierung sehr zeitig mit weiser Offenheit zu Werke. Der gebildete Theil des Publikums wurde über die Natur der Krankheit, und die Art, wie ihr zu begegnen, belehrt; für die geringern Klassen der Bevölkerung wurden wahrhaft väterliche Fürsorgen *) getroffen. In allen Gegenden der Stadt sind in bezeichneten Häusern zu allen Stunden im Tage kräftige Suppen, die Portion für einen Kreuzer, zu erhalten; Unbemittelten werden diese Suppen unentgeldlich gereicht. Eigene Kommissionen besuchten noch vor dem eigentlichen Ausbruche der Epidemie die Wohnungen der Armuth und die Gemächer des Jammer und Elendes. In solchen Wohnungen wurde nicht nur sogleich die höchste

*) In dieser Beziehung verdienen für, wie bei jeder Gelegenheit, auch insbesondere der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt und d. Armenvorsteherschaftsrath alle

Reinlichkeit hergestellt, sondern deren Bewohner wurden neu und warm gekleidet, erhielten Leibwäsche, wollene Decken und Anweisungen auf Holz und Nahrung. Bei allen diesen Maßregeln trat durchaus keine kleinliche Sparsamkeit ein, und der wohlhabende Theil der Bevölkerung wetteifert noch immer, zum Besten der Armuth, auf dem Rathhause ansehnliche Summen und große Vorräthe von Kleidungen und Wäsche zu deponiren.

In diesen weisen und außerordentlichen Anstrengungen bleibt der Genius des königlichen Ludwigs unverkennbar und von ihm allein gingen die ersten großartigen und heilbringenden Ideen der so ungemein zweckmäßigen propbilaktischen Methode, in der Art der Anwendung für hiesigen Platz, aus. Täglich durchwandert der erhabene Monarch im schlichten Ueberrocke und ohne alle Begleitung die Straßen der Stadtviertel und Vorstädte; begegnen dem Könige zuweilen arme ausgehungerte oder dürftig gekleidete Kinder, führt der Landesvater die Kleinen selbst in seine Burg, läßt ihnen dort warme und kräftige Suppen reichen und entläßt sie nicht eher, als bis sie vom Kopf bis zum Fuße mit neuer und warmer Kleidung versehen worden sind. Daß landesväterliche Fürsorge solcher Art den Volksenthusiasmus für König und Vaterland zur höchsten Potenz steigert und steigern muß, ist wohl kaum zu bemerken nothwendig.

Durch diese beispiellose Energie und Konsequenz ist es denn doch so ziemlich gelungen, das Uebel im Keime zu ersticken, wohl vermochte das asiatische Gräusal sein Haupt schwach zu erheben, allein dessen eigentliche Kraft ist, bevor sie noch zum Ausbruche kam, zernichtet; die verwundbare Ferse der asiatischen Tyrannin ist aufgefunden.

Diese Wahrnehmungen aber haben das Vertrauen und die Sorglosigkeit eines großen Theils der Bevölkerung vielleicht zu

einem zu hohen Grade gesteigert, und sprach sich die angeregte Sorglosigkeit insbesondere an dem Tage aus, an welchem die berüchtigte Maria Anna Birnbaum*) den endlichen Lohn ihrer Schandthaten empfieng.

Es fand die Hinrichtung am 12. November statt. Es war ein nasskalter, unangenehmer Tag und dichte Nebel erfüllten die Luft. Nichtsdestoweniger befand sich ein sehr grosser Theil unserer Bevölkerung von Tages Anbruch bis zum Mittag auf den Beinen. Erkältungen blieben unvermeidlich und Manche bezahlten ihre Schaulust mit dem Leben, allein sie nahmen doch wenigstens die Beru-

*) Dieses moralische Ungeheuer kam i. J. 1816 zum k. Revisor Unterstein nach München, welcher ihr nebst der Sorge für das Hauswesen, auch die Pflege und die Erziehung seiner damals fünf Jahre alten Tochter Elise und seines noch jüngern Sohnes Carl August anvertraute. Der Knabe starb i. J. 1825 muthmaßlich in Folge der durch die Birnbaum erlittenen Mißhandlungen; Elise folgte ihrem Bruder i. J. 1831 und in einem Alter von 20 Jahren in ein besseres Leben. Bei der, wegen allerlei sich ergebenen Verdachtsgründen, vorgenommenen Obduktion des Mädchens, zeigte sich an deren Leiche das Bild des höchsten Grades von Abzehrung; es waren ferner an den Vorderfüßen die Weichtheile der Zehenspitzen dermaßen vom kalten Brande ergriffen, daß die brandige Corruption bis auf die Knochen eingedrungen, welche ohne Ausnahme sich vom Beinfrasse zerfressen zeigten. An der Stirne und den meisten Körpertheilen ergaben sich Spuren erlittener Gewalt. Bei der gegen die Birnbaum hierauf eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung ergab es sich klar, daß dieses schreckliche Weib sich während 15 vollen Jahren täglich gegen das unglückliche Mädchen Mißhandlungen und Grausamkeiten erlaubte, ob welchen das menschliche Herz schaudert. Durch diese Mißhandlungen, dann auch das Entziehen des nothdürftigen Schlafes und der Nahrung wurde die unglückliche Elise langsam hingemordet. Unterstein, dieser unnatürliche Vater, hatte sich der Untersuchung durch Selbstmord entzogen.

bigung mit aus dem Leben, ehevor noch der Birnbaum den Kopf abschlagen gesehen zu haben. So ist nun schon einmal der plebs; über einem blutigen Schauspiel vergißt er die Welt und sich selber.

An vielen Orten, insbesondere aber in Italien, hatten sich die Aerzte beim Erscheinen der asiatischen Cholera als schnöde Feiglinge gezeigt, und häufig gesucht, durch Flucht sich der Gefahr zu entziehen.

Sämmtliche Aerzte in München stellen der Epidemie unverdrossenen Muth, rastlose Thätigkeit und bewunderungswürdige Besonnenheit entgegen.

Ueber das eigentliche Wesen der Krankheit und deren zweckmäßigste Behandlungsweise können sich nun freilich auch unsere Aerzte nicht recht einigen. Das ist nun schon ein Mal nicht anders.

Uebrigens hat der mit Recht vom Publikum ungemein geschätzte Universitäts-Professor, Herr Dr. Wilhelm „praktische Bemerkungen über die Cholera, das schützende Verfahren vor und bei derselben und über die Behandlung derselben" veröffentlichet, welche dem schlichten und gesunden Menschenverstande in einem hohen Grade einleuchten.

Herr Dr. Wilhelm ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß mit dem Eintritte der epidemischen Diarrhoe alle Gallenaussonderung aufhört oder beschränkt ist, wodurch eine Behandlungsweise gerechtfertiget ist, deren Zweck bleibt, durch die Brechwurzel die Gallenexcretion herzustellen, durch dann gegebene Rha-

darüber diese ausgeschiedene Galle abzuleiten, und so die beeinträchtigte oder gänzlich gestörte Assimilation wieder herzustellen.

Demnach wäre also die große Aufgabe gelöst; es wären nämlich Sitz und Ursache der Epidemie aufgefunden und ein bewährtes Mittel, der Cholera zu begegnen, bekannt. Unsers Erachtens ist damit vieles geschehen!

Als Ursachen, welche die Ausbildung der Cholera, als den höhern Grad der epidemischen Diarrhoe, herbeiführen, werden von Herrn Dr. Wilhelm angegeben: 1) Vernachläßigung der Diarrhoe, 2) eine Indigestion und 3) ausnahmsweise auch eine zu große Angst und heftige Gemüthsaffekte.

Als festen Satz stellte Herr Dr. Wilhelm demnach auf: „Ohne diese Diarrhoe, ohne Indigestion, wie ohne zu große Angst und Gemüthsaffekte bekömmt in der Regel kein Mensch die Cholera."

Rettung und Heil sucht Herr Dr. Wilhelm, selbst bei wirklichen Erkrankungsfällen, einzig und allein in schneller Ergreifung der prophilaktischen Maßregeln. „Denn — schreibt der sinnige Arzt — hat die Cholera einmal einen hohen Grad erreicht, dann tritt allgemeine Lähmung ein, und nur in wenigen Fällen gelingt es der Kunst, Heilung zu bringen, wie es bei andern Krankheiten auch der Fall ist, die den höchsten Grad ihrer Ausbildung und mithin auch den der größten Gefahr erreicht haben. Wenn etwas heilen kann — fährt Herr Dr. Wilhelm belehrend fort — ist es hier wieder die schnelle und fortgesetzte Darreichung der Brechwurzel in den größten Dosen, zu einem Skrupel, einer halben Drachme und selbst zu einer Drachme pro dosi alle 5 bis 10 Minuten eine Gabe."

Manches verzagende Herz und manchen schwachen Geist haben Wilhelms Worte der Zuversicht und des Trostes aufgerichtet, und fest sind wir überzeugt, daß diese Worte allein den Ausbruch so manchen Cholerafalles verhindert und demnach vielleicht mehr als ein Menschenleben gerettet haben. Allein —

es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
und das Erhabene in Staub zu ziehen!

Auch gegen Herrn Dr. Wilhelm erheben sich Stimmen und einer seiner hämischen Gegner ließ sich ungefähr mit folgenden Worten vernehmen: „Wundern konnten wir uns nicht genug darüber, daß in desperaten Fällen, wo schon Pulslosigkeit und allgemeine Kälte eingetreten und allgemeine Lähmung begonnen hat, manchmal noch Brechpulver bis zu einem Quintchen alle 5 bis 10 Minuten genommen und Rhabarber in eben so großen Gaben helfen sollen!? — Wir konnten schlechterdings nicht begreifen, wie ein so erschöpfter Kranker noch so ungeheure Gaben ekelhafter Pulver, deren eine fast einen Eßlöffel voll füllt, in so kurzem Zeitraume hinunterschlingen könnte, ohne zu ersticken?! — Wir erinnern uns zwar in einem Ballete (Arlequins Hochzeit) gesehen zu haben, wie dem Pierrot ungeheure Flaschen Arznei mit einem Male eingegossen wurden, allein wir hielten alles für leidiges Blendwerk und Spaßmacherei und glaubten daran nicht weiter!“ —

Wer wohl denkt hier nicht unwillkührlich an — Moliere?! — Wir halten es aber für keineswegs ersprießlich, daß solche Fehden der Aerzte unter sich, in ohnehin trostlosen Zeiten, zur Kenntniß des Publikums gelangen, dem der Kitzel zum Lachen wahrhaft vergangen ist und welches dadurch nur in seinem Glauben und Vertrauen an die Kunst der Jünger Aesculaps wankend gemacht werden muß.

Dem sei nun aber, wie ihm wolle, uns wohnt die feste Ueberzeugung bei:

„Wer jedem Gräuel, welches das Schicksal, das unerbittliche, der Menschheit bringt, wer der asiatischen Cholera selbst ins Angesicht schauen kann, — der allein ist ein rechter und ein freier Mann!

XVIII.

Die Geſchichte vom Kropfe.

Unter die äſthetiſchen Sujets gehört der Kropf keinen Falls; er iſt eine etwas bizarre Unförmlichkeit (difformité), welche keinen freundlichen Anblick gewährt, die man aber am Ende, in Folge angeborener Menſchenfreundlichkeit, doch lieber an des lieben Nächſten, als am eigenen Halſe gewahrt.

Man braucht weder jung noch eitel zu ſein, um zu erſchrecken, wenn man ſich vom Schickſale plötzlich mit einer ſolchen halspeinlichen Unförmlichkeit beſchenkt ſieht und dieſer Schrecken war auch mir vorbehalten. Es ging damit, wie mit allen Dingen, höchſt natürlich zu. Ich erging mich vor zwei Jahren, wie ich jeden Sommer pflege, im romantiſchen bayeriſchen Hochlande, in welchem ich ſtets mein eigener Führer bin. Der Reiſetorniſter auf dem Rücken fiel mir bei'm Erſteigen der hohen Gebirge beſchwerlich, und ich verſuchte die Laſt, nach dem Beiſpiele der Gebirgsbewohner, auf dem Kopfe zu tragen. Anfangs wollten dieſe Verſuche nicht recht gelingen, allein bei fortwährender Beharrlichkeit und nach einigen Uebungstagen trug ich meine Kopflaſt, zu meiner großen Freude, mit einer Leichtigkeit, daß ich glaubte, ganz frei zu gehen; als ich aber nach einigen Wochen aus den Gebirgen wieder hernieder ſtieg in die anmuthigen Thäler der Iſar, war mein Hals mit einem köſtlichen Kropfe ausgeſtattet, der ſich wie ein Pilz des ſchnellſten und herrlichſten Wachsthumes zu erfreuen hatte.

In meinem Zimmer im trefflichen Gasthofe des freundlichen Marktfleckens Tölz saß ich eines Morgens und betrachtete voll Verzweiflung meinen stattlichen Kropf im Spiegel, da brachte mir die blonde Kathi, eine schlanke allerliebste Hochländerin, den Kaffee.

„Herr Jegerl, do schaugts her — rief das Mädchen lachend — jetzt hot der a n' Kropf, na trinkts nur brav s' Heilbrunna Wassa und wos glitt's Kröpferl vergeht."

Ich hatte von dem Heilbrunner Wasser nie gehört, allein außer dem reizenden Käthchen rühmten mir nun auch sachkundige Männer dessen Heilkraft; ich trank von dem Brunnen und innerhalb vier Wochen schon war mein Kröpfchen ganz und gar verschwunden und mein Hals so schlank, als er je gewesen.

Nemo ante mortem beatus! — wer von meinen geneigten Lesern könnte mit voller Sicherheit behaupten, er werde nimmer mit einem großen, oder wenigstens mit einem kleinen Kropf behaftet werden, und es bleibt daher ein rein kosmopolitisches und menschenfreundliches Unternehmen, wenn ich hier allen Ernstes berichte, welche Bewandtniß es eigentlich mit dem Heilbrunner Wasser hat.

Die Jod- und Bromhaltige Adelheidsquelle zu Heilbrunn ist im bayerischen Hochlande zwischen Tölz und dem ehemaligen prächtigen Kloster Benediktbeuern, zu dem sie gehörte, belegen. Daß diese Heilquelle schon vor Jahrhunderten in großem Rufe gestanden, beweist die historische Thatsache, daß nämlich die Aerzte i. J. 1659 Adelheiden, Gemahlin des bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria, den Gebrauch derselben verordneten und daß ihr diese Fürstin vollkommene Genesung verdankte. Die Quelle kam aber durch Ungunst der Zeiten allmählig in Verfall, und als sie im Jahre 1826 der königliche bayerische Medizinalrath Herr

Wehler (der sich durch seine Schriften um die vaterländischen Mineralquellen verdient gemacht hat) besuchte, fand er sie durch faules Holz und Schlamm gänzlich verunreinigt. Auf seinen Rath trachte endlich i. J. 1831 der in München wohnende Kaufmann, Herr Moritz Debler, die Quelle käuflich an sich, ließ dieselbe mit großen Kosten reinigen und herstellen und seiner unermüdeten Thätigkeit gelang es, den alten großen Ruf der Adelheidsquelle in solchem hohen Grade zu erwecken, daß sie jetzt nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Ungarn, Polen, Rußland, England, Holland, Frankreich ꝛc. sehr häufig, insbesondere gegen den Kropf, gegen scrophulöse und andere Drüsenkrankheiten, gegen Verdauungsbeschwerden, Leberleiden, Steinkrankheiten, Urinbeschwerden und andere schwere Krankheiten mit dem entschiedensten Erfolge angewendet wird, ja mit einem Erfolge, der nicht selten wahrhaft an's Wunderbare grenzt; daher diese Quelle, als einzig in ihrer Art, und in den bezeichneten Krankheiten bestens empfohlen werden kann.

XIX.

Der Beſuch aus der Provinz.

Viele, ſehr viele Leute, ſetzen das deutſche Athen nun unbedingt in die Reihe der europäiſchen Hauptſtädte erſten Ranges, und wir wollen zugeben, daß in München ſich wenigſtens die meiſten Elemente vorfinden, welche eine europäiſche Capitale zu charakteriſiren pflegen, und unter dieſen Elementen nehmen die Provinzler gerade nicht die letzte Stelle ein.

Längſt ſind die Landjunkers in der Reſidenz, neben andern verbrauchten Artikeln aus der Mode gekommen. Die meiſten Landjunkers haben kein Geld mehr zum Reiſen übrig; ſie bleiben daher fein hübſch zu Hauſe und bauen — Runkelrüben. andere Landjunkers kommen zwar zuweilen nach der Reſidenz, um dort, wenn es glückt, ein Stückchen Brod zu finden, allein ſolche Landjunker fallen nicht auf und vermiſchen ſich ſchnell mit der großen Maſſe.

Die Provinzler, welche nun die Reſidenz beſuchen, ſind Leute ganz andern Schlages, meiſt bürgerlicher Abkunft, zuweilen nicht ganz leer im Kopf und im Beutel — Fabrikanten, Sollicitanten, Papierhändler, Dampf- und Eiſenbahn-Spekulanten; aber neugierig ſind die Provinzler alle, die deutſchen, wie die franzöſiſchen und großbrittaniſchen.

Wer ist der Glückliche in einem der Viertel unserer Hauptstadt, oder in einer der Vorstädte, selbst die anmuthige Au nicht ausgenommen, der nicht gezwungen ist, einmal des Jahres zum Benefiz der Provinz die Rolle eines Cicerone zu übernehmen? — das läßt sich eben so wenig vermeiden, als die Schutz-, Hunde- oder Familiensteuer, oder der Beitritt zu irgend einer Lotterie oder Sammlung für wohlthätige Zwecke.

Auch mein Provinzler, nach dem ich diese Skizze entwerfe, kam mir verflossenen Sommer mit dem Eilwagen zu. Die mehrern Eilwagen haben das Angenehme, daß sie mit Anbruch des Tages in München anlangen, und zu eben dieser Zeit uns unsere Gäste auf den Hals schicken. Auch mir wurde diese Ergötzlichkeit keineswegs vorenthalten. Um fünf Uhr des Morgens schellte die Provinz Schwaben, mit Staubhemde und Reisemütze angethan, an meiner Hausthüre.

Mein Provinzial ist ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit einem zierlich abgerundeten Bäuchlein, einer Pariser Haartour und einer Schildkrötbrille, was alles auf eine stürmische Jugend hindeutet. Kaufbeuern weiß auch wirklich vieles von seinen Heldenthaten zu erzählen, und seine glänzende Abenteuer erwarben ihm den Beinamen des „Don Juan de la Souabe". Weil aber in der Provinz jedes Ding enden muß, wollte unser Don Juan mit einer Heirath schließen, und da nun ein Mal seine Verehelichung festgesetzt war, reiste er nach München, um dort seinen letzten Junggesellen-Monat fidel zu verleben. Ein galanter Ehemann würde diese Lustreise vertagt, aus derselben ein Hochzeitangebinde gemacht, und die Pässe den Hochzeitgeschenken beigelegt haben, aber die Provinz denkt egoistisch, und Hymen führt dort gern eine sitzende Lebensart. Mein Held wird seiner zukünftigen Gattin einen halbmodernen Winterhut von Gustav Schulze, etliche bunte Bänder von Franz Lindauer, oder am Ende gar

einen Kaschemir v. Karl Prestele oder Roland *) mitbringen. Damit ist alles abgemacht, er wird friedlich im sanften Joche der Ehe seine Tage beschließen und in Zukunft höchstens Reisen nach Kempten, Memmingen oder zu dem berühmten Viehmarkte nach Sontdofen im Allgau unternehmen.

Der Provinzler überläßt reichen Bitten oder reisenden Kartisten unsere berühmten Gasthöfe bei Havard, Deuringer, oder Reiz, und zieht gewöhnlich ins Thal in den goldenen Stern, die goldene Sonne, oder in den goldenen Leuen**), denn es gefällt sich die Provinz nun einmal in hell strahlenden Gestirnen. Aus dem goldenen Löwen war nun auch mein Mann, nachdem er seine zwei Felleisen, seinen Wettsack und sein aus Pappe gefertigtes Hutfutteral in einen Winkel geworfen hatte, zu mir geeilt, und unter dem Vorwande, daß wir vor etwa dreißig Jahren in Quinta in einer und derselben Bank gesessen, in meine Arme gestürzt, die ich gähnend öffnete. Der alte Mitschüler hatte mich im Namen der heiligen Freundschaft beschworen, ihm als Führer bei seinem langweiligen Besuche zu dienen, welchen er der Hauptstadt zugedacht. Nach meiner Zusage machte er sich auch sogleich ans Werk, dieses Versprechen so arg als möglich in Anspruch zu nehmen, denn zu den vielen seltsamen Meinungen der Provinzbewohner gehört der Glaube, in München habe kein Mensch ein Geschäft und Kaufmann, Künstler, Advokat und Gelehrter habe nichts weiter zu thun, als spatzieren zu gehen, oder andere spatzieren zu führen.

Die Provinzler alle hegen ferner das Vorurtheil, man dürfe in München nicht länger als vier und zwanzig Stunden im Gast-

*) Berühmte Modehandlungen in München.

**) Gasthöfe des zweiten Ranges.

hofe verweilen, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, wie ein Fuchs gepreßt zu werden. Mir kam es demnach zu, meinem neuen Freunde vorerst eine ihm anständige chambre garnie ausmitteln zu helfen. Nun hatte meine liebe Nord begonnen; die eine Stube war dem Provinzler zu groß, die andern zu klein, die zu wohlfeil, jene zu theuer. Nachdem wir einige Dutzend Zimmer besehen, miethete mein Mann endlich in der Ludwigsstraße eine artige Stube mit Kabinet für wöchentlich sechs Gulden; dann wandte er sich zu mir, mit Pathos ausrufend: „52mal 6 Gulden macht nach Adam Ries jährlich 312 fl. Helas! für den sechsten Theil Jahresmiethe erhält man in Kaufbeuern einen Palast, mit Waschhaus, Garten und Wagenremise, o ich sehe, man muß in saure Aepfel beißen, wenn man Eure Herrlichkeiten näher beim Lichte besehen will, meine liebe Herrn Großstädter!"

Ohne die Provinzler würden wir gewöhnliche Münchner uns vielleicht weniger um die uns umgebenden Merkwürdigkeiten bekümmern, und unser Leben in der Hauptstadt hinbringen, ohne nur die Hälfte seiner bemerkenswerthen Anstalten kennen zu lernen. Die gute Seite des Provinzlers besteht nur darin, daß er uns überall mit hinschleppt, wo es etwas zu sehen gibt. Von Früh bis in die Nacht müssen wir mit ihm zu Felde liegen, und das Beste an der Geschichte ist, daß er sich einbildet, wir zeigten ihm alles das, was er, besser gesagt, uns sehen läßt. Den Plan aus Schadens Wegweiser läßt er keine Minute aus der Hand, und nichts entgeht ihm; Kirchen, Kasernen, Paläste, öffentliche Gärten, nichts ist vergessen. Für ihn verschwinden alle Entfernungen: er ist ein Schrecken für die unglücklichen Fiakerpferde. Er durchkreuzt München nach allen Richtungen und ohne Aufenthalt; von der musterhaften Strafarbeitsanstalt in der Au eilt er in das treffliche adeliche Erziehungsinstitut, von der Glyptothek zur Armenseelen Suppenanstalt, aus der berühmten Centralbibliothek ins Narrenhaus nach Giesing; dann nimmt er einen tüchtigen

Anlauf und nun spaziert er oben in einem der Thürme der Frauenkirche, oder auf den Gallerien der St. Peterskirche, denn der Provinzler ist ein unermüdlicher Kletterer, der vorzüglich die erhabenen Regionen liebt.

Der Provinzler ist übrigens der Mann für jeden Genuß, für jedes Vergnügen. Er fehlt bei keinem Spektakel und befriedigt jede Phantasie, so lange er sie noch mit seiner meist gut gespickten Börse in Einklang zu bringen vermag. Nur eine Furcht kennt er, nämlich die, auf irgend eine tiftige Art betrogen zu werden. Wenn er handelt, so geschieht es aus dieser Furcht, nicht aber aus Knickerei; unerträglich würde es ihm sein, fiele seine Unwissenheit oder seine Gutmüthigkeit in irgend eine Schlinge. Daher ist er auch stets auf der Lauer gegen die Nachstellungen der berüchtigten Münchner Schwindler, allein diese feinen Leute gleichen dem Wolfe im Schafpelze und oft wird selbst der mehr umsichtige Fremde ihre Beute. Nur in der neuesten Zeit hat die wohlberechnete Maschine ihre Spitze und den kräftigsten Hebel verloren, denn es ging der vielgewandte Generalissimus der Schwindler selbst in die Schlinge und man pflegt solche Schlinge hiesigen Ortes „Frohnveste" zu nennen. Die größte Schwindelei wird im deutschen Athen — es begreift sich leicht — mit Gemälden getrieben. Mancher Provinzler glaubt, in München zu einem Spottpreise einen Heß, Adam, Quaglio, Wagenbauer, Monten oder dgl. acquirirt zu haben und bringt statt dessen eine Sudelei in goldenem Rahmen mit nach Hause. Auch mein Mann machte einige solche unglückliche Emplettten, doch stille davon, denn ich versprach ihm, darüber nicht weiter reden zu wollen.

Der auf den Trotteirs herum schlendernde Spekulant wittert auf fünfzig Schritte weit den Provinzbewohner; der mittelmäßigste Beobachter erkennt ihn beim ersten Anblick und an eigenthümlichen Kennzeichen. Zuerst an seiner Kleidung, welche auffallend von der

unſern abſicht, obwohl in der Regel die Münchner Elegants gerade nicht zu voreilig der Pariſer oder Frankfurter Mode huldigen. Der Provinzler läßt ſich nämlich nur erſt acht Tage vor ſeiner Abreiſe im neueſten Münchner Geſchmacke von Herrn Lechner, Hilbert oder einem andern berühmten Kleiderkünſtler herausſtaffiren, und verſchließt die neue Garderobe ſorgfältig im Reiſekoffer, um in ſeiner Provinzialſtadt darin auftreten und ſich einen Ruf als Münchner Dandy feſt begründen zu können. Während ſeines Aufenthaltes in München verbraucht er viel lieber vollends ſeine Provinzial-Garderobe, und er muß unvermeidlich an ſeinem Rocke, der einen vollkommenen Provinzial-Schnitt hat, an ſeinem hohen kahlen Seidenhute, an ſeinen ſteifloſen Pantalons und plumpen Stiefeln als Provinz-Mann erkannt werden. Spricht er, ſo verräth ihn ſeine Mundart, wie dieſes insbeſondere bei meinem Don Juan aus Kaufbeuern der Fall war, hat er keine beſondere Mundart, ſo macht ihn die ſeltſame und geſuchte Art und Weiſe die Worte zu ſetzen, kenntlich. Dann giebt es noch tauſend Eigenthümlichkeiten, tauſend Klein'gkeiten, welche zur Stelle den Provinzler als ſolchen verrathen.

Den verehrlichen Herrn Intendanten der Hof- und Nationalbühnen überhaupt ſind übrigens die Provinzler die liebſten Zuſchauer und ſie wünſchen in Geheim gar keine andere zu haben. Nehmen ein, Jahre lang engagirt geweſener Künſtler oder eine berühmte Künſtlerin ihren Abgang von der Bühne, und wird nun auf den Affiche mit großen Lettern angezeigt: Heute giebt Madame N. oder Sch. ihre vorletzte, ihre letzte, oder ihre allerletzte Rolle, gleichſam wie Herr Van Acken ankündiget: Morgen verſchlingt die Rieſenſchlange ihr letztes Kaninchen — ſo findet der Provinzler eine ſolche Ankündigung ungemein zart und verſtändig. Wird am neuen Jahrstage etwa Schillers Braut von Meſſina und am folgenden Drei Königstage der böſe Geiſt Lumpaci-Vagabundus

oder das liederliche Kleeblatt gegeben — lobt der Provinzler das Repertoire als ungemein sinnig und verständig. Wagt man eine neue Capitalexer, zu welcher zwölf Hauptstimmen erforderlich waren, mit einem ersten Tenore, einem Basse und einem Aushülfssopran darzustellen — der Provinzler schreit vergnügt: Non plus ultra! Hüpfen im Corps de Ballet einige kunstliebende alternde Schneidergesellen, und einige betagte, tugendhafte Wäschermädchen und Nähmamsellen, für jede Darstellung mit 30 Kreuzer honorirt, wie invalide Bären umher, gemahnen sie den Provinzler an ätherische Lichtgestalten und liebreizende Nixlein. Mit einem Worte, die Provinzler sind ganz und gar die Leute der verehrlichen Herrn Intendanten, denn der Provinzler löst sich für sein baares Geld einen Sperrsitz, klatscht sich aber obendrein gratis die Hände wund und schreit sich die Kehle heiser; auch gilt es dem Provinzler gleich viel, ob bei einem Maskenballe der Saal durch Wachskerzen, oder stinkende Oellampen erleuchtet wird, er findet sogar eine ziemliche Dunkelheit, wie Semilasse, ungemein comfortable.

Hat nun der Provinzler alle unsere Kunstanstalten, unsere Spaziergänge, unsere Theater gesehen, so fällt er in die umliegende Gegend ein, und dann müssen wir ihm den Hirschgarten, die Wasserkünste und Bader'sche Eisenbahn in Nymphenburg, die Musterwirthschaft zu Schleißheim, den Gautinger Eremiten zu Birkeneck, Wegenhausen, Böhring, Ismaning, St. Emeran, die köstliche Menterschwaige und Gott weiß, was noch alles zeigen! — Wenn er nun diesen herrlichen, München umgebenden Moos- und Sandgürtel auch durchstrichen hat, dann schlägt er endlich den Rückweg in seine Provinz ein, um einige hundert Gulden und einige Illusionen ärmer, sonst aber vollkommen befriedigt.

Am Tage, an dem der Provinzler seinen Geburtsort verließ, um nach München zu reisen, hat er sich ein Album gekauft.

in welches er Tag für Tag auf das Gewiſſenhafteſte einzeichnet, was er geſehen, gehört, empfunden, gegeſſen, getrunken, ausgegeben hat. Dieſes Album nun bleibt ihm ein ewiges Erinnerungszeichen, das den Reſt ſeines Lebens erheitern, und die friedlichen und ehrſamen Tage ſeines Alters verſchönern wird. Auf einem Blatte iſt der Preis-Courant der Weine Havards, Otts oder Junemanns eingeklebt, wo ein Mittageſſen mit Zubehör ein paar Kronenthaler gekoſtet hatte, denn der auf Alles verſeſſene Provinzbewohner, muß auch im Cerf d'or diniren, und ißt am folgenden Tage, um das Gleichgewicht herzuſtellen, für fünfzehn Kreuzer bei Jais oder Dannerbauer. Sein Tagebuch iſt ein Buch, bei dem man an Sterne denken muß. Kein Artikel iſt ausgelaſſen. Es möge hier eine heimlicher Weiſe abgeſchriebene Probe folgen:

„Bei Promoli in der Müllerſtraße ein Lohſchwitzbad genommen. War verdammt heiß, und mir dabei verſchiedene Haare ausgegangen. — Im Kunſtverein den griechiſchen Geſandten geſehen. Waren dort auch ein paar ſehr elegante Damen, man nannte ſie mir als Frau v. W. und L., lorgnetirten mich beſtändig von Kopf bis zu Fuß. Impertinent! Dann habe bei Cäſar Graubi eine Büchſe groben Lotzbeck gekauft. — Bei H***** zu Mittag gegeſſen; bin ziemlich ſatt geworden. Die Weine ſind auf der Poſt zu Kaufbeuern beſſer. — In den engliſchen Garten gegangen, und im Rumfordſaal für einen Groſchen ein ſchönes Konzert gehört, wurde mir aber dabei mein neues ſeidenes, echt oſtindiſches Schnupftuch geſtohlen. Auf dem Rückwege habe in tiefen Gedanken meinen ſchönen, neumodiſchen Spazierſtock verloren, der mich bei Ullein baare zehn Gulden gekoſtet. Habe dieſer Fatalitäten halber an die Polizeidirektion geſchrieben, aber von meinen Sachen nichts wieder bekommen. — Beim Tambosi im Hofgarten zu Mittag gegeſſen, war gerade ein außerordentliches italieniſches Diner zu 1 fl. 12 kr. die Perſon. Schloß mich an. Die Speiſen nach Oel geſtunken. Pfui Teufel! Mein Geld zum Fenſter hinaus

geworfen! — Nachmittags nach Nymphenburg gefahren. Beim Hausmeister sechs paar frische Bratwürste gegessen. Delikat. Der Biber hat mir am besten gefallen! — Den Kaffee im Hirschgarten eingenommen. Die Krummnase *) ist ein unterhaltliches und fideles Vieh, hat mir aber mein Kaffeekännchen umgeworfen und mein Zuckerbrod aufgefressen, habe mich aber noble benommen und dabei gelacht. Da hat die Kellerin, ein artiges Mädchen, wenn auch schon mit einer krummen Nase, gesagt: „Aber der fremde gnädige Herr sind doch a recht guts Kampert (Lämmchen), an Ihna kann a Frau schon einmal a Freud haben." Noble Sentiments! Eine schöne Reflexion; werde meiner Braut schreiben. — Bin zu einem Schnupfen gekommen, weiß gar nicht wie. Schlechtes Klima in der Hauptstadt! Bin heut als auswärtiges Mitglied in den Kunstverein aufgenommen worden. Schöne Anstalt, große Ehre! wenn ich doch ein schönes Oelgemälde gewänne; aber nur keinen schlechten Kupferstich mit einem höllischen Teufel drauf. Lieber gar nichts!"

Mitten unter diesen Details stehen ganze Anekdoten aus der Münchner Chronique scandaleuse des Tages, Preisverzeichnisse, Adressen verschiedener Handwerker, Wortspiele, Bemerkungen, die hieroglyphische Geschichte einiger glücklichen und unglücklichen Abenteuer, ganz diskret nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet; Ankündigungen, Zahlen und andere vermischte Adressen genug. Dieses bildet einen vollständigen Band, ein offenherziges, seltsames, köstliches Buch, dessen größtes Verdienst aber hauptsächlich darin besteht, daß es niemals gedruckt wird.

*) Ein sehr zahmer Dammhirsch im königl. Parke wurde wegen seiner gekrümmten Nase alle genannt.

XX.

Die Provinzbewohnerin in München.

Nach der mündlichen Erzählung einer jungen liebenswürdigen Münchnerin.

Seitenstück zum „Besuch auf der Provinz".

„Miechen! laſſe die blaue Stube zurecht richten, ich ſehe ſtündlich der Ankunft eines Gaſtes, nämlich der verwittweten Frau Forſtmeiſterin v. Pulverdampf entgegen" — ſprach meine gute alte Mutter, einen ſo eben erhaltenen Brief, nachdem ſie ihn geleſen, bedächtlich wieder zuſammen faltend.

„Aber, liebe Mutter! — fragte ich nun — du haſt doch niemals von einer v. Pulverdampf geſprochen, kennſt du denn die Dame näher?"

„Nun, die Frau nennt ſich hier in dieſem Blatte meine Jugendfreundin — erwiederte Mütterchen lächelnd — und ich erinnere mich jetzt auch allerdings, wenn ſchon etwas dunkel, ſie in meiner Jugend gekannt zu haben. Dieſe Frau v. Pulverdampf hat hier keine andere Bekannte und für eine einzelne Dame bleibt es ſchon immer unangenehm im Gaſthofe zu wohnen. Man muß Gaſtfreundſchaft üben und es dabei eben ſo genau nicht nehmen, darum noch einmal, gutes Kind! laſſe die blaue Stube zurecht richten."

Seufzend und schweigend griff ich nach dem Schlüsselbunde um der guten Mutter Befehlen nachzuleben, übrigens geschah es, ganz aufrichtig gestanden, nicht mit dem freudigsten Herzen; meine alte Mutter trieb die Gastfreundschaft etwas weit, und wie lästig solche Besuche aus der Provinz zuweilen werden können, wußte ich aus Erfahrung bereits.

Bald nachher, an einem kalten, unfreundlichen Frühlingstage, wie man deren im deutschen Athen leider so viele erlebt, hielt eine gebrechliche, ungeheure und schwer bepackte sogenannte Retourchaise vor unserer Wohnung. „Unser Gast — rief Mütterchen — spute dich Mienchen!“

Ich lief hinab nach der Straße und beeilte mich, da eben keine Dienerschaft bei der Hand war, den Schlag der alten Kutsche zu öffnen. Hülf Himmel! — welche Scene erwartete mich: Fünf Hunde, große und kleine, alte und junge, aber insgesammt ungezogen und häßlich, stürzten laut bellend und heulend mir aus dem Reisewagen entgegen. Es drohte die Meute mich niederzuwerfen in den Straßenkoth; ich schrie laut auf — da sprang Frau v. Pulverdampf, lauter noch als die Hunde klaffend, aus der Chaise. Die Dame hieb mit einer Peitsche unbarmherzig auf die Thiere los und befreite mich so von deren Zudringlichkeit.

Die Frau Forstmeisterin war eine große, starknochige Matrone und mochte etwa fünfzig Lebensjahre zählen. Die Gesichtsfarbe der Dame stellte sich etwas braun dar, die Züge der Physiognomie gehörten gerade nicht zu den feinsten und über den großen grauen Augen thronten breite und schwarze Brauen. Ein etwas weites grünes Reisemantelige verhüllte die lange, hagere Frauengestalt und unwillkührlich mußte ich an die jagdlustige Amazone denken, wie dieselbe in Herrn Angelys „unter sieben die häßlichste“ von Madame Fries auf der Hof- und Nationalbühne zu München mit großer Meisterschaft dargestellt wird.

Frau v. Pulverdampf küßte mich zuerst sehr gütig auf die Stirne und wandte sich sofort an den Kutscher, demselben ein Trinkgeld reichend. Die Summe mochte den Gedanken des kühnen Wagenlenkers nicht so ganz entsprechen und er machte [illegible] Einwendungen, allein zornentbrannt donnerte die Forstmeisterin mit ihrer rauhen, männlichen Stimme dem Manne entgegen, indem sie die in der rechten Hand haltende Hundepeitsche schwang; der bayerische Meturino war eingeschüchtert und begnügte sich damit, nur noch leise Flüche in den Bart zu murmeln.

Indessen war unsere Dienerschaft herbeigeeilt und ich befahl, der Frau v. Pulverdampf Reisegeräthe nach der blauen Stube zu schaffen; es bestand aus zwei kolossalen Koffern, fünf großen und drei kleinen Schachteln, aus zwei Nachtsäcken und verschiedenen Päcken und Päckchen.

Endlich nöthigte ich den Gast sich nach unserer Wohnstube zu verfügen. Dort eingetreten, bemühte sich meine arme gichtbrüchige Mutter den Sorgenstuhl zu verlassen, allein die Forstmeisterin eilte der Kranken entgegen und drückte dieselbe mit solchem Ungestüm an den harten platten Busen, daß Mütterchen, zu meinem abermaligen nicht geringen Schrecken, laut aufschrie.

Nachdem die Damen auf dem Sopha, die schmutzigen Hunde aber zu meinem großen Aerger auf den Fußteppichen unter den Tischen und dem Pianoforte Platz genommen hatten und die Conversation in Gang gekommen war, schlich ich mich davon, um des Gastes Zimmer schnell noch einmal zu ordnen und nach der Küche zu sehen.

Das Abendbrod vereinigte uns am runden Tische. Frau v. Pulverdampf ließ unserer Küche wie dem Keller volle Gerechtigkeit widerfahren, speiste mit dem Appetite eines [illegible] Tisch

geladenen Theaterrezenſenten und trank wie ein rüſtiger Dragoner. Nach aufgehobener Tafel erbat ſich die Forſtmeiſterin ein Gläschen Punſch, da ihr, wie ſie verſicherte, die Reiſe bei der ungünſtigen Witterung eine kleine Verkältung zugezogen. Ich ging nach der Küche und kehrte nach Verlauf einer halben Stunde mit einer großen dampfenden Bowle in das Speiſezimmer zurück.

Mütterchen fühlte ſich unwohl und ließ ſich zu Bette bringen; nun befand ich mich mit unſerm Gaſte und der Punſchterrine allein. Frau v. Pulverdampf war ungemein heiter und geſprächig geworden, und gab unaufgefordert ihre Biographie zum Beſten. Der Dame Lebensgeſchichte ſtellte ſich eigentlich ungemein einfach dar. Sie war als arme Waiſe durch eine alte Tante in München erzogen worden. Bei Gelegenheit einer Badereiſe lernte ſie, ein junges Mädchen noch, in Herrn v. Pulverdampf einen ſchlichten wackern Forſtmann kennen, deſſen Gattin ſie in der Folge wurde. Nach einer langen zufriedenen, wenn ſchon kinderloſen Ehe, ſegnete endlich Herr v. Pulverdampf das Zeitliche und hinterließ ſeiner Wittwe das kleine Gut Pfützendorf, wo dieſelbe nun mit großer Vorliebe Landwirthſchaft trieb. Jetzt hatte übrigens die Forſtmeiſterin ihr Lieblingsthema erreicht und nichts vermochte mehr die Fluth ihrer Redſeligkeit zu hemmen. Mit ungemeinem Wohlbehagen ſprach die wohl erfahrene Landwirthin vom Getreide- und Kartoffelbau, von der Bienenzucht und der Stallfütterung, insbeſondere aber wurde Frau v. Pulverdampf begeiſtert, als ſie ihren zahlreichen Viehſtand beſchrieb; ich mußte die Vorzüge und Mängel aller ihrer Pferde, Schafe, Schweine, Stiere und Kühe kennen lernen, und die Forſtmeiſterin ging endlich gar ſo weit, ihrer Favorite, einer Schweizerkuh, Namens Molly, ein rauſchendes Lebehoch zu bringen.

Ich ſaß wie auf Kohlen. Mitternacht war längſt vorüber und mir fielen die Augen zu. Endlich hatte Frau v. Pulverdampf

die große Punschterrine völlig geleert und ich brachte es dahin, daß sie sich von mir nach der blauen Stube zur Ruhe geleiten ließ.

Auch ich suchte nun mein Lager und die grün seidene Bettdecke über die Ohren ziehend, betete ich voll Inbrunst: Ach, Herr! laß diesen Leidenskelch an mir vorübergehen!

Trotz der langen Nachtwache war Frau v. Pulverdampf des andern Tags sehr zeitig auf den Beinen. Sie packte mit großem Geräusche ihre Kisten und Kasten aus, die fünf Hunde rumorten, die Forstmeisterin sang mit laut gellender Stimme den Morgensegen — und uns allen verging der Schlaf.

Bei dem gemeinsamen Frühstücke erschien Frau v. Pulverdampf bereits in vollstem Kleiderputze nach ihrer Art. Ich hatte Mühe eine laute Lache zu unterdrücken und selbst mein ernstes Mütterchen mußte sich abwenden, um ein unwillkührliches Lächeln zu verbergen.

Die Forstmeisterin trug ein etwas verschossenes schwefelgelbes Kleid von schwerem Seidenstoffe; die großen und breiten Füße staken in Schnürstiefeln von rothem Juftenleder; um die spitzen Schultern hing ein rothes Umschlagtuch, in dessen Ecken fratzenhafte und tabakschmauchende Sinesen zu schauen waren; den Kopf bedeckte ein ungeheurer, alter Florentinerhut mit vielen bunten Bändern und riesigen Blumenbouquets geschmückt, und zur Vollendung dieses possirlichen Kostumes gehörte annoch ein grün seidener altmodischer Pompadour von solch ansehnlichem Umfange, daß in demselben bequem ein halber Scheffel Korn Raum gefunden hätte.

Nach eingenommenem Frühstücke zog Frau v. Pulverdampf drei große dicht beschriebene Foliobogen aus dem Strickbeutel hervor. Diese Bogen enthielten das vollständige Verzeichnis aller Commissionen und Einkäufe, welche unser Gast in der Hauptstadt zu besorgen hatte, denn acht Meilen in der Runde um Pfützendorf gab es keine Beamten-, Förster- oder Schullehrer-Frau, für welche die Forstmeisterin nicht den einen oder andern Gegenstand in München einzukaufen versprochen hatte, denn nach der Meinung dieser Damen ist in der Capitale alles besser und wohlfeiler zu erhalten, als in den Provinzen.

„Viele Jahre — hub die Forstmeisterin an — bin ich nicht mehr in dem lieben München gewesen, und die Stadt hat sich seitdem so verändert, daß sie mir ganz und gar fremd geworden ist, daher muß ich nun schon die Bitte wagen, es möge mich unser allerschwanzestes Fräulein Mienchen, Anfangs wenigstens, auf meinen Geschäftsgängen begleiten, und mich arme Person ge leiten in der That, so wie mit gutem Rathe.“

Ich fühlte meine Wangen erglühen und war unfähig zu sprechen. Mütterchen aber sagte in meinem Namen die erbetene Begleitung zu, und mir blieb nun nichts übrig, als mich anzukleiden, und mit Frau v. Pulverdampf die erste Wanderung durch alle Viertel der Stadt anzutreten.

Die fünf unerzogenen Hunde der Forstmeisterin sprangen vor und hinter uns her. Die ganze Erscheinung der Provinzbewohnerin erregte Aufsehen; viele Leute blieben stehen, und sahen uns lange lächelnd nach, ich glaubte vor Scham versinken zu müssen, zumal wenn mir die fragenden und befremdeten Blicke näherer Bekannten begegneten.

Vorerst besuchte Frau v. Pulverdampf verschiedene Kauf- und Putzladen, um ihre Einkäufe zu machen; allein die Art, wie

dieses Geschäft betrieben wurde, war in der That seltsam genug. Die Forstmeisterin ließ sich eine Menge Artikel zu gleicher Zeit vorlegen, kehrte das unterste zu oberst, verachtete alles und schlug endlich Spottpreise auf die Waaren. In dem einen Gewölbe bekamen wir, nachdem die Geduld der Verkäufer endlich ermüdet war, unfeine Reden anzuhören, aber die Provinzbewohnerin war, wie man etwas unpoetisch zu sagen pflegt, nicht aufs Maul gefallen, blieb keine Antwort schuldig und schimpfte wie ein Rohrsperling. An einem andern Orte belustigte die Dame vom Lande die muthwilligen Ladendiener; sie spielten ihr allerlei Schabernack, hatten sie unverkennbar zum besten und suchten ihren Zorn recht mit Vorbedacht zu reizen, allein nun mußte man Frau v. Pulverdampf sehen: sie gerieth in Wuth und machte Miene die lumpigen Gelbschnäbel, wie sie die Ladendiener nannte, mit dem Ellenmaße anzugreifen. Ich mußte allen nur möglichen Mitteln aufbiethen, die Furie von Pfützendorf zu besänftigen und mit guter Manier aus dem Gewölbe zu bringen.

Wieder auf der Straße angelangt, sprach ich: „Aber meine theuerste, gnädige Frau! Ihre Art im Handel zu verkehren ist eine hier durchaus ungewöhnliche; wir setzen uns dadurch einer Menge Unannehmlichkeiten aus, und gelangen nimmermehr ans Ziel.“ —

„Mein liebes, mein bestes Kind! — rief hierauf die Pulverdampf etwas höhnisch — Sie sind ein treffliches, ein allerliebstes Fräulein! aber nehmen Sie mir nicht übel, vom Handel und von der Landwirthschaft verstehen Sie nicht so viel — das steht sich klar dar. Wie komme ich mir vor! will eine Landwirthin auch das beste kaufen, so geliethet die Klugheit die Waare herabzusetzen bis unter den Hund. Will ich dagegen schlechte Waare an den Mann bringen, dann ist es etwas anders; solche Waare muß man erheben noch über das rothe Haus. Ich habe das den

Juden abgesehen, und man muß den Juden es lassen: auf den Handel verstehen sie sich trefflich."

Es war bereits von der unersättlichen Neugierde der Provinzbewohner die Rede, allein in dieser Sphäre thun es diesen die Provinzialinen noch bei weitem zuvor, wie überhaupt hier und überall die Wißgierde der Damen jene der Männer übertreffen soll.

In alle Kunstkabinete und zu aller Orten des Spektakels schleppte mich die unerbittliche Pulverdampf und ich mußte folgen gleich einem wehrlosen Opferlamme.

Allenthalben offenbarte die Forstmeisterin, sowohl in der Rede als im Benehmen, eine Nonchalance — um mich nicht des Wortes „Indiscretion" zu bedienen — welche alle Schranken überstieg, mich mit Entsetzen erfüllte und mich nöthigte, im Namen unseres unzarten Gastes Beschämungen zu erleiden, mit deren nähern Erörterung ich die verehrlichen Leser gern verschone.

Indessen war die Witterung günstiger geworden und schöne, warme Frühlingstage stellten sich nun ein. Eines Nachmittags mußte ich, wie immer, unsern Gast zu einer Promenade in den englischen Garten begleiten. Frau v. Pulverdampf wollte dort „Gesners Denkmal" aufsuchen; ich hatte nie von einem solchen Monumente unseres Parkes gehört, allein ein höflicher, alter Münchner Bürger beschied uns, daß zwar ein solches Denkmal allerdings einst bestanden habe, allein nun seit vielen Jahren schon gänzlich zerfallen sei, jedoch wies der gefällige Mann uns mit großer Genauigkeit die Stelle nach, wo das Monument vor Jahren sich erhoben haben sollte.

Wir erreichten den Platz. In einer ungemein weichen, ihr sonst ganz und gar nicht eigenthümlichen Stimmung, sprach Frau

v. Pulverdampf: „Geßners Denkmal iſt hier zwar verſchwunden, allein ſo wahr ich lebe, auf dieſer Stelle hat es geſtanden. Sehen Sie, liebes Mienchen! dort die Ruhebank unter der alten Linde, oh! die Ruhebank und dieſe alte Linde ruhen in meinem Herzen ewiglich.“

Verwundert und fragend blickte ich die Forſtmeiſterin an, ſie aber ſetzte ihre emphatiſche Rede alſo fort: „Ich habe Ihnen, liebes Mienchen! ehnlängſt die höchſt intereſſante Geſchichte meines Lebens mitgetheilt, allein einen Umſtand habe ich Ihnen, theures Mädchen! verſchwiegen, doch Sie haben meines Vertrauens ſich werth gezeigt, nun ſollen Sie alles, oder wenigſtens das Meiſte hören, mein ganzes Herz will ich Ihnen entfalten, und ſo mögen Sie denn wiſſen, mein Fräulein! lange bevor ich meinen ehrlichen ſeligen Pulverdampf ehelichte, kannte ich einen andern, einen jüngern, einen ſchönern Mann, einen liebenswürdigen Jüngling; er nannte ſich Policarp v. Hühnermagen und ſtand dazumal als Standartenführer bei'm Regimente Minucci-Dragoner zu München in Garniſon. Ach! mein gutes Mienchen! Sie können es glauben, ſo wie mein Hühnermagen mich liebte, wurde hienieden nimmermehr ein deutſches Mädchen geliebt. Sehen Sie, dort auf jener Ruhebank ſaß ich, als Policarp zum erſten Male vor mir kniete, und mir auf Standartenführer-Parole ewige Liebe und Treue ſchwur. Oh, Mienchen! wenn Sie es nicht ſchon wiſſen, werden Sie es dereinſt ſicher noch erfahren, daß die erſte Liebe die höchſte Luſt und Freude, aber auch zugleich die größte Lumperei im menſchlichen Leben bleibt.“

Mühſam das Lachen zurückhaltend, und um nur etwas zu ſagen, fragte ich: „Aber anädige Frau! wo iſt denn Ihr Hühnermagen geblieben?“ —

In wilder Aufregung ſchrie nun die Pulverdampf: „Unglückliche! welcher Dämon flüſterte dir dieſe unſelige Frage ein?

wo mein Standartenführer geblieben? — in dem verdammten Rußland ist er geblieben. Dort im tiefen Norden, erstarrt in Schnee und Eis, ruhen des Jünglings zarte Glieder; dort schläft sein treues Herz" — und mit diesen Worten fieng die Forstmeisterin an, laut zu heulen und in der Dame ohrzerreißendes Geheul stimmten kreulich ihre fünf Hunde ein. Allein in demselben Augenblicke erhob sich aus dem nahen Gebüsche ein lautes Gelächter, und es traten mehrere junge muthwillige Musensöhne hervor, welche unser Gespräch belauscht hatten. Um die Scene krappanter noch zu machen, begannen zu gleicher Zeit die großen Hunde der Studenten die treuen Pulverdampf'schen Thiere abzuraufen.

Schnell trocknete die Forstmeisterin ihre Thränen, stemmte beide Hände in die Seiten und hub an in nachdrücklicher Weise den Studenten die Leviten zu lesen. Allein die Stentorstimme der Matrone vermochte dennoch nicht das laute Gelächter und den Spott der Musensöhne zu überwältigen. Ich fühlte mich übrigens durch den Auftritt mit Recht tief verletzt und fieng in der Angst meines Herzens selbst an zu weinen. Plötzlich machte einer der Studenten sein Ansehen über die Andern geltend, indem er mit erhobener Stimme rief: „Auf Cervis! laßts nun ant sein, ich dulde den Skandal nicht länger. Um das alte empfindsame Kameel — er meinte die Forstmeisterin — thut es mir gerade nicht leid; allein seht Ihr nicht dort den weinenden blonden Engel — der Sprecher deutete auf meine Wenigkeit — und Schande würde es uns bringen, das arme liebreizende Kind länger noch zu ängstigen; darum — pumpt* ist ein Knödel"! nun abmarschirt!" — Hierauf entfernten sich die jungen Männer, zu meiner großen Beruhigung, in der That und ich geleitete die Frau v. Pulverdampf sofort nach Hause, und gab ihr, dort angelangt, auf Verlangen ein nie-

*) Eine Redensart der gemeinen Volksclasse in München.

derschlagendes Pulver ein, um den Folgen der grossen erlittenen Alteration vorzubeugen.

Unser Gast schien sich nichtsdestoweniger in München zu gefallen, und seinen Aufenthalt auf mehrere Wochen, vielleicht gar auf Monate ausdehnen zu wollen. Ich war untröstlich und der Verzweiflung nahe, allein sehr wahr ruft uns ein sinniger deutscher Sänger zu:

„Und wenn die Hoffnung selbst den Untergrund verliert,
So laßt uns fest an diesem Glauben halten,
Ein Augenblick kann alles umgestalten."

Es war in der That auch ein einziger glücklicher Augenblick, der meine Leiden endete. Frau v. Pulverdampf erhielt von ihrem Schweizer aus Pfüzendorf plötzlich einen Brief, in welchem der treue Diener pflichtschuldigst meldete, daß Molly, der gnädigen Frau Lieblingshund, schwer krank und beinahe ohne alle Hoffnung darnieder liege. Die Forstmeisterin gerieth bei dieser Nachricht ganz außer sich und vergebens erschöpften wir unsere Versuche, sie zu trösten. „Meine Molly! meine arme Molly! — rief die Dame händeringend — noch einmal muß ich sie sehen, noch einmal das theure Thier in meine Arme schließen." Unser Gast packte in der größten Hast seine Kisten und Kasten, bestellte Extrapost, umarmte uns eiligst und flog dahin, um der geliebten Molly die Augen zuzudrücken.

Mehrere Wochen waren seit der Abreise der Forstmeisterin verflossen, da brachte uns der Postbote eines Abends einen Brief nebst einer großen unfrankirten Schachtel. Die Sendung kam von

Frau v. Pulverdampf aus Pfützendorf. Die Dame meldete uns vorerst, unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen, den Tod ihrer geliebten Schweizerkuh und berichtete sofort, daß sie unlängst mehrere Schweine habe schlachten lassen und nicht habe verfehlen wollen, uns Proben ihrer ganz eigenthümlichen Wurstfabrikation hiemit zuzusenden. Schließlich empfahl die Forstmeisterin sich und die hingeschiedene Molly unserm freundlichen Andenken.

Ich hatte das kurze merkwürdige Sendschreiben kaum zu Ende gelesen, da verbreitete sich ein mephitischer Gestank in unserer Wohnstube; es waren nämlich die pulverdampfischen Würste bei der heißen Witterung unter Weges schnell in Fäulniß übergegangen. Der üble Geruch hatte meiner kranken und nervenschwachen Mutter eine leichte Ohnmacht zugezogen und ich verbrauchte ein halbes Pfund Königsrauch und mehrere Gläser von de Cologne um die verpestete Luft zu reinigen. Uebrigens ist mein Mütterchen nun dahin gelangt, seine bisher etwas zu weit getriebene Gastfreundschaft einigermaßen wenigstens zu beschränken.

XXI.

Einige gänzlich unbekannt gebliebene Worte Napoleons.

Das Ganze läuft auf einen Scherz aus. Parturiunt montes et nascetur — ridiculus mus!

Wahrheit bleibt es aber, daß ich unter die Sterblichen gehöre, welche der Mann des Jahrhunderts einer perſönlichen Unterhaltung würdigte. Dieſelbe war weder lang noch wichtig, allein wenn nun einmal zwei Menſchen miteinander ſprechen, ſo nennt man dieſes eine Unterhaltung. Doch zur Sache!

Am Morgen des Tages, an welchem die Schlacht von Absberg geſchlagen wurde, entſendete mich Oberſtlieutenant Laroche mit dem Bataillons-Munitionswagen nach dem Parke, um dort die fehlende Munition zu ergänzen. Man hielt mich zu dieſem Geſchäfte insbeſondere geeignet, weil ich vorher in der Artillerie gedient hatte.

Ich ſaß auf dem Sitze, der vorn am Wagen angebracht war, lenkte zu meinem Privatvergnügen die Pferde, und fuhr die Straße hinan, welche zu dem Park führte.

Plötzlich erhebt ſich vor mir eine Staubwolke und im nächſten Augenblicke erſcheint mir ein dichter Trupp Reiter in ungemein glänzenden Uniformen. Der Trupp ſprengt mir im vollen Galopp

reiche entgegen, worauf demselben ein Männchen auf einem großen Schimmel —

Er trug ein kleines Hütchen,
er trug ein einfach Kleid,
und einen kleinen Degen
trug er an seiner Seit.

Ich hielt in großer Verlegenheit still und wußte mit meinem schweren Wagen dem nahenden vornehmen Trupp nicht auszuweichen. Auf der Stelle, wo ich hielt, lenkte rechts von der Straße ein Seitenweg ein, den ich aber in meiner Verwirrung nicht bemerkt hatte. Napoleon aber, dem nichts entging, rief mir entgegen:

à droite, jeune homme, à droite!

Ich erbob mich von meinem Sitze, machte eine so tiefe Verbeugung, daß ich beinahe vom Wagen gestürzt wäre und schrie aus vollem Halse:

Oui Sire! à l'instant —

damit lenkte ich hastig mein Fuhrwerk rechts, nahm aber in der Angst meines Herzens die Wendung zu kurz und warf den Wagen um.

Weit mag ich mit vollem Rechte behaupten, daß jene Worte Napoleons gänzlich unbekannt geblieben, denn wie viele ehemalige Generale und Stabsoffiziere des todten Cäsars auch schon Memoiren herausgegeben haben, keiner von Allen hat bisher leider des Gespräches erwähnt, welches der Kaiser bei Ebersberg mit einem jungen bayerischen Offizier geführt.

Uebrigens weiß ich recht gut, daß ich zu guter Letzt mit dieser Anekdote böswilligen Rezensenten eine Wiegwaffe gegen mich selbst reiche. Immerhin! solche Herren sind ja doch um Waffen der Art nie verlegen.